Ausgewählte Bibliothek

der

Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Fünfundsiebzigster Band.

Rußlands Novellendichter.

Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen

von

Wilhelm Wolfsohn.

Erster Theil.

Leipzig.
F. L. Herbig.
1851.

Rußlands Novellendichter.

Erſter Theil.

Rußlands Novellendichter.

Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen

von

Dr. Wilhelm Wolfsohn.

Erſter Theil.

Helena Hahn. Alexander Puſchkin.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

Inhalt des ersten Theils.

Seite

Helena Hahn 1

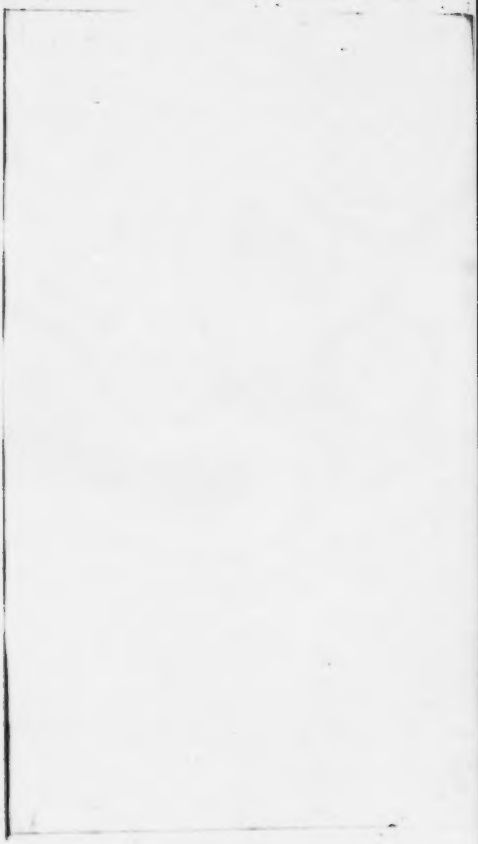
Erzählungen von Helena Hahn:

I. Dschellaleddin 37

II. Utballa 143

Alexander Puschkin 249

Die Capitainstochter. Von Alexander Puschkin 283



Helena Hahn.

An Sophie von M. in Moskau.

Sie kennen das Gefühl, verehrte Freundin, mit welchem man in einer zahlreichen, gemischten Gesellschaft sich nach einem bekannten Gesichte umsieht, wenn irgend ein lebhafter Eindruck sich zum Ausspruch drängt. Ich habe es immer empfunden, so oft ich etwas dem vielköpfigen Publikum mittheilte: welche Art der Mittheilung ich wählen mochte, und wie groß der Kreis war, an den ich mich wandte, überall habe ich eine befreundete Seele gesucht, bei der ich Schutz finden könnte für manchen warmen Gedanken, den ich vielleicht unbeholfen in die Welt geschickt, oder innigern nähern Antheil, wenn ich für irgend eine Meinung wohlbewaffnet, ja siegesgewiß in die Schranken trat.

Aber weiß man nun einmal, wo die verwandte Ansicht, der befreundete Geist zu finden ist, so muß man ja den Weg zu ihm mit geschlossenen Augen gehen können, und wozu eine Briefadresse, ein Namen, wozu überhaupt ein äußeres Merkzeichen, wenn man nicht blos von der Einbildungskraft und Erinnerung, sondern auch von dem unmittelbarsten Zuge des Herzens so sicher ge-

leitet wird? Bedarf man deſſen für ſich ſelbſt nicht — für Andere doch keinesfalls?

Sie ſehen, daß ich das Recht dieſer Frage anerkenne: aber nicht wahr, Sie werden es nicht geltend machen? Sie wiſſen ja auch, daß die Einbildungskraft und das Herz des Menſchen an Zeichen hängt. O, kein Zweifel, es iſt etwas Lebendiges im Namen, und —

Nun, wie dem auch ſei, mir thut es ganz beſonders wohl, daß ich den Erzählungen der edeln Helena Hahn einen Geleitsbrief gebe, der ein Brief an Sie iſt.

Die deutſche Frau, die eben erſt ihre blühende Heimat am Rhein verlaſſen, auf dem allernationalſten Fleckchen ruſſiſcher Erde, mit der tiefſten Mitempfindung für alle Aeußerungen echter gemüthvoller Weiblichkeit auf fremdem Boden — ſo nehmen Sie vor meinen Augen den Standpunkt ein, von welchem Helena Hahn ſich am richtigſten beurtheilen läßt. Und wie gern möchte ich ſie ſo beurtheilt wiſſen! Alſo gönnen Sie mir, daß ich auch Andere auf Ihren Standpunkt führe.

Aber glauben Sie nicht etwa, daß ich ein Wort der Kritik ausſchließe, wie es Männern anſteht! Die Recenſenten werden mir ſogar geſtatten, daß ich überall, wo ich in dieſem Buch dazwiſchenrede, ihnen vorgreife. Ich denke, hier bin ich durchaus dazu berechtigt.

Bevor ich jedoch irgend einem kunſtrichterlichen Anſpruch begegne, will ich unſere Dichterin aus dem Lebensinhalt ihres ganzen Weſens charakteriſiren; bevor ich die Geſtaltung ihrer Werke berückſichtige, will ich den Blick auf das richten, was in ihnen eigentlich nach künſtleriſcher Geſtalt und Form ringt — was ſich in ihnen ſpiegelt.

Es ist nicht mehr und nicht weniger, als eine jugendlich reine, schön weibliche Seele, in ihren Beziehungen zur russischen Gesellschaft, unter den russischen Nationalverhältnissen, eine Seele, die an die sittlichsten Zustände des Weibes all ihr Dichten, Denken und ihre glühendste Begeisterung gewendet, die aber, da weder ihr Charakter, noch ihr Talent nur um einen Schritt über das Weibliche hinausgeht, alle diese Zustände nicht anders als in persönlicher und localer Umgrenzung betrachtet.

Denn die Lebensanschauung einer Frau, die in der Sphäre ihres Geschlechtes bleibt, hat immer die engsten Grenzen der innern wie der äußern Welt, in der sie lebt. Was sie über diese hinausführt, ist, gleichviel ob als Fehler oder als Vorzug, etwas Unweibliches. Der kriegerische Muth, der ein Weib von dem häuslichen Herd aufs Schlachtfeld zieht, der philosophische Geist, der sie aus der stillen Hingebung an ihr Glaubens- und Liebesgefühl auf die hellen aber auch kalten Höhen der Wissenschaft und in die Stürme des Zweifels treibt, der stolze Freisinn, der sie die enggesellschaftliche Form zu Gunsten weltbürgerlicher Ungebundenheit verachten läßt, tritt uns eben so als unweiblicher Charakter entgegen, wie wir in der künstlerischen Kraft einer Dichterin, die von den Entwickelungsverhältnissen ihres Volkes sich unabhängig macht, und über alle Bildungseinflüsse ihrer Gesellschaft sich erhebt — so groß und bewundernswerth sie sein mag — doch nur ein unweibliches Talent sehen.

So lange wir als Genie nur die höchste Geistesfähigkeit bezeichnen, die innerste Macht zu gestalten und zu schaffen, liegt in der Verbindung des Genies mit weiblichem Element für mich ein Widerspruch, der sich

mir denn auch immer in den Werken solcher genialen Frauen angekündigt. Hätten wir aber diese Bezeichnung auch für die höchste Herzensfähigkeit, für die ausgebildetste Kraft, die heiligen Wahrheiten des Herzens sich zum Bewußtsein zu bringen, und große Lebensgedanken zu empfinden; gälte auch dies vor unserer ästhetischen Kritik als Genialität — dann würden wir in der Literatur und Kunst weibliche Genies finden, im schönsten Einklang dieser beiden Worte und im wahrsten Sinn.

Ein solches Genie ist Helena Hahn.

Sie hat mitten unter ihrem Volke sich gebildet, an seine Culturverhältnisse ihre Erfahrungen und Betrachtungen gelehnt: Erfahrungen eines kurzen vereinsamten und vielfach beengten Lebens! Aber es giebt keinen Gedanken des Lichtes und der Freiheit, wie er ein weiblich Herz ergreifen und erfüllen kann, und zu welcher Zeit, bei welchem Volke er sich geäußert, der nicht in ihr zur tiefsten Entwickelung gelangte. Sie hat zwar nichts gemein mit politischen Debatten, nichts mit liberalem Phrasenthum, aber alles, was Licht und Freiheit dem weiblichen Berufe bietet, hat sie mit heißblutender Seele erfaßt. Und wer will leugnen, daß der Frauen größte Sendung die Pflege des sittlichen Lebens, ihr innerster Beruf die Liebe ist! Nun, alles, was in der Liebe beglückt und vernichtet, ihre schönste Ueberzeugung und ihre bittersten Täuschungen, ihr Todesweh, aber auch ihre unversiegbare Trostquelle und jener heilige Schmerz, der nicht verzweifelt, der eben so der stolzesten Erhebung, wie der göttlichen Demuth fähig, alles, was in weiblicher Opferung und Duldung Großes und Rührenderhabenes ist, hat unsere Dichterin in wechselvollen Bildern umschwebt, hat

sie in stürmendem Mitgefühl durchdrungen und gab ihr die Feder in die Hand. Es ist die Grundzeichnung aller ihrer poetischen Gemälde, mag auch die Ausführung derselben ihr noch so wenig gleichkommen, es ist der Grundgedanke aller ihrer Combinationen, der bedeutsame Sinn aller ihrer Mittheilungen, obgleich dieser Größe der Intention ihr Ausdruck keineswegs entspricht.

Und halten Sie das bei ihr ja nirgends für einen im Uebrigen ziellosen Ausfluß weiblicher Phantasie und Erfindung! Nein, darin eben unterscheidet sich Helena Hahn von so Vielen, welche die Kraft des Weibes dargestellt, in ihrem Liebesberuf zu leben und zu sterben; sie entwickelt nicht allein diesen, sie begründet die Forderungen eines solchen Berufes in allen sittlichen Verhältnissen. Es ist keine Gefühlsschwärmerei, die den süßen Aether einer idealen Traumwelt einsaugt; es ist, wie ich schon andeutete, ein Gedankenleben, das einen festen Boden sucht. Sie hat von der Wirklichkeit gar hohe Begriffe. Hören Sie, was sie selbst darüber sagt:

„Die Wirklichkeit, die so viele Dichter herabsetzen, ist das allein Wirkliche im Leben des Menschen; mithin muß sie auch die Quelle alles Schönen und Erhabenen sein können, wie alles Schlechten. Diese Wirklichkeit ist die Wurzel unseres Daseins, eine oft schmutzige, fast immer unschöne Wurzel, aber sie giebt Saft und Kraft den schönsten Blumen des Lebens — den Gedanken und Gefühlen des Menschen. Von uns hängt es ab, die Pflanze zu veredeln, indem wir uns bemühen, daß sie keine tauben Blüten treibt, die, wenn sie abgeblüht, nutzlos in der Luft zerstieben, sondern solche, die zu Frucht des Nützlichen und Guten reifen."

Mit allen Folgerungen einer moraliſchen Ueberzeugung wie dieſe tritt ſie entſchieden der Socialbildung der ruſſiſchen Frauen entgegen. Sie iſt von ihr mächtig berührt worden: aber es wirkte dieſelbe auf ſie, wie jede ſeelenloſe Convenienz auf edlere Naturen — zur Oppoſition herausfordernd. Und Helena opponirte wie nur ein echt weiblich Gemüth es vermag. Sie läuterte ſich ſelbſt im eigenen Drange, forſchte Tag und Nacht in dem ewigen Moralgeſetze weiblichen Lebens, trat damit nicht hinaus auf den Tummelplatz lärmender Meinungen, nicht aus ihrem beſcheidenen Kreiſe; aber im Stillen hat ſie gekämpft und gelitten, um es zur Geltung zu bringen, und iſt in dichteriſcher Glut aufgewallt, um es zu vertheidigen gegen Willkür und Lüge, gegen Leichtſinn und Uebermuth, gegen Kälte und Heuchelei.

Sie iſt es werth, daß man ſie aus dem Dunkel zieht, in das ſie während ihres anſpruchsloſen Daſeins ſich ſelbſt gebannt; ſie iſt es werth, daß ſie nicht in ihrer Einſamkeit bleibt unter den ruſſiſchen Schriftſtellerinnen — denn keine erreicht ſie nur im Entfernteſten in dieſem Nachdruck und dieſer Wahrheit tiefinnerer Betheiligung an den größten Momenten des Frauenherzens. Unter ihren Schweſtern aber in Deutſchland und Frankreich mag die Frage über die Erziehung, Aufgabe und ſittliche Beſtimmung der Frauen manche mit bedeutenderm Talente beantwortet haben, doch gewiß keine begeiſterter und mit edlerer Geſinnung.

Und wer ſollte nicht mit Antheil, von welchem Ende der Welt es ſei, eine begeiſterte Frauenmeinung in dieſer Frage hören?

Es iſt eine ewige: und wie alle ewigen Fragen in einer

Zeit ſittlichen Ueberganges und großer moraliſcher Intereſſen eigentliche Zeitfragen werden, ſo iſt dieſe es in der unſern geworden.

Ueber unſere Zeit wird erſtaunlich viel gefabelt. Zwar wir Alle fühlen, daß ungeheurer Krankheitsſtoff in alle menſchlichen Verhältniſſe eingedrungen: aber gönne man doch der Lebenskraft der Menſchheit ihn fiebernd auszuſtoßen! Das ſind Kleingeiſter und Schwachmüthige, die bei einem Gewitter in der moraliſchen Atmoſphäre gleich alle Beſinnung verlieren: aber für frevle Selbſtlinge erkläre ich Jene, die es verwünſchen, wenn der moraliſche Boden danach lechzt, nachdem er lange genug unter ſtumpfer Entartung, unter veralteten Vorurtheilen und Gewohnheiten in unfruchtbarer Dürre gelegen! Nicht als ob ich ſagte, daß die Schrecken eines ſolchen Gewitters und ſeine Verheerungen nicht Jeden zum Ernſt, zur Trauer ſtimmen, und ſogar mit einer leicht verzeihlichen Angſt erfüllen müßten: doch wer das Naturgeſetz der Menſchheit in der Geſchichte erkannt, der wird in die geläuterte Zukunft blicken, und nie und nimmer vergeſſen, daß nichts fällt und in Flammen aufgeht, was des Herrn Hand erbaut hat.

Sollte es aber noch eines Beweiſes bedürfen, daß in dieſer ſtürmenden Zeit, in dieſer trüben Gährung intellectueller Elemente ein guter Geiſt arbeitet, ſo ſehe man auf das ſittliche Thermometer aller Zeiten: auf das Leben, die Stimmung, die Gedankenthätigkeit der Frauen.

Hier will ich nur ja an keines der Stichwörter jener Modebegeiſterung greifen, die Gutes und Böſes durcheinander wirft, und die edelſte Bewegung verwirrt. O nein! laſſen wir unſere Titaniden, die Recht und Geſetz

mit Füßen treten, laſſen wir unſere überlauten Wortheiden, die ja auch ſchon längſt das ſogenannte Frauenemancipationsthema in allen Tonarten abgeleiert und als abgenutzt bei Seite gelegt. Ich weiſe auf jene wirklich großartige Erſcheinung, in der wir den Antheil der Frauen an der geiſtigen Erregung der Zeit erkennen; ich weiſe auf den Kampf für die ſittliche Würde und Wahrheit ihres Geſchlechtes, den in ganz Europa hochherzige Dichterinnen führen.

Dieſer Kampf hat je nach den localen Verhältniſſen mehr oder weniger Ausdehnung, Macht und Bedeutung. In Frankreich, unter dem Sturmgeläute von Laſtern und Leidenſchaften, in der plebejiſchen Verhöhnung weiblichen Seelenadels — da iſt es erklärlich, daß ein ſolcher Kampf nicht einmal in den Grenzen der Weiblichkeit bleiben kann, daß in ihm erſt die Frauenentwürdigung geächtet, bevor die Frauenwürde behauptet wird — da konnte denn auch nur ein ſo wunderbarer Genius beſtehen, wie der Dudevant, der ein durchaus überweiblicher iſt — aber Thoren, die den heiligen Schmerz dieſes Weibes ächten wegen ihrer freigeiſteriſchen Extravaganzen! In Deutſchland, wo die Haustyrannei und das Philiſterium den weiblichen Geiſtesaufſchwung niederhält, äußert dieſer Kampf ſich freilich in andern Erſcheinungen, und ſo überall je nach der Entwickelung, der Größe und dem Umfang der Culturzuſtände, bald in häuslicher Stille, bald vor dem Forum der öffentlichen Gerechtigkeit, in milder Lehre und idylliſcher Lebensabſpiegelung, oder in feurigen Schutz- und Trutzreden.

Und Rußland? Wir können es der europäiſchen Welt nicht mehr vorwerfen, daß ſie die Blicke nicht aufmerk-

ſam genug auf das rieſige Grenzland Aſiens, den chriſtlichen Milchbruder des Orients, wendet. Aber Rußland iſt den Verhältniſſen, und ſomit auch den Kämpfen, Leiden und Krankheiten der europäiſchen Entwickelung noch fern. Es hat kaum erſt ſeinen ungeheuern Völkerverband organiſirt, und wird ſich noch ſehr lange damit beſchäftigen müſſen, nur den Boden urbar zu machen, in welchem die Keime ſeiner nationalen Entwickelung liegen. Die Geſellſchaft aber, die dort in üppigem Flor europäiſcher Bildung und Geſittung ſteht, iſt eben nur ein eingehegter Kunſtgarten; viele edle Pflanzen wachſen da im Freien, aber eine große Menge fördert die Treibhauscultur, die freilich, wo ſo außerordentliche Mittel aufgeboten werden, auch eine ungemeine Höhe erreicht hat. Was nun den ſtaatlichen Organismus betrifft, die Art wie der nationale Boden angebaut wird, ſo ſehen wir darüber von den europäiſchen Völkern alle Tage mit dem größten Eifer mikroſkopiſche und teleologiſche Betrachtungen angeſtellt. Anders jedoch iſt's mit jenem Garten der Geſellſchaft. Es fehlt nicht an Fremden, die ſich darin umgethan, Alles genoſſen, was eine ſolche Gartencultur bietet, dabei auch natürliche Keime ſehr ſchön aufgehen ſahen, eben ſo wie ſie ſich von dem Kränklichen einer überkünſtelten, prangenden Unnatur und ſogar von vielen Giftpflanzen genauer unterrichtet. Von Zeit zu Zeit haben ſolche ihre Erfahrungen den Ausländern mitgetheilt. Aber das blieb alles Privatmittheilung, die nicht weiter beachtet wurde. Die öffentliche Meinung im Auslande ſtützt ſich dagegen auf das, was von dieſem Garten das irrende Vorurtheil oder die irrende Phantaſie ſagt. Jenes irrt bekanntlich in finſterer Nacht,

und ihm erscheint er als ein Urwald, in welchem pelzbekleidete Bojaren hausen, in welchem es nicht recht geheuer ist u. s. w. Die Phantasie, die sich so gern in romantischer Dämmerung ergeht, erblickt dort einen Zauberhain mit Goldbergen und unzähligen Tischlein deck' dich, und Wünschel- und andern Ruthen, und der Himmel weiß, was sonst noch für Spuk und Gespenster. Daß darin auch Frauen ihre Rolle spielen, daß man ihnen irgend ein Walten und Ordnen zutraut, versteht sich bei der einen wie bei der andern Ansicht. Aber wer fragt nach einer moralischen Bedeutung derselben, wer denkt daran, daß sie Menschenerzieherinnen sind? Im günstigsten Falle sind sie der romantischen Phantasie verzauberte Prinzessinnen von fabelhafter Schönheit, fabelhaftem Reichthum — des ungünstigern nicht zu gedenken. Wenn aber Russinnen, wie so viele, im Auslande leben, so sprechen sie deutsch, französisch oder englisch, und um ihre vaterländischen Verhältnisse kümmert sich Niemand.

Es ist schon im Culturinteresse nothwendig, an die sittliche Stellung der Frauen in Rußland zu erinnern, und öfter, als es bis jetzt auch in den Privatmittheilungen Fremder geschehen, ein Wort über ihren Charakter und ihre Bildung zu sagen. Ich thue es hier nur, um Ihnen nachzuweisen, inwiefern der jetzt allgemeine Kampf weiblicher Poesie für Frauenwürde und Wahrheit sich auch in Rußland zeigt: denn da muß ich zunächst die Einflüsse erwähnen, gegen welche sie dort vertreten werden.

Das Misverhältniß, das man in Rußland zwischen der gebildeten Gesellschaft und dem Volke findet, zeigt sich schon, wenn man tiefer darauf eingeht, in den Prin-

cipien, nämlich zwischen der Bildung, welche jene anstrebt, und der Nationaleigenthümlichkeit; daher wird es denn auch von edlen Geistern jetzt so schmerzlich empfunden. Dieses Misverhältniß tritt nun ganz besonders in der weiblichen Erziehung entgegen. Denn auf nationalem Boden führt diese jetzt zu gar keinem geistigen Interesse, und in geistigen Interessen auf gar keinen nationalen Boden. Daraus geht aber augenscheinlich hervor, daß es bei diesem Mangel in beiden Richtungen einerseits zu keiner Volksgesittung, andrerseits zu keinem Nationalgeiste kommt, daß daher gewissermaßen die Sittlichkeit im öffentlichen, die Oeffentlichkeit im sittlichen Leben fehlt.

Diese verkümmerte Entwickelung auf der einen und unnatürliche auf der andern Seite liegt großentheils in den Folgen jener Frühcultur, die der gewaltige Zar Peter allen Verhältnissen seines Volkes abgewann. Ich gehöre wahrlich nicht zu Denen, welche die befruchtende Kraft eines so strahlenden Genius verkennen. Wie sollte man nicht daran denken, daß er in die Nacht des Aberglaubens und der Barbarei taghell hineingeleuchtet, und so lange vor der intellectuellen Blütenzeit seiner Nation diese zu einem mächtigen Wachsthum gefördert hat? Aber mit der begreiflichen Ungeduld eines Menschen hat er sein Werk, dessen Ausführung er Jahrhunderten überlassen mußte, schon während seines Lebens wenigstens in äußerer Gestaltung durchgeführt sehen wollen. So hat er sich denn fast mit dem Aufwand all seiner Macht an Aeußerlichkeit gelehnt, und darüber theilweise die innere Organisation vernachlässigt, über die freilich sein Lebensalter hinweggegangen wäre, ohne daß er sich nur am hundertsten Theil jener Erscheinungen hätte er-

freuen können, die seinem hochsehnenden Geiste vorschwebten. Seine schöpferische Wärme wandte er mehr daran, allen Einflüssen der historischen Jahreszeit zum Trotz einen reichen Blumenflor zu erziehen, als den hartgefrornen Boden des Volksthumes nach und nach aufzuthauen: da konnte er denn die Nachtheile nicht vermeiden, die eine Frühbildung immer hat, da weder der Einzelne noch ein Volk ohne Nachtheil das Gesetz zeitgemäßer Entwickelung übertreten kann.

Sehen wir nun namentlich auf das Verhältniß der Frauen. Auch sie verdanken Peter ihre Wiedergeburt im Geiste eines christlichen Staates, wie das ganze Leben Rußlands. Peter hat sie im wörtlichsten Sinne emancipirt. Aus der orientalischen Sclaverei und Erniedrigung hat er sie in allen Ständen erlöst; dazu reichte seine Riesenkraft hin: aus der moralischen Unbedeutenheit und Bewußtlosigkeit, die Sie dort noch jetzt bei Frauen der untersten Classen finden, reißt kein Machtgebot, noch selbst die durchgreifendste äußere Sittenveredelung. Indessen muß man sich jene Erniedrigung vor Peter nur vergegenwärtigen, um es recht zu fassen, welches Erlösungswerk er an ihnen gethan. Die Mongolenherrschaft in Rußland hat sich auf eine fürchterliche Weise in das Blut der Nation eingebrannt. Denken Sie nur, ein Volk, das so tief im Christenthume wurzelt, hat von diesen halbwilden Asiaten die allerunchristlichsten Begriffe, Sitten nnd Gewohnheiten angenommen, deren Spur auch heutzutage nicht ganz vertilgt ist. Bei solchen Einflüssen warf der helle Sonnenaufgang christlicher Begeisterung im Mittelalter auf Rußland kaum einen Strahl, wenigstens keinen solchen, der

im Volke auch nur eine Ahnung jener Tugenden, jener Poesie und jener Gemüthserhebung hervorgerufen hätte, die wir im Ritterthume finden. Diese ganze Periode religiöser Bewegungen ging an Rußland ohne Nachhall vorüber. Während im Occident am Glorienschein Mariens sich die romantische Frauenverehrung entzündete, während nachher auch bei allen Abirrungen von dieser reinen Quelle, auch im sittenlosen Getändel der Ritter die Frauen ihre sittliche Herrschaft übten, verblühten sie hier in ihrem asiatischen Gynäceum, in den hohen Terems, wo ihre einsame Phantasie nur in den Ammenmährchen Spielraum fand, wurden dann zur Ehe ohne alle Zurechnungsfähigkeit „abgegeben" (ein Terminus, der noch jetzt sprachgebräuchlich ist), verhandelt, wie denn die stereotype Anrede der russischen Freiwerberinnen sie noch heutzutage als Waare bezeichnet*) und blieben hinter ehelichem Schloß und Riegel auch nur durch Einsamkeit und Einheit von den Harembewohnerinnen unterschieden. Als Peter auf einmal ihre Ketten sprengte, sie in den freien Verkehr der civilisirten Welt hinaustrieb, und zu den gesellschaftlichen Formen derselben, als er ihnen Eigenständigkeit, Wahl, Prüfung bei ihren wichtigsten Lebensschritten aufdrang — stieß er auch hier mit seinen Meinungen auf eingewurzelte Gewohnheiten, auch hier fühlte sich der Volksglaube verletzt: aber ein ernstlicher Widerstand war nur bei den ältern Weibern vorauszusehen, die den angebornen Sinn für neuen Putz, für Mode schon abgestumpft, und nicht mehr die Aussichten

*) У васъ товаръ, у насъ купецъ. „Ihr habt die Waare, wir den Käufer."

jugendlicher Gefallsucht hatten; bei den jüngern dagegen mußte sich dies bald vordrängen, und wurde durch sie der mächtigste Hebel für die von Peter verbreitete äußerliche Bildung. Sie eigneten sich dieselbe mit leidenschaftlicher Hast an, und mit jener Beweglichkeit des Geistes, die Frauen überall auszeichnet. Die europäische Verfeinerung griff schnell und mächtig um sich, und wo es an geistigen Mitteln fehlte, zu dieser zu gelangen, eine höchst geschmacklose Prunksucht. So gestaltete sich denn neben der grellgeschminkten, regenbogenfarbig bebänderten und goldüberladenen Classe der Kaufmannsfrauen, die in reizloser todter Fülle vegetirt, die sogenannte haute volée, und in ihrem Gefolge überhaupt die gebildete Gesellschaft, die mit ihrem Streben, ihren Genüssen und all ihrem geistigen Luxus sich in einem Schein- und Paradeleben, in Gleißnerei und Lüge aufpflanzte.

„Ich hoffe das nimmt Keiner krumm,
Denn Einer ist kein Publikum."

Dieser Zustand ist es, dessen Grundlage bis jetzt unverändert geblieben, dessen Wirkungen und Consequenzen sich nur erweitert, dessen Phasen eben nur die Wandlungen der Mode waren. So wenig jene geistlose Mittelclasse, von der ich sprach, dadurch, daß sie französische Hüte aufgesetzt, einen Fortschritt zu dem ästhetischen Geschmack der gebildeten Gesellschaft gemacht hat, so wenig ist diese dadurch, daß sie sich wirklich bis zu geistigem Glanz polirt, und sich dabei der feinsten Ingredienzien von Kenntniß und Geschmack, selbst eines gewissen Beisatzes von Gefühl und Leidenschaft bedient, irgendwie zur Wahrheit und Natur fortgeschritten. Im Gegentheil, ich finde darin die gesteigerte moralische Täuschung und

Unwahrheit, das eben, was ich als erweiterte Consequenzen des gesellschaftlichen Princips bezeichnet habe.

Denn leider sind die russischen Frauen von dem Schaugerüste des socialen Lebens, auf das sie zuerst aus ihrem häuslichen Versteck hinausgetrieben worden, nicht wieder abgetreten. Freilich unter dem äußern Anputz der Civilisation, den man ihnen damals über Nacht aufgeworfen, unter dem Flitter europäischer Weltmanieren, der ihrem eigenen Wesen so neu, so ungewohnt war, paßten sie nicht sowol für die Wirkungskreise als auf die Scene der Gesellschaft. Jetzt aber sind sie nach den Mühen einer langen Erziehung innen und außen civilisirt, tragen alle Hüllen des Weltanstandes so leicht und malerisch, wie wenige ihrer Schwestern in Europa: und sind denn doch nur auf der Scene geblieben. Keine Marionetten mehr — nein, denkend und selbständig: aber ihr ganzes Verhältniß ist doch nur ein Wechselverhältniß von Spielen und Schauen, und der Beruf, den sie sich angebildet, verhält sich zur Wahrheit des Lebens, wie die Bretter, welche die Welt bedeuten, zur Welt.

Ich will die Liebe und Begeisterung, die Tugenden und Talente an sich nicht bezweifeln, die hier so geputzt auftreten, so hellbeschienen von den Salonkerzen, so angegafft von dem Salonpublikum; ich bezweifle nur ihren unmittelbaren Ausdruck. Aus der Rolle, die ein Schauspieler durchführt, spricht seine Persönlichkeit auch dann nicht, wenn der fremde Charakter vollkommen dem seinigen gleicht; die wohlgesetzten Reden mögen ihm aus der Seele gehen, aber sie sind studirt.

Ich urtheile gewiß mild, wenn ich annehme, daß die Heuchelei, zu welcher die weibliche Erziehung in dieser

Gesellschaft vorbereitet, oft nur eine Heuchelei der Form ist: aber auch so schlimm genug! Darin verlieren höhere Naturen ihre Unmittelbarkeit, und gemeine allen Ernst und alle Ehrlichkeit. — Dieses Maß, nach welchen wie auf einem Prokrustesbette die Naturanlagen ausgespannt oder verkürzt werden, mag bisweilen unsern Geschmack bestechen, aber nie unser sittliches Urtheil. Denn worauf läuft es anders hinaus, als auf Illusion? Und die Lehre zu scheinen beeinträchtigt immer die Lehre zu sein, wenn man auch wirklich ist, was man scheint.

Wie nun die moralischen Schäden einer solchen Geistesrichtung in die Augen fallen, so liegt die Unersprießlichkeit derselben für eine nationale Bildung auf der Hand. Schon ganz im Allgemeinen setzt diese ernste Lebensinteressen voraus, ein vom höchsten Sinn der Humanität geleitetes Streben, auf der Grundlage gemeinsamer Neigungen, Mittel und Kräfte die große Aufgabe des menschlichen Daseins zu lösen; in solchen Ernst darf Keiner mit Spiel und Tand hineingreifen, sondern jeder Einzelne sein Pfund der gemeinsamen Errungenschaft widmen. Dem untern Volke in Rußland ist dieser Nationalsinn noch ganz fremd, weil es noch keinen solchen Humanitätssinn kennt, weil es überhaupt noch nicht die Periode der nationalen Begriffsentwickelung erreicht hat, und der Weg zu geistigen Interessen, wie gesagt, ihm noch gebahnt werden muß. Die einzigen aber, die das thun könnten, haben den gesellschaftlichen Gesichtspunkt so verrückt, daß er mit jenen Nationalforderungen in völligem Widerspruch steht. Und unter diesen Gesichtspunkt zieht und erzieht man die Trägerinnen des gesellschaftlichen Lebens, die Frauen. Sie

ſollen alle geiſtigen Mittel in gleißendem Müſſiggang aufzehren, in einem Feſttagsverkehr, in welchem die arbeitenden Kräfte der Seele feiern, und nur der Genußſinn arbeitet. Dann iſt das Beſondere der Nationalität der Selbſtzweck ihres Strebens, die perſönliche Berechtigung und die Freiheit des eigenen Urtheils, das bei den Völkern in ihrem hiſtoriſchen Bewußtſein liegt, wie bei dem Einzelnen in ſeinem religiöſen Gewiſſen. Hier aber, wo ſich alles Streben um die optiſche Wirkung auf Andere dreht, vernichtet man jede verrätheriſche Eigenthümlichkeit, und das Gewiſſen vertauſcht ſein eigenes Urtheil mit der Modemeinung von heute und geſtern, nachdem man ihm eine Sophiſtik gelehrt, die ſich trefflich abfindet mit der Religion und der ewigen Moral.

Die Nationalität entborgt dem fremden Geiſte nur, was ihr Beſitzthum erweitert, ohne den eigenen zu veräußern. In dieſer Geſellſchaft dagegen veräußert man auch den fremden, denn man eignet ſich alles nur an, um es zu Markte zu tragen: und deſſen iſt nicht wenig.

Du lieber Himmel! was wird hier nicht verſchwendet an Zeit und Fleiß und den beſten Fähigkeiten, um die elende Scheidemünze geſelliger Anerkennung zu erhandeln! Miethlinge aus allen Weltgegenden bauen und bauen an dem zarten Kindesgeiſte; und was wird daraus? Oft nur ein wanderndes Babel von Begriffen und Sprachen und Künſten. — O, das muß ein ſtarkes Herz ſein, das dieſe Verwirrung nicht betäubt!

Hier iſt das Eldorado der Gouvernanten; hier iſt ihre Weisheit in einer Menge öffentlicher und Privatſyſteme entwickelt. Ich bin weit entfernt, ſie herabzuwürdigen, und bedauern kann ich nur jene unglücklichen

Werkzeuge elterlicher Laune, die mit den griechischen Weisheitslehrern in Rom Das gemein haben, daß sie Sclaven sind. Ehre den Vielen, die ihren großen Einfluß zum Segen anwenden! Aber die andern? Gott weiß, wie sie es machen, daß sie ihren Zöglingen Worte und Töne lehren, die mehr als genug sind, eine ganze Welt von Ideen und Gefühlen auszusprechen, und sie zugleich um das natürlichste einfachste Verständniß sittlicher Unfreiheit bringen! Ein Glück noch, wenn diese Schülerinnen nach überstandener Lehrzeit in eine andere Schule kommen, in die des Lebens, gleichviel ob dieses außer ihnen oder in ihnen sie lehrt: dann erkennen sie ihre Lage, und oft mit einem Schrecken, der sehr heilsam ist.

Doch brauche ich Ihnen, verehrte Freundin, die Sie solcher lebendigen Beispiele in Ihrer Nähe genug haben, nicht zu sagen, daß gar viele edle Individualitäten schon durch ihre natürliche Begabung mit diesen Einflüssen in Conflict gerathen. In Berührung mit ihnen muß jede kommen, selbst eine solche, deren Erziehung ihnen ganz und gar nicht unterlegen, wie unsere Dichterin.

Diese hat denn aber auch in all dem flimmernden Scheinleben nicht nur das Unwahre und Unfreie, sondern außerdem die haltlose untergeordnete Stellung nachgewiesen, welche der Egoismus und die Despotie der Männer benutzen.

„Uns Frauen," ruft sie einmal aus, „errichtet man Throne in der Gesellschaft; unsere Eigenliebe schmückt sie, und wir bemerken nicht, daß es Glimmerthrone auf drei Füßen sind, daß wir nur ein wenig das Gleichgewicht zu verlieren brauchen, um herabzufallen, und

von der rücksichtslosen Menge zertreten zu werden. Wahrlich! manchmal scheint es, als sei die liebe Gotteswelt nur für die Männer geschaffen! Ihnen steht das All mit seinen Geheimnissen offen, ihnen Ruhm, Kunst, Wissenschaft, ihnen Freiheit und alle Freuden des Lebens. Das Weib wird von der Wiege an in die Anstandsfesseln geschmiedet, und mit der Frage geschreckt: Was werden die Leute dazu sagen? — Und wenn nun ihre Hoffnungen auf häusliches Glück nicht in Erfüllung gehen — was bleibt ihr dann außer ihr? Ihre Erziehung erlaubt ihr nicht einmal sich einer ernsten Beschäftigung zu widmen ꝛc. ꝛc. *)."

Ich sehe schon, wie Sie nach diesen Worten zweifeln, daß Helena Hahn die Erfahrungen eines vereinsamten Lebens ausgesprochen. Ich höre schon, wie Sie mir zurufen: Nun lassen Sie die Allgemeinzustände, die Sie uns ja noch in den von russischen Dichtern selbst entworfenen Gemälden vorführen wollen — erzählen Sie mir von ihr ... was muß sie nicht erlebt haben!

Ich gebe zu, daß dieser bewegten Seele jeder neue Eindruck ein Erlebniß war — sonst aber erinnere ich

*) Um einem scheinbaren Widerspruch mit dem, was ich über den Charakter unserer Dichterin bemerkt, hier zu begegnen, weise ich darauf hin, daß das Streben über die Grenzen des Weibes hinaus, das sich in dieser Aeußerung kund gibt, nur eines über die conventionellen, nicht über die natürlichen ist. Es wird durch den sittlichen Rechtsgrund unterstützt: der Mann darf hingehen, wohin ihn sein Geist treibt; warum dürfen wir nicht dem unsern folgen? Warum nicht auch unseren Fähigkeiten die Gotteswelt eröffnen, daß wir in einem uns angemessenen ernsten Wirken Freude und Beruhigung finden, wenn sie uns sonst fehlen?

Sie, daß sie in weiblicher Zurückgezogenheit ihres Gleichen sucht.

Schon deshalb würde ich nur umrißlich ihren äußern Lebenslauf bezeichnen, wenn mir auch mehr biographische Nachrichten über sie zugekommen wären, als es wirklich der Fall ist. Hier Alles, was ich Ihnen von ihr zu sagen weiß *):

Sie war die Tochter eines hochgestellten Beamten, des Herrn von Faddejew, der um die Zeit, als sie geboren wurde (im J. 1815), oder wenigstens kurz nachher in Südrußland die Angelegenheiten der schwäbischen Colonien leitete. Seine Frau gehört zu den wenigen Damen Rußlands, die den ganzen Ernst des mütterlichen Berufes kennen, und die Bestimmung ihrer Kinder ohne Eigensucht, ohne kleinliche Gesellschaftsrücksichten ins Auge fassen. Sie übernahm denn selbst mit unausgesetzter Sorgfalt den Unterricht des Mädchens, das eine sehr rasche Entwickelungsfähigkeit ungewöhnlicher Anlagen zeigte. Diese kam der Mutter trefflich zu Statten, da es ihr um so leichter wurde, einen festen Grund zu legen, auf welchem die Tochter mit eigener Hand fortbauen konnte, wenn die mütterliche erschlaffen, oder ihr ganz fehlen sollte. Leider geschah dies nur zu bald. Die würdige Frau fiel, als Helena kaum dreizehn Jahr

*) Für einige nähere Mittheilungen bin ich Herrn Krajewsky in Petersburg, dem Redacteur der „Vaterl. Memoiren", zu Danke verpflichtet, und einer freundlichen Landsmännin, die ich hier in Leipzig kennen gelernt, der Frau eines deutschen Gelehrten, die in Astrachan mit unserer Dichterin und deren ehrwürdiger Mutter schöne Tage gelebt.

alt war, in eine schwere Krankheit, in deren Folge es ihr unmöglich wurde, die geistige Pflege ihres Kindes auch auf die wissenschaftliche Seite hin auszudehnen. So jung Helena war, sie empfand diesen Mangel gleich und lebhaft, ihre unersättliche Wißbegierde quälte sie, und bald fing sie an, mit den Mitteln, die man ihr schon an die Hand gegeben, ihr neue Nahrung zu verschaffen. Es ist etwas Außerordentliches, ein Mädchen in diesem Alter auf dem autodidaktischen Wege mit einer Selbständigkeit und Sicherheit fortschreiten zu sehen, die sie zu einer ebenso freien als allseitigen Bildung führen mußte. Das hatte sie nun theils der frühen Anleitung der Mutter zu danken, theils ihrem feinen Instinct, der sie auf keinem Schritte irren ließ. Je weiter sie von fremder Hülfe war, desto mehr steigerte sich und reifte ihre Kraft mit dem täglich zunehmenden Bedürfniß. Jekaterinoslaw, wo damals die Familie wohnte, ist ein südrussisches Städtchen, das weder eine Anstalt, noch irgend ein anregendes Element für geistige Ausbildung bot. Hier trat die dreizehnjährige Helena ihre Wanderung durch die weitesten Gebiete des Geistes an; aus todten Büchern mußte sie sich jedes Körnlein neuen Wissens auflesen. Aber mit ihrer ungemein regen Begriffsthätigkeit orientirte sie sich schnell in jeder Richtung, die sie eingeschlagen, und die todten Buchstaben beseelte bald der Geist, mit dem sie sich vertraut machte. Alles, was sie aus ihnen erfuhr, gestaltete sich in ihr zu einem lebendigen Bilde. In ihrer Muttersprache hatte sie bereits gründlichen Unterricht genossen und erfaßte sie mit einem Feinsinn, den sie nachher in ihrem russischen Styl so schön bewährt hat. Außerdem hatte sie noch

Französisch gelernt und Musik, in der ihr tönendes Gemüth ganz aufging. Auf Phantasie und Gefühl wirkte bei ihr Alles; nicht blos das eigentliche Element derselben, sondern auch das, was eine strengidealle Fassungsgabe herausfordert, führte diesen Hauptkräften ihrer Natur neuen Stoff zu. Aber es ist bemerkenswerth, daß sie sie von Anfang an dem sie beherrschenden Gedanken der Lebenswahrheit unterordnete, daß sie sie immer auf einen positiven Boden verpflanzte. Weiche Eindrücke sie von Büchern stockernsten Inhalts gewann oder von dem Bilderreichthum der Dichtung oder von den „Himmelslauten aus einer entlegenen Welt" — sie setzte sie gleich in einen Kreis wirklicher Verhältnisse zusammen, in welchen sie die neu erhaltenen Anschauungen, Ideen und die angeregten Gefühle bethätigen konnte. Es arbeitete daher in ihr unablässig der Drang, jeden unbestimmten Eindruck in sich zur bestimmten Erscheinung zu bringen, und darin zeigte sich schon damals der später an ihr so deutlich ausgeprägte Zug künstlerischer Reproduction, so wie der practisch weibliche Sinn in höchster Veredlung. Ganze Nächte las sie und lernte, und schrieb auch schon Erzählungen und Gedichte, in welchen sie offenbar nur das Gelernte und Empfundene sich selbst veranschaulichen wollte, da sie darüber hinaus für sie keinen Werth beheilten, und sie am Tag verbrannte, was sie Nachts geschrieben.

Diesen Wechsel einsamer Studien und productiver Thätigkeit, die sie auch in der Musik durch mancherlei Compositionen entfaltet, setzte sie gleichmäßig fort, nachdem sie, sechzehn Jahr alt, einem edlen Manne die Hand gereicht. So glücklich das Verhältniß war, in das sie

trat, so blieb ihr doch die Nothwendigkeit, meist ein eng umschlossenes Innenleben zu führen und hier mit eigener Mühe alles zu sammeln, was ihre Seele frisch und rührig erhielt. Der strenge Militairdienst des Mannes brachte sie um den Gewinn eines dauernden Aufenthalts an Orten, wo ein großer Zusammenfluß von Einzelkräften große Gesammtverhältnisse bietet, in welchen man alle Bewegungen des Menschengeistes überschaut. Sie mußte die unerquicklichen Umzüge aus einem kleinen Städtchen ins andere mitmachen, durch Gegenden, in denen sie weit und breit eine geistige Oede umgab. Aber auch hier gelang es ihr überall ein Stück grünes, frisches Feld zu bauen, auf dem ihr lebhafter Ideenverkehr Platz fand; auch hier erreichte sie überall eine Höhe, von welcher sich der Kreis ihrer Betrachtungen erweiterte. Alles, was sie um sich sah — Elend und plumper Reichthum, Wildniß und unbenutzter Naturfegen, nackte Unwissenheit und Fetzen von europäischem Luxus, die eine krüppelhafte Bildung bedeckten — alle diese rohen Stoffe, die so bunt zerstreut um sie herlagen, machte sie rasch ihrer wahrhaft dichterischen Combination dienstbar. Eine innige Befreundung mit den Literaturen Englands, Deutschlands und Italiens konnte nur dazu beitragen, ihren ästhetischen Sinn zu läutern und ihr moralisches Urtheil zu festigen. Und nun — Ausflüge nach der Krim, nach Astrachan, wohin ihr Vater später als Inspector der Kalmückenbezirke versetzt wurde, nach dem Kaukasus, wo sie mit ihrer Schwester die Heilquellen besuchte — hier und da mancherlei, wenn auch nicht zu bewegte Orts- und Nationalscenen, das einförmige Treiben halbwilder Völker, so weit es einem so vorurtheilsfreien Geiste und

von Menschlichkeit durchglühten Herzen Ausbeute giebt, deren Sitten, Gewohnheiten, Sagen und poetische Ueberlieferungen, wie sie eben ein flüchtiger aber theilnahmsvoller Blick auffassen kann — das wären sonst noch die äußeren Anhaltspunkte für die Betrachtungen unserer Dichterin! Da hätten Sie so ziemlich das ganze Panorama, in welchem sich der größte Theil ihres äußern Lebens übersichtlich andeuten ließe. Das alles sieht übrigens wechselvoller aus, als es in der That gewesen, und steht nur in losem Zusammenhang mit dem, was sie innerlich durchging. Es hat denn auch wenig mehr als den Rahmen zu den poetischen Gemälden gegeben, die aus einem tiefen, überströmenden Gedankeninhalt hervortraten. Hier ist ein Hauch weiblicher Reinheit über alles gebreitet, und Licht und Schatten mit hochsinnigem Gerechtigkeitsgefühle vertheilt. Den unscheinbarsten Beziehungen gab sie Größe und Bedeutung, sobald sie nur irgendwie sich an eine große Seele anknüpfen ließen; sie verweilte bei Blumen, die im Staube lagen, sowohl um sie hervorzuheben als um mit unverstellter Verachtung die Fühllosigkeit und Härte zu strafen, die sie niedergetreten; sie hat am fremden Stamme in der Wüste, in der Wildniß nachgewiesen, wie auch hier die Lebenskraft sich üppig entfalten kann, wenn die heilige Natur unangetastet ist; dagegen hat sie am heimischen, dessen Theil sie selbst war, mit rücksichtslosem Unmuth die moralische Fäulniß, den mattherzigen Eigennutz und all die Misère aufgedeckt, die so viele seiner Aeste schadhaft gemacht, und oft die gesundesten abbricht, trotzdem daß er auf einem Boden steht, über welchen die Lehren des Christenthums und der europäischen Civilisation

einen so warmen Strom der Liebe und des Lebens gegossen.

Schon hatte sie eine ganze Reihe solcher Bilder ausgeführt, und noch kein einziges öffentlich ausgestellt. Alles Zureden der Ihrigen konnte sie zu keinem Schritte bewegen, der zuallervörderst mit dem ihr peinlichen Namen „Schriftstellerin" verbunden war. Sie hatte vor diesem eine unüberwindliche Scheu, und das ist leicht zu begreifen, wenn man bedenkt, wie da, wo selbst Männer die Oeffentlichkeit als eine rauhe Witterung fürchten, der sie nicht gern irgend eine empfindliche Seite ihres Wesens aussetzen, vollends eine Frau, die sich mit ihrer Herzensmeinung hinauswagt, der rohen Neugier, dem gemeinsten Klatsch und dem zartlosesten Bestaunen preisgegeben ist. Helena Hahn muß diese Verhältnisse schon frühe genau gekannt haben, denn in einer ihrer Novellen schildert sie uns in treffender Weise, welches sinnlose Gerede den unschuldigen Mittheilungsdrang einer Frau beschimpft, und wie dem Namen der „Schriftstellerin", selbst vom reinsten Golde, der Schmuz von so vielen unsaubern Händen anklebt, durch die er gehen muß. Sie fühlte überhaupt das Beleidigende in der Ueberraschung, mit der man, wie sie öfter gesehen, im Weibe einen beobachtenden, prüfenden und durch vielseitige Kenntnisse sichern Geist entdeckte, in dem Mistrauen, mit welchem man ihm auswich, wie einem gefährlichen Spionirtalente. Ihr ganzes Leben war sie daher ängstlich auf ihrer Hut, daß sie in Gesellschaft nie die Ergebnisse ihres einsamen Forschens verriethe, und Viele haben bis zuletzt das geistige Besitzthum dieser Frau nicht geahnt, die am liebsten leichte und nur von munterer

Laune belebte Gespräche führte. Wie schwer mußte es ihr also werden, die so warm gehegten und innersten Gebilde ihrer Seele auf den literarischen Markt zu schicken!

Und doch, als sie auftrat, war es eben nur der Markt, auf den sie sie schickte. Es war ein Opfer, das sie den Verhältnissen brachte. Die Mahnung einer hohen, unabweislichen Pflicht bestimmte sie dazu. Sie hatte zwei liebe Kinder, deren Erziehung ihr große Mühe und Sorge machte. Sie wissen, daß in Rußland ein durchgreifender Unterricht viele Geldmittel erfordert. Damit war sie nun nicht ausreichend versehen, und da ihr für ihre Erzählungen ein bedeutendes Honorar in Aussicht gestellt wurde, forderte sie ihr mütterliches Gewissen auf, diese Gelegenheit, aus ihrem Talente für ihre Kinder Nutzen zu ziehen, nicht von sich zu weisen.

So überließ sie denn ihre Novellen dem Redacteur der in Petersburg erscheinenden „Lesebibliothek", nachdem sie hinter einer Pseudonymität Schutz gesucht, an der sie bis an ihren Tod beharrlich festhielt. Leider war der petersburger Journalist gleich der erste, der ihr die Lust an der Oeffentlichkeit verbitterte. Von der Art, wie Männer sich herausnehmen, den weiblichen Geist zu bevormunden, gab er ein erbärmliches Beispiel. Theils in der Absicht, Verbesserungen anzubringen, theils im Esprit kitzel, welcher diesen sonst gelehrten Mann oft zum gemeinsten Spaßmacher herabsinken läßt, erlaubte er sich in den ihm anvertrauten Novellen der Dichterin Zusätze und Einschiebsel, die ihr Zartgefühl tief verletzen mußten. Unter vertrauten Freunden klagte sie darüber, öffentlich aber ließ sie es unbeachtet. Denn sie war vor Allem

bemüht, nie in nähere Berührung mit dem Publikum zu kommen, das sie nur als „Seneida R—wa" kannte; und da gewann sie es über sich, von ihren gedruckten und im Einzelnen verunstalteten Erzeugnissen ihre Persönlichkeit völlig loszusagen. Das Beste, was sie in ihnen niedergelegt, trug sie ja doch als unveräußerliches Eigenthum in sich; mit dem einmal Entweiheten ließ sie den unberufenen Verbesserer schalten.

Die Lesewelt erkannte indeß den edeln Kern, und als „Uthalla" erschien, wurde schon nach dem wirklichen Namen dieser Seneida R—wa geforscht.

Inzwischen hatte Krasewsky seine Zeitschrift begründet, und sich um die Förderung und Anerkennung vaterländischer Talente manches hohe Verdienst erworben. An diesen wandte sich zuletzt Helena, kurz vor dem Ende ihrer Laufbahn, vertrauensvoll, und er war auch ganz der Mann, ein solches Vertrauen zu würdigen. Er veröffentlichte ihre Erzählung: „Eine vergebliche Gabe," die letzte, die sie vollendet. Als hätte sie geahnt, daß diese ihr eigentlicher Schwanensang sein würde, scheint sie hier alle Schmerzen ausgeblutet zu haben, mit welcher sie die misverstandene, gehemmte und beleidigte Sehnsucht des weiblichen Gemüthes nach den hellen Regionen einer Kunst empfand, die das Leben verklärt. Hier hat sie Weib und Dichterin verbunden dargestellt in ihren offenen und geheimen Kämpfen. Wahrlich, ein ergreifender Schluß ihrer ganzen Thätigkeit, in der wir sie als Dichterin mit dem Herzen des Weibes, als Weib mit dem Geiste der Dichterin unaufhörlich für die heiligsten Güter des Daseins ringen sehen!

Solcher fortwährenden Anspannung ihrer Seelen-

kräfte war die körperliche nicht gewachsen. Obgleich ihr vortrefflicher Organismus eine ungetrübte Gesundheit versprach, so hat sie sich doch einer solchen nur bis zum J. 1840, also nur bis zum fünfundzwanzigsten ihres Lebens erfreut. Sie brach auf einmal zusammen, raffte sich zwar wieder auf, wankte aber nur wenige Schritte von dem Grabe zurück. Nach der zwei Jahre vor ihrem Ende überstandenen Krankheit blieb ihr ein Leiden in der Brust, offenbar schon der Todeskeim, der bei dem Aufenthalt in Odessa, wo sie die letzte Zeit zubrachte, nur schneller aufging. Ueber den Wüstenhauch, welcher diese Stadt durchweht, mögen die ärztlichen Meinungen sich bilden wie sie wollen, so viel steht fest, daß er Herzleidenden, physisch und moralisch, verderblich ist. O, ich kenne sie wohl, die Steppenresidenz — ich bin ja selbst ihr Kind. Aus diesem Grunde will ich ihr nicht viel Uebles nachsagen — aber wenn ich mir die Dichterin denke, mitten in diesem sandwirbelnden Treiben, in dieser Zungen- und Ideenverwirrung, in der nur eine Sprache vernehmlich, nur eine Idee klar ist — die des Gewinns und materiellen Genusses — wenn ich sie mir denke in diesem abenteuerlichen Gemengsel von Nationalitäten, in welchem jede eine eigenthümliche, staubgraue Färbung erhalten hat, wie das Grün der Zwergbäume: so begreife ich, wie sie mit gesteigerter Erregung und Hingebung in der Stille der Nacht ihre schönen, poetischen Gesichte empfing, die der lärmende Tag verscheucht. Scharenweise drängten sie sich ihr zu, und sie wollte alle festhalten — aber die Hand versagte ihr, aber die Athemzüge ihres ausglühenden Lebens wurden schwächer. Da sank sie erschöpft hin mit hochklopfendem Herzen,

mit brennendem Antlitz, und durch die geöffneten Fenster drang die rauhe Nachtluft vom Pontus Euxinus, der sich von Alters her um Dichterliebe und Dichterleiden nicht viel bekümmert, und von der Steppe herüber pfiff der Wind seine eintönige Trauermelodie.

Das paßte nun gar wenig zu der Sorgfalt der Aerzte, die ihr geistige Diät und Enthaltsamkeit aufs Strengste einschärften. Aber wie konnte sie's ändern! Sie kamen immer wieder, die lieben Gesichte, in immer größerer Fülle und Schönheit — sie lichteten ihr sogar die letzten Fieberträume ihres Lebens.

Zwei Tage vor ihrem Tode, der am 24. Juni 1812 erfolgte, sprach sie von einer neuen Gestalt, die ihr vorschwebte, von der eines „Blumenmädchens", und mit heißem Jugendmuth sehnte sie sich von ihrem Siechbett auf, um sie nur schnell in die poetische Form zu kleiden. Aber ehe sie's vermochte, ging sie hinüber in das Reich, wohin ihr wohl die Erscheinungen der Erde nicht folgten, wo alle Wünsche des Herzens sich verlieren vor dem Aufgang der ewigen Liebe.

Ein Jahr nach ihrem Hinscheiden kam ich nach Odessa. Unter dem vielen Alten und Neuen, Geliebten und Ersehnten, das mir hier nach langjähriger Entfernung begegnete, stieg der Gedanke an die Dichterin wie ein vertrautes Bild in mir auf. Ich wollte irgend einen Nachklang ihres Daseins in meiner Vaterstadt vernehmen. Aber es mochte mir nicht gelungen sein, an die rechte Stelle zu kommen, ich hörte äußerst wenig. Nur Anna Sonntag, die bekannte Jugendschriftstellerin, die ich flüchtig sprach, erzählte mir von der beispiellosen Bescheidenheit der Frau von Hahn, die man fast nir-

gends gesehen, von der die Meisten in der Stadt nichts gewußt.

Ich ging hinaus auf den Kirchhof. Auch die Todtenstadt Odessa's hat sich sehr ausgedehnt, und das bunte Gemisch ihrer Bewohner zeigen die Inschriften in allen Sprachen. An der Pforte fragte ich den Wächter, einen graubärtigen, einäugigen Invaliden. Aber die genaueste Angabe der Begräbnißzeit und die Bezeichnung „Obristin" war alles, womit ich seinem Gedächtniß nachhelfen konnte: ich hatte geglaubt, daß namentlich die letzte der beste Anhaltspunkt für den Soldaten sein müßte. Das Alter hatte ihn jedoch um die gehörige Militairaufmerksamkeit gebracht. Als ich ihn im Todtenbuche nachblättern hieß, sah er mich groß an.

Es war ein schöner Abend, eine Menge Leute spazierten in den neu angepflanzten Alleen und zwischen den wild verwachsenen Steinen. Ich erkundigte mich bei Denen, die mir einen Stempel feinerer Bildung zu tragen schienen, ob es gleich nur der Stempel des Kleidermachers gewesen sein konnte; ich faßte mir sogar ein Herz, und fragte einige stolze Damen, denen goldbetreßte Diener folgten: aber wirklicher und angenommener Name wurde mit Verwunderung gehört, und ich ging meiner Wege. Ein Offizier, der ein paar Gänschen begleitete, hatte mein wiederholtes Fragen und Suchen bemerkt, und kam auf mich zu, mit dem Ausdruck eines Allwissers: „Ich kann Ihnen vielleicht Auskunft geben, wen suchen Sie?" — Und als ich's ihm sagte, wandte er sich mit ironischem Lächeln zu seinen Dämchen, und versetzte, mich von der Seite ansehend: „Imaginez vous, une

Schriftstellerin, von der wir nichts gehört — was hat sie denn geschrieben?"

„Eine vergebliche Gabe!" erwiderte ich halb ärgerlich und drehete ihm den Rücken.

Mismuthig näherte ich mich dem Ausgang. Da fiel mein Blick zufällig rechts auf eine weiße Urne, von welcher mir im Abendstrahl die Worte entgegenschimmerten: „Eine vergebliche Gabe". Ich eilte hin, und wirklich, es war ihr Denkmal. Oben an der Urne waren die Titel ihrer Hauptnovellen eingegraben. Als der alte Invalide mich die Inschrift lesen sah, trat er theilnehmend heran: „O wenn Sie wissen wollen, wer Die gewesen, das kann ich Ihnen sagen: das war ein junges Weib und man hat ihr viele Papiere ins Grab gelegt, die hatte sie alle geschrieben, dann . . ." Hier theilte er mir mehre Umständlichkeiten des Begräbnisses mit.

Der Wächter der Todten hatte sich die Ankunft der Dichterin besser gemerkt, als die Wächter der Lebenden.

Der Kritik liegen ihre Werke jetzt in ihrer ursprünglichen Gestalt vor, obgleich von einer Menge Druckfehlern entstellt. Sie erschienen 1843 in vier Bänden. Von den hier gesammelten Novellen treffen die meisten in der Gedankenrichtung, die ich Ihnen angegeben, überein. Vielleicht werden Sie in „Dschellaleddin" die Eigenheit vermissen, hauptsächlich auf das weibliche Leben einzugehen, aber ich glaube, Sie werden sich nicht lange täuschen lassen. Betrachten Sie nur bei Lichte diesen jungen Tatarenfürsten, und Sie werden erkennen, daß ihm eine weibliche Seele in ihrer höchsten Kraftäußerung einge-

haucht ist. Der Dichterin ist sie eine edle, schöne, erhabene, aber Sie müssen nicht vergessen, daß sie eine solche sich nicht anders denkt, als hingebend und opfernd, von einer einzigen gewaltigen Empfindung durchdrungen, die ihr ganzes Dasein ausfüllt, ohne die „das Herz gestorben, die Welt leer ist," ohne die es für sie keinen Beruf, kein Ziel, keinen Wunsch, keine Freude giebt, mit einem Worte eine Seele, die im Cultus der Liebe, des Gefühles aufgeht, eine Seele, wie sie nur im Weibe ist, und wie Helena Hahn sie auch ganz offen und entschieden nur im Weibe annimmt. Alles das soll nun freilich bei Dschellaleddin die orientalische Leidenschaft auch am Mannescharakter möglich machen, aber im Grunde kann diese für einen solchen Gegensatz zu echter Männlichkeit ein haltbares Motiv so wenig abgeben, wie etwa die Phantasie der Orientalen für das vielfach Deklamatorische in den Aeußerungen des jungen Tataren, was ich nur den allgemeinen Ausdrucksfehlern der Dichterin anrechne. Die wenigen wirklich männlichen Einzelheiten aber, die sich in Dschellaleddin finden, sind mehr als zur Genüge in dem reizenden Gegenbild der leichtsinnigen, flatterhaften Heldin, in der jungen Emina, durch großweibliche Züge aufgewogen.

Was nun jene allgemeinen Ausdrucksfehler anlangt, auf die ich hinwies, so muß ich bemerken, daß zwar in den meisten Gemälden Helena's hin und wieder Momente sind, in welchen die künstlerische Ausführung die Höhe der ideellen Anlage erreicht, daß aber sonst die Darstellung nicht blos an Mängeln leidet, über die das fortschreitende Talent hinaus kommt, sondern an unverkennbaren Schwächen solcher Art, wie sie kein Fleiß, kein Studium,

keine Weiterbildung beſiegt. Die Handlung iſt faſt überall ſo trefflich combinirt, daß man der Erzählerin im poetiſchen Entwurf eine hohe Erfindungsgabe zuerkennen muß, die Zuſtände und innern Situationen ſind tief durchdacht, und oft in meiſterhaften Grundzügen angelegt: darin iſt ſie immer originell und ſelbſtändig. Aber wo ſie nun die Handlung plaſtiſch zu geſtalten ſucht, die Zuſtände individualiſirt, die Charaktere zu ſelbſteignem Ausſpruch bringt, verläßt ſie ihre urſprüngliche Kraft, und bei dem natürlichen Trieb jeder Künſtlerſeele, mit dem Ausdruck nicht hinter der Idee zurückzubleiben, macht ſie oft eine Anſtrengung, in welcher ſie den ihr ſonſt eigenen Takt verliert. Von jedem poetiſchen Bau, den ſie unternommen, ſehen wir einen wirklich künſtleriſchen Plan, eine Grundzeichnung in großartigen aber auch in den einfachſten harmoniſchen Verhältniſſen. Bei der Ausführung jedoch fehlt da und dort das rechte Kunſtmaterial, und ſtatt deſſen iſt viel haltloſer, unbedeutender Stoff benutzt; dazu iſt das Maß in manchen Theilen verletzt — Einzelnes zu dürftig, Einzelnes zu überladen. Zum äußerlichen Romangerüſt bedient ſie ſich oft wenig glücklicher Reminiſcenzen und verbrauchter Wendungen, während der Dialog bisweilen zu pathetiſch, ja in Phraſe fällt, und den Geiſt der vorgeführten Charaktere in ähnlicher Weiſe ſchwächt, wie oft das Bühnenhafte die lebendige Auffaſſung des Dichters. Was außerdem noch zum Darſtellungstalent in nächſter Beziehung ſteht und ihr meiſt mislingt, iſt der Verſuch, bei Kleinlichkeiten, an denen jeder Ernſt verloren iſt, und die in gewandten, kecken Zügen behandelt ſein wollen, in Witz, in ſpringender Ironie zu ſpielen und zu ſchillern; dabei gleitet ſie oft ins

Gewöhnliche aus, und zeigt eine auffallende Armuth in Mannigfaltigkeit der Nüancen. Weniger will ich die Vorwürfe berühren, die sich ihrer Landschafterei machen lassen, da diese bei ihr zu sehr als Nebensache erscheint. Und um schließlich noch ihren lyrischen Vortrag zu erwähnen — der ist rein und von einem gebildeten, geschmackvollen Styl gehoben; aber, wie es bei einer ausschließenden Stimmung schwer zu vermeiden ist, oft zu eintönig.

Sie sehen, daß ich gegen ihre Fehler durchaus nicht blind bin, doch kann ich Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon einmal geschrieben:

Die Novellen von Helena Hahn kommen mir wie ein Gesicht vor, in welchem viele Linien unregelmäßig, mancher einzelne Zug sogar unbedeutend, dessen Ganzes aber von einnehmendem und, wenn es sich in warmer Mittheilung belebt, von hinreißendem Seelenausdruck ist.

Nun, und dies allein? Ich meine es genügt, dem flüchtigen Leser eine edle Unterhaltung zu versprechen, sinnigere Naturen aber zu wohlwollender Betrachtung einer Persönlichkeit zu stimmen, die ich mit so vieler Liebe und Theilnahme vor allen Ihnen, theure Freundin, ans Herz gelegt!

Leipzig, im März 1847.

Wilhelm Wolfsohn.

Erzählungen von Helena Hahn.

I.

Dschellaleddin.

Quanto, donne leggiadre, ... O quanto,
Paria più caro il vostro amore a noi,
Se costanza e beltà s'unisse in voi!

Metastasio.

Taurien war eben russische Provinz geworden. Die Bewohner ruhten aus von den Stürmen und Kämpfen, welche zwölf Jahre lang die Krim durchtobt hatten, besonders in der letzten Regierungszeit des unglücklichen Chanes Sahib-Girey. Diesem hatte bei einem Besuche in Petersburg die russische Militairordnung, das ganze Leben und Treiben der Russen so gefallen, daß er den Entschluß faßte, sein Reich umzubilden, eine neue Disciplin einführte und einige europäische Gebräuche annahm. Da aber die Reform, die Wiedergeburt eines Staates Leuten, welche in Misbräuchen versumpft, immer etwas sehr Gehässiges ist, da es hierbei fester Beharrlichkeit und eines eisernen Willens bedarf, der Chan jedoch viel zu schwach war und durchaus keinen Einfluß auf den Geist des Volkes gewinnen konnte, so erregte er nur Feindschaft und Empörung. Sein leiblicher Bruder Baty-Girey stellte sich an die Spitze der Empörer und belagerte den Chan in den Mauern Kaffa's, wohin sich dieser mit Wenigen seiner Getreuen barg. Sahib-Girey floh nach Rußland. Die Kaiserin Katharina setzte ihn wieder auf den schwanken Thron; bald aber erhob sich gegen ihn ein gefährlicherer Feind, als sein Bruder, der Sultan der Ottomanen. Unter der Anführung ihres Pascha drangen die Janitscharen und Sipahi's in Taman ein. Der Chan, welcher die Unmöglichkeit sah, ihnen mit be-

waffneter Hand zu widerstehen, suchte die Pforte zum Frieden zu bewegen. Um Unterhandlungen anzuknüpfen, sandte er einen jungen Fürsten, den Sohn Tschagir-Agadur's, seines ersten Geschäftsträgers, nach Taman. Aber der Gesandte wurde enthauptet. Zwist und Aufruhr brachen heftiger aus, als zuvor. Der Chan fürchtete seine zahlreichen Widersacher und mehr noch seine eigne Schwäche: da übergab er sein Scepter der Kaiserin Katharina und zog sich nach Rußland zurück mit einer sehr bedeutenden Pension.

Hierauf rückten russische Truppen in die Krim ein. Das Volk leistete dem neuen Regenten den Eid der Treue und gewöhnte sich bald an die milde Regierung der Kaiserin. Nur die Großen waren unzufrieden: ihre Herrschaft hatte ein Ende. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich in ihre Harems einzuschließen und die ganze Last ihrer unterdrückten despotischen Gewohnheiten auf die Frauen zu werfen, oder sich ein anderes Vaterland in Gegenden zu suchen, wo das seidene Schnürchen und eine Seitenbewegung der Hand, den Henkersknechten verständlich, Schrecken und Tod unter den Anbetern Mahomed's verbreiten. Ein großer Theil entzog sich durch freiwillige Verbannung aus der Heimat der Botmäßigkeit der Christen; Andere dagegen konnten sich von ihren reichen Besitzungen nicht trennen, fügten sich in ihr Loos, stießen ihre schweren Seufzer in den Rauchwolken ihrer Pfeifen aus und setzten sich mit untergeschlagenen Beinen auf die weichen Teppiche. Auch Tschagir-Agadur blieb in der Krim — aber nicht aus Furcht, sein bedeutendes Vermögen zu verlieren, noch weil ihn die Herrschaft der Russen gleichgültig ließ, sondern weil er die Türkei haßte, die verrätherisch ihm seinen geliebten ältesten Sohn gemordet. Zudem, wie konnte er, als Anhänger Sahib-Giren's, unter einer Regierung sicher sein, die seinen Chan anfeindete? Er suchte Ruhe, und ließ sich mit seiner Gattin, einer unmündigen Enkelin (der

Tochter des hingerichteten Gesandten), und seinem noch einzigen Sohne auf seinem Stammgute, dreißig Werste von Kargapul, nieder. Es gab eine Zeit, wo Tschagir-Agadur die erste Stelle am Hofe der taurischen Gebieter einnahm und zu einer solchen auch seinen Sohn vorbereitete. Dem letzten Chan zu Liebe hatte er nach dessen Rückkehr aus Petersburg sich europäischer Sitte vielfach zu nähern gesucht, in seinem Hauswesen wie in der Erziehung seines Sohnes; er ließ diesen Russisch lernen und mit den russischen Beamten Umgang pflegen, welche als Bevollmächtigte unserer Regierung in Bachtschissarai lebten. Damals sah er nicht voraus, womit Sahib-Girey's Angelegenheiten enden würden; nun aber alle seine Berechnungen ihn getäuscht, löste er jede Verbindung mit den neuen Gebietern, verließ sein Gut nicht, trug sich in seiner Abgeschiedenheit mit unausführbaren Entwürfen herum, barg seinen Groll hinter muselmännischem Ernst und bemühte sich, dem Sohne seinen ganzen bittern Haß gegen die Dränger des Vaterlandes einzuflößen: so nannte er die Russen.

Der Jüngling entsprach vollkommen den Hoffnungen des Vaters: stolz, kühn, mit thatendurstigem Geist erfaßte er lebhaft jeden Eindruck; alle Leidenschaften fanden in seinem Herzen Raum, und hatten sie sich einmal festgesetzt, so verhärteten sie darin, wie eine Damascenerklinge im Feuer. Er war der Stolz seiner Verwandten, Freunde hießen ihn die Palme der taurischen Jugend. Keiner kam ihm gleich an Tapferkeit noch an Schönheit, keines Andern Kugel traf so sicher das Ziel, woran man sich auf die Feindesbrust einübte; Keiner war ein besserer Reiter. Wenn er sich in den Sattel warf und im Sturm dahinsprengte über den Kiesweg, daß von den Hufen seines Rosses die Funken stoben, so konnten selbst neidische Kameraden ihr Entzücken nicht bemeistern.

Seitdem aber die Russen in die Krim eingerückt, stellte Dschellaleddin diese Spiele seiner Jugend und seine

Streifzüge ein. Es war für ihn kein leichter Uebergang — von den immerwährenden Belustigungen, mit welchen sich die Söhne der Großen einzig und allein befaßten, so lange ihnen noch keine Regierungsgeschäfte oblagen, von der Pracht und Ueppigkeit Bachtschissarai's auf einmal in die dörfliche Stille, zur Unthätigkeit, zu der ihn der Wille des Vaters verdammte. Nach dessen Beispiele brach er auch allen Verkehr mit den Russen ab; er schrieb ihnen das Unangenehme seiner Lage zu, und da er einmal kein Maß in seinen Empfindungen kannte, haßte er sie bald so glühend, daß ihm das Herz in Zorn aufwallte, wenn ihm ein Giaur nur begegnete. Wohin aber wollte sich der Rechtgläubige vor ihnen bergen? Die russischen Regimenter standen in ununterbrochener Kette an den Ufern des schwarzen Meeres und besetzten alle Städte und Dörfer, weil man noch immer einen Ueberfall von Seiten der Pforte fürchtete. Des Jünglings Antlitz verdüsterte sich; seine Augen, die wie der Thau bei Sonnenaufgang glänzten, bedeckten die überhangenden, ewig finstern Brauen. Ein Leben in Saus und Braus, wie er es bis dahin geführt, vertauschte er nun mit der väterlichen Einsiedelei, und den Umgang ausgelassener Kameraden mit dem ernsten Gespräche der benachbarten Mursen und Imame. Nur bisweilen, wenn ihn der Verdruß über seine Unthätigkeit gar zu sehr bewältigte, wenn seine Seele gleichsam unwillkürlich die freie Luft einsog, ging er hinaus auf die Berge, in den dichten Wald, wo er vor dem Begegnen des Feindes sicher war, wo nur Wölfe umherrannten, verirrte Büffel, und von Zeit zu Zeit die schwarzen Augen eines Rehes durch das Gesträuch blitzten. Dort brachte er manchmal Tage und Nächte zu, der kühne Jäger, der seine Beute den Thieren zum Fraß überließ — dort suchte er Schutz vor der Mittagshitze unter dem Gewölbe hundertjähriger Bäume; er neigte sich über die Quelle, athmete die Kühle ein, verfolgte mit seinen Blicken das Wallen der Flut, das Spiel der

Schatten mit den Sonnenstrahlen, die hier und da das Laub durchbrachen und das durchsichtige Wasser hell beleuchteten, daß auf dem Grunde jedes Steinchen bunt wiederstrahlte. Wenn die Hitze nachließ, ein kühles Lüftchen vom Meere wehte und die Umgegend erfrischte, suchte Dschellaleddin gerade die beschwerlichsten Wege, unzugängliche Abhänge, und sprang von Fels zu Felsen, sich zuweilen an Wurzeln und Sträuchen anhaltend, um nicht in die Tiefe hinabzugleiten. Mit kindlichem Ergötzen besiegte er Hindernisse, bekämpfte Schwierigkeiten, und erklomm Höhen, die noch niemals der Fuß eines Menschen betreten. Ein bemooster Stein diente ihm zum Kissen — und wie prächtig war sein Betthimmel! Die Sterne glitzerten ihn an und sahen ihm ins Gesicht, als wären's Augen von Houris, die seine Ruhe wahrten. Mit Tagesgrauen erwachte er, früher als die Lerche, schüttelte von sich die nächtlichen Traumgesichte und gab sich ganz einem unbewußten Gefühle süßer Erquickung hin. Wie rein, wie leicht schien ihm die Luft, welche der Athem der Menschen nicht vergiftet — wie freudig tauchte sein Blick in der Bläue des Meeres und des Himmels, welche der Hauch der Morgendämmerung umschleierte! Kein lebendes Wesen unterbrach die Stille in dieser wundersamen Natur: hier schlummerte ein Adler über dem Abgrund mit geschlossenen Fittigen und eingezogenem Kopfe, dort ruhte ein Reh unter dem Ueberhang des duftigen Oelbaums — unten flossen Hügel, Thäler, Dörfer und Wälder in ein einziges buntes Bild zusammen; weiterhin schnitt das Meer mit seiner Bucht, die wie Perlmutter glänzte, in die Weinberge ein, breitete sich endlos aus und verlor sich in der Himmelsferne. Jetzt lichtet sich die östliche Krim; bleiche Wölkchen schwimmen empor, eins nach dem andern über die Meeresfläche, werden immer heller und glänzender — es scheint, als ob sie sich dort unten entzündeten; die Wellen färben sich chamäleonisch von

allen Gegenſtänden, die ihnen nahe ſind; nun iſt der Purpur der Wolken über ſie ausgegoſſen, ſie plätſchern und ſpielen, wie Kinder im Feiertagskleide; da erſcheint die Sonne am Horizont — und Alles erſteht, glüht auf von Leben. Der Adler dehnt die Schwingen, erhebt ſich vom Boden und ſchwebt in langgezogenen Kreiſen hoch in die Luft; das Reh erwacht, ſieht ſich furchtſam um, ſpürt die Nähe eines Menſchen und verſchwindet im Dickicht. Vom Thale herauf ſchallt der Ruf des Mullah, in der Feſtung tönt die Glocke der griechiſchen Kirche, tauſend Stimmen hallen durch den Wald — überall Leben, Kraft und Bewegung. In den Forſten, unter den Wolken, auf den nackten Höhen ſelbſt rührt ſich Alles und begrüßt in ſeiner Weiſe den Aufgang des neuen Tages. Dſchellaleddin folgte dem allgemeinen Zuge; er wuſch ſich in der nächſten Quelle, las mit Andacht die erſte Sure des Koran und ſetzte dann ſeine einförmige, aber ſtets genußreiche Unterhaltung mit der Natur fort.

So verſtrichen ihm Tage, Jahre. Mehr und mehr gewohnten ſich die Tataren an die milde Regierung; der Haß gegen die Chriſten ließ ſelbſt in den unverſöhnlichſten Herzen nach. Auch die Ruſſen wurden zutraulicher; mehrere der Beamten ließen aus Rußland ihre Frauen und Kinder kommen, und ſo ſiedelten ſich ganze Familien an den Ufern des ſchwarzen Meeres an; freundliche Häuſer erhoben ſich in den Städten und Thälern mitten unter den plattgedachten Tatarenwohnungen. Die von den Genueſen ein paar Jahrhunderte zuvor erbauten Chriſtentempel, die entweder eingefallen oder in Moſcheen umgewandelt waren, erhielten ihre frühere Beſtimmung wieder; die ruſſiſchen Krieger richteten überall, wo es anging, Kreuze an der Stelle des umgeſtürzten Halbmondes auf. Alles unterwarf ſich der neuen Ordnung der Dinge; Alles, nur nicht Tſchagir-Agadur und ſein Sohn.

Drüben an der Südküste, wo die Berge in einem Halbbogen an das Meer grenzen, bilden dieſelben ein tiefes Thal. Der Boden, in wellenförmiger Steigung und Senkung, iſt abſchüſſig nach dem Ufer zu, und das ganze Thal erſcheint wie ein reizender Garten. Reben bedecken die Hügel; Pappeln, Kaſtanien- und Maulbeerbäume, von wilden Weinranken umſchlungen, ſtehen um die Gärten als lebendiger Zaun, klare Bergwaſſer durchſchneiden dieſe nach allen Richtungen, die bald in den Gebüſchen ſich verlieren und unſichtbar rauſchen, bald wieder frei hervorſtrömen und über die Steine hin ſich ins Meer ergießen. Hoch über die Gärten ragt ein grauer, zackiger Felſen, gleichſam ihr Wächter, ihr Hirt. Mit ſeiner breiten Bruſt ſchützt er die Kinder des Südens gegen die Sonne; es iſt, als ergötze er ſich an dem ewigen Frühling, den ewiggrünenden Gärten, die unter ſeinem Schutze blühen. Tiefer unten im Thale erhebt ſich ein anderer Fels, nicht ſo hoch wie jener, aber bemerkenswerth wegen ſeiner Unzugänglichkeit; von drei Seiten umgürten ihn die Mauern und Thürme der alten genueſiſchen Feſtung, mit der vierten hängt er jäh ins Meer ab; ſeinen ſpitzen Gipfel krönt ein Thurm mit Schwibbogen. Damals umſchloß die Feſtung noch viele andere merkwürdige Ruinen, die Reſte der einſt ſo prächtigen Stadt Sidagios — Soldaya.

Ein Tatare auf ſchmuckem Roß ritt den Weg aus dem Thale nach der Feſtung langſam hinauf. Weder der ſchöne, helle Tag noch die reizende Ausſicht der Umgegend vermochte ihn aus dem Nachdenken zu reißen, das mit den deutlichſten Zügen auf ſeiner hohen Stirn und ſeinen zuſammengepreßten Lippen ausgeprägt war. Sein Aeußeres, ſeine Kleidung, das reiche Geſchirr des Pferdes bekundeten ſeinen vornehmen Stand. Die ihm begegnenden Tataren hielten an, legten die Hände auf die Bruſt und verneigten ſich tief; der Reiter nickte ihnen kaum mit dem Kopfe, ſprach ein unvernehmliches „Aleykum Selam,“ und ſetzte ſeinen Weg fort. Als er

an den Brunnen kam, sprang er vom Pferde, band es an einen Baum und ging auf dem verwachsenen Fußsteig nach dem Thore der Festung. Abendschatten lagerten sich im Thale; der Tatare irrte lange umher zwischen den Ruinen, endlich erstieg er den Gipfel des Felsens, trat in den Thurm, stützte sich ans Fenster und bog sich hinaus über den Abgrund.

Das Meer brauste stürmisch, wie in jenen Tagen, da es den Namen des ungastfreundlichen erwarb; die Wellen stürzten massenhaft an das felsige Ufer und zerstreuten sich zischend, wild aufschäumend in der Brandung, als wollten sie nur neue Kräfte sammeln. Im Gegensatze aber zu diesem stürmenden Element war die Luft vollkommen ruhig, der Himmel durchsichtig, die Pappeln regten kaum ihre Wipfel; nur an den niedergedrückten Weinreben waren noch Spuren des heftigen Unwetters geblieben, welches den Abend zuvor hier gewüthet hatte.

Der Tatare blickte sinnend in die Ferne auf ein Segel, welches aus den dunkeln Wellen emportauchte, als plötzlich mehrere Stimmen durcheinander am Eingange des Thurmes laut wurden und ihn aus seinen Gedanken aufschreckten, wie ein Schwarm unheilkündender Raben. Er horchte auf — fremde Laute trafen sein Ohr. „Wieder diese Giaurs!“ sagte er vor sich hin und trat eilends aus dem Thurm, mußte aber wider Willen stehen bleiben. Zum Eingang führten nämlich einige Stufen, in den senkrechten Felsen gehauen, über die kaum ein Einzelner mit Mühe hinaufgelangen konnte. Russische Offiziere hatten sie schon bestiegen; nach der Seite aber, wo der Fels ins Meer abhängt, war noch eine Stelle an der Wand frei. An diese lehnte sich der Tatare schweigend, mit gesenkten Blicken; er fürchtete, daß das Kleid der Ungläubigen ihn berühren möchte. Die Russen schwatzten, lachten, während sie vorsichtig über den schlüpfrigen Stein schritten. Mehrere waren

schon oben an der Thüre des Thurmes, und Einer von ihnen, ein junger Mann in rother Uniform mit schwarzen Sammetaufschlägen, geschniegelt, parfümirt, blieb auf der obersten Stufe stehen: er streckte seine Hand hinunter und rief in lustigem Tone: „Triumph! die Schwierigkeiten der Thermopylen sind überwunden! Jetzt erlauben Sie mir, ma belle cousine, Ihnen zu helfen; geben Sie mir Ihr Händchen.“ —

„Wenigstens hat der Leonidas dieser Thermopylen Ihnen sein Recht ohne Kampf abgetreten,“ erwiederte eine zarte, silberreine Stimme. Dieser Laut durchzuckte die Brust Dschellaleddin's; sein Herz fuhr zusammen, wie ein durch einen Pfeil geweckter Pardel — das war eine ihm längst bekannte, liebe Stimme. Auf der untersten Stufe, fast zu seinen Füßen stand ein junges Mädchen; sie hatte den Kopf zurückgebogen, reichte die Hand ihrem Begleiter und begann hinaufzusteigen.

Ein grünes Amazonenkleid, das ihre Formen allerliebst hervortreten ließ, umschloß ihren Leib und fiel ihr in breiten Falten zu den Füßen herab. Ein schwarzes Hütchen mit schwarzen Federn, leicht auf die Stirn gedrückt, hob die Weiße ihres Gesichts; ein zarter, lieblicher Anhauch von Röthe, den man nur auf blassen Gesichtern findet, überflog ihre Wangen, wie der Sonnenstrahl den Schnee, auf welchen noch kein Menschenfuß getreten; helle Locken wallten unter dem Hütchen hervor und flatterten ihr um die Schultern. Sie schreitet aufwärts — nun ist sie dem Tataren schon so nahe, daß ihr Haar ihn wie Jasmindust anweht, daß diese Locken selbst durch das Spiel eines muthwilligen Lüftchens sein Gesicht streifen. Er steht da wie versteinert, einem Sünder gleich vor einer unerwarteten Himmelserscheinung, und nur das Beben, das ihm aus dem Herzen durch alle Adern fuhr, beschleunigt seine Athemzüge. Plötzlich ein Schrei! .... Der Offizier war ausgeglitten, ließ die Hand seiner Dame los ... sie verlor

das Gleichgewicht, sie wankt .... ihre Begleiter drängen sich heran, ihr zu helfen, aber der Tatare kommt ihnen zuvor, mit kräftigem Arm umschlingt er den Leib der Schönen, trägt sie wie ein Kind hinauf und stellt sie, noch ehe sie sich besinnen kann, an die Thüre des Thurmes hin. Sie dankt ihm verlegen, und der rothröckige Artillerist erschöpft sich in Entschuldigungen. Der Tatare wandte sich rasch ab, aber zwei Frauen sperren ihm von Neuem den Weg, hinter ihnen kommen wieder Offiziere — er biß sich auf die Lippen vor Ungeduld; hätte er sie doch lieber gar nicht gesehen, als daß er Zeuge sein mußte, wie sie mit einem Andern sich unterhielt! ..

„Ist's nicht dieses Fenster, wovon Sie gestern sprachen?" hub die bekannte Stimme wieder an.

— „Ganz recht, Fräulein. Sehen Sie unten den rothen Stein? Das ist Blut .... doch erlauben Sie, die hiesigen Einwohner kennen die Geschichte gewiß besser, als ich .... Hör mal Du, Tatare! nicht wahr, aus diesem Fenster stürzte sich die genuesische Prinzessin, als Eure Vorfahren die Festung einnahmen?"

Der Tatare, welcher schon im Begriff war, die Treppe hinabzusteigen, blieb stehen. Er warf dem parfümirten Herrchen einen stolzen Blick zu und sagte: „Ich weiß nicht, ob diese Geschichte wahr ist, das aber weiß ich ganz bestimmt, daß meine Vorfahren von diesem Felsen mehr als einmal freche Menschen hinunterschleuderten, die sich gegen sie vergaßen."

Er eilte hinab und schwand ihnen aus dem Gesicht. Jetzt erst fing der Artillerist aus vollem Halse zu lachen an:

— „Haha! ist das ein Grobian! man sollte doch dies ungehobelte Volk öfter in die Schule nehmen! Unsere Regierung verfährt zu nachsichtig!"

„Nicht doch, Herr Belogradow! Mir scheint im Gegentheil, daß Sie an dieser dreisten Erwiderung selbst schuld sind; seinem Aeußern nach zu schließen, ist das

kein gemeiner Tatare — Sie behandelten ihn nicht höflich genug, und das mußte ihn verletzen."

— „Ich bitte Sie, Fräulein Ludmilla! Wir, die Sieger, sollten wohl gar noch den Besiegten Complimente machen?"

„Was reden Sie von Siegern und Besiegten? Wir leben im Frieden, da gilt's Brüderschaft — und dann ist die Krim ja gar nicht besiegt, nicht mit den Waffen eingenommen worden."

„Hast was Rechtes ausgeklügelt!" versetzte eine andere Dame. „Sagt' ich's doch immer Deiner seligen Mutter: geben Sie ihr nicht all das dumme Zeug zu lesen! Da hieß es aber nein! Aufklärung, Bildung! Nun seh' mal Einer an — die spricht und urtheilt über Alles, ganz wie ein Professor."

„Warum sind Sie denn auf mich böse, liebe Mutter?" sagte mit Thränen das junge Mädchen — „ich habe doch nur" . . . .

„Ich bitte zu schweigen!" Dieser Ausruf war in der Regel die große Welle, die alle Gespräche zwischen Stiefmutter und Stieftochter verschwemmte.

Die jungen Leute bemühten sich, wieder eine heitere Stimmung in die Gesellschaft zu bringen; der Artillerist erzählte seine Geschichte von der genuesischen Prinzessin und ihrem Saltomortale zu Ende — aber vergebens. Die frühere Unbefangenheit kam nicht wieder. Bald eilte die ganze Gesellschaft ans Thor, wo ihrer Kosaken mit Pferden und einem Wagen harrten. In diesen setzten sich die beiden älteren Damen; es war eine Droschke — das einzige Fuhrwerk, dessen man sich auf dem schmalen Wege bedienen konnte. Die junge Reiterin schwang sich auf ein kleines englisches Pferd, und die Cavalcade begab sich nach dem Thale zurück, wo das Constantinogradische Regiment einquartiert war. Auf der Hälfte des Weges überholten sie den Tataren, der langsam nach seinem Dorfe zurückkehrte. Als

ihn der Artilleriſt gewahr wurde, drängte er ſich unter ſeine Kameraden. Das Mädchen ritt ſtill hinter der Droſchke; in trübe Betrachtungen verſunken, bemerkte ſie ihren neuen Bekannten nicht — er aber beobachtete ſie, er ſah den traurigen Ausdruck ihres Geſichts, die Thränen, die ſie heimlich trocknete. Er hielt ſein Roß an und folgte ihr dann von fern, während er zu rathen und zu ſinnen anfing, was wohl der Grund ihres Kummers ſein möchte.

„Worüber grämſt Du Dich, Holde?“ dachte er — „alſo auch die Houris im Paradieſe haben Schmerz und Thränen! O, könnt' ich in eine Ewigkeit jenen Moment verwandeln, in welchem Du an meiner Bruſt gelegen — nie ſollte eine Thräne dein Auge feuchten! Ich würde jeden Kummer von dir entfernen — auf mein Haupt würde ich ihn laden .... doch halt, was ſoll das! darf ich an ſie denken? Iſt ſie nicht die Tochter meines Feindes, der meines Glaubens Feind iſt? ... Nein! Haß und Schwerter — das ſind die Meinigen! Das meine Liebe, meine Frauen, meine Kinder ....“ So dachte der Tatare, und unterdeß verwandte er kein Auge von ſeiner Schönen und folgte ihr auf allen Windungen des gekrümmten Weges.

Im Thale angekommen, lenkte der Zug bald in den Hof eines ſtattlichen Hauſes ein, und die Amazone entſchwand den Blicken des Tataren. Da ſpornte er ſein Roß und galoppirte durch's Dorf. „Das iſt der Fürſt Dſchellaleddin!“ ſprachen die Bauern unter einander und ſahen dem Staube nach, der hinter dem Reiter aufflog.

Zu Hauſe mied Dſchellaleddin, das erſte Mal in ſeinem Leben, die Gegenwart ſeines Vaters; er mochte jetzt Niemanden ins Auge ſehen, ihn verlangte nach Einſamkeit, und da er hörte, daß der Vater auf ſeinem Zimmer ſei, ging er gerades Weges in den Garten. Hier warf er ſich im dichteſten Gebüſch auf den

Naſen und vertiefte ſich in Gedanken -- nicht in die ſeines wüthenden Haſſes, ſondern in jenes Sinnen, das ſich nicht bezeichnen läßt, das bald wie ein Spiegel die Vergangenheit zurückſtrahlt, bald über Tage und Jahre hinaus ſich in die Ferne der Zukunft verliert, dort geträumte Blumen pflückt, ſie zu den herrlichſten Kränzen windet, dann aber auf einmal launiſch ſie zertritt und wegwirft, um zur Vergangenheit zurückzukehren.

Die ganze Zeit hatte Dſchellaleddin, mit der Jagd beſchäftigt, von den Geſprächen ſeines Vaters eingenommen, Frauen weder geſucht, noch an ſie gedacht. Er ſah meiſt Geſichter voller Runzeln und Falten, und berührte keine andere weibliche Hand, als die ſeiner Mutter. Da traf es ſich vor Kurzem, als er eines Abends durch das Thal ritt, daß er aus einem offenen Fenſter Töne eines Inſtrumentes und einer Frauenſtimme vernahm; ſolche harmoniſche Klänge hatte er nie gehört. Leiſe ſtieg er aus dem Sattel und lehnte ſich an einen Zaun dem Fenſter gegenüber: jetzt konnte er beſſer hören und — ſehen. Die Sängerin war ein junges, ſehr junges Mädchen; ſie ſaß allein in ihrem Zimmer an einem Inſtrumente. In dieſen Tönen war ſo viel Ausdruck — es ſchien, als ob ſich ein Kummer ihrer Seele in ſie ergoß. Die ſchmelzende Stimme hob ſich, perlte, wie Triller einer Nachtigall, ging in eine klagende Melodie über, hallte leiſer und leiſer und ſchwoll dann aufs Neue in einem unſerer muntern Volkslieder auf; ſie bezauberte das Ohr, ſchmeichelte ſich ins Herz und zog es auf lange von allen anderen Eindrücken ab. Die Sängerin ſchwieg und ſchloß das Fenſter. Der Tatare durchritt wieder die Hälfte des Waldes, welcher das Thal von ſeinem Dorfe trennte, aber die Töne verfolgten ihn, ſie blieben bei ihm, in ſeinem Herzen; er hörte ſie in jedem Geliſpel des Laubes. Wie oft ſchien es ihm, als halle die zauberiſche Stimme noch durch das Thal, als

trage ſie ein ſpielendes Lüftchen zu ihm herüber, und jedesmal wollte er umkehren, die ſüße Stimme zu vernehmen, ſich von ihr einwiegen zu laſſen, bis die Drommete des Erzengels ihn weckte. Seitdem ritt Dſchellaleddin immer häufiger des Abends aus, und wohin er auch ſein Roß lenkte, das treue Thier, als errieth es die geheimen Gedanken ſeines Herrn, blieb immer unter dem Kaſtanienbaume ſtehen, dem Fenſter der Sängerin gegenüber. Wenn es das Glück wollte, daß ſie allein war, beobachtete er ſie ganze Stunden, horchte auf ihren Geſang, auf das leiſe Rauſchen ihres Kleides, und ſelbſt wenn ſie ging, ſah er noch lange auf die Stelle, wo ſie geſeſſen hatte, die Himmliſche, und dachte der Entfernung nicht, die ſie von ihm ſchied, und war ſo glücklich!

Umringten ſie aber Viele, und er mußte von Weitem zuſehen, wie die jungen Herren zu ihr traten und mit ihr ſprachen . . . o, dann erglühte in ſeinen Adern das muſelmänniſche Blut, er hätte ſich mit dem Dolche in der Hand unter dieſe Schar ſtürzen mögen, ſie zerreißen, auseinander treiben, um dann wieder an ſeinen Baum zu gehen und ſich an ſeinem Kleinod zu ergötzen — wär's auch von Weitem, nur ungetheilt! nur ſollte jeder ihrer Blicke, jedes Lächeln, jeder Ton ihrer Stimme ihm gehören . . . oder wenigſtens keinem Andern.

Und plötzlich wirft der Zufall, die Vorſehung, Allah — nennt es, wie Ihr wollt — die Schöne in die Arme Dſchellaleddin's! Der Zunder der Leidenſchaft hatte längſt in ſeinem Buſen gelegen und harrte nur des Funkens, welcher das ganze Weſen des Jünglings ſprengte.

Ein Mann, der mitten unter Frauen aufgewachſen iſt, der von Kindheit an gewohnt war, ſie jederzeit zu ſehen, ſie frei an der Hand zu faſſen, ſei es im Schwarm der Tänzer oder auf Spaziergängen, der kennt nicht, der begreift nicht die ganze Macht der erſten Berührung eines Weibes, das einen Augenblick zuvor ſo hoch

und weit erschien, wie ein Stern am Himmel. Der bloße Gedanke an jene Berührung durchfuhr wie ein elektrischer Strom alle Adern des jungen Mannes, drang in die feinsten Gefäße des Herzens, goß in ihn tausend Leben. Wie viele Vorstellungen, wie viele Wünsche, die bis dahin seiner Seele kein einziges Mal nahe gekommen waren, durchschwärmten ihn jetzt gleich Bienen unter der Frühlingssonne! Er spielte im Geiste mit den Locken seiner Geliebten, er trocknete ihre Thränen mit seinem heißen Athem, er drückte sie voll Ungestüm an seine Brust. Doch welche Schwingen kämen dem Fluge der Phantasie gleich, die zum ersten Male von der Stimme des Herzens geweckt wird! Sie fliegt schneller als ein Pfeil von der Hand eines kunstgeübten Schützen, sie fliegt durch Nebel, durch Wolken, immer höher und höher, und wenn sie endlich den ganzen leeren Raum durchflogen, ohne etwas zu erreichen, sinkt sie ermattet und erschöpft zur Erde.

So schwang auch Dschellaleddin in seinen Träumen sich hoch empor — und als er erwachte, war er allein auf der kalten Erde. Aber schon gestaltete sich in seiner Seele ein Vorhaben; die Liebe zu der Einen besiegte den Haß gegen das ganze Volk. Er segnete den alten Vater, daß er ihn Russisch hatte lernen lassen, und trat ermuthigt in sein Zimmer.

Der Brigadier Nikolai Laurentiewitsch von S. hatte vierzig Jahre treu und redlich dem Vaterlande gedient, war mit Narben und Ehrenzeichen bedeckt, geliebt von seinen Obern, geachtet von seinen Untergebenen; die Soldaten nannten ihn Vater, nicht Befehlshaber. Vor zwanzig Jahren hatte er eine Waise, den Zögling der Gräfin G . . . , geheirathet, ein kluges,

gutes und gebildetes Mädchen, was dazumal im Mittelstande für eine Seltenheit galt; unser theures Rußland, das Riesenkind, that sich noch gütlich in der Wiege der Unwissenheit — es dehnte sich, wuchs und mochte sich nicht von ihr trennen. Der Brigadier hing an seiner Frau mit ganzer Seele; sie lebten harmlos und still für sich hin, ohne Aufwand, aber auch ohne Entbehrungen, und hätschelten ihr einziges Kind, Ludmilla, als die Erinnerung ihrer Jugend und die Hoffnung ihres Alters. Die Mutter wandte allen Fleiß auf die Ausbildung der Tochter, gab ihr viele gute Lehren, und ihre Bemühungen hatten den besten Erfolg, da rief sie eine plötzliche Krankheit von der Welt ab, und sie ließ ihre dreizehnjährige Tochter ohne Aufsicht und ohne Stütze zurück. Herr von S. verstand vortrefflich die Reihen der Soldaten zu bilden, aber die Erziehung eines Mädchens war durchaus nicht seine Sache; lange blieb er untröstlich und wollte an einen Ersatz seines Verlustes nicht einmal denken, endlich sprach er nicht mehr so oft von der Verstorbenen und kam wieder in Gesellschaft. Da fiel in diese Zeit ein Feldzug; was nun mit der Tochter anfangen? Wem sie anvertrauen? Er konnte sie doch nicht mit der Bagage hinter sich herführen! Der Brigadier wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Da fand sich eine dienstwillige Gutsbesitzerin, eine Wittwe, Anissia Iwanowna; aus Freundschaft für ihn und seine selige Frau schlug sie ihm vor, Ludmillen eine Zeitlang bei ihr zu lassen, und versprach, sie zu pflegen, sie zu wahren, wie ihren Augapfel. In der That pflegte sie das Mädchen so gut, daß Herr von S., als er aus dem Feldzuge zurückkehrte, gar nicht wußte, wie er der Wittwe danken sollte, ihr Herz und Hand und die Würde einer Brigadiersfrau antrug. Sie nahm dies Alles mit dem größten Vergnügen an, und der Brigadier kam wieder als verheiratheter Mann nach der Krim. Im Hause ging Alles gut, die Ordnung war

wieder hergeſtellt — jetzt aber zeigte ſich der wunde Fleck: die gute Aniſſia war nicht mehr ſo gut wie früher, als ſie noch nicht die Rechte der Gattin eingenommen. Der arme Brigadier, durch den ſanften Charakter ſeiner erſten Frau verwöhnt, konnte mit dem zänkiſchen Weſen ſeiner zweiten Lebensgefährtin gar nicht zurecht kommen. In der Schlacht hatte ihn der durchlauchtige Potemkin einen braven Jungen genannt; er war der Erſte, der ſich in die feindlichen Laufgräben ſtürzte, er erblaßte vor keiner Säbelklinge, noch vor dem Gähnen des ehernen Rachens, kaum aber ſchrie die Frau Brigadier: „Ich will nicht!“ beſonders wenn ſie dazu mit dem Fuße ſtampfte, ſo hätte der Herr Brigadier ſich unter den Tiſch verkriechen mögen.

Sokrates, der nachſichtigſte aller Ehemänner, nannte das Keifen ſeiner theuern Ehehälfte den Donner, und das ſchmuzige Waſſer, womit ſie ſein Kahlhaupt begoß, den Regen, der auf den Donner folgt. Der Brigadier aber hatte von Sokrates nichts geleſen und überdies gebrauchte ſeine Frau nicht jenes altklaſſiſche Mittel gegen Ehemänner, ſchmuziges Waſſer, ſondern Thränen — eine ganz neue Erfindung. Der Brigadier wußte nicht, wie er das nennen ſollte. Anfangs dachte er an einen ehrenvollen Rückzug, bemühte ſich, die ſchwache Seite des Feindes zu erſpähen, um ihn zu überfallen und aus dem Felde zu ſchlagen; als er aber ſah, daß ſeine Gattin ein wahres eheliches Gibraltar ſei, ſtreckte er die Waffen und ergab ſich ſeit der Zeit jedesmal ohne Kampf.

Mehr als Alle litt durch die zweite Ehe des Brigadiers ſeine Tochter. Von gutem Herzen, talentvoll, mit feſtem Willen und edlen Neigungen, hatte Ludmilla eine unſchätzbare Erzſtufe der beſten Eigenſchaften in ſich; aber, wie alle Erzſtufen, bedurfte auch dieſe einer kunſtfertigen Hand, welche das Gold zu Tage fördern und von den Schlacken reinigen konnte. Einige Bei-

spiele und Lehren der Mutter hatten sich unangetastet in ihrer Seele erhalten; sie gedachte treulich ihrer Grundsätze, ehrte sie, aber kein einziger war in den Begriffen des Mädchens gehörig entwickelt; das waren lauter Anfänge, herrliche Umrisse, aber es fehlte die bestimmte Form und das Colorit. Sie war sehr religiös, doch auch hierin folgte sie nur den allgemeinsten, den bekanntesten Religionsvorschriften: viele Wahrheiten der göttlichen Lehre, welche den Charakter des gläubigen und zugleich denkenden Menschen so sehr vervollkommnen können, begriff sie ganz und gar nicht. Was dieses Chaos vollständig machte, war ihre unvollendete Erziehung, das Sichselbstüberlassensein der Waise, und später die beredten, wiewohl sehr oft lügenhaften Predigten der Stiefmutter. Alles dies verwirrte ihre Ideen dermaßen, daß ihr Charakter wandelbar und wankelmüthig wurde, daß ihre Ansicht von der Welt und den Pflichten des Menschen eine durchaus ungeregelte Richtung nahm. Fortwährend schwankte sie zwischen Gutem und Bösem und fiel aus einem Extrem ins andere: bald war sie hartnäckig in Kleinigkeiten trotz aller Befehle und Strafen der Stiefmutter, wodurch sie den Eigensinn der letztern nur reizte, bald unterwarf sie sich ihr blindlings und folgte allen Launen derselben. Der Frau von S. missfiel Ludmillens Trauer um die Mutter; gleichwohl trauerte das Mädchen oft ganze Tage, sprach kein Wort und erschien mit rothen, vom Weinen geschwollenen Augen.

Frau von S. hatte eine Erziehung erhalten in der Art, wie Madame Prostakow*), welche dafür Gott dankte, als sie Briefe bekam und sie nicht lesen konnte: daher war ihr bei jungen Leuten alle Bücherweisheit zuwider. Ludmilla konnte sich oft in Bücher ganz ver-

*) Eine Person in dem bekannten Lustspiele v. Wisin's: „das Muttersöhnchen" (недоросль).

graben, dann aber vergaß sie auf einmal ihren Kummer wie ihre Lesewuth, und warf sich begierig auf Alles, was ihr nur die geringste Zerstreuung bot. Für die Zukunft hatte sie so wenig irgend einen bestimmten Wunsch, wie für die Gegenwart; sechzehn Jahre alt, träumte sie von Liebe und einer Hütte, von Reichthum und Putz, von einem Glück in Feldblumen und einem Glück in Atlas à la Marie Antoinette. Ihr Herz schwieg noch, allein gerade in diesem Schweigen war es bereit, das erste beste Saatkorn einer Empfindung aufzunehmen, gleichviel ob das Gestöber des Nordens oder der Sturmwind Afrikas dasselbe hineingeworfen. Ein Hauptzug ihres Charakters aber war, daß sie das, was sie sich einmal eingebildet, sich durch keine Gründe, keinerlei Gegenbeweise nehmen ließ. Widerspruch war ihrem Vorhaben ein Hammer, der es nicht zerschlagen konnte, sondern nur befestigte und verhärtete. Ließ man es aber in Ruhe, sprach man einige Zeit gar nicht davon, so zerfiel es von selbst, und Ludmilla verließ freiwillig einen Weg, von welchem keine Gewalt sie hätte abbringen können. Dieser Zug wurde die Quelle aller Streitigkeiten zwischen Stiefmutter und Stieftochter; übrigens war Anissia ihr keineswegs gram, sie trug Sorge für den Putz und die Zukunft des Mädchens, musterte die reichen Freier, die durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände ihr selbst zweimal entschlüpft waren, als sie sie für sich zu gewinnen suchte; sie wollte Ludmillen nur über *ihren* Leisten schlagen, sie dahin bringen, daß sie, wie man zu sagen pflegt, nach ihrer Flöte tanze, um durch diese sicheren Mittel nicht allein die Stieftochter, sondern auch den künftigen Eidam unter die Hände zu bekommen, der unfehlbar seine tausend Seelen besitzen mußte.

Einige Tage nach jener Spazierfahrt zur Festung saß sie mit ihrer Stieftochter an der Stickerei; der Bri-

gadier in weitem Schlafrock schritt im Zimmer auf und ab, blies dicke Rauchsäulen in die Höhe und ertheilte Befehle seinen Untergebenen, die unaufhörlich kamen und gingen. Da sprengte zum Thore herein ein junger Reiter mit zwei Dienern, übergab diesen sein Roß, lief die Treppe hinauf und stand, ehe er sich's versah, dem Hausherrn gegenüber.

Der Brigadier war solche Besuche gewohnt und wunderte sich nicht im Geringsten über das Erscheinen eines Tataren; als er an dessen Kleidung merkte, daß derselbe von hohem Stande sein mußte, begrüßte er seinen Gast höflich. Frau von S. räusperte sich, bereitete sich zum Sprechen vor (bei solchen Gelegenheiten entfaltete sie nämlich eine außerordentliche Beredtsamkeit) und setzte ihre Haube zurecht; Ludmilla verwandte kein Auge von der Arbeit. Dem jungen Mädchen sagte ihr Instinkt, wem eigentlich der Besuch gelten mochte — aber so leise, so leise, daß sie selbst diese geheime Stimme kaum vernehmen konnte und fast ohne zu wissen warum, erröthete.

— „Was verschafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?" fragte der Brigadier sehr freundlich, als er die Verlegenheit seines Gastes wahrnahm, und zu gleicher Zeit sagte er dem an der Thüre stehenden Ordonnanzsoldaten: „Der Dolmetsch soll herkommen!"

„Das ist nicht nothig," versetzte der Tatare, „ich spreche Russisch. Ich bin der Sohn von Tschagir-Agadur, dem Besitzer des benachbarten Dorfes. Mein Vater betet zu Gott, daß er Ihre Tage ins Unendliche verlängern möge ....."

— „Danke, danke sehr!" unterbrach ihn der Brigadier. „Ich freue mich überaus, Ihre Bekanntschaft zu machen. Hier, das ist meine Frau und meine Tochter, haben Sie die Güte, nehmen Sie Platz, Fürst!"

„Mich schickt mein Vater zu Ihnen mit einem Auftrage ....."

Hier erzählte Dschellaleddin eine ganze Geschichte, die er sich ausgedacht, um sich Zutritt in das Haus zu verschaffen, in welchem, wie er gehört, seine Landsleute eine recht gute Aufnahme fanden; ein bischen Lüge, scheint's, muß immer mit der Liebe Hand in Hand gehen. Die Geschichte betraf ein zu verkaufendes oder zu kaufendes Pferd. Der Brigadier, an der empfindlichsten Saite seines Herzens berührt, ergoß sich in Lobeserhebungen über die Vortrefflichkeit und Schönheit seiner Pferde, und zwar mit allen Einzelheiten, allen Kunstausdrücken eines Mannes, der es in Pferdeliebhaberei mit jedem Beduinen aufnehmen könnte. Der Fürst ließ diesem Enthusiasmus freien Lauf, hörte aufmerksam zu und warf verstohlene Seitenblicke auf die Tochter des Erzählers, die, über den Stickrahmen gebuckt, so eifrig arbeitete, daß fortwährend die Nadel in der Luft flimmerte und das weiße Händchen sich hoch zum Küssen herausfordernd.

— „Aber Sie sprechen ja so vortrefflich Russisch, wo haben Sie das gelernt, Fürst?" ließ sich Frau von S. hören, des anhaltenden Schweigens überdrüssig.

„Ich kam häufig in Berührung mit Russen und bin in Ihrer Sprache eigens unterrichtet worden."

— „Nun, es wäre auch wirklich Zeit, daß Sie russisch würden!" fuhr die Frau des Brigadiers fort. „Sagen Sie, Bester, wollen Sie nicht auch darin unserer Sitte folgen, daß Sie die Harems aufheben und die Frauen in Gesellschaft bringen?"

„Das ist gegen unsere Religion, gnädige Frau, und Religionssatzungen richten sich nach keinerlei Sitten."

— „Ei, das sind ja aber barbarische Satzungen!... Nun, und Sie, Verehrtester, haben Sie viel Frauen in Ihrem Harem?"

„Ich bin nicht verheirathet, ich habe keinen Harem," erwiderte der Fürst leicht erröthend.

— „Frau!" .....

— „So! Weshalb heißt's denn nun überall, daß bei Ihnen so frühe Heirathen üblich sind! Uebrigens geschieht dies nicht blos bei den Muselmännern, auch unter uns — du gerechter Gott, was heirathen da nicht für blutjunge Leute, Buben und Mädchen! Werden Sie's glauben, ich war dreizehn Jahr alt, als ich meinen ersten Mann nahm, das ist mein zweiter ....“

— „Anissia! ....“

— „Sechzehn Jahre habe ich mit ihm gelebt, dann starb er mir, ich war vier Jahre Wittwe, und jetzt sind's bald zwei Jahre .....“

„Guten Tag, Cousine! Guten Tag, Tante!“ rief Peter Galaktionowitsch Belogradow, wie ein Schmetterling ins Zimmer hereinflatternd. „Wie befinden Sie sich, Onkel?“

Er hürfte zu den Damen, küßte erst der Frau und dann Ludmillen die Hand ... Der Tatare sprang auf, sein Gesicht verfinsterte sich.

— „Wohin, Fürst, wohin eilen Sie? Bleiben Sie doch nur, ich werde Ihnen meinen Nalett vorführen lassen: ein Prachtpferd, sage ich Ihnen! Ein Schwanenhals, eine hohe Stirn und welche Augen! Augen, glauben Sie mir, daß alle Ihre Grusierinnen — warten Sie doch, Fürst ....“

Aber der Fürst wechselte die Farbe, empfahl sich und versprach wiederzukommen, um sich an Nalett zu ergötzen.

— „Prächtige Kerle, dies Heidenvolk!“ rief die Frau des Brigadiers. „Mir scheint, es ist derselbe, der uns in der Festung begegnet ist, hast Du's nicht bemerkt, Ludmillchen?“

„Nein, liebe Mutter,“ stammelte das Mädchen und wurde feuerroth.

„Derselbe oder nicht derselbe, sie sind Alle gehörig ungeschliffen,“ bemerkte Belogradow. „Wahrlich, ma tante, ich begreife nicht, was es Ihnen für Spaß macht,

diese Barbaren in Ihrem Hause aufzunehmen! Das sind Manieren! Das ist ein Betragen!"

— „Ei, Liebster, Du möchtest wohl haben, daß Alle Menuet tanzen und moderne Verbeugungen machen! Du mußt wissen, daß mein Mann fortwährend mit ihnen zu thun hat, und übrigens finde ich ihr Benehmen sehr anständig. Hättest Du nur gesehen, als im Maimonat die tatarischen Großen sich unserer allergnädigsten Kaiserin vorstellten, wie diese sie freundlich empfing, wie huldvoll sie gegen sie war! .... Da gab's auch was zu sehen, ich fuhr eigens nach Bachtschisarai —"

Hier folgte eine ausführliche Beschreibung des Hofpersonals und der Reise der Kaiserin.

— „Haben Sie Briefe von Ihrem Bruder?" fragte der Brigadier, indem er den Augenblick benutzte, wo seine Frau innehielt — „wo ist er jetzt?"

„In Petersburg; gestern bekam ich einen Brief von ihm. Der Hof ist noch in Moskau. In Zarskoje-Selo bereitet man zur Ankunft Ihrer Majestät ein Fest vor ... Mein Bruder ist ein Glückskind! amüsirt sich und haschte einen Rang nach dem andern."

— „Ja, er hat Glück. Nun, und in der politischen Welt giebt's nichts Neues?"

„So gut wie nichts. Ueberall Frieden; man hat gar keine Hoffnung, sich aus der unerträglichen Krim herauszureißen .... Apropos, ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen."

— „Wo soll's denn hin?"

„Ich bin auf einige Zeit ins Hauptquartier berufen; ich fahre gleich .... doch ich hoffe, nicht auf lange, ich lebe nur auf in Ihrer Familie. Sobald als möglich bin ich wieder bei Ihnen — zu Ihren Füßen, ma belle cousine!"

Der Artillerist nahm Abschied und ging. Während er seine Pomaden und Parfums à la Pompadour ein-

packt, wollen wir Einiges über seine Person bemerken. Peter Galaktionowisch Belogradow war der Sohn irgend eines Geschwisterkindes der Anissia Iwanowna, und hieß sie nur Tante, weil es bei uns Russen Sitte ist, die Verwandtschaft bis ins zehnte Glied zu rechnen. Er hatte Vermögen und war anständig erzogen. Ueberaus von sich eingenommen, prunkte er gern mit dem Schnitt seiner Kleider, seinem gewandten Benehmen, ermangelte bei keiner Gelegenheit, auf seine Verdienste, seine Connexionen, seine Stammgüter fein anzuspielen, wobei er freilich Alles durch's Vergrößerungsglas sehen ließ, sprach von seinem Bruder, der in der Garde diente, von seinen Aussichten, den und den Onkel und die und die Base zu beerben. Die Leute nannten ihn einen Großsprecher, einen Prahlhans, man erzählte sich sogar, daß er einmal in einer Schlacht ..... nun, in Gottes Namen! Wem erzählt man auch heutzutage nicht etwas nach! Zum Schluß müssen wir noch erwähnen, daß er — ein guter Mensch war.

Tags darauf fand sich der Tatare versprochner Maßen im Hause des Brigadiers ein. Diesmal war er weniger befangen, unterhielt sich mit dem Hausherrn, war ganz entzückt von dessen Nalett, welchen zwei Stallknechte kaum am Zügel zu halten vermochten, wurde sogleich mit dem Verkäufer über den Preis einig und hörte den chronologischen Bericht der Frau von S. über ihre erste Ehe, ihre Wittwenschaft und ihre Uebersiedelung nach der Krim an. Beide Gatten waren mit dem jungen Fürsten außerordentlich zufrieden und luden ihn ein, sie öfter zu besuchen, was er natürlich nicht ablehnte. Nach einem Monat schrieb Ludmilla an ihre Freundin im Gouvernement Pensa Folgendes:

„Du machst mir Vorwürfe, Daschinka, daß ich Dir so selten schreibe. Glaube mir, das geschieht nicht aus Trägheit, sondern nur aus Mangel an Zeit. Denke doch, wie lange ist's her, daß wir nach der Krim

übersiedelt, und schon flicke ich das zweite Kleid für meine Mutter — mit Seide und ein ganz kleines Muster — Du weißt, wie das schwer ist! Seltsam, daß ich mich noch immer nicht gewöhnen kann, sie Mutter zu nennen! Jedesmal, wenn ich dieser Frau den Namen meines Engels gebe, meiner seligen Mutter, ist's mir, als ob ich lästere. Ach, liebe Daschinka, man erlaubt mir nicht einmal um sie zu weinen. Nur das Kissen nimmt meine heißen Thränen auf, und Gott allein sieht den Kummer meiner Seele. Oft ist mir so trüb, so schwer zu Muthe ... als ob alle meine Freuden mit ihr in den Himmel gegangen wären und auf Erden für mich keine mehr vorhanden sei."

„Was soll ich Dir von unserer Krim sagen? Ich kenne eigentlich nur das Thal, in welchem das Regiment meines Vaters einquartiert ist: das ist ein reizender Ort. Was giebt's hier für Blumen und Gärten! Was hat man hier für Gewächse! Du wirst mir kaum glauben, wenn ich Dir sage, daß hier die Mandel- und Olivenbäume wie bei uns die Birken wachsen. Und welche Quellen, welche Bäche! ... es ist eine Lust zu schauen, wie sie über die Steinchen hinrieseln, so klar, so durchsichtig, daß Du einen Ring darin sehen kannst, wie an Deinem Finger. Ich habe für Dich Seemuscheln gesammelt. Erst habe ich mich sehr gefürchtet vor dem Seesturm. Wenn die Wellen sich erheben, ist's, als wollten sie die ganze Welt überschwemmen, so schlagen sie ans Ufer. Dagegen ist bei stillem Wetter das Meer auch so durchsichtig, wie ein Bach. Ich habe es sehr lieb gewonnen. Wir haben recht gute Gesellschaft, machen häufig Ausflüge in die Umgegend und bisweilen tanzen wir sogar; man hat hier vortreffliche Militairmusik und an Tänzern fehlt's auch nicht — das ist nicht wie bei Euch in Pensa. Noch muß ich Dir von einer neuen Bekanntschaft erzählen; uns besucht oft ein tatarischer Fürst. Denke Dir

ihn nur nicht etwa jenem tatarischen Fürsten ähnlich, der auf Eurer Station Posthalter ist ..... nein! das ist ein junger, sehr reicher Fürst. Besonders seit unser Regiment ins Lager ausgerückt ist, kommt er recht oft; doch scheint er etwas befangen, Daschinka. Ich habe bemerkt, daß ihm am meisten Belogradow zuwider ist: Du kennst doch diesen Gecken? ... ich kann ihn selbst nicht leiden. Es ist wahr, schon beim ersten Begegnen hat ihn Belogradow beleidigt und unterläßt bei keiner Gelegenheit auf ihn zu sticheln; ein paar Mal ist der Fürst so aufgefahren, daß der Vater Mühe hatte, den Streit zu dämpfen. Jetzt ist dieser unausstehliche Prahlhans abgereist, und bei uns geht Alles ruhig zu. Die Mutter hat manchmal viel mit der Wirthschaft zu thun, und läßt mich mit dem Fürsten allein; wie unterhalten uns ganze Stunden: das Eigenthümliche seiner Rede, seiner Urtheilsweise gefällt mir ungemein, er ist recht klug, und unsere Damen nennen ihn schön. Ich finde auch, daß er nicht häßlich ist; aber welche Augen hat er, Daschinka ... ich kann Dir ihren Ausdruck nicht wiedergeben, ich kann mich gar nicht an sie gewöhnen! Und wie sie mich ansehen! .... In diesem Moment bin ich allein in meinem Zimmer und fühle, daß mir die Wangen glühen bei der bloßen Erinnerung an diesen Blick. Zehnmal des Tags geschieht's, daß ich, mit meiner Arbeit beschäftigt, gar nicht zu ihm hinsehe, kaum aber heftet er auf mich seine schwarzen, feurigen Augen, so fühle ich gleich diesen Blick, auch wenn ich ihn nicht sehe; mir wird so heiß, als ob die Mittagssonne mir gerade auf den Kopf schiene, als ob zwei Kohlen Funken in meine Seele sprühten. Ich setze mich dann ans Klavier, um meine Unruhe loszuwerden, spiele, singe, und der Fürst hört mich immer so aufmerksam .... es scheint, daß er ein großer Freund der Musik ist. Zuweilen kommt mir ein Gedanke ... doch ich suche ihn mir schnell zu vertreiben .... Nein, da

sei Gott vor! Frage mich nicht, was das für ein Gedanke ist, ich wage es mir selbst kaum zu gestehen. Leb wohl, Liebchen, man ruft mich."

Wieder verging ein Monat. Dschellaleddin schloß sich mit jedem Tage fester an Ludmillen; es wurde ihm schwer, seine Leidenschaft zu bergen. Mehr als einmal, wenn er mit dem Mädchen allein blieb, wollte sein hoffnungsloses Gefühl ausströmen, aber eine unwillkürliche Aengstlichkeit bemächtigte sich seiner — er schwieg. Und Ludmilla? Die konnte über ihre Empfindung sich selbst keine Rechenschaft geben und nahm sich auch nie die Mühe, sie zu analysiren. Die schweigende, ehrfurchtsvolle Anbetung des schönen Muselmannes schmeichelte ihrer Eitelkeit, das Ungewöhnliche des Verhältnisses reizte sie, sie dachte an gar keine Folgen, und die Frage: „was soll daraus werden?" kam ihr nie in den Sinn. Das Vergnügen, welches sie darin fand, den jungen Andersgläubigen zu sehen, mit ihm zu sprechen, an seinen Blicken und Worten sich zu berauschen, hielt sie nicht für Liebe. Und die Liebe selbst schien ihr ja nur ein Blümchen, das man aus einem Boden in den andern verpflanzen kann, mit dem man spielt, an dessen Wohlgeruch man sich labt und das man nachher zerpflückt und zum Fenster hinauswirft. Das unerfahrene Mädchen ahnte nicht, daß in diesem Kelch, unter diesen zarten Blättchen nicht selten ein Gift verborgen ist, das, während man mit der Blume spielt, in die Poren eindringt und, ehe man's inne wird, seine verderbliche Wirkung übt. So lange der Fürst nicht ausdrücklich von Liebe sprach, forschte Ludmilla nach nichts und setzte gern das harmlose Spiel fort, das für sie allen Reiz der Neuheit hatte.

Woran aber dachten damals die Eltern? werden strenge Leſer fragen. Der Vater dachte an die Fronte, an Pferde — ſeine Frau bekümmerte ſich überhaupt mehr um den Putz der Stieftochter, als um deren Aufführung. Zudem ſchien ihr ein bischen Koketterie gar nicht zu verwerfen, am wenigſten gegen den Fürſten, dem nur die chriſtliche Religion fehlte, um ein wunſchenswerther Freier zu ſein. Und aufrichtig geſagt, dieſer Gedanke nahm Aniſſia Iwanowna ſchon ſehr ein. Nach den genaueſten Erkundigungen mußte der Fürſt von ſeinem Vater zwei große Güter erben, einige Gärten im Katſchin'ſchen Thale, dem fruchtbarſten von ganz Rußland, Häuſer in Bachtſchiſſarai und Kaffa; das war nur das immobile Vermögen; und wieviel beſaß der alte Fürſt an baarem Gelde und Kleinodien! Hatte er doch nicht umſonſt bei den Chanen der Krim die erſten Stellen bekleidet! Die Religion freilich iſt ein wichtiger Punkt — aber wird denn der verliebte junge Mann ſich nicht zu einem Religionswechſel entſchließen aus Liebe zum Mädchen? Dann fallen ja alle Hinderniſſe von ſelbſt weg, und ihre Stieftochter wird eine reiche, ſehr reiche Fürſtin — wenn auch eine tatariſche Durchlaucht, aber das hat doch immer einen guten Klang. Eines Abends, als Frau von S. im Garten Früchte ſott, der Brigadier im Zimmer ſich mit dem Fürſten unterhielt und Ludmilla wie gewöhnlich an der Stickerei ſaß, erſchien auf einmal Belogradow.

— „Wichtige Neuigkeiten! wichtige Neuigkeiten!“ rief er ſchon im Vorſaal. „Krieg!“

„Mit wem? wofür?“ fragte der Brigadier.

— „Mit den Türken. Der Divan hat ſchon längſt ſich an unſerm Geſandten Bulgakow mit vielen albernen Forderungen gerieben und zuletzt, am ſiebenten Auguſt, ihn in das Schloß mit ſieben Thürmen eingeſperrt. Das wird natürlich Rußland nicht ſo hingehen laſſen . . Prächtig! Wir bekommen Krieg! einen Feldzug!“

„Gehen Sie, das sind Märchen!“

„Wo denken Sie hin? Ich komme eben aus dem Hauptquartier; man hat Depeschen erhalten ....“

„Nun, aber jedenfalls bekommen wir doch keinen Krieg, man wird doch die Krim nicht ohne Truppen lassen .....“

Der Brigadier hielt inne, wahrscheinlich fürchtete er, seinen Gast durch Argwohn zu beleidigen; aber der windige Belogradow fuhr fort:

— „Ja, da haben Sie Recht! Die Kinder Mahomed's sind doch alle mit einander verwandt; gelt, sie rühren wieder einen Brei ein.“

„Peter Galaktionowitsch!“ ....

— „Schade wahrlich, daß man den guten Vorsatz unausgeführt läßt, diese ganze Sippschaft aus Europa zu vertreiben! Wie lange noch sollen die Barbaren das schönste Eckchen der gebildeten Welt einnehmen?“

„Peter Galaktionowitsch, so halt doch's Maul!“ ...

— „Wahrhaftig, man sollte eine Art Kreuzzug bilden, die Türken überfallen und die Muselmänner alle erwürgen, dann ist Konstantinopel unser. Hurrah! was gäbe das für Gewinn, welche Kostbarkeiten .... und schöne Mädchen, schöne Mädchen! Herrlich! ich bin der Erste, der unter die Kreuzfahrer tritt!“

„Pfui, ist das ein Schwätzer!“ murrte der Brigadier und winkte Belogradow, indem er mit den Augen auf den Fürsten hindeutete.

Da erscholl von dem benachbarten Minaret der Ruf des Muezzim zu dem Abendgebete; der Fürst erhob sich mit finsterm Gesichte, er sah bald auf den Brigadier, bald auf Ludmillen und warf Belogradow drohende Blicke zu.

— „Mit wem soll man da Umstände machen!“ sagte der Windbeutel halblaut. „Uebrigens ist's gerade Zeit, daß er sich wäscht und zu Allah betet ....“

„Herr Leutnant!“ rief der Fürst und faßte ihn hef-

lig am Arme: „Wer von uns Beiden mehr Ursache haben wird, für sich zu beten, das weiß Gott; unterdeß aber beliebt's Ihnen nicht, eine Waschung anderer Art zu vollziehen nach Ihrem, nach europäischem Brauch?"

Belogradow war bestürzt von dem unerwarteten Angriff.

— „Was soll das? was wollen Sie von mir?"

„Einen Beweis der Tapferkeit von dem künftigen Kreuzfahrer! Wir wollen sehen, ob Ihre Kugel auch so gut trifft, wie Ihre Zunge scharf ist."

— „Ein Duell? mit einem Tataren! .... Das wäre noch schöner! Das Edict vom 21. April verbietet die Duelle ...."

„Sie entziehen sich? Ich schwieg aus Achtung gegen dieses Haus, als Sie meine Vaterlands- und Glaubensgenossen schmäheten; nun hatten Sie Lust mit mir, mit meiner Person zu spielen — es wäre unehrenhaft, die Fortsetzung des Spiels abzulehnen."

Der Brigadier legte sich ins Mittel, er suchte den Zorn des Fürsten zu besänftigen und Belogradow zu bewegen, daß er um Entschuldigung bitte.

„Als ob diesen Schimpf irgend eine Entschuldigung tilgen könnte!" versetzte der Fürst. „Gleich beim ersten Begegnen hat dieser Herr sich frech gegen mich benommen; ich konnte ihm die bedachtlose Unart noch verzeihen, nun aber scheint's, hat er mich für immer zur Zielscheibe seines Witzes gewählt .... Wissen Sie, daß tausend Andere an meiner Stelle ihm mit dem letzten Spottworte die Seele von der Zunge gerissen hätten? Ich will Ihre Schwelle durch keinen Mord beflecken, aber entgelten muß er mir die Beleidigung — nach Ihrer Sitte; der Herr Leutnant kann nicht, darf meine Herausforderung nicht zurückweisen."

Alles Zureden des Brigadiers blieb vergeblich; der Fürst loderte. Belogradow wollte sich weder zum Duell

verſtehen, noch den Tataren um Entſchuldigung bitten. Der Hausherr fürchtete die Folgen und zog den Beleidiger auf ein paar Worte ins andere Zimmer. Ludmilla bebte und weinte.

Der Fürſt that raſch einige Schritte, ſtieß plötzlich faſt an ſie an und blieb ſtehen.

„Sie hier? Sie haben Alles gehört?“ ſprach er verlegen. „Warum dieſe Thränen? Ihnen iſt bange? um ihn? . . . .“ ſetzte er ſchnell hinzu.

— „Ach nein, Fürſt! . . . Aber ein Duell — das iſt ſchrecklich! Einer fällt, der Andere kommt in Sibirien um, wir verlieren Sie . . . Sie beide . . . und welche fürchterliche Erinnerung wird dieſer Tag meinem ganzen Leben zurücklaſſen — wie ſchlecht lohnen Sie uns unſere Gaſtfreundlichkeit!“

„Sie bitten für ihn?“ entgegnete der Fürſt ſchroff.

„Nein, nicht für ihn! Für mich, für die Ruhe meines Vaters . . . . Fürſt, ich beſchwöre Sie, willigen Sie in eine Verſöhnung! Ich habe in meinem Leben noch Niemand um etwas gebeten . . . . ich kann nicht bitten . . . . Sie ſehen, die Thränen wollen mich erſticken!“

„Aber warum dieſe Thränen? dieſe Angſt? Sie lieben ihn?“ Dabei bohrte er in Ludmillen ſeinen durchdringenden Blick.

Ludmilla hob den Kopf in die Höhe.

— „Ihn? Belogradow? Ich habe ihn nie geliebt, und jetzt haſſe ich ihn!“

Der Fürſt machte eine Bewegung; ihr ſchien's als wolle er gehen. Außer ſich faßte ſie ihn bei der Hand; er erbebte, drückte ihre Hand an ſeine Bruſt, an ſeine Lippen . . . . Vergebens ſuchte ſich Ludmilla loszumachen. Die Lippen des Tataren blieben wie angewachſen an der Hand des jungen Mädchens.

— „Fürſt, wenn Ihnen irgend etwas auf der Welt

theuer ist, wenn Sie etwas lieben, so beschwöre ich Sie dabei, lassen Sie von Ihrem blutigen Streit ab!"

„Ob ich etwas liebe, Ludmilla? . . . O, ich liebe, liebe! mehr als meine Ehre, als meine Ruhe! Sagen Sie, was soll ich thun, fordern Sie: in diesem Augenblicke könnte ich meinem Feinde mich zu Füßen werfen . . . ."

— „Gehen Sie auf eine Versöhnung ein!"

„Auf alles in der Welt! Man nenne mich feig, wie man will . . . . ich verzeihe jede Beleidigung um Ihretwillen, Ludmilla, um Ihretwillen! Und noch fragen Sie mich, ob ich etwas liebe, mich, der keine andere Freude kennt und keine andere Sonne als Sie! . . . . Man kommt — Ludmilla, gedenken Sie . . . ."

Der Brigadier trat ins Zimmer, hinter ihm Belogradow. Der Fürst ging mit schnellen Schritten auf den Alten zu und reichte ihm die Hand.

„Sie wollen mich mit diesem Herrn aussöhnen," sagte er — „gut, es sei. Sie bitte ich, mir die Unannehmlichkeit zu Gute zu halten — seine Entschuldigung brauche ich nicht."

Eilends trat er aus dem Zimmer und ließ Alle in Erstaunen zurück.

Einige Tage darauf schrieb Ludmilla, die Niemanden sonst ihr Herz zu eröffnen wagte, wieder an ihre einzige Freundin Daschinka:

„Es ist also wahr, es ist eingetroffen, woran der bloße Gedanke mich beben machte! Er liebt mich, der Tatare liebt das Christenmädchen, die Russin! Mir graut, Daschinka, meine Hand zittert, indem ich diese Zeilen schreibe. O, daß ich ihn nicht gleich gemieden, als ich ihn kennen lernte! Ich hielt es nicht für möglich, daß er unsern Religionsunterschied vergessen könnte; ich dachte nicht, ich glaubte nicht . . . . Warum hat er so deutlich ausgesprochen, wovon ich nichts hätte wissen mögen, nichts hätte hören sollen! Wie inbrünstig habe ich zum Allmächtigen gefleht, daß er diesen Kelch an mir vorübergehen

laſſe, als ich kaum eine Ahnung von dem Gefühle des Fürſten hatte. Und nun, wie ſoll ich zu ihm beten, wie meine Seele zu ihm wenden, in der, ich fühle es, ſchon eine heilloſe Gegenliebe keimt! Ach, durch welches Streben kann ich dieſe vernichten, mit welchen Thränen waſche ich die Spur meiner Sünde ab! Nicht wahr, mein Engel, Du fürchteſt Dich jetzt vor mir, Du liebſt mich nicht mehr? Nein, Daſchinka, noch bin ich Deiner Freundſchaft würdig. Ich ſtehe allein, ganz allein, ich habe Niemand, der mich warnt, den ich um Rath bitten kann — aber mein Entſchluß iſt unwandelbar, ich ſehe ihn nicht wieder! Ach, warum mußte er unter den Zeichen des Halbmondes geboren werden, und nicht unter dem des ſtrahlenden Kreuzes! Doch das iſt nicht zu ändern. Ich ſehe ihn nicht wieder!“

Ludmilla hielt Wort. Sie ſchützte Krankheit vor, ſchloß ſich auf ihre Stube ein, die ſich im Hauſe oben in einer Art Halbgeſchoß befand, und kam nicht mehr ins Gaſtzimmer. Auf alle Nachfragen erhielt der Fürſt nur die eine Antwort: „Sie iſt krank.“ Vater und Stiefmutter belogen ihn nicht, denn ſie glaubten ſelbſt, daß Ludmilla krank ſei, ſo ſehr hatte ſie ſich verändert, ſeit dem Tage, als zum erſten Male das Herz in ihrem Buſen aufbebte. Die Frau des Brigadiers, die nichts ahnte, ſchalt ſie mehr als einmal, daß ſie ſich einſchließe, und redete ihr zu, doch nur auf einen Augenblick ins Gaſtzimmer zu kommen. „Der Fürſt fragt nach Dir, der Fürſt möchte Dich ſehen.“ Aber nichts konnte Ludmillen in ihrem feſten Entſchluſſe wankend machen. Sie verließ ihre Zelle nicht, ſie litt — das arme Kind! — litt, betete und ſchwieg, während Aniſſia das — verlarvte Fieber mit Hausmitteln curirte.

Vergebens beſuchte der Fürſt regelmäßig des Mor-

gens und Abends den Brigadier, vergebens ritt er zehnmal den Tag an deſſen Fenſtern vorbei, und ſtrich faſt ganze Nächte um das Haus herum, in der Hoffnung, vielleicht einen Blick zu erhaſchen, einen Ton ihrer Stimme, oder wenigſtens die Umriſſe ihres trauten Geſichtes durch den Vorhang zu erkennen. Ludmilla zeigte ſich nicht. Der Fürſt ſehnte ſich nach ihr mit dem ganzen flammenden Gefühle eines Orientalen, der in der Liebe wie im Haß keine Grenzen kennt. Wie lange war's her, daß er die Ruſſen gehaßt? Und nun? Jetzt liebte er nicht allein Ludmillen, er liebte ihren Vater, ihre Stiefmutter, jeden, der ihr nahe ſtand. Ihn rührten weder die Vorwürfe ſeines Vaters über ſein häufiges Ausbleiben, noch die Beſorgniſſe der Mutter über die Bläſſe und den Gram des geliebten Sohnes; er ſtumpfte ſich gegen Alles ab, was ſeiner Ludmilla fern war.

Drei Wochen darauf begaben ſich die Tataren nach dem Abendgebete in ihre Wohnungen; die Moſchee war leer, die Heerden kamen von der Weide, es dämmerte. Der Mullah und einige der angeſehenſten Edelleute aus Kargarul verſammelten ſich bei Tſchagir-Agadun. In einer Ecke des Gartens unter einem Haſelbuſch wurde auf einem kleinen Raſenplatz ein Teppich ausgebreitet, auf einen niedrigen mit Schnitzwerk und Perlmutter verzierten Tiſch ſetzte man einen Präſentirteller mit Sorbets, die Gäſte lagerten ſich im Kreis, ſtellten eine ganze Reihe langer Pfeifen auf und begannen den orientaliſchen Nectar, ſtarken, ſchwarzen Kaffee zu ſchlürfen. In ehrerbietiger Entfernung ſtanden einige Diener; unweit davon blinkte in den Gebüſchen das Kleid eines Mädchens, welche mit Holzkugeln ſpielte, ſie über das Gras rollend. Die Unterhaltung fing, wie gewöhnlich, mit Schweigen an; die Gäſte bliesen um die Wette graue Dampfwirbel empor; darauf begann das Geſpräch mit Klagen über die Theuerung, die ſchlechten Zeiten: leiſe wurde auf die Ruſſen geſchimpft.

„Mächtig ist der Geier in der Luft," sagte Tschagir-Agadur bedeutsam, „aber es giebt einen Vogel, der auch ihn bezwingt."

— „Segne Dich Allah für Deine gute Prophezeiung, Agadur!" rief der graubärtige Mullah im weißen Turban, der Weisheitstiara der Muselmänner. „Aber wo ist dieser Vogel? Es wäre Zeit, daß er die Schwingen ausbreite!"

„Er hat auch schon die Krallen geschärft; wißt Ihr denn nichts?"

— „Was denn? was?"

„Der Pascha hat Rußland Krieg erklärt."

— „Groß ist Allah und Mahomed sein Prophet! Nun, willst Du nach der Türkei flüchten, oder wirst Du Deinen Sohn hinschicken?" fragte der Mullah.

„Allah erleuchte Deinen Verstand, Abdulmelech! Weißt Du denn nicht, daß die Türken mir schon meinen ältesten Sohn gefressen haben? Nein, ich rühre mich nicht vom Flecke, bis . . . ."

— „Aber wo ist denn Dein Sohn, Agadur?" fragte einer der Gäste. „Schon mehr als zwei Monate hört und sieht man ihn nicht. Was ist mit ihm?"

„Wer kann das menschliche Herz durchschauen! Ich selbst erkenne meinen Sohn nicht mehr: Tage und Nächte bringt er auf den Bergen zu, schweift im Walde herum, hat schon zwei Pferde zu Schanden geritten, wird mit jedem Tage blässer und magerer, und antwortet gar nicht auf meine Fragen."

— „Schlimm, sehr schlimm!" bemerkte der alte Mullah kopfschüttelnd und streichelte seinen grauen Bart. „Aber weißt Du, was seine Seele verlangt? . . . . Eine Freundin! Seine Zeit ist auch schon gekommen, bedenke doch, er geht ins einundzwanzigste Jahr."

„Freilich, Du hast Recht. Aber wo finde ich die Perle, die meines Dschellaleddin würdig ist?" versetzte

der Fürst mit väterlichem Stolze. „Zeige mir das Meer, in welchem man sie fischen kann!“

— „Bei allen Propheten schwöre ich Dir, Fürst, Du bist zu hochmüthig! Noch sind nicht alle Rosen Bachtschissarais verdorrt, noch sind nicht alle Schönen ausgestorben im Lande der Rechtgläubigen! Hast Du die Tochter des Fürsten Chadschi gesehen? Nicht? Nun, wo könnte wohl Dein Sohn eine bessere Braut finden!“

Der Gedanke, Dschellaleddin zu verheirathen, gefiel dem Greis; er ließ sich in Nachfragen nach der vorgeschlagenen Braut ein, und sämmtliche Anwesende wandten sich diesem Gegenstande zu.

Eine halbe Stunde später hörte man Getrampel auf der Straße, und ein müdes Roß, ganz mit Schaum bedeckt, sprengte in den Hof. Dschellaleddin schwang sich vom Pferde, warf den Zügel in die Hände des ihm entgegeneilenden Dieners, und matten Blickes, gesenkten Hauptes ging er in den Garten.

„Hat den Narren gehörig abgehetzt, und ihn nicht einmal gestreichelt, nicht einmal einen Blick auf seinen Liebling geworfen . . . was geht mir unserm Fürsten vor!“ sagte der Tatare, welcher das schnaubende Roß im Hofe umherführte, zu seinem Kameraden.

— „'s sieht schlecht aus!“ erwiderte der Andere, und Beide begannen heimlich mit einander zu sprechen.

Als Dschellaleddin im Garten die Stimmen der Anwesenden hörte, trat er nach einer entfernten Seite und warf sich erschöpft auf eine steinerne Bank. Es war ihm so trübe und schwer ums Herz! Kein einziger freundlicher Stern glänzte an seinem Horizont, kein einziger, wärs auch nur augenblicklicher Trost erhellte das Dunkel seiner Hoffnungslosigkeit. Die Dämmerung erglühte und erlosch, Tage und Wochen sanken in die Ewigkeit — aber Ludmilla ließ sich nicht sehen. Jeden Tag eilte er zu ihr mit einem Funken Hoffnung, und

jedesmal übergoß die Antwort: „sie ist krank," diesen Funken wie eine kalte Welle.

Das Haupt auf die Hand gestützt, saß Dschellaleddin unbeweglich; er erlag der Gewalt seiner Liebe, und entflammte sie nur noch immer mehr, indem er alle Reize seiner Unsichtbaren sich ins Gedächtniß rief. Der Thor! er fachte die Kohlen an, die in seinem Herzen lagen, und mußte dann blutige Thränen weinen vor brennendem, unerträglichem Weh. — Früher, wenn er mit seinen Gedanken allein war, tauchte er in der süßen Lust üppiger Phantasieen; jetzt, da ihn die Wirklichkeit arm gemacht, fand er einen Genuß in seinem Kummer, einen Genuß, den er nicht um alle Schätze des Orients mit seiner frühern Ruhe vertauscht hätte.

Der Mond war hoch aufgegangen, die Gäste hatten längst den Garten verlassen, und im Dorfe verstummte Alles. Dschellaleddin aber erhob sich noch immer nicht von der Bank am Bache. Er zählte die Stunden nicht mehr, seit seine Augen ihres Lichtes beraubt waren, seine Seele ihrer Nahrung; die Zeit war für ihn auf einem Punkte stehen geblieben, und schien ihm ein Ocean ohne Bewegung und ohne Leben. Es rauschte leise in den Büschen, er hörte es nicht. Ein weißer Schleier blinkte durch das Dunkel und wallte dicht vor ihm; seine Augen hafteten düster am Boden.

„Wieder traurig und allein!" rief eine zarte Kindesstimme. „Hat denn die Freude auf ewig Deine Seele verlassen, Dschellaleddin?"

— „Ah, Du bist's, Emina!" sagte der Fürst, als er seine Nichte gewahr wurde. „Guten Abend, mein liebes Kind, hast Du Dich heute recht vergnügt?"

„Emina kann sich nicht vergnügen, wenn die Ihrigen weinen."

— „Wer weint denn?"

„Du, Dschellaleddin."

— „Ich? .... Du irrst Dich, Emina; meine Thränen hat Niemand gesehen.“

„Ist Dir darum leichter, weil die Thränen nicht aufs Gesicht, sondern ins Herz fallen?“

Dschellaleddin schwieg.

„Die Mutter ruft Dich zum Abendessen,“ sagte Emina nach einer Pause.

— „Ich will nicht zu Abend essen.“

„Was soll ich ihr denn sagen?“

— „Daß ich keinen Hunger habe, daß ich schon gegessen — sage ihr was Du willst.“

Wieder vertiefte er sich in Gedanken. Emina ging nicht.

„Weißt Du, Dschellaleddin, Du wirst bald froh werden,“ hub das Mädchen wieder an.

— „Warum das?“

„Heute errieth man die Ursache Deines Kummers, und hat einen Talisman dagegen gefunden.“

— „Errieth man!“ rief Dschellaleddin und sprang von seinem Platze auf. „Wer errieth? wie weißt, Du das?“

„Sei nicht böse, Dschellaleddin, ich wollte Dich nicht erzürnen; ich habe mich nur so gefreut, daß ich Dich bald froh sehen werde.“

— „Ich bin nicht böse, Emina, aber erzähle doch, was hat man errathen, wer hat errathen, welchen Talisman hat man gefunden? verhehle mir nichts ....“

„Man will Dich verheirathen — man sagt, eine Frau vertreibt den Gram ....“

— „Verheirathen? mich? mit wem? wann?“

Emina erzählte ihm, was sie von Tschagir-Agadur und den Gästen gehört, als sie unbemerkt in den Büschen spielte.

— „Damit also gehen meine Freunde und Verwandten um! Das gelingt ihnen nicht. Leichter fängt man einen wilden Tiger, als den, der schon im eiser-

nen Käfig gesteckt. Ludmilla, ich muß Dich sehen — ich dringe zu Dir, und wär's durch eine dreifache Mauer! ... Mein Pferd her!" rief er, eiligst aus dem Garten tretend.

„Wohin so spät?"

— „Gute Nacht, Emina, sage der Mutter, daß sie heute nicht auf mich warte!"

Nach zehn Minuten sprengte Dschellaleddin schon den Weg ins Thal hinab.

Das Frühroth verscheuchte die nächtliche Dunkelheit: ein frischer Septembermorgen weckte die Natur, und gleichzeitig mit der Lerche flatterte Ludmilla hinaus in den Garten. Nur zu dieser Stunde, wo sie Dschellaleddin nicht zu begegnen fürchtete, verließ sie ihr Zimmer, in das sie sich freiwillig eingekerkert. Am Ende der Pappelallee, an dem Abhang des Hügels befand sich eine Gitterlaube, von Weinranken und wildem Jasmin bedeckt. Dahin begab sich Ludmilla jeden Morgen, zu beten, der Erinnerung an ihre Mutter nachzuhängen und zuweilen stillheimlich an ihn zu denken, den ihre Vernunft von ihrem Herzen riß. Dahin eilte sie auch jetzt über den geebneten Pfad. Sie ließ sich auf ihre Kniee nieder und wandte ihre Augen und ihre Gedanken zum Himmel. An diesem Tage flossen mit der Trauer um Jene, welche Schicksal und Pflicht ihr entrissen, eine unerklärliche Bangigkeit und eine geheime Ahnung in ihrer Seele zusammen. Sie betete inbrünstig, in aller Kindesunschuld; ihre Lippen flüsterten kein auswendig gelerntes Gebet, sondern Worte des Herzens, und Thränen rollten ihr leise über das Antlitz. Dschellaleddin stand einige Schritte von ihr, sah sie an und wagte sich nicht zu nähern. Ihm war, als sähe er vor sich eine strahlende Peri, die zur Buße für ein unvorsätzliches Vergehen eine Reuethräne darbringe.

Ludmilla schloß das Gebet, stand auf, setzte sich nachdenklich auf die Bank und lehnte sich mit dem Rücken

an's Gitter. Da rauschte es, und Dschellaleddin trat in die Laube. Sie that einen Schrei und wollte davoneilen.

— „Fliehen Sie mich nicht, um Himmels willen, bleiben Sie! Gott selbst hat sich meiner erbarmt, und gönnte mir diesen Augenblick .... vernichten Sie nicht sein Gnadenwerk!"

Dschellaleddin zitterte bei diesen Worten; in seinem Auge glänzte es wie eine Thräne. Ludmillen that das Herz weh, als sie die Bläße auf dem leidensvollen Gesichte des Jünglings sah. Sie blieb, und ließ sich von Neuem auf die Bank nieder.

Einen ganzen Monat hatte Dschellaleddin, auf den Augenblick des Wiedersehens harrend, sich umhergetrieben, wie ein Verbannter, welchem der Weg zu allem Heimischen und Trauten verschlossen ist, und nun er denselben erharrt, stand er lautlos vor Ludmillen, als hätte er die Gabe zu denken und zu sprechen in ihrer Gegenwart verloren. In solchen Fällen weiß das Weib, sie mag noch so jung und unerfahren sein, immer schneller den Faden eines Gespräches zu finden. Ludmilla war denn auch die erste, welche das peinliche Schweigen unterbrach.

— „Ich bin noch in Ihrer Schuld," begann sie leise, „ich habe Ihnen noch nicht gedankt .... erinnern Sie sich? vor einem Monat .... für Ihre Nachgiebigkeit ...."

„O, ich erinnere mich wohl! Was hätte ich damals nicht für Sie gethan? ... und jetzt, und immer .... Ludmilla, wissen Sie, seit ich Ihre Stimme gehört, seit ich Sie zum ersten Male erblickt, hat mein Wille, meine Besinnung, meine Vernunft, alles hat mich verlassen! Nur der Wunsch ist mir geblieben, Sie jeden Augenblick zu sehen. Sie sind für mich eine Blume Dschinnets geworden, an der ich Jahrhunderte lang mich ergötzen könnte, ohne von der Stelle zu gehen. Mein

Haß gegen die Ruſſen, mein Rachedurſt, alles, was ich mit der Muttermilch eingeſogen, was meine Kräfte genährt — alles iſt zerronnen unter den Strahlen Ihres Blickes. Dieſer Blick entflammt mir die Seele, er brennt in mir Tag und Nacht, heller als die Sonne, und er wird mich verbrennen, er wird mich verderben! .... Ich weiß," fuhr er nach einigem Schweigen fort, „Sie ſcheuen ſich vor dem Muſelmann, Sie haſſen den Andersgläubigen ... So heile mich denn, Zauberin, löſe Deinen Zauber ... oder gieb Dich mir hin! Ich kann es nicht länger tragen, der Gram zernagt mir das Herz .... es kann nirgends, an nichts Freude finden. Für mich giebt es keine Schönheit mehr auf der weiten Welt, keine Houris im Paradieſe, außer Dir .... Ludmilla. Ludmilla!"

Er fiel wie wahnſinnig zu ihren Füßen, küßte ihre Kniee, den Saum ihres Kleides.

— „Stehen Sie auf, Fürſt, faſſen Sie ſich wenigſtens einen Augenblick, hören Sie mich an!" ſagte das junge Mädchen, alle ihre Geiſteskraft zuſammennehmend. „Ich weiß nichts von Zauber, kann ihn nicht ſchaffen noch löſen .... mein Zauberſpruch iſt — Gebet, doch er hat nur über mich Gewalt. Ich ſcheue mich nicht vor Ihnen, ich verachte Sie nicht wegen Ihrer Religion noch Ihrer Abſtammung; aber ſie haben zwiſchen uns eine Scheidewand aufgerichtet, die keine Liebe umwerfen kann — ſo falle denn vor ihr die Liebe! Fürſt, ſuchen Sie keine Zuſammenkunft mit mir, fliehen Sie, reiſen Sie nach der Türkei, nach Rußland, wohin Sie wollen! Sie werden mich vergeſſen, und dann findet ſich für Sie auch auf dieſer Welt noch manche Schönheit, noch viel Köſtliches ...."

„Eher magſt Du der vom Blitz verbrannten Eiche neues Grün verſprechen, als mir eine Freude ohne Dich! ... Wenn Du nur mit dem hundertſten Theile meiner Liebe mich liebteſt, ſo zerriſſe dieſe Scheidewand

wie Spinnengewebe .... Für mich giebt's keine Hindernisse auf dem Wege, der zu Dir führt: ich steige ihn hinauf, und ging' er in den Himmel, ich steige ihn hinunter, und ging' er in den Abgrund — kann ich nur Dich finden, Du meiner Seele einziges Leben! kann ich nur an Deinem Herzen ausruhen! Willst Du die Ceder anklagen, daß sie auf dem Libanon wuchs und nicht auf den Schneegefilden Deiner Heimat? Was kann ich für meine Abkunft? Ich habe in Dir die Russin vergessen, so vergiß Du in mir den Tataren .... Aber Du liebst mich nicht! Sprich es aus, Ludmilla, ich will es aus Deinem Munde hören; besser, Du vernichtest mich mit einem Streich, als daß Du jeden Tag mir einen Tropfen Gift ins Blut gießest ...."

Ludmilla weinte und schwieg.

„Du liebst mich nicht, wirst mich niemals lieben können? In Deinen Augen bin ich ein Thor, ein verachteter Tatare? So sprich doch, sag' es! .... Noch fehlen mir nicht alle Mittel zur Heilung ...."

Er sah sie mit durchbohrenden Blicken an und preßte seine Hand an den Griff des Dolches.

— „Ach, Gott, mein Gott, wie hart prüfst Du mich! ... Schonen Sie mich, Fürst, quälen Sie mich nicht! ... Sehen Sie denn nicht, wie viel ich gelitten, seit ich mich von Ihnen zurückzog. Tausendmal hat es mich gedrängt, das Gelübde zu brechen, welches ich in einem Augenblick der Reue abgelegt .... ich ... ja, ich liebe Sie, Dschellaleddin ... und doch bitte ich Sie, lassen Sie mich, flichen Sie mich ...."

„Ludmilla! meine Seligkeit!" rief in Entzücken der Tatare; „Du liebst — Du sagst es ...."

Seine Stimme stockte; die Freude hatte ihn so plötzlich überstürmt, daß sein Herz, lange nur an Kummer gewöhnt, sie nicht fassen konnte. Ludmilla hatte, wie ein Himmelsbote, mit einem Hauch die Finsterniß zerstreut, und das ganze Dasein des Jünglings mit Regen-

bogenglanz umzogen. In glühender Begeiſterung dankte er ihr, und bat ſie, das Wort zu wiederholen, welches ihm mehr als das Leben geſchenkt — die Lebensfreudigkeit.

— „Freuen Sie ſich nicht, Fürſt,“ ſagte Ludmilla traurig, und zog ihre Hand aus der ſeinigen. „Ich ... liebe Sie, aber ich wiederhole meine Bitte, entfernen Sie ſich! Die Vorſehung hat es gewollt, daß wir getrennt den Lebensweg gehen, und getrennt müſſen wir ihn zurücklegen.“

„Was ſoll das heißen?“ fragte der junge Mann verwundert.

— „Daß ich als Chriſtin nicht die Frau eines Muſelmannes ſein kann, als Ruſſin einen Mann nicht lieben darf, der ſeinen Haß gegen Rußland nicht einmal verhehlt.“

„Wozu alſo haſt Du mir das Paradies erſchloſſen? Darum etwa, daß ich meinen Sturz auf die Erde nur noch heftiger fühlen ſoll? ... Nein, ſo ſpielt man nicht mit einem Menſchen! Du ſagteſt, daß Du mich liebſt; mit dieſen Worten haſt Du Dein Schickſal an das meinige gebunden, und uns trennt nur das Schwert Aſrails.“

— „Mein Schickſal kann nur an das eines Chriſten gebunden ſein,“ ſagte Ludmilla mit Entſchiedenheit, und ſetzte leiſe hinzu, als wagte ſie nicht ihren Gedanken vollſtändig auszuſprechen: „und kann Dſchellaleddin nicht auch ein Chriſt ſein?“

„Ein Chriſt!“ wiederholte er mit Staunen und ließ ihre Hand los. „Was forderſt Du von mir? Ein Verräther, ein Abtrünniger! ... weißt Du, wie fremd dieſe Worte meinem Ohre klingen? wie ſchwer, wie peinigend ſie mir aufs Herz fallen? ...“

— „Fürſt! ...“

„Abfall vom Glauben!“ rief Dſchellaleddin, und ſein Geſicht, über welches die Leidenſchaft ſtürmte, Kum-

mer und ein Strahl plötzlicher Hoffnung sich kreuzten, nahm den Ausdruck stolzen Ernstes an. „Denkst Du etwa, mir ist meine Heimat nicht so theuer, mein Glaube mir nicht so heilig, wie der Deinige Dir? Weißt Du nicht, daß ein Kreuz an der Brust eines Tataren sie zum Ziele von hundert Dolchen macht? daß die Hand des leiblichen Vaters nicht zittern wird, das Herz aus der Brust des verrätherischen Sohnes zu reißen? . . . ."

— „Verzeihen Sie, Fürst, das war ein thörichter Gedanke . . . . Lassen Sie uns scheiden."

„Bleib! bleibe! . . . Nein, zur Trennung von Dir reicht meine Kraft nicht aus . . . ein Augenblick ohne Dich ist mir fürchterlicher, als die Dolche der ganzen Welt . . . O warte, gieb mir Zeit, daß ich mich beruhige, zur Besinnung komme! . . . . Ludmilla! Abfall vom Glauben! . . . ."

Er griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe, und ging mit raschen Schritten in der Laube auf und ab; ein heftiger Kampf sprach sich in jedem Zuge seines Gesichtes aus — endlich blieb er vor Ludmillen stehen.

„Es ist ein hoher, ein unberechenbarer Preis, um den ich Dich erkaufen soll, aber auch meine Liebe zu Dir ist maßlos. Um Deinetwillen kann ich die Meinigen, das Land, das mich geboren, verlassen, meinen Ruhm den Hunden preisgeben, den argen Verleumdern; nur eins verlange nicht von mir, mein Gewissen kann ich nicht verkaufen! . . . . entschließe Dich mit mir zu fliehen, wir gehen nach Rußland; mit der Zeit kannst Du die Verzeihung und den Segen des Vaters Dir erbitten; mir allein bleibt der Weg zur Heimat und zu den Herzen meiner Eltern versperrt. Um Deinetwillen werde ich Russe; nie will ich durch irgend eine Handlung oder ein Wort Deine Religion verletzen, nie gebe ich Dir ein Lebenszeichen der meinigen: nur for-

ſche nicht in meinem Herzen, nur verlange nicht die Taufe von mir!"

— „Wird aber mein Gewiſſen mir nicht jeden Augenblick vorhalten, daß ich einem Mahomedaner angehöre? Wozu das Leben des Vaters vergiften, ihm entfliehen, da ich weiß, Dſchellaleddin, ganz beſtimmt weiß, daß er uns ſeinen Segen geben wird, wenn Sie ſich von Mahomed loeſagen! Der Tadel Ihres Volkes aber und Ihrer Verwandten wird Sie gleichermaßen treffen, ob der Verdacht derſelben gegründet ſein wird oder nicht; was alſo hält Sie zurück?"

„Ich habe wohl gehört, daß man in Euerm gebildeten Europa alles für Andere thut, aus Furcht vor dem Urtheil der Menſchen. Ich kenne dieſe Art nicht. Mein Gericht iſt in meiner Seele, und ein einziger Vorwurf meines Gewiſſens gilt mir tauſend Mal mehr, als aller Tadel des Volkes. Bedenke Du ſelbſt, Ludmilla, könnteſt Du Dich auf die Gewiſſenhaftigkeit, auf die Ehre eines Menſchen verlaſſen, der ſeinem Glauben, allem, was er als Heiligthum zu ehren und zu lieben gewohnt war, treulos geworden? Ludmilla, ich könnte Dich täuſchen, aber Lüge iſt mir verhaßt .... Was geht Dich meine Religion an, da Du allein meine Gottheit ſein wirſt, und Dein Wille mein Gebot .... Wir laſſen uns in irgend einem Winkel Rußlands nieder. Du wirſt blühen wie eine Roſe in den Gärten Stambuls, unter der Hut meiner Liebe — nie hat ein Sterblicher das Glück erfahren, das unſer Loos ſein wird. Ludmilla, Du willigſt ein? .... Du giebſt Dich mir hin? —"

Ludmilla erhob ſich mit unglaublicher Anſtrengung und that einen Schritt nach der Thüre. Die Liebe des Trauten und die ihres eigenen Herzens zerriſſen ihre ſchwache Bruſt. Thränen verſetzten ihr den Athem, ſie wandte ihre Augen von dem Fürſten ab, und ſprach ſchnell, als fürchtete ſie, daß ihr die Kraft verſagen

würde, ehe sie ihre Rede geendet: „Ihr Edelmuth flößt mir Bewunderung ein; jetzt wiederhole ich Ihnen, ohne zu erröthen, daß ich Sie liebe, liebe mit ganzer Seele — doch wir sehen uns nicht anders, als am Altare der christlichen Kirche!"

Bevor sich noch der Fürst sammeln konnte, war Ludmilla entschwunden. Er wollte ihr nach, aber oben auf der Anhöhe zeigte sich der Brigadier in seinem Morgenrock; er war hinausgetreten, frische Luft zu schöpfen, da stürzte die Tochter besinnungslos an seine Brust.

„Sie hat mich getäuscht!" rief Dschellaleddin außer sich. „So seid denn verflucht, Ihr Giaurs! Verflucht die Stunde, in welcher Deine Stimme mein Ohr traf!"

Er eilte aus der Laube, und einige Minuten später sprengte er am Garten vorbei, so schnell, daß die Hufe seines Rosses kaum den Boden zu berühren schienen, und von dessen Weichen das Blut floß unter den scharfen Sporen des Reiters.

„Da seh' mal Einer! verkauft ihnen Pferde," sagte der Brigadier mit väterlichem Antheil, „aus dem besten machen sie in einem Monat ein Gerippe! Und wo jagt er hin, als ob ihm der Teufel auf dem Nacken säße?"

Am selben Tage gegen Abend ging der Brigadier in dem Zimmer seiner Gattin auf und ab, räusperte sich, blieb stehen, wollte sprechen und schwieg.

„Hast wohl den Husten, Vater? Da wär's gut, Du tränkest Wachholdersaft mit Honig oder Fliederthee."

— „Nein, Anissia Iwanowna, mir fehlt nichts; aber höre, ich komme mich überwunden zu erklären — Du hast doch Recht gehabt!"

„Worin denn?"

— „Du erinnerst Dich doch, worüber wir vorgestern gestritten .... nun, wegen des Fürsten Dschellaleddin ...."

„Ah! er hält also an?"

— „Er hat nicht geradezu angehalten; er weiß ja selbst, daß, so lange ein Turban sein Haupt bedeckt, es keiner einzigen Christin einfallen wird, ihn unter ihre Freier einzutragen. Die Sache aber steht so . . . .“

Er erzählte seiner Frau alles, was er am Morgen von Ludmillen gehört; Frau von S. schüttelte den Kopf.

„Das will mir gar nicht gefallen! Ueber die Mädchen! Alles halten sie in sich, und anstatt sich von älteren Leuten belehren zu lassen, machen sie lauter dummes Zeug. Es that wol recht Noth, sich vor ihm zu verstecken und ihn aus dem Hause zu vertreiben! Im Gegentheil, sie mußte sich so oft als möglich zeigen, singen, spielen, um ihn nur recht zu fesseln, dann würde er den Turban schon selbst abwerfen. Bedenke doch, einen solchen Freier muß man mit Laternen suchen.“

— „Allerdings, versteht sich; auch mir gefällt er ungemein. Wenn er sich aber durchaus weigert, unsere Religion anzunehmen, dann freilich ist nicht an ihn zu denken.“

„Possen, Väterchen, er wird sich weigern, und fügt sich zuletzt doch — mit der Liebe spaßt sich's nicht.“

— „Wie nun aber, wenn der Vater in Zorn geräth und ihn enterbt?“

„Sei unbesorgt, es ist der einzige Sohn; und wenn auch, sobald der Fürst sich zu unserm Glauben bekehrt hat, wird die russische Regierung seine Partei nehmen. Dann läßt sich nach des Vaters Tode alles ändern. Der Vater, wie ich höre, ist hoch in den Jahren, und zwei Menschenalter lebt er doch nicht. — Ich muß doch mal gleich zu Ludmillen; was verbirgt sie sich vor mir, die Närrin? Bin ich nicht ihre Mutter?“

Frau von S. begab sich zur Stieftochter, ihr einen belehrenden Vortrag zu halten. Allein wider Erwarten der ganzen Familie kam der Fürst nicht. Es hieß sogar, daß er nach Achmetschet zu seinen Verwandten abgereist sei. Ludmilla erkrankte ernstlich. Die Liebe und

der Kampf ihrer Gefühle hatten ihren ſchwachen Körperbau bewältigt. Der Regimentsarzt fühlte ihr kopfſchüttelnd an den Puls, und verſicherte dem geängſteten Brigadier, das würde vorübergehen, es wäre eine Folge der frühen Spaziergänge, die in der Krim ſo gefährlich ſeien; hier wage ſich ſelbſt in der heißeſten Jahreszeit kein Eingeborener in der Morgen- und Abenddämmerung ohne warme Bekleidung hinaus.

Doch ungeachtet dieſer ärztlichen Verſicherungen verſchlimmerte ſich Ludmillens Befinden mit jedem Tage; ſie lag fortwährend im Fieber, erkannte Niemand, und verrieth in ihren unzuſammenhängenden Reden die Geſichte ihrer erhitzten Einbildungskraft. Man ſchickte ins Hauptquartier nach dem Stabsarzt, deſſen Kenntniſſe und Geſchicklichkeit ſehr geprieſen wurden. Seine Bemühungen gaben Ludmillen das Leben wieder, aber nicht die Geſundheit. Sie hatte noch nicht das Bett verlaſſen, als man eines Morgens den Brigadier aus ihrem Zimmer rief. In den Saal tretend, erblickte dieſer Dſchellaleddin, ganz beſtäubt, im Reiſekleide. Man hätte ihn fragen mögen, ob er aus dem Reiche der Todten käme, ſo abgemagert und bleich war ſein Geſicht.

„Nicolai Laurentiewitſch,“ rief der Fürſt, ihm entgegenſtürzend, „ich lege in Ihre Hände mein Schickſal, meine Ehre, meine Seele — machen Sie damit, was Sie wollen, nur geben Sie mir ſie, ſie, laſſen Sie mich wenigſtens einen Blick auf mein Kleinod werfen! Ich habe gehört, ſie iſt krank, ſie ſtirbt ... o gönnen Sie mir, daß ich zu ihren Füßen mein Leben ende!“

Der Brigadier drückte ihm gerührt die Hand.

— „Beruhigen Sie ſich, Fürſt, die Gefahr iſt vorüber; aber ſehen können Sie ſie jetzt noch nicht. Sie iſt ſo ſchwach, daß die geringſte Aufregung ſie zum zweiten Mal an den Rand des Grabes bringen kann. Wie es ſcheint, kommen Sie eben von der Reiſe, ſind ge-

wiß die ganze Nacht geritten. Wir wollen in mein Kabinet gehen; ruhen Sie erſt aus, und dann theilen Sie mir Ihr Vorhaben mit."

„Nein, gleich jetzt, ich brauche nicht auszuruhen; ich ſehe, Ludmilla hat Ihnen geſagt . . . ."

Der Brigadier nickte mit dem Kopfe.

„Sie wiſſen Alles? wiſſen alſo auch, wie ſchwer es mir geworden, mich von den Pflichten des Muſelmannes, des Sohnes loszuſagen — aber die Liebe zu ihr hat alles überwunden. Ich habe mich entſchloſſen alle Bande zu zerreißen, wenn Sie mir verſprechen, mich als Ihren Sohn anzuerkennen und mir Ludmillen zu geben: aber um Himmels willen werfen Sie mir niemals vor . . . nennen Sie mich nie einen Abtrünnigen! . . . ."

— „Nein, nein, edler junger Mann! Keinen Vorwurf, ſondern Lob verdient Ihr Entſchluß. Glauben Sie mir, es vergehen nur noch wenige Jahre, und Ihrem Beiſpiele werden viele Ihrer Landsleute folgen. Rußland wird mit offenen Armen den neuen Bürger aufnehmen, und wenn Sie es näher kennen gelernt haben, ſo werden Sie ſich überzeugen, daß alle die albernen Märchen, welche unter den Ihrigen über uns Ruſſen und unſere Regierung im Gange ſind, von Leuten ausgedacht worden, die entweder der Fanatismus geblendet oder die Gewohnheit eines unterdrückten Haſſes. Sie ſollen Ludmillen haben, Fürſt, aber beeilen Sie ſich nur nicht; der Schritt, den ſie thun wollen, iſt zu wichtig. Machen Sie ſich erſt mit unſeren Satzungen und Sitten bekannt, vergleichen Sie ſie mit den Ihrigen, prüfen Sie ſich ſelbſt. Wenn nicht der Verſtand, nicht Ueberzeugung, ſondern blos Leidenſchaft Ihre Handlungen leitet, dann nehmen Sie ſich in Acht! Die Jahre werden das heiße Blut aufzehren, die Leidenſchaft, wenn ſie befriedigt iſt, wird verrauchen, es bleibt nur die Aſche zurück und auch die verweht. Bedenken Sie, daß unſere Geſetze Ihnen dann nicht geſtatten, dieſe Leere des

Herzens durch eine neue Ehe auszufüllen, oder durch die Wolluſt aſiatiſcher Harems. Wie leicht könnte da eine zu ſpäte Reue an der Stelle der erkalteten Liebe aufflammen! Erwägen Sie reiflich, Fürſt, wozu Sie ſich entſchließen; das Glück meiner Tochter iſt mir theuer, und auch über das Ihre, das Sie ſo vertrauensvoll in meine Hände legen, werde ich einſt dem Herrn Rechenſchaft geben müſſen."

„Wenn auch wirklich noch Vorurtheile gegen Rußland in meiner Seele niſteten — Ihr edler Sinn würde Sie jetzt gänzlich vernichten! Nein, fürchten Sie keine ſpäte Reue; ich habe mich nicht von dem erſten Zuge meines Gefühles hinreißen laſſen, nicht von der erſten Aufwallung. Die Liebe hat lange in mir mit dem Verſtande gerungen: ich ſelbſt habe mich bemüht, ſie zu erſticken, ſie durch Trennung zu dämpfen — aber ſie iſt unverſehrt aus dem Kampfe hervorgegangen, ja, ſie iſt noch mächtiger geworden — und nun wird ſie nur der Grabeswurm zernagen können."

— „Aber Ihr Vater? Weiß er um Ihr Vorhaben? Wird er es nicht hindern? Verhehlen Sie mir nichts."

„Mein Vater weiß es nicht, und ſoll auch nichts davon wiſſen. Sein Haß gegen Rußland iſt unverſöhnlich, ſeine Vorurtheile nicht zu beſiegen. Ja, ich muß Ihnen noch mehr ſagen: hier kann ich mich gar nicht taufen laſſen, noch darf ich länger in der Krim bleiben — hier bin ich nicht ſicher ...."

— „So reiſen Sie nach Rußland, nach Petersburg; ich gebe Ihnen Briefe an meine Bekannten mit, Sie werden überall eine gute Aufnahme finden, und unterdeß wollen wir mit vereinten Kräften Ihren Vater zu beſänftigen ſtreben. Ich würde Ihnen rathen, wenigſtens auf eine Zeit lang in ruſſiſche Dienſte zu treten — dadurch gewinnen Sie mehr Vertrauen ...."

„Und Ludmilla?"

— „Ludmilla iſt die Ihrige. Ich ſelbſt will zu An-

fang des Winters eine Reise nach Petersburg machen. Dort empfangen Sie sie aus meiner Hand, und Gottes Segen mit Euch!"

„Aber bis zum Winter sind noch drei, vier Monate."

— „O Jugend, Jugend! Sie sagen ja selbst, daß Sie sich hier nicht taufen lassen können — wie wollen Sie denn früher zum Traualtar als zur heiligen Taufe schreiten? Uebrigens kann auch Ludmilla nicht eher an eine längere Reise denken, bis sie vollkommen hergestellt ist. Ich meine doch, Sie wollen Ludmillen lebend haben, nicht todt! . . . ."

Die Erwägsamkeit des Brigadiers brachte den armen Jüngling zur Verzweiflung; aber er mußte der Nothwendigkeit weichen, und sogar dem künftigen Schwiegervater zu Liebe in dessen Kabinet gehen, um auszuruhen.

Ludmillens Gesundheit besserte sich; allmälich wurde ihr entdeckt, was ihrer in der Zukunft harre. Sie sah nun den Liebling ihres Herzens wieder, durfte offen ein Gefühl nähren, das sie zu dem feurigen Jüngling hinzog, und seine Gegenwart gab ihr schneller als alle Heilmittel ihre Lebenskräfte zurück. Mit jedem Tage ging ihr ein neues Dasein auf, die Liebe erglänzte in ihren Augen und breitete einen rosigen Hauch über ihr Antlitz; dabei athmeten alle ihre Worte und ihr Benehmen so viel Unschuld, daß die Leidenschaft Dschellaleddin's in Ludmillens Anwesenheit sich in ein stillinniges, sanftes Glücksgefühl verwandelte. Sie entzündete nicht mehr sein Blut, sie brannte wie eine Altarkerze.

Bis dahin hatte der Geist Dschellaleddin's wie in einem tiefen Schlummer gelegen; es war in ihm nur der Instinct, die Empfindung thätig; das Gute riß ihn leichter hin als das Böse, aber er konnte sich darüber

keine Rechenschaft geben, und das beste Geschenk des Himmels, das, was uns allein über alle anderen Geschöpfe stellt, lag unter rohen Begriffen und Vorurtheilen vergraben. Mitten in diesem Dunkel loderte die Flamme einer leuchtenden, mächtigen Liebe auf. Im ersten Augenblick hatte der plötzliche Uebergang von Finsterniß zum Licht den armen Jüngling geblendet: alle seine Sinne drängten sich in dem einen Gesichtsinn zusammen, wenn er bei Ludmillen war, und alle verloren sich in seinem Schmerze, wenn er von ihr ging. Jetzt aber, da die Gewißheit ihrer Gegenliebe und eine bestimmte Hoffnung auf Glück seine erregte Seele etwas beschwichtigt hatte, fing er an, die ihn umgebenden Gegenstände deutlicher zu unterscheiden, fing an zu begreifen, zu vergleichen und schämte sich seiner Unwissenheit. Es that ihm weh, wenn er sah, welchen Vorzug gebildete Leute vor ihm hatten, aber er haßte sie nicht, wie das bei kleinlichen Geistern der Fall ist; er wünschte ihnen nur gleichzukommen, sie zu übertreffen. Eine neue Art Eifersucht bemächtigte sich seiner: er wollte der einzige Gegenstand von Ludmillens Aufmerksamkeit werden; einem Andern nur ein Lächeln, nur einen ihrer Blicke abtreten zu müssen, dünkte ihm eine unerträgliche Einbuße. Er wollte allen Antheil der Geliebten für sich allein gewinnen, aber nicht mit rohem Despotismus, sondern nur dadurch, daß er Jeden überragte, der ihr in der Welt begegnete. Bei dem bloßen Gedanken, das einzige Wesen zu werden, das die Verehrung derjenigen verdiente, welche er über alles verehrte, fühlte Dschellaleddin so viel Kraft, so viel Energie in sich, daß ihm nichts unmöglich schien.

Die Liebe eines starken, edlen Herzens ist für die Gefühle dasselbe, was das Feuer für die unterirdischen Schätze: zieht aus dem Schooße der Erde ein Stück ungereinigten, von grober Rinde bedeckten Metalls, oder — was noch schlimmer ist — hebt eines von der Straße

auf, das die Vorübergehenden beschmuzt, in den Staub getreten — und werft es in die Flamme, so wird es geläutert und glänzend aus ihr hervorgehen, wie am ersten Tage der Schöpfung.

„Aber das ist eine fabelhafte Liebe, das ist keine Liebe unserer Zeit!“ werden Viele, sehr Viele sagen. Wohl wahr; nicht unserer civilisirten Gesellschaft ist sie eigen, nicht unserm feinen Anstand, der auch alle Empfindung in seine Form umgegossen: aber einen Menschen konnte sie beseelen, bei dem der Verstand noch nicht das Herg geknechtet. Dschellaleddin war eines jener wunderbaren Geschöpfe, in denen die Natur sich zuweilen in ihrer Urkraft, in ihrer ganzen stolzen Schönheit zeigt!

Nach Ludmillens Genesung blieb der Fürst nicht lange mehr in der Krim und kam nicht wieder auf das väterliche Gut. Tschagir-Agadur entdeckte endlich, wohin jener Wald führte, den sein Sohn Tag und Nacht durchstreifte, und sandte ihm mehrmals mit Drohungen den Befehl, nach Hause zu kehren. Dschellaleddin hörte den Boten mit Schmerz, blieb aber unerschütterlich. Oft gab er der kindlichen Neigung Ludmillens nach, ihm in der neuen Religion Unterricht zu ertheilen: er zeigte sich sehr aufmerksam, wiederholte die Gebete, die sie ihm vorsprach, und sie freute sich über die Fortschritte ihres Schülers; er aber ....

„Bis jezt,“ sagte er manchmal, „habe ich mein Gesicht nach Mekka gewendet, wenn ich betete; nun will ich bei jedem Gebete mich zu Dir wenden — Du bist der Aufgang meines neuen Lebens, wo Du bist, da ist mein Osten!“

Den Abend vor seiner Abreise besuchte Dschellaleddin zum lezten Male den Brigadier, um von der Familie Abschied zu nehmen. Der Brigadier machte die Empfehlungsbriefe fertig, mit denen er seinen künftigen Schwiegersohn reichlich versah; Anissia Iwanowna sammelte die Adressen verschiedener Waarenhandlungen, an die sie

Dschellaleddin eine Menge Aufträge gab, mit der Bitte, sie gleich nach seiner Ankunft zu besorgen — das Geld wolle Sie ihm bei erster Gelegenheit schicken.

In einem kleinen Eckzimmer stand Ludmilla am offenen Fenster, das in den Garten ging, und lehnte ihr Haupt an den Vorhang. Das Lämpchen vor dem Heiligenbilde warf durch das blaue Glas einen schwachen Lichtschein, der nur die nächsten Gegenstände erhellte und das junge Mädchen im Halbdunkel ließ. Vor dem Fenster breiteten sich Weinreben, in der Ferne, hinter dem Walde traten die zackigen Kämme der Berge hervor, an deren Fuße Dschellaleddin geboren und großgezogen ward. Alles war still. Nur ein Bergquell rauschte über sein Kieselbett zwischen den Weinranken hin, und schien der Natur ein Wiegenlied zu singen.

Einige Augenblicke stand Ludmilla allein, und suchte in der Abendluft ihr Gesicht zu kühlen, welches heiße Thränen benetzten. Da trat Dschellaleddin ins Zimmer.

„Viele, schwere Opfer habe ich um Deinetwillen gebracht, meine Theure," sagte er leise, „aber die Trennung ist das schwerste von allen! .... Ludmilla, wenn Du je meine Liebe vergessen könntest, weder in dieser noch in jener Welt gäbe es eine Deiner würdige Strafe!"

Er preßte ihre Hand mit dem Ausdruck tiefen Leidens und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

— „Mag der Segen meiner Eltern sich mir in Fluch wandeln, wenn nicht jeder Schlag meines Herzens Dir allein gehören wird! Wo Du auch seist, und was Dir begegne, ich bleibe Dein! .... hier, überall, im Grabe selbst .... Dschellaleddin, ich habe Dir ein Reisegeschenk zugedacht, nimm's! Um nichts in der Welt hätte ich mich davon getrennt — es ist der Segen meiner armen, sterbenden Mutter: möge er Dich umschweben und jeden Augenblick Dich an mich erinnern! ...."

Ludmilla riß von ihrem Halse ein goldenes Kreuz an schwarzem Band, und hing es Dschellaleddin an die Brust.

— „Jetzt sind wir verlobt," sprach sie, „verbunden durch unauflösliche Bande; ich bin Dein, Deine unwandelbare Freundin!"

„Meine, meine Ludmilla!...." flüsterte der Fürst und drückte sie bebend in seine Arme: sie sank ihm vertrauensvoll an's Herz, er hob sie in die Höhe wie ein Kind, und zum ersten Male flossen ihre Seelen in einem leisen, langen Kusse zusammen. Der Athem stockte in der Brust des Tataren, sein Kopf brannte; er konnte nur mit Anstrengung seine Lippen von denen des Mädchens losreißen, stieß einen durchdringenden Seufzer aus und trat an's Fenster. — Plötzlich rauschte es im Gebüsch, der Seufzer Dschellaleddin's fand einen klagenden Wiederhall in einem andern Herzen. Ludmilla lehnte sich ängstlich an die Schulter des Fürsten, er sah hinaus....

Von der Gartenwand bewegte sich ein weißer Schleier, und eine schwache, zitternde Stimme rief in tatarischer Sprache: „Lebe in Freuden, Dschellaleddin!"

— „Du bist's, Emina? Welcher Sturm hat Dich in dieser Stunde hierher verschlagen?"

„Nur im Dunkel hab' ich zu Dir gelangen können; am Tage hätten mich die Diener des Großvaters bemerkt... Ich bringe Dir einen Gruß von Deiner Mutter...."

„Was ist das für ein Mädchen?" fragte Ludmilla unruhig, da sie die Sprache nicht verstand: „Wo kommt sie her? was will sie?"

— „Fürchte Dich nicht, mein Engel, das ist die Tochter meines verstorbenen Bruders; sie kommt mit einem Auftrage meiner Mutter.... Rede, Emina, was hast Du mir mitzutheilen?" sagte Dschellaleddin, sich zur Botin wendend.

„Es ist uns zu Ohren gekommen, daß Du morgen ins Land der Giaurs reisest, um einer der ihrigen zu werden und Dich von den Rechtgläubigen loszusagen; die Mutter wäscht mit Thränen Deine Füße, sie beschwört Dich bei den Strahlen jenes Tages, an welchem Du zuerst das Licht der Welt erblickt, stürze Dich nicht ins Verderben, verlaß die Christen, kehre zurück an die Brust, die Dich genährt ....“

— „Ich kann nicht, Emina, ich kann nicht.“

„Sie läßt Dir sagen: kehre zurück und ich will alle Schönen Grusiens und Stambuls in Deinem Harem versammeln ....“

Der Fürst lächelte verächtlich.

„Dschellaleddin, der Vater droht Dich zu verfluchen! .... Die Mutter hat selbst herkommen wollen, aber Du weißt, sie ist alt, nun hat sie noch der Gram um Dich aufgezehrt; sie ist sterbenskrank.“

— „Ha! .... Ludmilla, Ludmilla!“ rief er, umfaßte mit der einen Hand seine Braut und drückte die andere fest an die Brust, als bemühte er sich, eine Schlange von sich wegzureißen, die ihren Stachel ihm ins Herz gebohrt.

„Komme nur wenigstens den Zorn Deines Vaters zu beschwichtigen — und Erde auf die Augen der Mutter zu streuen, die der Kummer über den treulosen Sohn bald schließen wird.“

— „Nein, Emina, es ist unmöglich! Gern wollte ich mich dem Dolche des Vaters preisgeben, um mir seine Verzeihung zu erbitten; mein Leben will ich der Mutter opfern, für sie ins Grab gehen — aber das Leben meiner Seele, aber das Licht und die Hoffnung meines Lebens kann ich um keinen Lohn, vor keinem Fluche hingeben. Sage der Mutter, daß ihr Sohn auch als Christ nicht aufhören wird sie zu lieben — Emina, sage ihr alles, was mir auf dem Herzen liegt .... Doch das verstehst Du nicht! .... Höre, Emina, liebe sie, pflege

ihr Alter, suchet vereint den Zorn des Vaters zu besänftigen — o behütet mich vor seinem Fluch! . . . ."

Er wandte sich ab, um zwei große Thränen zu verbergen, die ihm an den Wimpern hingen.

„Warte, Dschellaleddin, es ist noch nicht alles. Die Mutter hat erfahren, daß die Miethlinge des Vaters Dir auflauern wollen im Walde, durch welchen Dein Weg geht — sei auf Deiner Hut und wähle einen andern Weg. Als sie mich entließ, fügte sie hinzu: Wenn keine Worte, keine Thränen ihn uns zurückbringen können, so gieb ihm meinen Segen, sage, daß die Liebe und das Gebet der Mutter ihm folgen werden bis ans Ende der Welt! — Auch schickt sie Dir dies (ein schweres Packet fiel zu den Füßen Dschellaleddin's). Sie braucht keinen Schmuck mehr, und Dir kann's zu Statten kommen in der Fremde . . . . Leb wohl, Dschellaleddin, leb wohl!"

Ein dumpfer Seufzer rang sich aus der Brust des armen Mädchens; sie wollte sich ins Gebüsch entfernen.

— „Halt, Emina, wohin?"

„Nach Hause."

— „Allein?"

„Ja."

— „Wie kannst Du jetzt so weit gehen?"

„Ich will geradaus über die Berge, da ist's nicht so weit; mit Morgengrauen muß ich zu Hause sein. Leb wohl."

— „Du kannst einem Wolf oder einem bösen Menschen begegnen."

Die Klinge eines Dolches blitzte in der Hand Emina's, und stolz steckte sie ihn wieder ein.

— „Kind! in Deinen Händen ist das ein Spielzeug. Ludmilla, leb wohl auf ein Stündchen, ich will dies arme Kind begleiten. Halt, Emina, warte!"

Aber Emina war schon entschwunden.

Dschellaleddin eilte in den Garten hinaus und rief

sie — umsonst! Viele Pfade führten über die Berge in das Dorf Tschagir-Agadur's; der Fürst rannte eine halbe Stunde umher, dann trat er aufgeregt ins Zimmer zurück.

Tags darauf rollte ein munteres Dreigespann mit Dschellaleddin in die Fremde.

Damals hatte Rußland der Pforte schon den Krieg erklärt; die feindlichen Bewegungen hatten bereits begonnen und ein großer Theil der russischen Generale befand sich bei der activen Armee. Der Fürst Dschellaleddin traf bei seiner Ankunft in Petersburg fast keinen von Allen, denen ihn der Brigadier brieflich empfohlen. Zum Glück nahm sich Graf ***, der nach einem langen und rühmlichen Dienst in den Ruhestand getreten war, des jungen Fremdlings an, und erbot sich sogar, dessen Taufpathe zu sein.

Lange konnte sich Dschellaleddin an das Geräusch und die Pracht der Residenz nicht gewöhnen; die ununterbrochene Geschäftigkeit und Bewegung ermüdeten den friedlichen Bewohner der Berge und Wälder in demselben Maße wie sie ihn zur Bewunderung hinrissen. Hatte er doch für den Gipfel alles Großen und Glanzvollen Bachtschissarai gehalten, eine Stadt, die selbst in ihrer Blütenzeit nicht mehr als zwanzigtausend Einwohner zählte. Die breiten Straßen, riesigen Häuser, Kirchen und Denkmäler, Alles setzte den Tataren in Erstaunen. Auch erweiterte sich der Kreis seiner Bekannten mit unglaublicher Schnelligkeit. Hauptstädte sind immer voll von Müßiggängern, die begierig nach Allem haschen, was ihrem langweiligen Dasein nur die kleinste Abwechselung bietet. Ein junger tatarischer Fürst von so schönem Aeußern war dazumal in Petersburg ein Wunder, das Aufmerksamkeit verdiente.

Die allwiſſenden Mitglieder der Geſellſchaft erzählten mit mancherlei Zuſätzen die Geſchichte ſeiner Liebe und Taufe. Dſchellaleddin machte die Runde in der Stadt, man erdrückte ihn mit Diners und Soiréen, veranlaßte ihn zu reden, merkte ihm die feinſten Nüancen ſeiner Eigenheiten und „Seltſamkeiten“ ab, und nachdem man zuletzt alle ſeine Geiſtesgäben ſyſtematiſch analyſirt, entſchied man, daß an ihm nichts Beſondres ſei, und drehte ihm den Rücken.

Als nun ſolchergeſtalt der Tribut von Bewunderung, welchen er der Reſidenz und die Reſidenz ihm zollte, entrichtet war, ging er an die Ausführung ſeines längſt gehegten Vorhabens. Ermuntert von dem freundlichen Antheil des Grafen ***, eröffnete ihm Dſchellaleddin ſeinen Wunſch, ſich auszubilden und den ihn Umgebenden an Kenntniſſen gleichzukommen, bevor er eine gleiche Laufbahn beträte. Mit jedem Tage mehr und mehr überzeugt, wie er hinſichtlich Rußlands verblendet geweſen, beſchloß er, ſich des Schutzes, den es ihm angedeihen ließ, und Ludmillens in vollem Maße werth zu machen. Der Graf, einer der eifrigſten Förderer der Cultur in Rußland, billigte ſehr die Vorſätze des jungen Mannes, zeigte ihm alle Wege, auf denen er das gewünſchte Ziel erreichen konnte, und brachte ihn unter Leute von anerkannter Gelehrſamkeit.

So verſtrich der Winter; den Brigadier zwangen die Umſtände, ſeine beabſichtigte Reiſe nach Petersburg bis zum Sommer aufzuſchieben. Der Fürſt verging vor Sehnſucht; mehr als einmal drängte es ihn, Alles im Stiche zu laſſen und im Fluge ſeiner glühenden Seele zur Geliebten hinzueilen; aber er hatte nun auch ſchon die Tyrannei der Verhältniſſe kennen gelernt, er fühlte ihre Ketten, duldete und gab ſich mit um ſo größerm Eifer ſeinen Studien hin. Alle ſeine Briefe an den Vater, voll von Zärtlichkeit und Ergebenheit, blieben unbeantwortet; auch ſeine Verwandten und Freunde

hatten sich von ihm losgesagt, er wußte nicht, was in seiner Familie vorging, und nur der fortwährende Briefwechsel mit Ludmillen versüßte seine Einsamkeit. Und wie schrieb er! Seine Seele strömte in die Feder und belebte jeden Ausdruck. Bruchstücke aus diesen Briefen werden seine Gemüthsstimmung am besten darthun.

. . . „Du fragst mich, meine Theure, nach allen Einzelheiten meines Lebens; es ist einförmig und mühsam, wie der Weg im steinigen Arabien; nur die Hoffnung hält mich aufrecht: daß ein solcher Weg mich dereinst auch zum Glücke führt! Ich lebe still und abgeschieden, habe mich mit Büchern umgeben, die meine Lehrer sind, und hoffe, daß Du mit der Zeit vor Deinen Landsleuten nicht wirst zu erröthen brauchen, wenn Du mich Deinen Mann nennst."

„Gestern aber hat mein Beschützer, Graf ***, mich fast gewaltsam nach Zarskoje-Selo mitgenommen, wo ein prächtiges Fest gegeben wurde; mir war, als sähe ich die orientalischen Märchen von den Festlichkeiten der Genien und Feen vor mir verwirklicht. Aber nicht lange konnten die umstrickten Sinne meine Gedanken von Dir abziehen; jedes schöne Mädchen erinnerte mich an meine Ludmilla, und aus all dem Glanze und der Lustbarkeit flog ich im Geiste nach meinen Bergen, zu meinem heimatlichen Asyl. In dem Augenblicke, wo ich mich in dieses stürmische Sinnen verlor, erscholl zwischen den Bäumen Musik — Zittern durchfuhr mich, mein Blut strömte mir zum Herzen — das waren bekannte Klänge, es war das russische Lied, mit welchem Du mich bezaubert, und das Du mir nachher so oft gesungen in den Tagen unsers Glückes. Eine rasende Ungeduld bemächtigte sich meiner; ich weinte,

ſchluchzte, ich konnte mich kaum den Blicken der Leute entziehen. Ludmilla, ich muß Dich ſehen, ich kann die Trennung nicht länger ertragen, und wie lange ſoll ich denn noch in dieſer prunkvollen, übergoldeten Wüſte bleiben? Wann komme ich endlich zu Dir, meine Traute? Jeder Moment trägt einen Theil der Seligkeit davon, die ich mit Dir genießen könnte; jeder Tag bringt uns dem Grabe näher — ach, und ich fürchte jetzt das Grab! Wenn ich mir denke, welches unermeßliche Glück in der Zukunft meiner harrt — ſo möchte ich ewig leben; denn die gewöhnliche Dauer des Menſchenlebens ſcheint mir zu kurz für Den, welchem das Schickſal einen ſo vollen Kelch der Entzückung reicht. Und Du, meine Ludmilla, biſt Du noch immer dieſelbe? Iſt durch meine Abweſenheit Dein Gefühl nicht erkaltet? Dich umgeben ſo viele würdige junge Leute, ich weiß, was ſie vor mir voraushaben — aber um meiner Liebe willen, Ludmilla, vergleiche nicht, oder ſage mir, was willſt Du, daß ich werde? Ziehe keinen Andern vor . . . die Europäer beſchuldigen uns ſo oft der Eiferſucht — aber liebt denn auch Der, welcher nicht eiferſüchtig iſt? Was iſt denn Eiferſucht Anderes, als die unabläſſige Furcht, ein Gut zu verlieren, das unſer Leben verſchönt? Wem vor deſſen Verluſte nicht bangt, der würdigt es nicht; wer nicht ſeines Kleinods wahrt bis zum letzten Athemzuge ſeines Lebens, bis zum letzten Tropfen ſeines Blutes, der iſt nicht werth, es zu beſitzen. Doch wozu dies Alles? Verzeih mir, Ludmilla, ich rede im Fieber — könnteſt Du denn auch Deinen Eid, Deine Liebe vergeſſen, könnteſt Du, Engel, einen Menſchen in die Tiefe des gräßlichſten Leidens ſtürzen? Nein, nein! Das Kreuz, welches ich in dieſem Augenblicke an meinem Herzen fühle, und der Abſchiedskuß haben uns auf immer verbunden. Wir ſind Eins — trotzdem, daß uns jetzt hunderte von Meilen trennen. Ich athme in Dir, fühle, daß mein Daſein von Dir durchdrungen iſt, daß alle

meine Pulse von Deinem Leben schlagen; ich glaube fest, Ludmilla, daß in demselben Augenblicke, wo die Hand des Todes Dein Herz zusammendrückt, auch das meinige bricht ....“

* * *

„Ludmilla, meine Einzige! ... o tröste, stärke mich mit Deiner Liebe! Welche Schreckensnachricht habe ich erhalten! Mein Vater hat Rußland verrathen! Und an wen? An die Türken, die meinen Bruder gemordet, die er gehaßt; ach, uns muß ein böses Geschick verfolgt haben! Darum also zog er auf ein anderes Gut in der Nähe von Aluschta! Er hat die Tataren aufgewiegelt, die Landung der Türken verheimlicht und mit diesen zusammen ein ganzes Bataillon russischer Soldaten in den Ruinen der griechischen Kirche niedergemetzelt. Wohin begab er sich darauf? Was ist aus meiner Mutter, aus meiner Nichte geworden? Mein guter Engel, laß mich's wissen, beruhige mich! Du kannst Dir denken, wie dieses Ereigniß mich erschüttert; auch hat es alle meine Absichten vereitelt. Jetzt müssen wir lange getrennt bleiben. Ich war nur auf kurze Zeit, Deinem Vater zu Liebe, in den Kriegsdienst getreten, und nun bin ich zu dienen gezwungen. Einen großen Theil unsers Vermögens hat mein Vater, wahrscheinlich mit Vorsatz, vernichtet, das Uebrige hat er einem weitläufigen Verwandten vermacht. Man räth mir, mit diesem einen Prozeß anzufangen und das Testament meines Vaters für ungerecht zu erklären. Nein! Ich habe beharrlich allen Bitten und Drohungen meiner Eltern widerstanden, als sie mich von meiner Ludmilla losreißen wollten, aber ich mag nicht, ich darf nicht gegen ihren Willen mich auflehnen, wo es sich nur um Reichthum handelt. Ich bin jung, fühle in mir Kraft und Fähigkeiten, und wir leben unter einer Regierung, wo Muth, Rechtschaffenheit und vor Allem

ein fester Wille zu Gold und Ehren bringt. Für mich selbst brauche ich nichts; mein Reichthum und meine Ehren, Alles bist Du — aber ich will nicht, daß Du um mich Armuth leiden oder gar ein unstätes Leben führen sollst. Ich möchte Dich mit Pracht umringen, wie Du mich mit Glück umgeben, und deshalb muß ich den Tag unsers Wiedersehens hinausschieben. Der Krieg ist jetzt an beiden Enden Rußlands aufgelodert; man wollte mich nach der Türkei schicken, aber ich bat daß man mich in die Regimenter versetze, die bald gegen die Schweden ausrücken; hier kann ich meinem Yatagan freien Spielraum lassen, ich habe nicht zu fürchten, daß er das Herz meines Vaters trifft. Morgen mit Tagesgrauen verlasse ich Petersburg. Die russischen Krieger eilen mit Postpferden zum Kampf gegen einen doppelt zahlreichern Feind; desto mehr Ruhm, desto mehr Auszeichnung! Durch die Reihen der Feinde dringe ich zu meiner Ludmilla, über ihre Leichen fliege ich zu Dir . . . Wenn ich aber falle auf fremder Erde, so vergiß mich nicht, Geliebte meiner Seele! Glaube mir, jede Thräne Deiner Erinnerung wird auf meinen Staub fallen, Dein heller Blick wird auch in die Sternenwelt zu mir gelangen und auch dort mein Lieblingsstern sein" . . . .

Er sprengte hin aufs Schlachtfeld, der edle junge Mann! Freiwillig schob er sein Glück hinaus, um die Eine zu bereichern, der er schon so viele Opfer gebracht. Obgleich er in seinen Briefen an sie niemals erwähnte, was ihm dies Glück kostete, so wollte doch sein Herz mehr als einmal verbluten. Dschellaleddin war von Kindheit auf gewohnt, seine Eltern, seinen Glauben heilig zu halten; ihm waren jene Gefühle theuer, die mit unsichtbaren Fäden den Menschen an den Himmel und

an die Tugend knüpfen. Lange kämpften sie in seinem Herzen mit dem Bilde Ludmillens. Sie siegte; sie riß mit der Wurzel Empfindungen heraus, welche die Natur selbst in ihn gelegt — aber die Wunde konnte sie nicht heilen, und dies brennende Weh störte oft die freudigsten Gedanken Dschellaleddin's. Eine unwillkürliche Erinnerung bewältigte ihn, er litt, bat im Geiste seinen Vater, seine Mutter um Verzeihung und — einen Augenblick darauf wandte er sich wieder seiner Ludmilla zu, glühend wie sonst und treu.

In der Hoffnung, ihre Zukunft zu sichern, trat er unter die russischen Fahnen; obgleich die Expedition im Norden den Landtruppen große Schwierigkeiten machte, fand er doch überall Gelegenheit sich auszuzeichnen. Er schien ein erklärter Liebling des Ruhmes zu sein; von seinen Obern wurde der junge Krieger mit Lob überhäuft; endlich bei Paraffalm brach für ihn der entscheidende Tag an. Mit einer Handvoll ihm ähnlicher Helden erbeutete er von den Schweden eine Fahne nebst zwei Kanonen, und fiel verwundet in die Arme der wenigen Kameraden, die am Leben geblieben.

Seine Wunden waren schwer, aber nicht tödtlich. Dschellaleddin lag einige Zeit im Kriegshospitale, und als er sich etwas erholt hatte, erschien er beim Grafen Soltykow, dem Oberbefehlshaber der Landarmee in Schweden. Der Graf überreichte ihm das Georgenkreuz, und erlaubte ihm, sich aus der Armee zu entfernen, um seine Wunden völlig zu heilen.

Es dämmerte. Ein scharfer Herbstwind wehte vom Meere, röthliche Wolkenmassen schwammen über den Bergen, hüllten einen nach dem andern in Nebelschleier und lagerten sich gegen Westen in dicken Schichten. Auf

den Abhängen der Berge wogte der Wald, geib gefärbt wie ein reifes Saatfeld, hier und dort durchschnitten von einer zackigen Wand oder von einem grauen Felsen, der über dem Abgrund hing und in die schwarze Tiefe hinunterblickte. Mitten durchs Dickicht ging ein einsamer Weg, der bald bis unter die Wolken stieg, bald jäh sich in die Thäler hinabsenkte. Hier waren ungeachtet der späten Jahreszeit die Wiesen noch mit frischem Grün bedeckt, zwischen den Wachholdersträuchen und auf den Felswänden schimmerten wilde Rosen; überall, wo der Wind nur eine Handvoll Erde hingeworfen, zogen sich lange Kapernschnuren, von weißen und rothen Blumen umkränzt. Niemand kam vorbeigefahren; das Geraffel des letzten Karrens war hinter dem Berge verhallt, auch die gellenden Stimmen der Vögel hatte der Abend zum Schweigen gebracht, und nur der kaum hörbare, abgebrochene Ton eines Glöckleins klang durch die Waldstille. Bald vernahm man wieder Räderknarren, und im Dickicht zeigte sich ein kleiner Postwagen. Der Postillon, unaufhörlich angetrieben, regnete Schläge auf die müden Pferde. Als der Wagen den Gipfel des Berges erreicht hatte und nun in vollem Lauf den steilen Abhang hinunterrollte, blieb ein Rad an einem verdorrten Stumpf hängen, flog von der Axe ab, und die Pferde rannten allein mit dem umgestürzten Wagen ins Thal. Geschrei und Flüche dröhnten durch die Luft; endlich gelang es dem Postillon, die Pferde anzuhalten. Als er aber den Wagen besah, erklärte er das Weiterfahren in demselben für unmöglich. Da verabredete der ungeduldige Passagier mit ihm einen Zusammenkunftsort, ließ ihm seine Sachen, schwang sich auf das ungesattelte Pferd und eilte davon. Er konnte indeß nicht lange auf dem bergigen Wege hinsprengen, das erschöpfte Roß brach jeden Augenblick zusammen, blieb stehen und ging zuletzt im langsamsten Schritt. Das Blut kochte dem armen Reisenden vor Aerger; ein Adlerflug hätte jetzt

seiner Ungeduld noch zu langsam geschienen, und er mußte Schritt vor Schritt sich an das Ziel seiner Wünsche fortbewegen.

Allmälig aber wich sein Verdruß einem tiefen Sinnen. Sein ganzes Wesen versenkte sich in einen Gedanken und flog ins Thal, nach dem Hause, in welchem seine Seele immer geweilt. Plötzlich umströmte ihn ein unerwartetes Licht: die Sonne brach im Augenblicke ihres Untergehens durch die Wolken, streute lange Strahlen über den Himmel, drang tief in den Wald, und goß einen hellen Glanz über Alles aus, was gegen Abend gewandt war. Die Gipfel der Berge, die von der Zeit geschwärzten Baumstämme, das fahle Laub, die bemoosten Steine, Alles vergoldete der wunderbare Schimmer, und jeder Thautropfen im Grase erglänzte in Regenbogenfarben. Die Strahlen spielten immer heller, die Natur schien sich wieder zu beleben — da sank die Sonne, und verdoppeltes Dunkel folgte auf das augenblickliche Licht. Es war, als hätte der Schauer des Todes die Freude mitten in ihrem besten Zuge überrascht, und dessen kalte Hand das kaum erschienene Lächeln der Natur verwischt! Dem Reisenden wurde schwer ums Herz, eine unerklärliche Traurigkeit preßte ihm tiefe Seufzer. Dieses Aufblitzen des Lichtes und das Dunkel gleich darauf, war's nicht ein prophetischer Gruß der Heimat dem freiwillig Verbannten? Er näherte sich endlich dem Ziele, nach welchem er so lange, so glühend sich gesehnt! Noch einige Stunden und er ist in den Armen der Braut, die mit einem Kusse ihn reichlich belohnen wird für alle Opfer und Leiden.... Aber warum bebt sein Herz, als fühle es ein tödtliches Weh! Warum, nachdem er so viel überstanden, kann er sich mit dem Gedanken an Glück nicht vertraut machen, kann an dessen Verwirklichung nicht glauben? — Ludmilla, die sorgenlosen Jahre seiner Jugend, seine Eltern, seine Genossen, Alles schwebte ihm vor wie in einem Morgen-

traume, dessen Gesichte schon mit der Wirklichkeit zusammenfließen, mehr Bestimmtheit erhalten und die vor dem Bewußtsein erwachten Sinne bezaubern, sie umschlingen und umflattern, wie muntere Kinder. Bittre und süße Erinnerungen, Gewissensvorwürfe und die lieblichen Klänge der Hoffnung wechselten in der Seele des Reisenden, und entrangen ihm bald einen Seufzer des Entzückens, bald einen Schmerzenruf. Unterdeß wurde die nächtliche Finsterniß immer dichter, Wolken bedeckten den ganzen Himmel, nur dann und wann blitzte ein Sternlein durch ein zerrissenes Gewölk und warf einen zitternden, bleichen Strahl auf die Erde. Der Wind erhob sich, schüttelte die Wipfel der Bäume und riß die welken Blätter ab, die er in die Luft wirbelte und vor sich hertrieb. Die Nachtvögel riefen einander aus den hohlen Stämmen; ihr klägliches Geheul und das gelle Pfeifen des hereinbrechenden Sturmes begleitete das Brausen der Bergwasser, die, von dem herbstlichen Regen angeschwollen, schäumend in die Thäler flossen. Dem jungen Reiter schauerte; er hüllte sich fester in seinen Mantel, trieb das Pferd an und ritt aus dem Walde auf eine breite Wiese hinaus.

Schon hörte er das Echo der Meereswellen, die sich am Granit des Ufers brachen, nur noch ein Fels mit zackigem Kamm trennte ihn von seinem väterlichen Dorf; er bog um denselben, und in der Dunkelheit schimmerten ihm die bekannten weißen Minarete, die Lichtlein aus den Wohnungen der Tataren entgegen. In einer unwillkürlichen Regung sprang er vom Pferde und bückte sich zu dem Boden, der ihn so viele Jahre getragen und genährt. Darauf ritt er ins Dorf. Er hatte noch eine Stunde Weges ins Thal; wie konnte er dort so spät erscheinen, wie die Ruhenden aufstören? Die Leidenschaften des jungen Mannes hatten schon dem weltlichen Anstand sich fügen gelernt — er sann auf ein Nachtlager. Sollte er sich geradezu ins elterliche Haus

begeben? Doch wen findet er dort? Wo iſt ſein Vater, ſeine Mutter, und wird ihm nicht der finſtere Blick des Erben auf der Schwelle begegnen, auf der ihn ehedem nur Liebes- und Segensworte begrüßt? Wo wollte er aber ſonſt hin? Alle ſeine Freunde hatten ſich von ihm losgeſagt, ſeit er den Turban mit dem ruſſiſchen Czako vertauſcht. „Vielleicht iſt wenigſtens die Mutter noch am Leben", dachte Dſchellaleddin, und lenkte ſein Roß in das Gäßchen. Seine Seele wurde ganz Auge, als er nach der Stelle der elterlichen Wohnung hinſah; er neigte ſich vor, hielt den Athem an: blinkt nicht durch die Zweige des Kaſtanienbaumes ein Licht? ... Alles ſtill .... Der Mond ſchwamm aus den Wolken herauf, recht als wollte er das traurige Bild beleuchten. Dſchellaleddin ritt an die Pforte und ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne: die Wirklichkeit überflieg alle Erwartung! .... An der Stelle des väterlichen Hauſes lagen verbrannte ſchwarze Steinhaufen, aus deren Mitte ein weißer, ſpitzer Kamin hervorragte. Der Hof war vergraſ't, Pappeln umſtanden ihn noch wie ſonſt, aber ihre dunkeln Wipfel, die lange Schatten auf die Erde warfen und bei dem leiſeſten Windhauch ſich bewegten, glichen Geſpenſtern, die ſich zum mitternächtlichen Reigen verſammelt. Dſchellaleddin bedeckte das Geſicht mit den Händen und große Thränen rollten durch ſeine Finger. Nachdem er eine Weile dageſtanden, wandte er ſich ab und ging langſamen Schrittes nach der Wohnung des Mullah Abdulmelech, deſſen Schwelle nie ein Fremder verließ, ohne die muſelmänniſche Gaſtfreiheit zu preiſen. Als er an die Thure gepocht, kam ein Knabe heraus und bat ihn einzutreten. Der Mullah ruhte auf weichem Divan am Kamin; die Kohlen glommen ſchwach unter der Aſche und erhellten kaum einen Theil des Zimmers; das Feuer in der langen Pfeife des Greiſes war erloſchen, er gab ſich offenbar ganz dem Genuſſe orientaliſcher Behaglichkeit hin.

Dschellaleddin blieb schweigend an der Schwelle; die Einrichtung des Zimmers, die Stille, das Halblicht und der Anblick des Alten — Alles dies redete zu seinem Herzen mit bekannten, ihm jüngst noch so lieben Tönen. Leise brachte er einen Gruß in tatarischer Sprache hervor; der Mullah öffnete langsam die Augen und wollte die Artigkeit erwiedern, aber kaum hatte er die Blicke fester auf ihn geheftet, als ihm der Gruß auf der Zunge erstarb.

„Hast Du mich erkannt, Abdulmelech?"

— „Es giebt keine Gottheit außer Allah! Das bist Du, der Sohn Tschagir-Agadur's, der Abtrünnige, der Verr ...."

„Zähme Deine Zunge, Abdulmelech! Ich komme, Deine Gastfreiheit in Anspruch zu nehmen, und Schmähungen dürfen die Lippen des Wirthes nicht beflecken."

— „Du meine Gastfreiheit!" murrte der Mullah und erhob sich vom Diwan; „haben denn die Russen kein Obdach, kein Stück Brod mehr für ihren Bruder?"

„Ich verlange Dein Brod nicht, und für das Nachtlager will ich Dir zahlen ..... übrigens bist Du nicht der Einzige im Dorfe, leb wohl!"

— „Halt, bleibe .... Dein Gold brauche ich nicht, es verbrennt die Finger des Rechtgläubigen; aber ich muß Dir das Vermächtniß Deines Vaters und Deiner Mutter übergeben" .....

„Wo sind sie?" rief Dschellaleddin, seinen Unwillen vergessend.

— „Sie sind dort, wohin Deine verlorene Seele nie gelangen wird! Sie trinken aus dem Brunnen des Paradieses, ewige Seligkeit ist ihr Theil, wie Deines ewige Qual."

„Sie sind gestorben!" ..... stöhnte der junge Mann.

— „Nein, nicht gestorben, sondern getödtet von

Denen, die Du jetzt Deine Brüder nennst. Ich habe Deinen Vater unter einem Haufen russischer Leichen hervorgezogen; ich empfing seinen letzten Seufzer, und dieser Seufzer war ein Fluch des Vaters über den verbrecherischen Sohn!"

Dschellaleddin lehnte sich an die Wand.

„Deine Mutter," fuhr der Mullah fort, sich am Leiden des Abtrünnigen weidend, „hat der Gram hingerafft! Sie hat im Sterben Dir nicht geflucht, aber ihre vom Weinen erblindeten Augen, ihre ergrauten Haare klagten den Vatermörder an, den Verderber der ganzen Familie .... Gehe hin, ergötze Dich an ihren Gräbern, wenn Du nicht fürchtest, daß der Fluch durch die Erde bricht und Dein sündig Haupt verbrennt! Jetzt geh. Allah sagte: „Gieb Dich nicht ab mit Verräthern!" so fliehe denn von meiner Schwelle — das Gastrecht wird Dich nicht zum zweiten Male retten" . .

Dschellaleddin hörte die Drohungen nicht; bleich, betäubt lehnte er an der Wand. Da sprach der Alte kopfschüttelnd mit feierlicher Stimme den Vers aus dem Koran: „Gott hat dem Menschen das Leben geschenkt, daß er es genieße und Heil um sich verbreite; der Mensch aber hat es zum Ekel gemacht! . . . . . Du wirst Deinen Irrthum erkennen, aber zu spät; Verzweiflung wird Deine Lippen schließen, Deine Seele wird Durst quälen, und den Durst wird Blut stillen, das auf Kohlen kocht!"

Dschellaleddin that einen Schritt zur Thüre; der Mullah hielt ihn noch einmal zurück.

— „Dein Vater war mein Freund," sagte er in milderm Tone; „höre den Greis: Wirf das unheilige Kleid von Dir, wasche mit Reuethränen die Sünde ab, die Deine Seele befleckt, und Allah . . ."

Der junge Mann warf ihm einen stolzen Blick zu und schritt zur Thüre.

— „So möge denn Deine eigne Brut Dein In-

neres zerreißen! So mögen Raben und Geier ihr Nest auf Deinem Grabe bauen!“ . . . . .

Dschellaleddin vernahm die weiteren Flüche nicht; wankend trat er aus dem Hause des Mullah, dachte nicht mehr an Ruhe noch ans Nachtlager, und schlich ziellos dahin. Welche Ruhe konnte er auch in einem Dorfe hoffen, wo jedes Wort, jeder Blick ihm feurige Kohlen in das ohnehin glutverzehrte Herz schüttete? „Vatermörder! Verderber der Familie!“ tönte es in seinen Ohren. Ihm war, als höre er das Todesröcheln des Vaters, vom Fluch unterbrochen, im Rauschen des Windes . . . er beschleunigte seine Schritte, rannte fast, ohne zu wissen wohin, das Stöhnen verfolgte ihn, ein kalter Angstschweiß trat ihm aufs Gesicht . . . . . Er hatte das Dorf schon weit hinter sich, nur die Gärten zogen sich noch längs des Weges hin, als er am Abhang eines Hügels erschöpft niedersank. Wildes Gesträuch und zertretenes Gras breitete sich zu beiden Seiten; Pfade nach allen Richtungen streiften den Hügel. Dschellaleddin hob den Kopf empor und besann sich: dieser Ort war ihm bekannt — der Strahl des Mondes erhellte die Umgegend. Da zeigten sich oben und auf der andern Seite des Hügels weiße Steine rings umher zerstreut; Turbane, aus Marmor oder Granit gemeißelt, erhoben sich ungeordnet über den Gräbern der Rechtgläubigen. Epheu umschlang einige derselben mit seinem Trauergrün, andere waren in den Staub gestürzt, wie die Entwürfe Derer, die einst einen ganzen Welttheil in Blut zu tauchen drohten und ihren Nachkommen nicht einen Fuß breit Erde hinterließen.

Seitwärts in besonderer Einfriedung ruhten die Reste einiger Generationen des fürstlichen Geschlechtes, welchem seit langer Zeit das Dorf gehörte; dort ragten in der männlichen und weiblichen Abtheilung zwei neue Gräber. Ein unerklärliches Gefühl ergriff Dschellaleddin; das war nicht Schrecken, nicht Schmerz — es war eine

unruhige Erwartung; im Grase, über den Gräbern rauschte etwas seltsam, etwas flatterte in der Luft, schmiegte sich an ihn und zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Anhöhe. Er folgte, er warf sich vor dem neuen Denkstein nieder und flehte die Eltern mit heißen Thränen, dem Sohne zu vergeben, der stets, in jedem Loose ihr Andenken ehren und den Geboten des Himmels gehorchen würde. — Das Gebet und die Thränen erleichterten ihm das Herz. Er neigte seine Kniee, legte die Arme und das Haupt auf den Marmorturban, und versank in ein Sinnen ohne Klarheit, in eine geistige Lethargie.

Die Dunkelheit begann sich zu zerstreuen, als ein leises Geräusch Dschellaleddin aus seiner Erstarrung weckte. Er blickte empor; von der Seite des weiblichen Friedhofes schwebte eine Gestalt auf ihn zu, so leicht und leise, daß sie über die Erde zu gleiten schien, ohne sie mit den Füßen zu berühren. Dschellaleddin sah schärfer hin; seine Pulsschläge stockten ..... das war die Gestalt, der Wuchs und das Kleid seiner Mutter! Hätte sie wirklich sich von den Seligen des Himmels getrennt, um den leidenden Sohn zu trösten, ihm die Verzeihung zu bringen, um die er mit so viel Rührung bat? Die Erscheinung blieb stehen, Dschellaleddin stürzte ihr jammernd entgegen, ein Schrei des Schreckens antwortete ihm, verwandelte sich aber augenblicklich in einen Freudenruf, und ein lebendiges, zitterndes Wesen sank an die Brust des Fürsten.

— „Gott, das bist Du!“

„Dschellaleddin! Du bist wieder bei mir! Ich habe Dich mir erfleht vom Himmel!“

— „Gute Emina! wie erfuhrst Du meine Ankunft!“

„Ich wußte nichts; bei Mokgengrauen schleiche ich mich oft her, unbemerkt von den Leuten; auf der ganzen Erde hatte ich keine anderen Verwandten, als diese Gräber — jetzt bist Du hier! ich bin nicht mehr verwaist!“

Außer ſich vor Entzücken, fiel ihm das arme Mädchen zu Füßen. Mit dem Erſcheinen eines lebenden Weſens kehrten in die Seele Dſchellaleddin's die irdiſchen Gedanken zurück und verdrängten die Erinnerungen an die Todten.

„Emina," ſagte er nach einigen Minuten, „haſt Du ſie nicht geſehen, haſt Du nichts von ihr gehört?"

— „Von wem?" fragte das Mädchen.

Dſchellaleddin nannte Ludmillen; Emina ſenkte das Haupt und ließ die Hand ihres Verwandten los.

„O ja! ich habe ſie geſehen, Deine Geliebte; ſie iſt noch immer ſo ſchön ....."

— „Wo ſaheſt Du ſie, Emina, wann?

„Neulich kam ſie zu Pferde hier durch mit einem Schwarm von Männern; eine Frau und ein Offizier in rother Uniform ritten neben ihr.

Dſchellaleddin zog die Brauen zuſammen; er faßte Emina an der Hand und ſtieg die Anhöhe herab.

„Wo biſt Du eingekehrt?" hub das Mädchen wieder an.

— „Ich bin nirgends eingekehrt; ich reite gleich fort."

„Schon wieder fort, Dſchellaleddin? .... wohin denn?"

— „Ins Thal, zu meiner Braut ..... Und Du, Emina, wo kommſt Du her? Wo hältſt Du Dich jetzt auf?"

„Ich wohne bei der alten Fatime, Deiner Amme. Komm mit, Dſchellaleddin, Du kannſt jetzt noch nicht ins Thal, es iſt zu früh. Komm mit; Fatime liebt Dich."

Dſchellaleddin ſah nach dem Himmel; es dämmerte kaum. Er nahm die Einladung Eminens an.

Mit welcher Sorgfalt legte er am Morgen seine Sachen auseinander, besah die Uniform und hängte die Orden an! Mit welchem Fleiß glättete er die schwarzen Locken, die seiner hohen, edlen Stirne so gut standen! Der Tatare putzte sich vor einem Stückchen Spiegel, wie ein Stadtfräulein, das sich anschickt, Herzen zu erobern. Die gestrige Beklommenheit, der Tod seiner Eltern, die Nacht auf dem Friedhofe, Alles war aus seiner Erinnerung verwischt und hatte ihm nur einen kaum merklichen Zug zwischen den Brauen zurückgelassen, in den Augen aber strahlte Freude.

Auf dem Hofe stampfte ein schönes Roß die Erde; zwei Tataren, die keine Furcht hatten, sich mit dem Gelde des Abtrünnigen die Finger zu verbrennen, konnten das muthige Thier kaum auf dem Flecke erhalten.

Es war noch früh am Morgen, als der junge Offizier auf dem bekannten Wege ins Thal hinsprengte. Wie trefflich kleidete ihn die russische Uniform! Er hatte den Mantel leicht über die Schultern geworfen, zwei Kreuze, die er mit seinem Blut erkauft, schmückten seine breite Brust, seinen Bewegungen verlieh die europäische Bildung Anmuth und Leichtigkeit, ohne ihm jedoch den Stolz und die natürliche Würde des Muselmanns zu nehmen. Die Hoffnung des nahen Glückes fachte in seinen Augen wieder das Feuer an, das von den qualvollen Leiden fast erloschen war. Seine Blicke sprutzeten Liebesfunken und ein Lächeln umspielte seine Lippen. Die ganze Seligkeit, die sein Herz mit jedem Athemzug einsog, strahlte in seinem Gesichte wieder. Wollte ein Künstler die Seele eines Helden darstellen, wie sie vom Schlachtfeld sich nach dem Eden emporschwingt, um den süßen Lohn zu empfangen, er könnte kein schöneres Bild des Aufflugs zu paradiesischem Entzücken schaffen, als es Dschellaleddin in diesem Momente war.

Eben hatte er sein Roß in die enge Gasse gelenkt, welche

zu dem Brigadiershause führte, da traten aus demselben zwei Offiziere; er sah sie im Rücken, aber die rothe Uniform fiel ihm unangenehm auf. Die Offiziere verschwanden im Quergäßchen. Dschellaleddin ritt an die Hausthüre.

Er trat ins erste Zimmer; hier fand er keine lebendige Seele, aber Alles hatte ein festliches und geschmücktes Ansehen. Die Dielen neu geölt, die Vorhänge an den Fenstern mit Spitzen besetzt; die Tische und das Klavier waren weggekommen, und ringsum Sessel ohne Decken hingestellt. Dschellaleddin warf einen flüchtigen Blick umher und öffnete die Thür in das nächste Zimmer.

— „Ha . . . ! Fürst! Sie da! Wo kommen Sie her so zeitig? . . . . . Warten Sie nur einen Augenblick, ich bin gleich bei Ihnen."

Anissia Iwanowna hing einen rothen Shawl um und schob sich, ein wenig von der Seite, durch die offne Thürhälfte herein. Dschellaleddin erdrückte sie fast in seiner Umarmung und küßte ihr die Hände, sie aber erwiederte seine Begrüßung verlegen, erröthete, räusperte sich und suchte sich zu sammeln.

— „Setzen Sie sich, Fürst. Wie haben Sie mich erschreckt! Wir erwarteten Sie gar nicht . . . . ."

„Wie! Haben Sie denn meinen letzten Brief nicht erhalten?"

— „Ja, so! . . . nein, wahrhaftig, wir haben ihn nicht erhalten . . . hatten lange keine Briefe von Ihnen, glaubten schon, daß die Schweden Sie todtgeschlagen."

„Ich war schwer verwundet, glücklicher Weise! Ohne diesen Zufall hätte ich nicht sobald von der Armee mich entfernen können . . . . aber, wo ist Ludmilla? . . . führen Sie mich zu ihr . . . ."

Das Gesicht der Frau von S. wurde röther als ihr Shawl.

— „Ludmilla ist nicht zu Hause, Verehrtester, sie

iſt zur Doctorin gefahren; die hat ihr Blumen aus der Stadt gebracht für den heutigen Abend."

„Was iſt denn heut Abends?"

— „Nichts, Fürſt, wahrlich nichts ..... ſetzen Sie ſich, Ludmilla kommt gleich."

Der Fürſt biß ſich auf die Lippen vor Verdruß und nahm den ihm angewieſenen Platz ein.

„Iſt Nikolai Laurentiewitſch zu Hauſe?"

— „Ja wohl, aber er ſchläft noch. Sie werden ihn nicht erkennen. Es iſt bald ein Jahr, daß er fortwährend kränkelt; das Ereigniß von Aluſchta hat ihn erſchreckt ..... wiſſen Sie, wo die Tata .... die Türken ein Bataillon ruſſiſcher Soldaten niedergemetzelt ... Nikolai Laurentiewitſch hatte die meiſte Verantwortlichkeit und kam faſt um ſeine Stelle — er iſt ja Kreischef; dazu hat er ſich noch bei dem ununterbrochenen Hin- und Herfahren erkältet. Jetzt läßt er ſich curiren, es ſchlägt aber wenig an."

Die Erinnerung an Aluſchta klang Dſchellaleddin wie ein Vorwurf. Er ſchwieg. Auch die Frau des Brigadiers war gegen ihre Gewohnheit einſilbig, ſpielte mit den Franzen ihres Shawls und ſah ängſtlich nach dem Fenſter.

„Iſt Ludmilla geſund? hat ſie mich ſo ſchnell erwartet?"

— „Gottlob, ſie iſt wohl und munter; erwartet aber, ich geſtehe Ihnen, haben wir Sie alle nicht."

„Ich bin allerdings um einige Tage früher gekommen, ich eilte ſo ſehr! .... Doch kündigte ich Ihnen ja in jedem Briefe an, daß ich Hoffnung hätte, mich bald von der Armee loszumachen."

— „Aber Ihre Briefe, Liebſter, ſo wahr Gott lebt, haben wir nicht erhalten. Wir erfuhren aus den Zeitungen, daß Sie ſchwer verwundet waren."

„Seltſam! auch ich hatte vier Monate keine Nachrichten von Ihnen und vermuthete, daran ſei die unauf-

hörliche Bewegung der Armee Schuld ..... Aber wie lange sie bleibt!" setzte der Fürst hinzu und sah nach dem Fenster.

Er saß wie auf Nadeln; auch Anissia Iwanowna war in außerordentlicher Unruhe. Beide schwiegen.

— „Nun, Fürst," hub Frau von S. an, „haben Sie die Zeit in Petersburg froh zugebracht?"

„Meine Freude war hier; Petersburg erschien mir wie ein prächtiges Grab, in dem ich mich lebendig begraben sah — jetzt erst bin ich auferstanden."

Abermals Schweigen.

„Es ist freilich wahr, jetzt ist auch die Residenz verödet; das Militair ist ausgerückt; die Einwohner haben wahrscheinlich weiter nichts als Verwundete und Todte zu beweinen ... Sehen Sie, wir haben auch einen Gast, den Obersten Belogradow; er war auch verwundet, von den Türken, hat sich unter den Augen Suworow's ausgezeichnet, ist mit Belohnungen überhäuft worden und fast gleichzeitig überkam er nach dem Tode seines Onkels eine ungeheure Erbschaft ... Wie aus den Wolken fallen ihm Reichthümer und Ehren zu! .. Es ist ein allerliebster, vorzüglich gescheiter Mensch!" ...

„Ich gratulire Ihnen zu dem Glücke Ihres Verwandten .... Aber Ludmilla?" ....

So oft Dschellaleddin darauf zurückkam, faßte die Frau des Brigadiers sich ein Herz, wollte etwas sagen und konnte nicht.

— „Ludmilla ist zur Doctorin gefahren! ... Hören Sie, Fürst, haben Sie sich in Petersburg nicht gar verheirathet?"

„Sie scherzen, gnädige Frau? Ich mich verheirathen?" ....

— „Warum denn nicht? Sie sind ein junger Mensch, Petersburg ist reich an schönen Mädchen." ...

„Für mich ist nur Eine schön in der ganzen Welt!" ....

— „Nun ja, freilich! .... Sie sind aber doch immer nur ein junger Mann .... heute gefällt das Eine, morgen das Andere; und zwei Jahre, Bester, sind kein Spaß! .... das ist eine Ewigkeit der Trennung!“

„Ich meine es auch, eine Ewigkeit der Qual!“

— „Nun, aber man kann sich nicht immer quälen, Liebster; man darf einen jungen Mann nicht verdammen, wenn er sich auch zu zerstreuen sucht; so sind wir einmal geschaffen — wir freuen uns, weinen und vergessen doch zuletzt.“

Die sonderbaren Reden der Frau von S. beunruhigten Dschellaleddin, aber er argwöhnte nichts.

— „Ja!“ fuhr Aniſſia Iwanowna fort, „wir vergessen und man vergißt uns .... wenn Sie eine Andere heirathen wollten, Ludmilla würde wahrhaftig keine Ansprüche machen.“

„Was! Ludmilla?“

— „Nun ja! .... das heißt, sie müßte bedenken, daß .... Sehen Sie, in der Jugend scheint uns jedes Gefühl ewig, wenn's aber vorübergeht, sind wir selbst die Ersten, die darüber lachen.“

„Diese Lehre ist mir neu, gnädige Frau. Nicht allein, wenn ich mich verheirathet, sondern wenn ich Ludmillen nur einen Moment vergessen oder nur die Blicke zu einer Andern gewendet hätte, so wäre ich der schmachvollsten Strafe werth.“

— „Warum nicht gar, Fürst! So straft man nur für Mord und Raub, aber eine Sinnesänderung in der Liebe ist doch wahrlich kein Straßenraub!“

„Weit ärger noch! Der Räuber nimmt die Börse, der Mörder das Leben, wer aber an seine Seele ein liebendes Herz gebunden und freiwillig dieses Band zerreißt, der raubt mehr, als das Leben, er nimmt dem Herzen sein Höchstes — den Glauben an Glück .... er vernichtet alles Zukünftige, wie alles Vergangene,

und um die Qual vollständig zu machen, läßt er noch das verwaiſte Daſein .... O, nein! für ein Vergehen ſolcher Art iſt dieſe Strafe zu gering!"

— „Wie gut, Fürſt, daß Sie kein Geſetzgeber ſind!... nicht der zehnte Theil unſrer getauften Welt käme mit heiler Haut davon!... Nun, wer mag in unſerer Zeit ſo ſtreng die Gefühle ſeines Nächſten prüfen? Haben Sie ſich aber einmal an unſer Ufer begeben, ſo werden Sie auch ſchon annehmen müſſen, was bei uns Brauch iſt!"

„Ich hoffe deſſen niemals zu bedürfen!"

— „Nun, das ſteht bei Ihnen. Aber bedenken Sie ſelbſt: wie ſoll ein Mädchen, wenn ſie ſich verehelicht, nicht erwägen, daß Kinder kommen und böſe Zeiten und das Alter? daß ein Sparpfennig im Leben viel bedeutet?... dann erhielten wir lange keine Briefe von Ihnen .... glaubten Sie todt .... Wir weinten, man kann aber doch nicht ewig Thränen vergießen" ....

„Was ſoll das heißen?" rief Dſchellaleddin, vom Seſſel aufſpringend.

— „Daß ... daß ..." erwiederte die Frau des Brigadiers ſich zuſammennehmend, „daß Ludmilla ein Mädchen ohne Vermögen iſt; Sie haben jetzt auch Ihren bloßen Gehalt .... Meiner Treu, es wäre geſcheiter, wenn Sie beide vortheilhaftere Partien ſuchten."

„Ihre Worte erſchrecken mich!..... Reden Sie deutlicher."

— „Was iſt da zu erſchrecken, Verehrteſter!.... Ludmilla iſt ja nicht das einzige Mädchen auf der weiten Welt."

„Mein Gott!" ....

— „Sie hätte doch darum keine alte Jungfer bleiben ſollen, weil ſie den Bräutigam todt glaubte! .... Auch iſt Belogradow ein beſonderer Glücksgünſtling ....

„Was sagten Sie? ... Wiederholen Sie's, wiederholen Sie! ...

— „Ich denke, ich rede ja verständlich genug; nun, Ludmilla heirathet Belogradow .... was ist da Unbegreifliches?"

„Das ist nicht wahr! Sie lügen!" schrie Dschellaleddin außer sich: „Sie verleumden, Sie schwärzen meinen Engel!" ....

— „Grobheiten ertrage ich in meinem Hause von Niemanden; leben Sie wohl, Fürst" ....

„Ich lasse Sie nicht!" rief er, sie am Arme ergreifend; „Sie müssen gestehen, daß Sie verleumden! ... Ludmilla heirathet keinen Andern, sie ist mein!" ...

„Gerechter Gott, Sie sind in Fieber, Sie zerdrücken mir den Arm" ....

„Nein, eher tödten Sie mich, zerreißen Sie mich .. Ich liege hier zu Ihren Füßen, haben Sie Mitleid, gestehen Sie, es war nicht Ihr Ernst, Sie haben mich getäuscht? .... Nicht wahr, Ludmilla ist mein?" ....

— „Wo denken Sie hin, Fürst? hier ist von Scherz nicht die Rede; seit zwei Monaten ist Ludmilla verlobt, sie liebt ihren Bräutigam; wir haben Ihnen ja davon geschrieben ...."

„Lug! Lug! ... Sie haben sie mir entrissen, sie einem Andern verkauft ..... geben Sie mir Ludmillen zurück oder Sie werden sie mir theuer bezahlen" ....

— „Aber was in aller Welt wollen Sie von mir, Fürst? .... Ludmilla ist ja kein Kind; vor zwei Jahren konnte sie sich noch jedem Tataren an den Hals werfen, jetzt ist sie achtzehn Jahre alt, ist vernünftig ... wir haben sie zärtlich erzogen, an Armuth ist sie nicht gewöhnt ..... und ein solcher Bräutigam wie Belogradow ....."

„Aber hat er denn mehr als Einen Kopf, oder eine Brust von Eisen?" rief Dschellaleddin wüthend. „Oder glauben

Sie, daß man ungestraft mit einem Menschen so spielen darf? ihm sein Vaterland nehmen, seine Lieben, sein Vermögen, Alles, was er Glück auf Erden nannte, ja, sein moralisches Leben selbst, und dann, wenn das Spiel zu Ende ist, ihn wie einen Wurm zertreten? ..... Nein! ich schwöre bei der Asche meines Vaters, Ludmilla ist mein und soll es bleiben! Eher erstücke ich sie an meinem Herzen, als daß ein Andrer es wagen darf, ihr nur ein Haar anzurühren!" ....

— „Wahnsinniger! Wahnsinniger! Hilfe!" schrie Anissia Iwanowna, indem sie sich nach der Thür zurückzuziehen und ihre Hand aus der Dschellaleddin's loszumachen suchte.

Da fuhr draußen ein Wagen vor, und harmlos und leichtfüßig hurfte aus demselben Ludmilla mit einem Strauß weißer Rosen in der Hand.

„Ludmilla! Geliebte!"

— „Dschellaleddin .... lebt ...."

Sie ließ die Blumen fallen und sank zu Boden, bleicher noch, als ihre weißen Rosen. — Dschellaleddin hob sie in seinen Arm und, ohne weiter auf das Geschrei der Anissia Iwanowna noch auf die Geschäftigkeit der Stubenmädchen zu achten, suchte er sie zur Besinnung zu bringen. Ludmilla öffnete die Augen und schloß sie wieder mit einem Ausdruck des Entsetzens.

— „Dschellaleddin ... man sagte mir, er sei todt .... wehe, wehe mir!"

„Man hat Dich hintergangen, mein Engel," sprach der junge Mann, ohne sie aus seinen Armen loszulassen. „Ich lebe, ich komme zur rechten Zeit, Dich aus den Händen Deiner Verfolger zu reißen, der Schacherer, die Dich verhandeln wollten .... Ludmilla, meine Süße, Gute, nicht wahr, dieses Weib hat mich belogen? Du liebst keinen Andern, Du hast mich nicht vergessen?"

Ludmilla schwieg.

„O sprich, Ludmilla! fürchte Dich vor ihr nicht, vor

Niemanden in der Welt .... ich bin mit Dir! Eher entreißen sie mir mein Herz, als Dich! — Meine Theure! .... so rede, beruhige mich!"

Ludmilla brachte kein Wort hervor.

„Was bedeutet dieses Schweigen? Ludmilla, erkennst Du Deinen Freund nicht mehr? Oder ist Dein Herz versteinert für alles Mitleid? Ludmilla! .... ist's möglich? Nein, weg mit allem Zweifel! .... Geliebte meiner Seele, so sprich, rede, gieb mir Gewißheit!" ....

Er kußte ihre Hände und weinte, weinte wie ein Kind, das umsonst die erstarrte Leiche seiner Mutter anruft. Ein Stein hätte sich seiner Schmerzen erbarmt; Ludmilla weinte auch — und schwieg.

„Es ist also kein Traum, keine Täuschung!" rief er im Ausbruch unsäglicher Verzweiflung — „Du bist treulos .... hast Dich einem Andern hingegeben! .... So vollende, was Du begonnen, tödte, vernichte mich! ... Ludmilla, Ludmilla, warum wolltest Du mein Verderben?" ....

Er ließ den Kopf auf die Hand sinken und schluchzte laut. Ludmilla schlüpfte zur Thüre hinaus. Er stürzte ihr nach, aber Anissia Iwanowa verrat ihm den Weg.

„Ludmilla! .... lassen Sie mich zu ihr, lassen Sie!" — „Nein, Herr! es schickt sich nicht, daß ein Mann in das Gemach eines Mädchens eindringt."

Dschellaleddin zog sie heftig am Arme weg und sprang nach der Thüre, trat aber auf einmal erschreckt zurück. Vor ihm erhob sich eine Gestalt, wie ein Gespenst, wie ein dem Grab Entronnener, mit allen Zeichen der Zerstörung im Gesicht. Die gelbe, durchsichtige Haut war über die Knochen gespannt, zwei Kugeln ohne Leben und Farbe bewegten sich in den tiefen Augenhöhlen; um den nackten Scheitel flogen die Reste grauen Haars, das in einzelnen Flocken noch am Hinterhaupte und an den Schläfen hing, vollständiger Verwesung entgegensehend.

— „Fürſt!“ ſprach der unglückliche Brigadier mit heiſerer Stimme: „Bleiben Sie, hören Sie mich.“

Auf einen Diener geſtützt, that er noch einen Schritt vorwärts und ſank auf das Sopha. Aniſſia Iwanowna verſchwand.

— „Fürſt, Ihr Zorn iſt gerecht!“ fuhr er fort, „wir haben gefrevelt an Ihnen, gefrevelt vor dem Herrn! Wir haben Ihnen Alles genommen und vergelten Ihnen mit dem ſchwärzeſten Verrath .... Aber Gott iſt mein Zeuge, nicht ich bin der Urheber all dieſes Unheils. Schon länger als ein Jahr verzehrt mich die Schwindſucht, ich muß das Zimmer hüten, und kann die Aufführung meiner Familie nicht überwachen .... Belogradow kam, gleich darauf verbreitete ſich das Gerücht von Ihrem Tode; von wem es ausging? .... Möge Gott den Schuldigen ſtrafen! Als Ludmilla die Hoffnung verlor, Sie wiederzuſehen, widerſtand ſie der Verſuchung nicht; eine neue Liebe verdrängte ihren Schmerz, ſie ſchloß ſich dem Freier an, der Geiſtliche verlobte ſie, und nun ſind ſie nicht mehr zu trennen. Verzeihen Sie ihr, verzeihen Sie uns .... Ich ſehe zu ſpät ein, daß das gute, ſanfte Mädchen Sie nicht zu würdigen wußte; ihr Herz konnte eine Liebe, wie die Ihrige, nicht faſſen. Sie lebt, wie wir Menſchen alle leben: ihr Kummer wich der Zeit, dieſe brachte ihr eine neue Freude, und auf die werden neue Thränen und neues Lächeln folgen; ſo hat ſie die Natur geſchaffen, verdammen Sie ſie nicht! Fordern Sie von mir, was Sie wollen, mein Leben iſt in Ihren Händen .... nur ſchonen Sie die Ehre meiner Tochter, beflecken Sie meine letzten Tage nicht mit Schande ....“

Die Stimme des Greiſes bebte, Thränen rollten ihm übers Geſicht. Dſchellaleddin ſtand vor ihm finſter und lautlos.

— „O, daß ich mit den wenigen Tagen, die mir noch übrig bleiben, die Vergangenheit wieder erkaufen

könnte! Mit welcher Freude würde ich Sie meinen Sohn nennen! .... Aber jetzt kann ich nichts, als Ihnen ein Glück wünschen, das Sie in vollem Maße verdienen. Suchen Sie eine Seele, die gleich der Ihrigen sich ungetheilt einem einzigen Gefühle hinzugeben und in diesem mit allen andern aufzugehen vermag; die Liebe verlangt unbedingte Gleichheit in der Kraft der Empfindung, sonst wird sie ein Quell des Elends. Leben Sie wohl, Fürst; noch einmal bitte ich Sie, verzeihen Sie ihr! Suchen Sie sich zu zerstreuen, Sie sind noch jung, Ihnen kann noch mancher Trost zu Theile werden."

Dschellaleddin stand die ganze Zeit da, den düstern Blick auf ihn heftend, mit dem schmerzlichsten Ausdruck in den Zügen. Er hörte den Brigadier mit gespannter Aufmerksamkeit, als bemühe er sich vergebens, den Sinn seiner Worte zu fassen .... Als aber der Brigadier ihn an der Hand ergriff, sie theilnahmsvoll drückte und, auf die Schulter seines Dieners gestützt, fortwankte, trat der Fürst langsamen Schrittes aus dem Hause, stieg aufs Pferd und ließ es gehen, wohin es wollte.

Eine Stunde darauf lag er in der Hütte seiner Amme auf einer Bastmatte, den Kopf ins Kissen gedrückt. Man hätte ihn für einen Schlafenden nehmen können, wenn nicht das dumpfe Stöhnen, welches ihm sein heftiges Weh erpreßte, von Zeit zu Zeit bewies, daß es die Erstarrung des Leidens, nicht der Ruhe war. Zu seinen Füßen saß Emina; sie hatte den Schleier abgeworfen, und die Hände ringend, sah sie voll tiefen Mitleids ihren Verwandten an und trocknete heimlich Thränen.

Es war weit über die Mittagsstunde, als ein schlanker Kosak an die Hütte trat und ein Gespräch mit der alten Tatarin anknüpfte, die auf der Schwelle saß. Sie waren, wie man sah, längst bekannt, und ihr Geschwätz erregte anfangs weder die Aufmerksamkeit Dschellaleddin's, noch die seiner Nichte. Endlich stand der Kosak auf.

„Wo eilst Du hin?“ fragte ihn die Tatarin.

— „Ins Thal; ich bin nur im Vorbeigehen hergekommen, möchte mir gern die Hochzeit der Brigadierstochter ansehen.“

„Ist die Hochzeit so bald?“

— „In zwei Stunden, glaube ich, fahren sie schon zur Kirche. Nun, das ist ein stattliches Paar! Sie wunderhübsch und auch er .... wenn er Einen ansieht, ist's gerade als striche er Einem Honig an die Lippen.“

Dschellaleddin hob den Kopf empor.

„Und wird das einen Schmaus geben!“ fuhr der Kosak fort. Ein ganzes Faß Branntwein und zehn Eimer Bier — das ist schon etwas, womit man die Gesundheit der Vermählten ausbringen und ihnen Kindlein wünschen kann, so allerliebst wie sie selber ....“

— „Nein! .... weder mir noch ihm!“ rief Dschellaleddin sich aufrichtend.

Als der Kosak einen russischen Offizierrock bemerkte, empfahl er sich der Wirthin und verschwand. Der Fürst ging mit funkelnden Blicken auf und ab, in seiner Seele bildete sich ein Entschluß.

„Emina,“ sagte er zu dem jungen Mädchen, die wie seine Sklavin vor ihm stand: „willst Du mir einen Dienst erweisen, einen wichtigen, vielleicht den letzten?“

„Dir einen Dienst zu leisten ist meiner Seele Labsal.“

— „Auch dann, wenn das, was ich von Dir verlange, die Gesetze verbieten?“

„Mir ist kein Gesetz heiliger als Deine Worte.“

— „So komm, die Zeit ist kostbar, Emina. Auf dem Wege will ich Dir erzählen, was Du für mich thun kannst.“

Er riß sie mit sich fort, ohne auf die Einwendungen der alten Amme zu hören, setzte sie neben sich auf's Pferd, umschlang sie mit einem Arm und verschwand im Walde, auf dem Wege ins Thal.

Peter Galaktionowitsch Belograbow saß vor dem Spiegel: Riechfläschchen, Pomade und Puder, Kämme, Ringe, Kettchen lagen neben ihm auf dem Tische zerstreut wie in einer Galanteriewaarenhandlung nach zahlreichem Besuch. Eben wurde die Frisur beendigt; prächtige ailes de pigeon wallten in Locken um die Schläfen; unter dem weißen Pudermantel blickten die Füße hervor in seidenen Strümpfen und Schuhen mit kostbaren Schnallen. Er saß ruhig mit aller Unbeweglichkeit, die das wichtige Geschäft verlangte, bis der Haarkünstler fertig war. Dann warf er den Mantel ab, that die ponceaurothe Uniform an, zog die Manschetten glatt, besprengte das Tuch mit wohlriechendem Wasser, drehte sich drei Mal vor dem Spiegel herum, und fragte den Kammerdiener, ob der Wagen zurück sei.

„Nein, gnädiger Herr," war die Antwort.

— „Der Bruder ist unausstehlich! was muß man warten!"

Er begann im Zimmer auf- und abzugehen und pfiff eine Arie aus dem „Dianenwäldchen".

Da wurde ihm ein Zettel überreicht; er durchflog ihn und wechselte die Farbe.

— „Wer hat den Brief gebracht?"

„Ein junges Mädchen, eine Tatarin."

— „Sie soll hereinkommen."

Die Tatarin trat ein.

— „Wer hat Dich geschickt, wer hat den Brief geschrieben?"

Sie gab ein Zeichen, daß sie ihn nicht verstehe.

— „Heda, wer ist dort? Man rufe den Dolmetscher her."

„Dessen Amt kann ich übernehmen, wenn es sich um die tatarische Sprache handelt," sagte ins Zimmer tretend ein junger Offizier, eben so aufgeputzt und parfümirt wie der Hausherr.

— „Ah, Alexander! Du kommst zur rechten Zeit;

ſieh doch, was dieſes Mädchen, oder dieſer — Währwolf mir gebracht hat.“

„Was ſoll das ſein? Eine Einladung, mit einem alten Bekannten im benachbarten Walde einen Spaziergang zu machen .... und welche Drohung, im Falle Du ſie nicht annimmſt!“

— „Ich weiß wahrlich nicht, wozu ich mich entſchließen ſoll.“

„Was giebt's hier zu überlegen! Es iſt klar, daß Du hinfahren mußt .... Nur höre, Kamerad, man erlaubt Dir einen Diener mitzunehmen: nimm mich.“

— „So frage doch dieſe Statue, wo ſie her iſt, wer ſie ſchickt?“

„Ei, ſieh nur, was dieſe Statue für ſchelmiſche Augen hat! prächtig! .... Wo kommſt Du her, meine Schöne?“ fragte er ſie auf tatariſch.

— „Aus dem Walde.“

„Nun, die Antwort iſt juſt nicht befriedigend .... wer ſchickt Dich?“

— „Das wirſt Du im Walde erfahren.“

„Wahrhaftig! ich fahre unbedingt mit Dir: das giebt ein Abenteuer!“

— „Keines von den angenehmſten. Du ſiehſt, daß ich angekleidet bin; in einer Stunde geht's zur Kirche.“

„Man verſpricht ja Dich nicht länger als zehn Minuten aufzuhalten; da kommſt Du noch zeitig wieder.“

— „Ja, aber ich werde mich nicht wieder umkleiden können, drücke mir die Friſur ein.“

„Du glätteſt ſie auf ... Uebrigens wie Du willſt, nur nimm Dich in Acht, daß der geheimnißvolle Unbekannte ſeine Drohung nicht erfüllt; hier verſteht man mit Dolchen zu ſpielen.“

— „Haſt Recht; da kommt ja auch ſchon der Wagen.“

Belogradow durchlief noch ein paar Mal den Zettel, beſann ſich, nahm von der Wand eine Piſtole herab, hüllte ſich in ſeinen Mantel und trat hinaus; ſein Ka-

merad folgte ihm. Sie stiegen in den Wagen, setzten das Mädchen, das ihnen den Weg zeigen sollte, neben sich und fuhren nach dem Walde zu. Als sie zwei Werste zurückgelegt, hielt der Wagen auf ein Zeichen des Mädchens am Saume des Waldes. Belogradow und sein Kamerad stiegen aus und folgten ihrer Führerin ins Dickicht auf einem kaum bemerkbaren Steg. Dürre Blätter knisterten unter ihren Füßen; seitwärts hörte man das Brausen eines Wasserfalles. Hinter den Büschen glänzte die Flut, silberschäumig von Stein zu Stein rollend. Die Tatarin bog vom Steg ab nach der Quelle, und sie traten auf ein freies Plätzchen, auf welchem ein russischer Offizier herumging. Als sie sich näherten, hob er den Kopf empor und seine Augen blitzten freudig.

„Willkommen!" rief er Belogradow mit leiser Ironie entgegen: „ich danke Ihnen, daß Sie mein dürftig Mahl nicht verschmäht haben."

— „Ah, Fürst . . . ."

„Sie haben mich erkannt; mithin bedarf es keiner Erklärung."

— „Im Gegentheil, ich bitte Sie, mir zu erklären, was Ihre Einladung, Ihre Drohung zu bedeuten hatte."

Dschellaleddin warf den Mantel ab und reichte Belogradow zwei Pistolen.

„Ich denke, nun ist's deutlich," sagte er eben so ironisch wie zuvor.

Belogradow prallte auf zwei Schritte von ihm zurück.

— „Sind Sie bei Troste, Fürst? Sie wollen sich mit mir schießen . . . . wofür? weshalb?"

„Wir beide haben nicht Platz neben einander auf der weiten Welt; einer muß den Andern verdrängen."

— „Aber um Himmels willen, wir haben uns zwei Jahre nicht gesehen, und die früheren Beleidigungen bin ich bereit Ihnen wiederholt abzubitten . . . . Ich

habe mich überzeugt, daß Sie ein treuer Sohn Rußlands sind."

„Ein Sohn des Teufels bin ich, zu dem ich Sie bald mit einem Auftrag schicken werde, wenn Sie mir nicht zuvorkommen."

— „Aber . . . aus welchem Grunde? . . ."

„Herr Leutnant, zwingen Sie mich nicht, Ihnen den klaren, unumstößlichen Grund meiner Forderung zu nennen: wenn Sie mir auch dann keine Genugthuung geben wollen, so werde ich das Recht haben, Sie zu erschießen wie . . . wie . . . einen Menschen, der nicht werth ist, die russische Uniform zu tragen!"

Der Kamerad Belogradow's schlug sich ins Mittel.

— „Wozu dies unangenehme Hin- und Herreden? Hat sich Belogradow gegen Sie etwas zu Schulden kommen lassen, so bin ich versichert, er wird Ihnen niemals Genugthuung versagen; aber ließe sich dieser blutige Handel nicht auf einen andern Tag verschieben? Sie haben eine ungünstige Zeit gewählt, man harrt unser bei einem andern Mahle."

Eine dunkle Röthe überflog das Gesicht Dschellaleddin's.

„Nicht eine Stunde Aufschub!" rief er entschieden. „Hier sind zwei Pistolen; nur die eine ist geladen . . . Dieser Herr wird die Mühe übernehmen, uns die Pistolen zu reichen."

— „Und die Schritte abzuzählen," bemerkte der Offizier.

„Das ist nicht nöthig! Ich mag nicht verstummeln, noch verstummelt werden; wir schießen uns auf Armweite. Die Pistole auf's Herz."

— „Aber das ist Metzelei! Das ist Mord! . . . ." schrie der unglückliche Belogradow, bleicher als ein herbstlich Blatt: „Sie sind der Herausforderer, nicht Sie haben die Bedingungen des Duells vorzuschreiben; das ist wider alles Gesetz!"

„Sie werden meine Bedingungen annehmen," ſagte Dſchellaleddin mit feſter Stimme, dem Sekundanten die Piſtolen reichend. „Kein Wort mehr!"

— „Nein! ich ſchieße mich nicht mit Ihnen, ich ſchieße mich ganz gewiß nicht ...."

Belogradow that einige Schritte nach dem Steg — Dſchellaleddin ergriff ihn am Arm.

„Du wirſt .... ſonſt biſt Du den Augenblick verloren!"

In der Hand Dſchellaleddin's blitzte der entblößte Dolch. Sein Geſicht hatte einen ſolchen Ausdruck von Wuth, ſeine Stimme und alle Bewegungen waren ſo gebieteriſch, daß der Gegner nicht mehr im Stande war, etwas einzuwenden. Der Sekundant verſuchte es noch zu einer Ausſöhnung zu bringen: aber ein Zeichen der Ungeduld ward ihm zur Antwort.

— „Mach's ab mit dieſem Raſenden," raunte er Belogradow ins Ohr: „es iſt nun gleich — Einer von Euch muß ſterben."

Belogradow empfing mechaniſch aus den Händen des Secundanten die eine Piſtole; der Fürſt nahm gleichmüthig die andere.

„Gedenke an mein Vermächtniß! .... das Kreuz ihr! ...." rief er dem in einiger Entfernung ſtehenden Mädchen zu.

Sie ſank auf's Knie und verhüllte das Haupt mit dem Schleier.

Auf ein gegebenes Zeichen fiel der Schuß: noch ein paar Sekunden ſtanden beide Gegner auf dem Flecke — da wankte Belogradow, ließ die Piſtole fallen und ſtürzte ohne einen Laut, ohne einen Seufzer rücklings zur Erde .... Das Blut quoll ihm aus dem Herzen, das mitten durchgeſchoſſen war.

In demſelben Augenblicke erſcholl der Weheruf des Sekundanten und ein Freudenſchrei des Mädchens. Der Fürſt aber wich noch immer nicht von der Stelle, und

heftete den wilden, fühllosen Blick auf den Leichnam des Erschlagenen.

Es war seltsam, so viele Gegensätze im Aeußern und und in den Empfindungen, so viel verschiedene Leidenschaften an vier Menschen wahrzunehmen, von denen einer entseelt am Boden lag. Sein Uebergang vom Leben zur Verwesung war so rasch, daß die Frische des Ballanzugs sein Dasein überdauerte .... Die Spitzen an den Manschetten hatten sich noch nicht zerdrückt, an den seidenen Strümpfen war noch keine einzige Falte, von den Locken, die der Wind zerstreute, wehte noch der Wohlgeruch orientalischer Blumen. Neben ihm kniete der andere Candidat des Hochzeitsfestes, und gab sich Mühe, noch irgend ein Lebenszeichen in dem erkalteten Körper zu entdecken; zwei Schritte aber von ihnen umschlang ein Mädchen, unschuldsvoll wie ein Kind, schön wie das Glück, die Kniee des Mörders mit dem Ausdruck der lebhaftesten Freude, ohne zu bemerken, daß der Saum ihres weißen Schleiers in Blut tauchte .... Rings umher Stille: die Bäume bewegten sich nicht. Nur der Bach rauschte eintönig über die Steine hin, ein leises Lüftchen spielte im Grase, und ein Schwarm von Vögeln, die der Schuß erschreckt, erhob sich schreiend unter die Wolken — dann ward Alles wieder still.

— „Er ist todt!" sagte der Sekundant.

„Todt!" wiederholte der Fürst, und sich über den Leichnam hinneigend, flüsterte er etwas mit boshaftem Lächeln.

— „Man muß Leute herbeischaffen, die Leiche fortbringen .... Mein Gott! wie benachrichtigt man sie jetzt von diesem Unglück! .... Nein! Besser verschweig' ich's ..."

„Ja, die Braut wird in Verzweiflung sein!"

Der Sekundant hörte die letzten Worte nicht; er lief nach Leuten.

„Geh nach Hause, Emina," sagte Dschellaleddin,

nachläſſig den Mantel über die Schulter hängend und die Piſtole aufhebend, die ſein Gegner fallen ließ: „ich danke Dir, ich werde Deinen Dienſt nicht vergeſſen ....“

— „Wo willſt Du hin? .... ſie tödten Dich!“

„Fürchte nichts .... wo ich hingehe? .... ich weiß es nicht .... Wenn ich nicht zurückkehre, ſuche mich nicht.“

— „Dſchellaleddin,“ ſprach das Mädchen furchtſam, „laß mich Dir folgen .... Ich bin eine Waiſe, ich habe Niemand außer Dir, habe keine Verwandten, keine Zufluchtsſtätte: laß mich, laß mich!“

„Das geht nicht, Emina .... ich bin auch heimatlos. Jetzt kann ich nicht mehr in Rußland bleiben. Geh nach Hauſe, nimm Dir alles, was ich .... meiner Braut mitgebracht; nimm auch meine Sachen, mein Pferd, mein Geld, ich ſchenke es Dir zur Ausſteuer. Sei glücklich, bete für mich, leb wohl! ....“

„Dſchellaleddin! Dſchellaleddin!“ ſtöhnte das arme Mädchen, aber nur der Echo des Waldes antwortete ihr. Sie lief eilends nach der Seite hin, wo das Buſchwerk unter den Füßen Dſchellaleddin's kniſterte

---

Prächtig war die Hochzeitsfeier im Thale! Alle Zimmer im Hauſe des Brigadiers waren hell erleuchtet; die Equipagen, die auf dem Hofe keinen Raum fanden, nahmen einen Theil der Straße ein. An den Fenſtern ſchwebten zwiſchen den Geraniumblättern die Schatten geputzter Damen und Herren vorüber; Diener trugen Präſentirteller mit Früchten — und überall, in jedem Zimmer, in jeder Gruppe erſchien die Frau des Brigadiers, mit Blumen auf der Haube, mit einem rieſigen Fächer in der Hand; ſie nahm Jeden in Beſchlag, machte ſich um alle zu ſchaffen, plauderte in einem fort .... ihr

ganzes Weſen hatte ſich in den freudigen Gedanken an den Schwiegerſohn und ſeine fünftauſend Seelen verloren.

Im Kreiſe der Mädchen glänzt vor allen Ludmilla durch ihren Schmuck und ihre Schönheit. Wie lieblich iſt ſie in ihrem weißen, dünnen Kleide, mit den Myrthenzweigen und Roſen auf dem Haupte, mit einem Strauß an der Bruſt! Welch kindlicher Frohſinn ſpricht aus ihren Zügen, wenn ſie mit ihren Freundinnen kichert! Und welche Liebe, welche Innigkeit belebt ihre Blicke, wenn ſie ſie zu dem ſchönen Oberſten wendet, der an den Kamin gelehnt, einigen umſtehenden Offizieren etwas erzählt! Nach und nach wird die Geſellſchaft ruhiger, das Geräuſch und die Verwirrung weichen einer geordneteren Bewegung; die alten Herren ſammeln ſich um die Spieltiſche, die alten Damen laſſen ſich auf den Divans nieder; die Jugend ſtellt ſich reihenweiſe zum Tanze; man ſpielt das Menuet des Signor Petronio Lanzi, welches einmal das geſammte tanzende Europa ergötzt, und die Neuvermählten ſchreiten voran, Alle entzückend durch die Leichtigkeit und Grazie ihrer Bewegungen. Ihnen folgen andere Paare: Alles tanzt und jubelt. Nur ein Lächeln iſt erzwungen; nur ein Geſicht verdüſtert von Zeit zu Zeit ein Gedanke — das des Sekundanten.

Unter den Fenſtern ſcharten ſich ganze Haufen Volkes. Ruſſen und Tataren, Griechen und Armenier mengten ſich unter einander, neugierig, das Hochzeitsfeſt anzuſehen. Einige Stubenmädchen und Lakaien, die vorn ſtanden, urtheilten über die Anzüge und Verdienſte ihrer Herrſchaften, von deren Reizen und Charakteren ſie einander die Geheimniſſe verriethen.

— „Wo iſt denn der Bruder des Bräutigams?“ fragte eines der Mädchen halblaut.

„Höre, er ſoll erkrankt ſein; man hat dem Herrn ſagen laſſen, er möchte ſich nicht beunruhigen, es ſei ein leichtes Unwohlſein, das bis morgen vorübergehen würde.“

— „Was ist ihm zugestoßen? Ich habe ihn noch heute gesehen, wie er nach Hause ging; er war so vergnügt!“

„'S ist aus mit seinem Vergnügtsein! . . . .“ sprach eine männliche Stimme.

— „Wie das?“

„Darf nicht plaudern! Morgen erfährst Du's.“

— „Sieh doch, Maſcha, wie hübſch das Brautpaar iſt!“

„Wen hab' ich denn getödtet! . . . .“ rief Jemand in ſchrecklichem Tone. Der Haufe kam in Bewegung, Alle ſahen ſich um — aber die Straße war mit Menſchen bedeckt, die Nacht finſter. „Da hat Einer zu tief ins Glas geguckt!“ bemerkte ein Livreebedienter und Alle wandten ſich wieder dem heitern Schauſpiel zu. Jetzt drängte ſich ein Mann von hohem Wuchſe, in ruſſiſcher Uniform mühſam durch den Haufen und trat dicht ans Fenſter. Die ihm zunächſt ſtanden, bemerkten beim Schein der rings um das Haus aufgeſtellten Lämpchen, daß ſein Geſicht ungewöhnlich blaß war; ein leiſer, ſchmerzlicher Seufzer rang ſich wiederholt aus ſeiner Bruſt. Sie wichen zur Seite, der Offizier blickte unverwandt durch die Scheiben.

Der Tanz war zu Ende. Ludmilla verſchwand einen Augenblick und zeigte ſich bald in einem andern Zimmer, wo die alten Herren am Spieltiſch ſaßen: mit dem Spiele beſchäftigt, beachteten ſie die Königin des Feſtes nicht. Sie lehnte ſich ans Fenſter, und begann ihr brennendes Geſicht zu fächeln. Gleich darauf erſchien neben ihr die Geſtalt eines Mannes, den man nicht deutlich genug ſehen konnte, weil gerade an dieſer Seite des Fenſters der Vorhang in Falten niederfiel. Ludmilla ſpricht mit ihm, lacht, reicht ihm die Hand, die er mit der ſeinigen ſtreichelt; einige Minuten vergehen in zärtlichem Geſpräch . . . Da ertönt wieder die Muſik; Ludmilla entfernt ſich von der Wand und glät-

tet das Haar; jetzt neigt ſich der Mann zu ihr — ihre Lippen berühren ſich in flüchtigem Kuſſe — und ſie flattert aufs Neue zu den Tanzenden. Der Oberſt trat an den Spieltiſch.

Immer voller, immer lauter ſchallt die Muſik, immer belebter wird der Tanz, alle Geſichter ſtrahlen Vergnügen, Freude umſchwebt die Häupter der Neuvermählten .... und ein paar Schritte von ihnen ſteht Dſchelaleddin! Er ſah, wie ſchön und fröhlich ſie war, er ſah die Liebe, die in ihren Augen glänzte, ſah, wie ſie mit dem jungen Oberſten koſ'te .... Schade, daß ſie ſich nicht weiden konnte an den Qualen ihres Opfers! daß, nachdem ſie ihm das Herz herausgeriſſen, ſie nicht auch, gleich dem heidniſchen Prieſter, ſeine Todeszuckungen beobachten konnte! Doch es waren nicht die Zuckungen, nicht die Qualen der Eiferſucht: was in jenem Augenblicke die Bruſt des verlaſſenen, zertretenen Liebenden durchſchnitt, hat keinen Namen auf Erden. Er hätte wie ein wüthender Wolf ſich zwiſchen die Gatten ſtürzen mögen, um ſie auseinander zu jagen, ſie zu zerreißen mitten in der ihn beleidigenden Liebkoſung! Er hätte wie ein Vampyr ſich in die Treuloſe feſtſaugen mögen, um ihr das Leben wegzuküſſen und dann den entſeelten Körper zu den Füßen des verwaiſten Gatten hinzuſchleudern! Alle ſeine Glieder ſpannten ſich und zitterten, wie unter einem Folterwerkzeug ... aber er konnte ſich nicht von der Stelle rühren. Seine Füße waren wie eingewurzelt, ſeine Hände erſtarrt, und nur ſeine Gedanken, die ihm ſtückweiſe das Vergangene aufrollten, nur ſeine Augen folgten jeder Bewegung Ludmillens, die hinter den angehauchten Fenſterſcheiben dahinſchwebte wie in Wolken.

Sie hüpfte, ſie war ſo glücklich, das ſorgenloſe Mädchen! Sie gab ſich ganz dem Genuſſe ihres Glückes hin: frühe lüftete ſie den Vorhang der Zukunft, und ihr träumte von Petersburg, vom Hofe, von Feſtlichkeiten, von allen

Vergnügungen des häuslichen und öffentlichen Lebens. Und kein Seufzer der Reue drang aus ihrem Herzen, kein einziger Gedanke wendete sich zu dem, den sie um Gold so treulos preisgegeben den Martern einer ungebändigten Verzweiflung — zu ihm, der in ihr lebte, in ihr die Tugend angebetet, der für sie bereit war, ein Held oder ein Ungeheuer, der edelste Mensch oder ein Bösewicht zu werden! .... Aber was kümmert sie, die glückliche Gemahlin des reichen Obersten, was kümmert sie der verarmte Tatare, verarmt an allen geistigen und irdischen Gütern? Am Morgen hatte sie einige Thränen des Mitleids geweint. Vielleicht ist auch jetzt ihr Gesicht etwas blässer als gewöhnlich — aber Schminke hat die Blässe bedeckt, und der reiche Schmuck rief ein ungeheucheltes Lächeln auf ihre Lippen. — „Man hat mich überredet, getäuscht!“ meinte sie, sich entschuldigend, „er wird sich trösten.“ O nein! für ihn giebt es keinen Trost mehr auf der Erde. An einem Tage ging er alle menschlichen Leidenschaften durch, fühlte Glück, Verrath, Haß, Rache, tauchte des Morgens in den Entzückungen der Hoffnung, badete sich des Abends in Blut, und erfuhr zu spät, daß es das Blut eines Unschuldigen war! .... Nun, er konnte doch auch die Schuldigen noch erreichen, konnte noch Ströme Blutes vergießen, sich an dem Augenblick gerechter Rache laben .... Aber dann? Was dann? Wohin mit dem übrigen, vielleicht langen Leben? Wo sollte er das Haupt hinlegen? Worin Trost suchen, da er selbst die Fähigkeit verloren, das zu empfinden, was man Freude nennt? Eine unauflösliche Macht hatte sein Dasein mit dem Ludmillens verschmolzen, und nun, ob todt, ob lebend, ist sie ewig mit ihm! Sie wird jeden Bissen seiner Speise mit Galle tränken, wird selbst die Luft vergiften, die er athmet! ....

Sie war wie ein zauberischer Traum dem Jünglinge erschienen, als dieser in stiller Sorglosigkeit schlummerte. Sie weckte Leidenschaften in seiner Brust, sie

blendete ſeine Augen, drang ihm ins Herz und ſagte dann: „Reiße Dich los von mir, oder zerbrich Deine Götzen, verheere Deine Wohnung, wandle in Aſche Alles, was Dir theuer war — und ich werde Dich hoch über die Erde erheben, ich will Dir einen Tempel erbauen aus meiner Liebe und Dich höher ſtellen als alle Götter . . .“ Der Thor folgte ihr, warf die Fackel der Zwietracht in ſeine Familie, zertrat Alles, was ihm lieb und heilig geweſen, und die Thränen in ſeine Seele zurückdrängend, lief er ihr nach durch Dornen, durch Wälder, durch Schluchten, über Berge — immer höher und höher: ſchon ſah er ſich nicht mehr weit von ſeinem Himmelsziele, und der herrliche Traum glänzte vor ihm wie ein Leitſtern .... Da auf einmal, als er die Höhe des ihm verheißenen Lohnes erreichte, erloſch der Stern in der Luft, und ließ ihn allein zwiſchen Himmel und Erde! Nun kann er ſich nicht mehr zum Himmel erheben — es trennt ſie ein unendlicher Raum! Er kann nicht mehr hinunter zur Erde — dort lodert die Feuersbrunſt, die er mit eigener Hand entzündet! Wohin, zu wem ſoll er niederſteigen? Alles, was er geliebt, was er ſein genannt, iſt verraucht in ſchwarzen Dampfwolken, und dieſer Dampf breitet ſich wie ein undurchdringlicher Vorhang zwiſchen ihn und ſeine Vergangenheit: ſie erſteht nicht mehr! .... Nur noch der Gedanke an das Verlorene kann in dieſe bodenloſe, unermeſſene Tiefe niedertauchen, aber auch der wird keine Perle, kein koſtbares Kleinod heraufbringen, ſondern den Giftdorn der Erinnerung.

Von nun an muß er heimatlos umherſchweifen! Sein Herd der nackte Fels — die betäubenden Phantaſieen der Reue ſeine Erholung — Thränen ſeine Nahrung! ....

Es war gegen Tagesgrauen, als ein Wagen nach dem andern durch das Thal dahinrollte. Das Volk ging auseinander und ſprach viel von dem glänzenden Mahle,

die Lichter erloschen, der Lärm verhallte, und nur in zwei Fenstern sah man noch einen matten Schein: im Zimmer der Neuvermählten, und zwei Straßen weiter in der Wohnung Belogradow's, wo am Sarge des Verstorbenen eine Kerze brannte.

Tags darauf um die Mittagsstunde kam Ludmilla in einem rosenfarbnen Atlascapot und eleganter Morgenhaube ins Gastzimmer: einige von den nächsten Freunden hatten sich bereits zum Frühstück versammelt; es wurde ein kostbares Service vorgesetzt und die junge Frau begann den Thee zu schenken, als unser gestriger Bekannter, der Sekundant, eintrat. Er ging mit sehr ernster Miene auf den Obersten zu.

— „Ich habe mit Ihnen zu sprechen," sagte er halblaut.

„Worüber denn? Das können Sie vor Allen; es ist kein Fremder hier."

— „Nein, Oberst, das kann ich Ihnen in Gegenwart von Damen nicht mittheilen."

„Was ist das für ein Staatsgeheimniß!" ... sagte der Oberst, ungern seinen Platz verlassend.

Der Sekundant führte ihn ins andere Zimmer. Zu gleicher Zeit wurde der jungen Frau gemeldet, daß eine Tatarin ihr ein Hochzeitsgeschenk gebracht habe.

— „Das ist was Neues!" sagte Ludmilla in merklicher Unruhe: „Ich kenne keine Tatarin."

„Das ist so Sitte bei ihnen," versetzte eine von den Damen: „Laß sie hereinkommen, ma chère, wir wollen sehen, was es für ein Geschenk sei."

Der Diener öffnete die Thüre, und herein trat ein Mädchen, blühend jung und schön, aber etwas Seltsames, fast Schreckliches entstellte ihre Züge. Die Brauen waren finster zusammengezogen, die Augen unbeweglich aufgerissen, wie im Starrkrampf, die Wangen mit Blutröthe übergossen. Lange, feingeflochtene Haare wallten ihr unter dem zurückgeworfenen Schleier über die Schul-

ter, ihr Kleid war zerdrückt, hier und da sogar zerrissen und mit dunklen Flecken bespritzt.

„Was ist das für eine Bettlerin?“ rief die Frau des Brigadiers erzürnt: „Warum hat man sie hereingelassen?“

Das Mädchen näherte sich langsam dem Tische, welchen die fröhliche Gesellschaft umgab, blieb vor Ludmillen stehen und sah sie mit einem so drohend wilden, giftströmenden Blick an, als sollte er auf sie die Wirkung eines Medusenhauptes üben. Zittern durchfuhr die Neuvermählte; sie wollte reden und konnte nicht. Das fremde Weib verbreitete einen peinlichen Eindruck, der schwer auf allen Anwesenden lastete; nur Frau von S. verlor die Geistesgegenwart nicht.

„So werft doch das tolle Ding hinaus! Was bist Du hergekommen zu gaffen?“ ....

Die Tatarin ließ den Kopf sinken, zog schweigend aus dem Gürtel ein Tuch, entfaltete es und warf auf den Tisch vor Ludmillen ein goldenes Kreuz an schwarzem Bande. Alle schrieen auf .... am Bande und am Kreuze klebten Stücke geronnenen Blutes ...

— „Dschellaleddin! Dschellaleddin!“ rief das Mädchen im Tone der heftigsten Verzweiflung und schluchzte krampfhaft.

Ludmilla erkannte das Kreuz ihrer Mutter, das Kreuz, mit welchem sie Dschellaleddin gesegnet. Sie ward ohnmächtig.

Am folgenden Tag bewegte sich ein Leichenzug aus dem Thale nach dem Friedhof; die Geistlichkeit mit den Kirchenfahnen und Fackeln ging dem Sarge voran, der unter einem silberverzierten Baldachin stand; ihre Reihen Soldaten folgten; die Kameraden des Verstorbenen

trugen deſſen Waffen und Orden auf Kiſſen; eine Trauermuſik wehte Schwermuth auch in die Seele des gleichgültigen Zuſchauers; die Trommeln wirbelten; eine Menge Equipagen und Fußgänger beſchloſſen den langen Zug.

Nicht weit davon am Meeresufer, wo zwiſchen den Steinen Wachholderſträuche und Diſteln wachſen, lag ein andrer Leichnam, welchen man des Begräbniſſes nicht gewürdigt. Schrecklich waren die Züge des Entſeelten, denen ſelbſt der Tod keinen Ausdruck der Ruhe hatte geben können; in dem blau unterlaufenen Geſicht, in den halbgeöffneten Augen ſprach ſich noch Leidenſchaft und Schmerz aus. Seine Kleider waren zerfetzt, die Bruſt entblößt und mit Blut begoſſen; in der breiten Wunde ſtak noch die Klinge des Dolches und die erſtarrten Finger hielten noch feſt am Griff. —

Vergebens bat Emina die Tataren und Ruſſen, den Körper des Unglücklichen der Erde zu übergeben: die Mahomedaner ſahen in ihm einen Abtrünnigen, den die gerechte Strafe des Propheten getroffen; die Chriſten wieſen ihn von ſich als Verbrecher und Selbſtmörder. Das Herz, welches die Menſchen im Leben zerriſſen, war auch nach dem Tode verurtheilt, zerriſſen zu werden — von den Raubvögeln. Nur ſeine treue Freundin verließ ihn nicht; ohne Thränen, ohne Seufzer ſaß ſie neben dem Leichnam auf einem Steine, ſtreifte die dürren Blätter ab, die ihm aufs Geſicht fielen, verjagte von Zeit zu Zeit einen Raben, der krächzend zu ſeiner Beute niederflog. Nicht lange darauf grub ein alter Koſak, welchen das junge Mädchen dauerte, an derſelben Stelle ein Grab, in das er den halbverweſten Körper mit einem Gebete hinabſenkte. Das Mädchen brachte man ins Dorf zurück; ſie floh. Man ſperrte ſie ein, ſie zerſchlug ſich, indem ſie ſich zu befreien ſuchte. Da entſchieden die Tataren, daß ſie von dem Schaitan beſeſſen ſei, der ihren Fürſten zu Tode

gehetzt, und entließen sie aus dem Dorfe. Die Wahnsinnige blieb am Ufer; weder die herbstlichen Stürme noch Schneegestöber konnten sie vertreiben; Tag und Nacht bewachte sie das Grab. Manchmal warfen ihr vorüberfahrende Kosaken ein Stück Brod zu und entfernten sich eilends .... Lange wehte der weiße Schleier am Gestade und schreckte die Abergläubigen; endlich verschwand auch er. Man fand das Mädchen mit dem Gesichte auf dem Grabe liegen, die Finger in den Boden gewühlt, selbst den Mund voll Erde. Wahrscheinlich hatte die Arme in einem Anfall von Raserei dem Grab sein Eigenthum nehmen wollen, ihren unvergeßlichen, ewig theuern Freund.

Der Oberst Belogradow fuhr mit seiner jungen Gemahlin nach Petersburg. Die Frau des Brigadiers zog zu ihnen, nachdem sie Witwe geworden, und bis an ihren Tod bildeten ihr Lieblingsgespräch, nächst ausführlichen Mittheilungen über ihre erste und zweite Ehe, Beweise ihrer Unschuld an dem Ereigniß mit der Stieftochter und dem Ende des tatarischen Fürsten.

Vor einigen Jahren besuchte ich die Südküste und die Ruinen Soldans. Die Festung mit ihren Mauern und Thürmen hat sich noch in ihrer ganzen Schönheit erhalten. Die übrigen Gebäude der genuesischen Großen waren zu Ende des vorigen Jahrhunderts eingerissen worden zum Bau von Kasernen, die jetzt Ruinen der neuesten Art darstellen. Gras wächst auf den Ziegeldächern und auf den Zinnen der Thürme, Nachtvögel nisten unter den Gewölben. Am Fuße des Felsens haben sich friedliche Schweizer angesiedelt; sie verließen ihr schönes Heimatland um einen Bissen Brot

auf fremden Bergen, unter fremdem Himmel. Neun Hütten mit Weinpflanzungen, eine kleine Kapelle, die aus der Altarruine eines verfallenen griechischen Klosters hergestellt ist, und in der Mitte ein Brunnen mit dem genuesischen Wappen auf der einen und einer Abbildung Georgius' des Ueberwinders auf der andern Seite bilden die Colonie. Im Thale blühen neue Gärten, viele prächtige Häuser ragen an der Stelle der tatarischen Hütten. Hinter dem Taraktasch existirt noch ein Dorf, und die Greise erzählen noch heutzutage, wie eine Russin ihren letzten Fürsten bestrickt und zu Grunde gerichtet hat.

Ich schweifte lange umher am Gestade zwischen den blühenden Gesträuchen, mit dem Wunsche, wenigstens eine Spur vom Grabe Dschellaleddin's aufzufinden; er ist verschwunden, ohne eine Erinnerung auf Erden zu hinterlassen, selbst in den Herzen Derer, die er geliebt, von denen er so grausam verstoßen wurde. Rings umher in den Felsenspalten bauten wilde Tauben ihr Nest, Schwalben kreisten in der Luft, unter die Ruinengewölbe zurückkehrend; das Meer plätscherte leise ans Ufer: Alles war still wie das Grab, das den Dulder aufgenommen.

Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß unsere Sorgen und Stürme wie ein Hauch über die endlose Wüste hinfliegen: da rühren sie nur einige Sandkörnchen auf, rufen nur ein leises Echo hervor, und lassen in der Luft eine kaum merkliche Erschütterung zurück, die in unsichtbaren Kreisen immer schwächer wird, je ferner dem Punkte, von dem sie ausging, bis sie, wie der Schall selbst, in den weiten Räumen sich verliert. Aber betrübend ist's zu denken, daß in diesem kurzen Gewebe von Tagen, welches wir Leben nennen, so viele Augenblicke den Namen des Lebens nicht verdienen! Es ist traurig zu sehen, wie oft reine, erhabene, schöne Seelen sich mit schwachen und kleinlichen verbinden,

die geschaffen sind, im irdischen Materialismus zu versumpfen. Umschlungen von den unlösbaren Banden ihres eigenen Gefühls kann die mächtige ihre unbedeutende Gefährtin nicht verlassen, sie will sie mit sich emporheben in die Lüfte, will sie in ihre Heimat tragen, sie mit den Strahlen ihrer Liebe erwärmen, ihr Heil über sie ausgießen — vergebens! Die schwache Seele beschwingt sich nicht, sie kann aus den kalten Thälern nicht auffliegen in höhere Regionen. Zwar wendet sie manchmal, von der Liebe ihrer schönen Freundin hingerissen, auf einen Moment den Blick zum Himmel, aber da schrecken sie der Sonnenglanz und die Blitzespfeile; sie fürchtet das Loos des Ikarus, zieht ihre schuldlose Beute zu sich herab und tödtet sie langsam oder zerreißt mitleidlos die Bande, die sie an sie knüpfen; sie erwägt nicht, daß diese mit dem Leben ihrer Freundin verwachsen, aus deren Herzfibern gewunden sind, und daß sie mit gewaltsamer Hand ein ganzes Dasein vernichtet! .... Dies ist gewöhnlich das Schicksal von Seelen, welche die Menschen groß und edel nennen, welchen die Vorsehung alle Fähigkeit verliehen, alle Kraft, das Glück des Lebens zu begreifen, zu empfinden, zu würdigen, und nur eine versagt — dieses Glück selbst!

Vor zwei Jahren traf ich in Moskau eine sechzigjährige Dame, die noch große Ansprüche auf Schönheit und Eleganz machte. Die Karten in der Hand, sprach sie stolz mit ihren Mitspielern, verlor sechzig Rubel, die sie schuldig blieb, und nach Beendigung des Robbers schalt sie ihre Enkelin, weil diese in der Mazurka sich zu lange mit einem Husarenoffizier unterhalten. Ich hörte nur die abgebrochenen, oft wiederholten Phrasen: „Was sind das für Mädchen, was ist das für eine Welt! .... Zu meiner Zeit ....“ da nahm ich sie für eine jener seltenen Tugenden, die sich mitten im Schiffbruch der Sitten aus dem vorigen Jahrhundert noch erhalten.

— „Wer iſt denn dieſe ſtrenge Wächterin der Unſchuld?“ fragte ich meine Nachbarin.

„Ach Beſte! die ſieht den Balken im eignen Auge nicht, und im fremden die Splitter; das iſt die verwittwete Generalin Belogradow.“

II.

Utballa.

Früh schon ist mein Lauf beschlossen,
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Los war mein!

Schiller.

I.

Im Salon der Staatsräthin Sorbin hatte sich die ganze Aristokratie der Stadt versammelt. Hier war die Frau des Gouverneurs mit drei Töchtern, zwei Nichten und einem Spitz, die Frau des Provinzialvorstehers im Turban mit Federn, die Witwe des Brigadiers mit einem ellenweiten Ridicule, in welches sie den Tribut von allen Präsentirtellern zusammenlas. Mit einem Worte — eine glänzende Soirée! Die Gesellschaft theilte sich; die älteren Damen und Herren umringten die Spieltische, das junge Volk zerstreute sich in allen Zimmern: die Einen spielten Billard, die Andern Klavier. Einige Frauen und Fräulein fanden sich im grünen Zimmer am Theetische zusammen, nahmen auf dem großen Divan Platz und geriethen in einen sehr lebhaften Streit.

— „Aber wer ist denn diese Utballa? Der Name ist ja ganz barbarisch!“ rief eine fremde Dame, die bis dahin am Gespräche keinen Antheil genommen hatte.

„Wer sie ist?“ wiederholte ihre Nachbarin mit ironischem Lächeln. „Das läßt sich schwer bestimmen. Ueber ihrer Abkunft schwebt großes Dunkel; ich habe nie recht begreifen können, welche Rolle sie im Hause der Sneshin spielt.“

— „Die Rolle eines reizenden jungen Mädchens, das mit dem Feuer seiner Augen Kieselherzen entflammt!“ versetzte ein geckenhafter Edelmann, der vor dem Divan

herumscherwenzelte und fortwährend an seiner bunten Halsbinde rückte.

„Man merkt doch gleich, daß seine Güter versteigert werden," sagte eines der Fräulein halblaut — „jedes Mädchen mit guter Aussteuer reißt ihm ein Stück seines Herzens weg."

— „Ist denn Mamsell Utballa reich?" fragte wieder die fremde Dame.

„O ja! ihr Vater ist Pachter: aber alle unsere Freier mühen sich umsonst. Er ist Altgläubiger*) und wird seine Tochter wohl nur einem seiner bärtigen Brüder zur Frau geben."

— „Mais de grâce, wie ist sie denn zu dieser Bildung gekommen?"

„Sie wurde mit der Tochter der Sneshin zusammen erzogen. Auf dem gestrigen Balle werden Sie gewiß die hübsche Blondine bemerkt haben, das Haar à l'enfant: das war Sophie Sneshin."

— „Ei, ich bin ja mit ihr bekannt! Bei einem Besuche, den ich ihr machte, sah ich auch Utballen, von der jetzt in der Stadt so viel Redens ist."

„Bei uns hat alles Neue Reiz," sagte mit sauerer Miene ein Fräulein, welches den jungen Leuten ihre Jugend und alten Hagestolzen ihre Ehelosigkeit nicht verzeihen konnte.

— „Aber dieser Name .... Utballa .... den findet man in keinem Kalender."

„Um Ihnen den Ursprung dieses Namens zu erklären, müßte ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die gar nicht interessant ist."

— „Was thut's! ich möcht' es gern wissen," fuhr

*) Eine von der Regierung geduldete religiöse Secte der Russen, die in einigen Gebräuchen und Formen, z. B. beim Abendmahl, in der Art des Bekreuzens u. s. w., von der herrschenden Kirche abweicht. Die sogenannten Altgläubigen (**старовѣры**) stehen auch gesellschaftlicher Seits fest im alten Russenthume.

A. d. Ü.

die neugierige Dame fort. Das Aeußere dieſes Mädchens hat etwas Aſiatiſches; ſie intereſſirt mich ſehr; erzählen Sie doch ...."

„Ich weiß nichts Sicheres," erwiderte die überreife Jungfrau und ſtand von ihrem Platze auf.

„Wir auch nicht," wiederholten mehrere junge Leute und folgten ihr in das nächſte Zimmer, wo die Baßſtimme eines ausgedienten Ulanen ſich hören ließ, der ſeit drei Monaten ein und daſſelbe aus ziemlich platten Zweideutigkeiten zuſammengeſetzte Vaudevillecouplet ſang. Die Männer lachten mit rauſchender Beifallsbezeigung, die Damen thaten ſehr geſchickt, als verſtänden ſie nichts. Jetzt war in der Ecke des grünen Zimmers ein Whiſtpartie zu Ende. Die Spieler erhoben ſich, und einer derſelben trat, während man die Karten wechſelte und die Tiſche ſäuberte, zu der fremden Dame. Es war ein kleiner, grauhaariger Alter, in neuem, ſtutzerhaftem Rock, den er aus Petersburg verſchrieben, mit glattem Kinn, parfumirt und friſirt wie die Wachspuppe des Haarkünſtlers. Er wußte Alles, merkte Alles und war jeden Augenblick bereit, nicht blos Stadtneuigkeiten zu erzählen, ſondern auch der Biograph und Geſchichtſchreiber jeder einzelnen Familie zu werden.

„Sie waren begierig zu wiſſen, wer Utballa ſei?" ſagte er im Tone eines Melomanen, der ſich anſchickt, ſeine Lieblingsarie zu ſingen.

— „Ach ja! Sie können mir's gewiß ſagen, bitte, erzählen Sie!"

„Freilich kann ich's, wie ſollt' ich nicht! ... es kennen ſie ja Alle, man will nur nicht mit der Sprache heraus. Erwarten Sie übrigens keinen Roman noch eine Novelle; es iſt etwas ganz Gewöhnliches."

Er ſchwieg und klopfte mit den Fingern auf ſeine goldene Doſe, auf welcher das Monument Peters I. abgebildet war; dann fragte er auf einmal: „Sind Sie in Aſtrachan geweſen?"

— „Nein, niemals.“

„In ganz Rußland finden Sie keine solche Vermischung asiatischer Stämme mit unserm rechtgläubigen, wie dort. Ein großer Theil des astrachanschen Gouvernements ist von Kalmücken bevölkert: ganze Horden nomadisiren auf den Steppen, und die Aermeren vermiethen sich manchmal in den Städten als Diener . . . .“

— „Sie wollen uns, wie es scheint, eine historisch-statistische Vorlesung über das Volk der Kalmücken halten,“ unterbrach ihn die ungeduldige Zuhörerin mit heiterm Lächeln. „Zu solchen gelehrten Gegenständen haben wir gar keine Lust.“

„Gedulden Sie sich, meine Gnädigste, wir kommen gleich zu Uthallen. Ihr Vater wohnte in einem Kreisstädtchen des astrachanschen Gouvernements und ihre Mutter war eine Kalmückin . . . .“

— „Was! ein russischer Pachter mit einer Kalmückin verheirathet?“

„Nein, das hab' ich nicht gesagt; er war nie verheirathet; ja, er hat sogar einige Monate nach Uthalla's Geburt seine Kalmückin einem Saissan zur Frau gegeben, d. h. einem kalmückischen Edelmann, und hat sie ganz vergessen.“

— „Pfui, welch ein Barbar!“

„Er liebte den Umsatz, meine Gnädigste . . . . das hat ihn auch reich gemacht. Doch das gehört nicht hierher. In seiner Einsamkeit langweilte er sich denn doch gewaltig; heirathen mochte er auf seine alten Tage nicht, und seine Verwandten, die sich an ihn heranschmeichelten, schielten immer nach seinem Geldkasten. Einmal zankte er sich mit seinen Erben und jagte sie fort. Um sie vollends zu ärgern, kam er auf den Gedanken, seine Tochter zu sich zu nehmen. Er fing an sich nach ihr zu erkundigen, erfuhr, wo die und die Ulus *) ihre Zelte

*) Horde.

aufgeſchlagen, reiſte hin, ſuchte ſie auf, nahm von dem Saiſſan ſeine ſiebenjährige Tochter, und ließ ſich mit derſelben bei uns nieder, um ſeinen Verwandten nicht zu begegnen. Da haben Sie die Löſung des Räthſels."

— „Das iſt Alles . . . Erlauben Sie mir aber noch die Frage: iſt ſie denn nicht getauft, daß ſie noch immer dieſen heidniſchen Namen trägt?"

„Der Altgläubige hat ſie nach den Gebräuchen ſeiner Secte taufen laſſen, gab ihr aber einen ſo harten, abſcheulichen Namen — wie war's doch gleich . . . Fekla oder Matrjëna . . . . nun, kurz und gut, im Hauſe der Sneſhin, wo Alles gebildet, feinfühlend und europäiſch iſt, zog man den kalmückiſchen Namen vor, der weit zarter klingt, und da heißt ſie denn nach wie vor Utballa."

— „So alſo! . . . . nun aber ſagen Sie mir noch, weshalb nimmt denn die Sneſhin ſolchen Antheil an dem Mädchen?"

„Der Pachter wurde ihr Nachbar, ihre Kinder gewannen die kleine Wilde lieb; darauf entdeckte die Sneſhin in ihr gewiſſe Fähigkeiten, und beſchloß, das „Sternenblümchen" zu bilden, wie ſie ſich in den Anfällen ihrer Empfindſamkeit ausdrückt. Sie erzog ſie; doch wie es ſcheint, wird das zu nichts führen. Der Altgläubige iſt hartnäckig, unſere Zuſammenkünfte nennt er Teufelsopfer, und ſeine Tochter darf nirgends hin."

Jetzt reichte man dem Erzähler eine Karte; er verneigte ſich und ging. Die Zuhörerin verlor ſich in eine Gruppe von Damen.

Die ganze Erzählung des alten Herrn im neuen Rock war vollkommen richtig, bis auf den letzten Umſtand: Utballen entfernte nicht ſowohl der Pachter, als ihr eigener Wille von der Geſellſchaft. Als Frau v. Sneſhin zuerſt Utballen bei ſich aufnahm, war ihr Haus ein wahres Kloſter; nach dem Tode ihres Mannes kam ſie nirgends hin und empfing Niemand. Die „kleine Wilde" hatte ſie liebgewonnen, und ſtellte ſie in ihrer Familie ganz

ihrer leiblichen Tochter gleich, ohne im Geringsten den Standesunterschied der beiden zu beachten. Utballa war um zwei Jahre jünger als Sophie, aber ihr Verstand und ihr lebhafter Charakter glichen auch die Altersverschiedenheit aus. Die jungen Mädchen waren, wie man zu sagen pflegt — eine Seele. Anfänglich sehnte sich das Kind der Steppe, als es in eine andere Sphäre verpflanzt wurde, nach der Freiheit der wandernden Horden, nach der Mutter, und oft sprach es mit Thränen von seinem frühern Leben, und fragte, warum sie denn nur so lange an einem Orte blieben? Nach und nach aber verwischte die Zeit diese Erinnerungen. Utballa lernte die Sitten der gebildeten Welt kennen, schloß sich ihrem Vater, der Familie ihrer Wohlthäterin an, und vergaß ihre erste Heimat.

Als Sophie sechzehn Jahr alt wurde, näherte sich ihre Mutter der Stadtgesellschaft, fing an Besuche zu machen, versammelte zuweilen Bekannte bei sich, und jetzt erfuhr Utballa zum ersten Male das bittere Gefühl der Ungleichheit. Die Damen und Fräulein sahen auf sie mit einem mitleidigen Lächeln, behandelten sie recht kalt, oder würdigten sie gar keiner Aufmerksamkeit. Die alten Damen wandten sich jedesmal zu ihr, wenn sie ein Tuch oder eine Karte fallen ließen: „Hebe doch auf, meine Gute.“ Andere sprachen zu ihr im Tone der Gönnerschaft: „Rücke mir doch den Schemel näher, Liebste,“ und für ihre Folgsamkeit nickten sie ihr mit dem Kopfe. Die Männer aber betrachteten sie weit nachsichtsvoller, erstlich weil alle in ihr die Erbin einer Million sahen, was die Herzen dieser Herren immer erweicht, und zweitens, weil sie trotz ihres funfzehnjährigen Alters schon reizend war, und sich durch ihre edle Haltung auszeichnete. In ihrer Gesichtsbildung war nichts Kalmückisches; von ihrer Mutter hatte sie nur gerade, weiße, perlenreine Zähne überkommen, und Haare, die schwärzer waren als alles, was es in der Welt Schwarzes giebt, herrliches,

ſeidenweiches, ungewöhnlich langes Haar! Auch ihre Augen waren ſchwarz und von wundervollem Glanze, doch europäiſch geformt. Sie hatte zwar nichts von der Milchweiße unſerer nordiſchen Schönheiten — aber welche liebliche Röthe überflog ihre braunen Wangen! Habt Ihr jemals in den Gärten der Ukraine einen reifen Glasapfel geſehen? Betrachtet ihn von der Seite, die der Sonne zugewendet iſt: wie ſind unter der zarten Schale Korallenkörnchen zerſtreut — wie ſpielt in ihnen ein roſiger, klarer, friſcher Duft, gleich dem der Morgendämmerung oder der Wolken bei prächtigem Sonnenuntergang! So waren die Wangen Utballa's. Aber ſie bemerkte nicht die wohlwollenden Blicke der Männer. Nachdem ſie mehrere Beleidigungen erlitten, begriff ſie zu gut ihre zweideutige Stellung, und mit Bitterkeit im Herzen zog ſie ſich von der Geſellſchaft zurück, deren Vorurtheile ſie um etwas trafen, was nicht ihre Schuld war. Sah ſie einen Wagen bei der Sneshin vorfahren, ſo eilte ſie, in der Bibliothek ſich zu verſtecken, oder ſie lief nach Hauſe. — Sophie erzählte, wenn ſie vom Balle zurückkam, wie es da luſtig geweſen, wie ſie viel getanzt, viel ſchmeichelhafte Anſpielungen in Proſa und in Verſen gehört habe, wie aufmerkſam Er ſich gegen ſie gezeigt — Er, dieſes ausſchließlich der Provinz eigene Geſchöpf, das Ideal jedes Landfräuleins bei ihrem erſten Eintritt in die Welt, der Gegenſtand ihrer Gedanken beim Thee und ihrer geheimen Geſpräche in der Stubenecke — Er, deſſen Sie ſie ſein möchte. (Vgl. die Provinzialalbums.) Utballa hörte ſie und wurde mehr als einmal recht nachdenklich.

Wie viele Nächte brachten ſie beiſammen zu und laſen beim Lichte der Ampel ſündige Bücher, welche Sophien heimlich von nachſichtigen Freundinnen zugeſtellt wurden! Feuer durchſtrömte ihre Adern, ihre Phantaſie ſprühete Funken, ihre Seele ſchäumte wie Champagner, ehe das flüchtige Gas aus dem Pokale verfliegt. Welches

Mädchen fesselten nicht in früher Jugend die Beschreibungen bittern Lächelns, süßer Thränen, lieber Leiden und jener Gefühle, die, alle Lebenskräfte des Menschen in sich zusammenfassend, wie ein Blitz die einförmige Nacht der Wirklichkeit durchzucken! Und wenn auch nach der augenblicklichen Helle die Nacht noch finsterer wird, so läßt sich doch das junge Herz davon nicht abschrecken, und wünscht Minuten der beschriebenen Seligkeit, sollte es auch um sie jahrelanges Elend zu leiden haben.

Um die Zeit, wo meine Erzählung anfängt, gerieth die Stadt in große Bewegung. Aus Petersburg kam in irgend einer wichtigen Angelegenheit ein längst erwarteter General an, mit ihm drei Adjutanten. Ihre Epauletts, ihre gestickten Kragen und Achselbänder bildeten den Kreis, in welchem sich alle Gedanken und Hoffnungen der Weiber drehten. Die angesehensten Personen der Stadt veranstalteten der Reihe nach auf Geheiß ihrer Frauen Abendunterhaltungen und festliche Diners. Das große Licht, der General, mit seinen drei glänzenden Trabanten wurde aus einem Salon in den andern gezogen, von der Mandelpyramide, welche die Anfangsbuchstaben seines Namens schmückten, zu dem Zuckertempel des Ruhms und zu noch sinnreicheren prächtigen Erfindungen. Uebrigens handelte es sich nicht sowohl um das Licht selbst, das schon alt war, als um dessen Trabanten. Aber nur die Frauen und Töchter wußten um die eigentliche Bewandtniß der Sache: den Männern war befohlen zu glauben, daß man vor Leuten aus der Residenz unbedingt mit Gastfreiheit prunken müsse, sonst wären die im Stande dort auszusprengen, daß in der und der Stadt Bären leben und die Menschen vor langer Weile umkommen. Auch im Hause der Frau v. Sneshin wurde Alles lebendig, theils durch die Ankunft des Generals und seiner Adjutanten, theils weil ein neuer, eben aus dem Corps entlassener Fähndrich am Horizont erschienen war. Boris Sneshin kam nach

vierjähriger Abweſenheit wieder in das Elternhaus — ein feierlicher Augenblick, ein großer Tag für die Familie, wenn der Knabe, der unter den Thränen und Segnungen der Seinigen in die Fremde ging, auf einmal als junger Mann erſcheint, als Bürger des Vaterlandes, der bereits die erſten Schritte that auf einer hoffnungsreichen Laufbahn! Wie freuen ſich Vater und Mutter, wie liebkoſen die Schweſtern ihre Brüder — die Herren Offiziere, wie vergnügt kommen ihnen alle Leute im Hauſe entgegen!

Nach den erſten Entzückungen und Umarmungen führte Frau v. Sneſhin zu ihrem Sohne die verlegene Utballa.

„Wirſt Du wohl unſere kleine Wilde erkennen?“

— „Iſt's möglich! .... Utballa?“

„Ja, dieſelbe, weißt Du noch, die Du mit Deiner Schweſter aufmarſchiren ließeſt, wie Du den Regimentscommandeur vorſtelltest.“

Der junge Mann begrüßte ſeine Geſpielin freudig, und wandte ſich wieder zur Mutter.

Von nun an änderte ſich das Leben Utballa's in vieler Hinſicht. Frau von Sneſhin machte ſeit der Ankunft ihres Sohnes ein noch größeres Haus. Die Feſte hatten kein Ende. Sophien nahm die Geſellſchaft ein, und ſie konnte nicht mehr wie ſonſt einen großen Theil ihrer Zeit mit dem Mädchen zubringen. So lange ſie blos vom Cotillon und von Liebeserklärungen in Verſen und Proſa phantaſirt, hatte ſie vor ihrer Freundin kein Geheimniß; jetzt aber ward Sophie zerſtreut, beſchäftigte ſich mehr mit ihrer Toilette, langweilte ſich, wenn ſie einen ganzen Tag zu Hauſe bleiben mußte, und weder Fragen noch Bitten Utballens vermochten ſie, den Grund dieſer plötzlichen Veränderung zu geſtehen.

Nicht lange darauf lud Frau v. Sneſhin die ganze Stadt zu ſich ein, die ſich nur ein wenig zuſammenzudrängen hatte, um recht gut in ihrem Salon Platz zu finden.

Das Haus war hell erleuchtet; im Bedientenzimmer schmetterte die Musik, im Saale wurde getanzt, im Büffet getrunken. Es versteht sich, daß unter den Gästen auch die Fremden sich befanden. Die Stadtaristokratie umschwärmte den General, die Adjutanten flatterten unter den Damen umher, sie zur Ecossaise und Matadour auffordernd (ich habe vergessen zu bemerken, daß meine Erzählung ins graue Alterthum reicht). Boris gab ihnen in Eroberungen nichts nach.. Bereits hatte ihn eine ältliche Schöne ihrer schmeichelhaften Aufmerksamkeit gewürdigt. Die jungen Mädchen nannten ihn nicht anders als joli garçon, und spielten mit ihm wie mit einem Kätzchen, ohne zu bedenken, daß ein Kätzchen oft gefährlichere Krallen hat als eine alte Katze. Wenn ein Gardefähndrich gleich nach seiner Entlassung aus dem Cadettencorps den vollen Triumph seiner neuen Uniform recht genießen will, so muß er unbedingt, so lange die Uniform eben noch neu ist, irgend eine entfernte Provinz besuchen: dort wird die stolzeste Dame um seinetwillen einem Hofrath, sogar einem Collegienrath den Rücken kehren.

Die Paare stellten sich in zwei Reihen zur Ecossaise auf; der Cavalier, welcher Utballen aufgefordert, beging die Unvorsichtigkeit, sie zwischen der Tochter der Präsidentin und der uns bekannten überreifen Jungfrau zu postiren. Da entbrannte in diesen das Gefühl ihrer persönlichen Würde: sie eilten zu einer andern Abtheilung der Ecossaisetanzenden, und fast alle Paare folgten ihrem Beispiele. Utballa sah sich gezwungen, zurück zu treten. Zum zweiten und dritten Tanze wagte sie Keiner mehr aufzufordern nach einer so offenbar an den Tag gelegten Abneigung, in Einer Reihe mit der Tochter von Gott weiß wem zu stehen. Sie verbarg sich in ein entferntes Zimmer.

„Was fällt Ihnen ein, sich von uns abzusondern?“ fragte sie Boris, der zufällig hingeblickt.

— „Ich gehöre nicht in Ihre Gesellschaft," antwortete sie mit Thränen. Ich wollte auch nicht .... Sophie hat mich überredet ... Ich bin hier verachtet ..."

„Welche Idee! Wer hat Ihnen die beigebracht?"

— „Alle, die mich umgeben."

„Ihnen ist gewiß was Besonderes zugestoßen."

Utballa erzählte ihm das lächerliche Benehmen der Damen. Boris fuhr auf.

„Sie tanzen mit mir, meine liebe Utballa! Kommen Sie!"

Trotz ihres Widerstrebens zog er sie in den Saal und stellte sie neben Sophien. Während des Tanzes war er so freundlich und aufmerksam gegen sie, daß die arme Utballa ganz froh wurde; ihre Augen glänzten, ihre Wangen glüheten: da war sie wirklich schön, und die Blicke Aller hafteten unwillkürlich auf ihr.

Als der Tanz zu Ende war, führte sie Boris in den Kreis der Mädchen zurück, und sagte laut: „Die Masurka mit mir, vergessen Sie nicht!" Die Fräulein winkten einander; Utballa bemerkte ihre Spötteleien nicht; sie war schon glücklich.

— „Wer ist denn diese allerliebste Brünette?" fragte der fremde General.

„Die Tochter eines hiesigen Kaufmanns," erwiderte sein Nachbar zur Rechten.

— „Ah!" rief der General.

„Die Tochter eines reichen Pachtherrn," sagte ein anderer zur Linken.

— „Ah!" rief einer der Adjutanten um zwei Töne höher.

„Ja, die erhält eine reiche Mitgift," bemerkte ein Beamter, der neben dem General stand: „vom Vater erbt sie mehr als eine Million."

Darauf wurde gar kein Ausruf laut; nur richtete sich der General in die Höhe, legte die Hände auf den Rücken und sah unverwandt auf Utballa.

— „Sie ist wirklich hübsch, sehr hübsch!“ sagte er gleichsam vor sich hin, und nach einigen Minuten saß er schon hinter Utballen, unterhielt sich freundlich mit Boris, und bot alle seine Liebenswürdigkeit auf, um dessen schüchterne Dame ins Gespräch zu ziehen.

Tags darauf hieß es in der ganzen Stadt, daß Seine Excellenz um die Tochter des Pachtherrn freie. Darüber geriethen alle ehrgeizigen Heirathscandidatinnen in Verzweiflung. Einige aber behaupteten, daß nicht der General, sondern einer seiner Adjutanten Absichten auf Utballen habe. Das beschwichtigte die Verzweiflung der Ehrgeizigen, wogegen die sentimentalen Fräulein sichtlich erblaßten.

Am selben Abend klärte sich Sophiens räthselhafte Nachdenklichkeit auf: der Anziehendste der drei Adjutanten hatte sich in sie verliebt, ihr das Geständniß der Gegenliebe abgewonnen, und — bald waren die Glücklichen verlobt. Um sich nun von ihren beiden Kindern nicht zu trennen, nahm sich Frau v. Snesthin vor, nach Petersburg zu übersiedeln. Boris hatte nur noch einen Monat Urlaub; der verlobte Adjutant mußte auch dahin zurückkehren, und da Frau v. Snesthin vor ihrer Abreise ihr Gut in Ordnung zu bringen wünschte, wurde beschlossen, die Zeit auf dem Lande zu verleben.

Utballen kostete das viele Thränen: sie sollte Alles verlieren, Mutter, Freundin, Beschützerinnen! Der alte Vater mußte ihren Bitten nachgeben, sie wenigstens noch die kurze Zeit mit den Snesthins aufs Land ziehen zu lassen.

Sie verließen die Stadt zu großem Vergnügen sämmtlicher Fräulein, denen um die übrigen Adjutanten recht bange war, bis diese Kalmückin mit ihrer Million sich entfernte. Das war zu Ende Septembers. Schon färbten leichte Nachtfröste die alten, ehrwürdigen Bäume goldig und purpurn. Im Garten auf einer Anhöhe stand das große herrschaftliche Haus. Der Fluß, der

ſich hufeiſenförmig um den Garten bog, machte denſelben zu einer Halbinſel. Die ſteilen Ufer waren mit Terraſſen umgeben; überall ſtieß man auf Lauben und Blumenbeete. Es war eines von jenen Landgütern, die den Vorübereiſenden ergötzen und auf den Gedanken bringen: Wie glücklich müſſen dieſe Leute hier ſein! Es kommt ihm nicht einmal bei, daß auf dieſen prächtigen Alleen vielleicht ſchwere Seufzer laut werden, daß zwiſchen dieſen Blumenbeeten, in dieſen klaren Fluß vielleicht manche heiße Thräne fällt. Zu jener Zeit aber lebten auf dem Gute der Frau v. Sneſhin in der That glückliche Menſchen. Sophie in ihrem Liebestaumel war wieder heiter und liebenswürdig wie ſonſt. Boris baute glänzende Luftſchlöſſer in die Zukunft. Nachbarn und auch Bekannte aus der Stadt kamen oft mit Gratulationen und blieben mehrere Tage. Mit einem Worte, das ländliche Haus wurde der Ort ununterbrochener Feſtlichkeiten. Auch der General würdigte ſie ſeines Beſuches, und da mehrere in Urballen ſchon die künftige Generalin fürchteten, vergaßen ſie in ihr das „Gott weiß wer und was," und benahmen ſich höflicher gegen das arme Mädchen, überhäuften ſie ſogar mit kleinen Freundſchaftsbezeigungen, obgleich ſie ſich nicht im Mindeſten von dieſem veränderten Benehmen gerührt zeigte. Sie litt jetzt an Sophiens früherer Krankheit. Das Verhältniß ihrer Freundin erweckte in ihr ein ſeltſames Gefühl: es war nicht Neid — nein, einer ſo niedrigen Leidenſchaft war ihre Seele nicht zugänglich. Im Gegentheil, das Glück Sophiens beglückte auch ſie, nur rief es zugleich einen Nachhall von Traurigkeit in ihrem Herzen hervor. Wie oft, wenn Sophie Anſtands halber gezwungen war, ſich mit den Gäſten zu unterhalten, und ihr Bräutigam im andern Zimmer am Billard ſtand, begegneten ſich die Blicke der zukünftigen Gatten, und ſprachen in Gegenwart Urballens in einer Sekunde das aus, was keine Worte auszudrücken ver-

mögen, was aber Utballa vortrefflich mit dem Herzen begriff! In diesem Blicke leuchtete Leben, Liebe, eine ganze Reihe von Verheißungen und Versicherungen; dieser Blick kam aus der Seele und drang tief in die Seele. Ihn bemerkte freilich sonst Niemand; weder Sophiens Freundinnen, noch der Gutsbesitzer, welcher mit Boris Billard spielte, sahen diesen elektrischen Funken: aber Utballa sah und fing diesen Liebesblitz auf, sie ließ sich im Geiste Anderer von ihm durchdringen, sie fühlte seine ganze Erschütterung. Nichts stimmt junge Mädchen so sehr zu Liebe und zu Thränen, als die Nähe Verlobter. Da weinen alle Schwestern der Braut oder die Pflegetöchter des Hauses auf ihren Zimmern, und verlieben sich in den ersten Besten, wär's auch nur auf kurze Zeit. Im bittern Gefühle ihres Alleinstehens suchte Utballa eiligst sich der störenden Gesellschaft zu entziehen und gab sich einsam ihrem Kummer, ihren Thränen hin, deren Ursache sie sich selbst nicht gestand.

Unterdeß erneute sich zwischen Boris und Utballen ein inniger Umgang, der gefährlich wurde. Er erzählte ihr von seinen Jugendstreichen, von seinen Abenteuern gleich nach dem Austritt aus der Cadettenschule; sie ihrerseits theilte ihm ihre Gedanken, Träumereien, ihre Leiden mit. Sophie, mit einem einzigen Gegenstande beschäftigt, übergab dem Bruder ihr Amt bei Utballen, das Amt eines Vertrauten aller Geheimnisse. Es ist dies ein wichtiger Posten, ein hoher Rang bei den Frauen. Diesem gefährlichen Würdenträger wird Alles anvertraut, ihm muß das leiseste Gefühl der Zu- und Abneigung gegen Andere bekannt sein und nur Eins wird ihm verschwiegen, bis Zeit und Gelegenheit kommt. — Spätabends, wenn die Gäste schlafen gingen und die ganze Familie sich in eins der entfernten Gemächer zurückzog, wo Frau v. Sneshin sich mit ihrem Verwalter besprach und das verliebte Paar leise in einer Ecke sich unterhielt, stritt Boris in einer andern laut mit Utballen, und

verwarf ihre Behauptungen, daß ihr die Natur ein eisig Herz gegeben, daß sie sich zarterer Empfindungen unfähig fühle. Er liebte ihr lebendiges Gespräch, das Eigenthümliche ihrer Ideen; ihm gefiel diese Mischung von deutscher Sinnigkeit und dem feurigen Charakter, der ungebändigten Einbildungskraft südlicher Naturen. Gewohnt, sie wie ein Bruder zu lieben, wiederlegte er ihre kalten Bemerkungen, ohne zu ahnen, welches tiefe Gefühl sie unter dem Schein von Gleichgültigkeit zu verbergen suchte.

Eines Abends rief Frau v. Sneshin Utballen in ein besonderes Zimmer, indem sie ihr sagte, daß sie mit ihr allein zu sprechen habe. Utballa ward bestürzt, in unwillkürlicher Ahnung, und während sie ihrer Wohlthäterin folgte, nahm sie im Geiste Alles durch, was wohl eine geheime Unterredung veranlaßt haben mochte. Aber was sie hörte, ging über alle ihre Erwartung. Frau v. Sneshin eröffnete ihr nach kurzer Einleitung, daß das Schicksal ihr ein seltenes Glück biete, das glänzendste Loos, die vollkommenste irdische Seligkeit, nämlich den alten General, der sie zu heirathen wünsche. Niemals, selbst im kühnsten Flug ihrer Träume, hatte sie sich in so hohe Regionen der Ehe verstiegen. Statt der Freude, die Frau v. Sneshin erwartet hatte, drückte das erblaßte Gesicht ihres Zöglings Schrecken aus; die Hände faltend und sie mit ihren schwarzen, glänzenden Augen anstarrend, erwiederte ihr das junge Mädchen kein Wort. Frau v. Sneshin wiederholte ihren Antrag und fügte hinzu, daß sie es übernommen habe, vom Vater die Einwilligung zu dieser Ehe zu erlangen. Da fing Utballa zu schluchzen an, warf sich ihr um den Hals und bat sie, dem Vater kein Wort davon zu sagen und sie mit diesem fürchterlichen Glück zu verschonen.

— „Du bist von Sinnen, Utballa!“ versetzte Frau v. Sneshin.

„Ich liebe ihn nicht!“

— „Ein General!“

„Ein Sechziger!“

— „Voller Orden!“

„Und Runzeln!“

— „Ein kluger, ausgezeichneter, liebenswürdiger Mann . . . . .“

„Aller Ehren werth . . . .“

— „Von anerkannten Verdiensten!“

„Aber meine Liebe erwirbt er nie.“

— „Bedenke, Du gehst mit uns nach Petersburg!“

„Um dort die Zahl der Gräber zu vermehren.“

Alles Zureden war vergeblich. Utballa blieb bei ihrer Erklärung. Frau v. Sneshin gab ihr einige Tage Bedenkzeit, bat sie, ja Alles reiflich zu überlegen und mit der abschlägigen Antwort sich nicht zu übereilen.

Auch Sophie drang in sie.

„Höre,“ unterbrach sie Utballa, „die Hand aufs Herz! würdest Du ihn zum Manne nehmen?“

— „Ich liebe einen Andern.“

„Und wäre das auch nicht — antworte mir ehrlich, hättest Du Dich entschlossen, den kahlköpfigen General zu heirathen und Allem zu entsagen, was Du im Geiste Dir von der Zukunft ausgemalt? Warum willst Du denn, daß ich nicht auch einen Andern liebe, sei's später? Warum willst Du mich meiner schönsten Hoffnungen berauben, warum soll er mir den Weg absperren, welche Dich zum Glück geführt!“

— „Aber ich . . . ich . . .“

„Ich weiß, was Du sagen willst: Du nimmst schon durch Deine Geburt eine Stelle in der Gesellschaft ein, ich aber bin ein verstoßenes, ein unglückliches Geschöpf! Sieh, gerade deshalb ist mir meine Freiheit um so theurer und ich werde mich Denen nicht hingeben, die nicht meine Liebe suchen, sondern die Reichthümer meines Vaters.“

Darauf konnte Sophie nichts entgegnen und ließ sie

in Ruhe. Da nahm Frau v. Sneſhin noch zum letzten Mittel ihre Zuflucht. Sie trug Boris auf, das Mädchen zu Verſtande zu bringen, die in ihrer Unerfahrenheit ein ſolches Glück von ſich weiſe.

Kaum hatte Boris die erſten Worte geſprochen, ſo blickte ihn Utballa ſcharf an und ihr Geſicht erglühte hochroth, gleich darauf aber bedeckte daſſelbe eine Todtenbläſſe.

„Auch Sie, Boris," rief ſie im Tone der Verzweiflung. „Sie wünſchen?" ....

„Ich liebe Sie wie eine Schweſter und wünſche Ihr Glück."

„Sie lieben mich .... wünſchen mein Glück!" wiederholte ſie mit unbeſchreiblichem Schmerz — „und ſchlagen mir ruhig die Verbindung mit einem An.... mit dieſem Greiſe vor? .... Gehen Sie ... laſſen Sie mich! Ich klage Sie nicht an — Sie wiſſen nicht ... Sie wiſſen nichts! Verzeihe Ihnen Gott, was Sie mir in dieſem Augenblicke zu Leide gethan!"

— „Ich? .... was ſagen Sie!" ....

Utballa war nicht mehr im Zimmer.

Dem verwunderten Boris blitzte zum erſten Male ein Strahl der Wahrheit durch den Sinn; aber er glaubte ſich das vom Dämon der Eigenliebe eingegeben und entſchlug ſich deſſen.

Nach dieſem Geſpräche konnte ſich Utballa nicht länger ihre Empfindung verhehlen: ſie liebte Boris trotz ſeiner Gleichgültigkeit. Uebrigens hatte ſie auch früher ſich nicht etwa mit leeren Träumereien getäuſcht; ſie hatte von Boris einen zu hohen Begriff; mit einer heiligen Verehrung ſah ſie zu ihm auf, für ſein Glück wäre ihr kein Opfer zu groß geweſen, an ſeine Gegenliebe aber wagte ſie nicht einmal zu denken. Wie einen gefährlichen Gefangenen bewachte ſie in ihrem Herzen ihr einſames Gefühl, wahrte es, wie man einſt im Tempel der Veſta das ewige Feuer gewahrt, und bemühte ſich nur, es vor allen Blicken geheim zu halten. Aber mit der Geburt dieſer Liebe

trat unwillkürlich eine völlige Wiedergeburt ihres Charakters ein: wie aus einem Traume erwachend warf er die Ketten ab, mit denen die gesellschaftliche Stellung des Mädchens ihn gefesselt, und erschien feurig, ungebändigt. Die weibliche Bildung hatte ihn etwas gezügelt, doch nicht erdrückt. So ängstlich und schweigsam sie früher in Anwesenheit jedes Fremden war, so dreist wurde sie jetzt. Keine Menschenmenge konnte sie in Verlegenheit bringen, weil jetzt ihr ganzes Dasein sich einem einzigen Gegenstande zugewendet. Sie sah und hörte nur ihn allein, sprach nur für ihn: er war, wie eine unsichtbare Uhrfeder, die Triebkraft aller ihrer Handlungen und Gedanken. Fernstehende wunderten sich oft, wie gleichgültig Uthalla der nahen Trennung von ihren Freunden entgegenging; sie nannten sie undankbar, und in der That war sie manchmal ausgelassen lustig. Niemand wußte, Niemand sah es, wie sie nach jedem lauten Lachen, einem Schauspieler gleich, der seine eingelernte Rolle vor den Zuschauern durchgeführt, auf ihr Zimmer eilte, erschöpft auf das Sopha sank und bittere Thränen oft ihr Gesicht benetzten, das einen Augenblick zuvor in Freude geglänzt. Selbst er, die unschuldige Ursache ihres geheuchelten Muthwillens und ihres wirklichen Kummers, selbst er bemerkte nicht, wie erzwungen ihr Lächeln war, und wie ihre Röthe dahinschwand gleich einer Herbstblume, die der Frost getroffen. Bisweilen äußerte er ihr seine Betrübniß über ihre bevorstehende Trennung; aber das geschah so ruhig, seine Stimme zitterte dabei nicht, noch versagte sie ihm, und während der Armen ihr ganzes Blut zum Herzen drang, kam er auf allerlei Nebendinge zu sprechen.

Einige Tage vor der Abreise der Frau v. Sneshin fand sich der alte General ein, um sich nach dem Erfolge seines Antrags zu erkundigen. Er wollte nicht glauben, konnte nicht begreifen, wie ein bürgerlich Mädchen sein Rang nicht lockte, wie sie sich nicht freudig an eine Brust

warf, an der so viele Orden hingen. Er entschloß sich, selbst mit ihr zu sprechen.

Es bot sich eine günstige Gelegenheit. Er sprach sehr beredt, sogar mit Zärtlichkeit und bemühte sich, ihr Herz zu rühren. Umsonst! Utballa bat ihn dreist und entschieden, er möchte den Vorsatz aufgeben, ihr ein Glück zu schenken, das sie nicht verstände. Der zurückgeschlagene General mußte mit Verlust abziehen.

Es fing zu dämmern an; der herbstliche Abend war so heiter, daß man ihn für ein prächtiges Abschiedsfest des Sommers nehmen konnte. Der Duft des fallenden Laubs durchströmte die Atmosphäre; die Sonne schwand hinter dem Berge, aber noch spielten ihre Strahlen mit den Wipfeln der gelbgewordenen Bäume; sie schienen diesen hundertjährigen Greisen goldene Kronen aufzusetzen, sie brachten jenen zauberischen Lichteffect hervor, der nur einem herbstlichen Sonnenuntergang eigen ist. Schwärme von Kranichen zogen unter den blauen Wolken hin, ihren Flug nach Süden richtend. Auf der Treppe, am Eingange des Gartens, saßen einige Leute. Utballa schweifte allein umher zwischen den halbverwelkten Blumen.

Boris erschien in der Hausthüre, und nachdem er seiner Schwester einige Worte gesagt, eilte er die Stufen hinunter nach den Blumenbüschen.

— „Wovon träumen Sie?“ fragte er die nachdenkliche Utballa. „Ergötzen Sie sich an dem fallenden Laube oder an dem Abendstern? Doch halt, ich vergaß ja ganz, daß Sie keine Sterne lieben, einen haben Sie schon heute von sich gestoßen.“

„O, im Gegentheil, ich liebe Sterne, nur keine unechten, deren Glanz ist mir unerträglich. Mein Stern ist bleich, klein, unbemerkt von Anderen, aber er blinkt hoch am Himmel, er leuchtet mir so freundlich ....“

— „Warum haben Sie sich denn ein so kleines Sternlein gewählt?“

„Warum? ... (Urballa blieb ſtehen) — „Kennen Sie die Sage von dieſem Blümchen?“ fragte ſie auf einmal, indem ſie aus dem nahen Buſche eine Nachtblume pflückte.

— „Nein. Aber antworten Sie mir erſt auf meine Frage. Warum ziehen Sie ein ſo kleines Sternlein der Sonne, dem Monde vor, und all den großen, glänzenden Geſtirnen .... Sie wiſſen ja! .... die man mit Händen greifen kann, auch ohne ein Zauberer zu ſein — beſonders mit einem ſo kleinen, weichen Händchen, wie Ihres.“

„Glauben Sie?“

— „Gewiß, Andere ließen die Gelegenheit nicht vorüber, ihrer habhaft zu werden ....“

„Hören Sie, Boris!“ unterbrach ihn raſch Urballa. „In drei Tagen trennen wir uns. Ich will Ihnen ein kleines Andenken mitgeben: ich ſchreibe Ihnen die Geſchichte dieſes Blümchens auf.“

— „Ah! Sie lieben Botanik mehr, als Aſtronomie?“

„Vielleicht. Aber nein, es iſt nichts der Art; es iſt nur ein Scherz, eine Erdichtung, eine Steppenſage ...“

— „Zeigen Sie mir nur erſt Ihr Sternlein.“

„Dies Blümchen wird es Ihnen zeigen.“

Urballa eilte davon und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein.

Zwei Stunden ſpäter traf ſie Boris im Saale. Sie waren allein. Urballa warf ihm ein beſchriebenes Blatt zu und verſchwand gleich wieder. Boris trat an den Tiſch, auf welchem Lichter brannten, und las die

Geſchichte der Nachtblume.

„Im Anfang der Schöpfung ſchlug unter dem klaren Himmel des hohen Tibet ein grüner Buſch aus. Die Sonne hatte ihren Tageslauf vollbracht und ging

unter; der Abendnebel ſank auf die Erde: da erblühte an einem Zweig des Buſches ein beſcheidenes Blümchen; es reizte den Blick nicht mit dem Schimmer der Roſe, es beherrſchte die anderen Blumen nicht, wie die ſtolze Lotos; demüthig und ohne zu blenden, erhob es das Köpfchen und blickte ſchüchtern auf die Welt des großen Budha. Rings um daſſelbe war Alles dunkel und kalt! Seine Freundinnen ſchliefen auf ihren ſchlanken Stengeln; ſeine Genoſſen wandten ſich von ihm ab. Die Nachtſchmetterlinge flatterten vorüber. Das arme Blümchen erſchrak, wie es ſich ſo verwaiſt ſah, und ließ den Kopf ſinken. Da erglänzte am dunkeln Himmel ein Stern: ſeine Strahlen ſprühten, flimmerten durch die Luft und belebten das verwaiſte Blümchen; ſie erfriſchten es mit dem Zephyr, tränkten es mit dem kühlen Thau . . . und das Blümchen lebte auf, erhob wieder das Köpfchen, ſah um ſich und erblickte den freundlichen Stern. Mit Liebe und Dankbarkeit nahm es ſeine Strahlen ins Herz auf; ſie hatten ihm ein neues Daſein geſchenkt."

„Das Morgenroth vertrieb die Finſterniß; der Stern verſchwand vor dem Leuchten der Tageskönigin: tauſend Blumen neigten ſich ihr und ſogen gierig ihr goldnes Licht ein; ſie goß es auch auf das beſcheidene Blümchen; auch dieſes beſtrahlte ihr heller Glanz, aber das war noch erfüllt von der Erinnerung an den ſilbernen Schein des Abendſternes, und empfing kalt den Gruß der ſtolzen Sonne. Noch ſchwebte ihm das ſanfte, tröſtende Licht des Sterns vor, noch fühlte es in ſeiner Bruſt den wohlthuenden Thautropfen; da wandte es ſich ab von den blendenden Strahlen, ſchloß die Blättchen und barg ſich in den Zweigen des väterlichen Buſches. Seitdem iſt dem armen Blümchen der Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage geworden: wenn die Sonne aufgeht und ihr Gold über Himmel und Erde ausſtrömt, iſt das Blümchen unſichtbar; wenn die Sonne ſinkt und am Horizont der ſilberne Stern aufſprüht, ſo begrüßt ihn das Blüm-

chen freudig und spielt mit seinen dünnen Strahlen und athmet seinen erquickenden Schimmer ein . . .“

„So ist das Herz des Weibes. — Das erste Bild, der erste Antheil, das erste freundliche Wort fällt ihr tief in die Seele; und wie sie erbebt bei dem trauten Worte des Geliebten, so bleibt sie kalt gegen die leidenschaftlichsten Erklärungen aller Andern. Mag jener noch so unbemerkt sein, mag er sich unter Millionen ihm ähnlicher Sterne verlieren, das Herz des Weibes findet ihn heraus, es folgt nah und fern seinem bescheidenen Lauf und segnet seinen Weg. Dem stolzen Lichte neigt sie sich und bewundert seinen Glanz, aber sie gehört unwandelbar, ewig, ewig ihrem einzigen Stern.“

Was empfand Boris bei dieser Allegorie? Ein neues Licht ging ihm auf; viele Umstände, die unbemerkt an ihm vorübergeflogen, traten ihm jetzt lebendig vor die Seele. Das Räthsel war gelöst. Diese launische Urballa, die bald so rasend lustig, bald düster traurig war, erschien ihm als ein wunderbares, einziges Geschöpf, in welchem sich eine ächt ursprüngliche weibliche Natur mit der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts paarte. Früher konnte er nicht begreifen, warum sie ihn zehnmal des Tages floh und immer wieder zu ihm zurückkam, jetzt freundlich, wohlwollend, mit aller Sorgfalt einer Schwester ihn umgab, und dann plötzlich ohne den mindesten Grund ihn mit Kälte von sich stieß oder ihn gar nicht bemerken wollte. Früher blieb es ihm unerklärlich, warum, wenn sie mit ihm allein war und selbst von den uninteressantesten Dingen sprach, ihre Augen bald freudig strahlten, bald von Thränen umschleiert wurden, warum sie die feinen Brauen zusammenzog, die dichten Wimpern senkte, und eine, durch ihr dunkles Haar noch mehr hervortretende Blässe ihre rosigen Wangen bedeckte, worauf schnell wieder lichte Röthe ihr todtenbleiches Gesicht übergoß. Jetzt wurde ihm Alles klar, und sein Herz drängte ihn zu dem Mädchen mit aller Glut der ersten

Liebe. Er vergaß ihre Abkunft, den Stolz ſeiner Mutter, die trennende Kluft der Vorurtheile, und lief, Utballen aufzuſuchen — mit jenem Beben, mit welchem ein kaum ſehend gewordener Blinder ſeine Geliebte zu ſchauen eilt, die er bis dahin nur in ſeiner Einbildungskraft geſehen.

Boris durchlief das ganze Haus und alle Gänge des Gartens — er rief ſie, aber vergebens! „Sie ſpottet meiner!“ .... dachte er mit jugendlich ſtolzem Sinn, und die Eigenliebe erhob laut ihre Stimme gegen das neuerwachte Gefühl. Auf der untern Terraſſe blieb Boris ſtehen; ein leichter Froſt überhauchte die Erde; die Luft war äußerſt durchſichtig, der Mond barg ſich hinter rauchgelbe Wölkchen und kam bald hellglänzend hervor, wie eine gewandte Schöne ſich zurückzieht, um in dem Momente, wo Alle ſie vergaßen, auf einmal prächtig zu erſcheinen und Aller Blicke zu feſſeln. Leiſe plätſcherten die Wellen des Flüßchens zwiſchen dem Schilf; die Pappeln am Ufer warfen einen langen, zitternden Schatten hinein; drüben in der Ferne dunkelten die Bauernhütten, und nur noch in wenigen ſchimmerte Licht. Tiefe Stille herrſchte ringsum; nur dann und wann gellte der Schrei eines Nachtvogels, oder ein von ſeinem Mutterzweige ſpät abfallendes Blatt bebte in der Luft, als wär's ein nächtlicher Schickſalsbote, der zur Erde herabflog, dem Menſchen einen Kummer zu bringen.

So ſtand Boris einige Minuten da, von Liebe und Zweifel, von Angſt und Erwartung eines neuen Lebens bewegt. Da rauſchte es in den Büſchen. Er ſah ſich um: Utballa ſaß einige Schritte von ihm auf der Terraſſe. Als er ſich näherte, fuhr ſie auf, und wollte davon eilen, aber Boris hielt ſie zurück und ſah ihr lange ſchweigend in die Augen, um ihre Seele in ihnen zu leſen. In der That, Beider Seele ſpiegelte ſich jetzt ganz in den Augen der Liebenden. Das Mondlicht fiel hell auf ſie; es äußerte ſich an ihnen eine kindliche Ban-

gigkeit: in den Wimpern zitterten Thränen — ein Lächeln umflog die halbgeöffneten Lippen.

— „Das war kein Scherz, Utballa?“ lispelte Boris mit bebender Stimme.

Utballa schwieg.

— „Ich wage es nicht zu glauben .... Sie .... Sie ... Du liebst mich, Utballa?“

Schweigend ergriff sie seine Hand und drückte sie an ihr klopfendes Herz.

— „Von diesem Augenblicke wird uns kein Mensch und keine Macht auf Erden trennen!“ rief der Jüngling begeistert. „Ich werde Dein Freund, ich werde Dein Bruder sein .... o sprich, Utballa, willst Du mir angehören?“

„Ich war Dein, noch ehe ich mich selbst verstand,“ erwiederte das Mädchen leise.

— „Und wirst es bleiben, wirst es immer sein ... nicht wahr?“

„Ich werde Dich lieben, bis mein letzter Lebensfunke erlischt; aber die Deine .... nein, das ist unmöglich!“

— „Unmöglich? ... Utballa, hast Du das gesagt?“

„Bedenke, wer ich bin! .... ein von aller Welt verachtetes Geschöpf!“

— „Nein, nein, Utballa! Thoren haben Dich gekränkt .... Aber nicht umsonst brachte Dich das Schicksal aus der weiten Steppe in unsere Familie. Ich will Dich erwärmen, mein armes Blümchen *), ich will an meinem Herzen Dir eine neue Heimat schaffen, und wir vergessen die Welt — was geht sie uns an?“ ....

„Wir können die Welt vergessen, aber die Welt vergißt uns nicht,“ sagte Utballa nach einigem Schweigen: „noch drei Tage und sie reißt Dich fort in die Ferne — hunderte von Meilen werden zwischen uns liegen ...“

*) Utballa bedeutet auf mongolisch: eine aufgeblühte Blume. Anm. d. Verf.

— „Nicht der Raum trennt, sondern die Unmöglichkeit, ihn zu überschreiten. Wer aber will mich von meinem Blümchen fern halten? Wer will mich von Dir losreißen? .... Warum sollen wir scheiden?“

„Das ändern wir nicht,“ entgegnete das Mädchen: „aber versichere mir nur, daß Du Utballen liebst, daß Du sie nicht vergessen wirst im Schwarme der petersburger Schönen — und die Trennung wird mir leichter zu ertragen sein.“

Die leidenschaftlichsten Versicherungen entströmten seinen Lippen. Er liebte sie wirklich, obgleich er das bis jetzt sich selbst nicht gestanden hatte, liebte zum ersten Male, mit aller Kraft eines frischen Herzens. Die geschmeichelte Eitelkeit goß Oel in die leise brennende Flamme, da loderte sie hell auf und Feuer durchdrang alle Adern des jungen Mannes.

Die Glocke des Dorfkirchleins schlug elf Uhr. Weit hallte der Klang durch die nächtliche Stille; die Liebenden verstummten unwillkürlich und schmiegten sich fester aneinander.

„Ach, jeder Glockenschlag nähert uns dem schrecklichen Augenblick,“ sagte Utballa traurig und lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

— „Nein, er soll nicht kommen, dieser schreckliche Augenblick! Ich werde alle Mittel anwenden, ihn auf immer zu entfernen. Aber, was auch geschehe, uns bleiben noch drei Tage: warum trüben wir uns mit den traurigen Gedanken an die Zukunft unser gegenwärtiges Glück! Laß uns diese drei Tage nur der Liebe weihen, vergessen wir Alles außer Dir und mir, und sie werden für uns ein ganzes Leben. Ja, sollte selbst all mein Bemühen, mit Dir vereint zu bleiben, fruchtlos sein — so wird in den Tagen der Trennung, in den Tagen des Kummers unsere Seele auf dieses Leben zurückschauen und die bloße Erinnerung an die Vergangenheit wird uns noch beglücken!“

Utballa hörte ihn und schwieg. Darauf fuhr sie mit der Hand rasch an die Stirn, als hätte ein plötzlicher Gedanke sie verwirrt.

„Ich kann es nicht glauben!“ sagte sie. „So viel Glück faßt meine Seele nicht .... Bist Du es wirklich ... und liebst mich so? .... Gestern wagte ich noch nicht zu träumen, daß ich Dir nur werth bin!“

— „Gestern habe ich mich selbst nicht verstanden,“ erwiederte Boris. „Und Du, meine Liebe, wie warst Du auch veränderlich! Wie oft zogst Du Dich von mir zurück! Noch unlängst sagtest Du mir, Dir gefiele ...“

„Halt ein! Ich habe nie an ihn gedacht. Wie konnte Jemand Raum in meinem Herzen finden, das von Dir allein erfüllt war? .... Aber Boris, wenn Du wüßtest, wenn ich Dir nur sagen könnte, was ich in diesen vier Monaten empfunden! Du machtest Besuche, gingst in Gesellschaft und vergnügtest Dich da — ohne mich! Oft sprachst Du mir entzückt von der Schönheit anderer Frauen, oft suchtest Du in meiner Gegenwart ihnen zu gefallen, und gegen mich — wie warst Du kalt! Dein freundschaftliches Benehmen selbst zeigte mir völligen Mangel an Liebe. Stunden lang bliebst Du mit mir allein und konntest ganz ruhig von allerlei Nebendingen reden .... O Boris, wie grausam hast Du mich gequält! Jedesmal, wenn Du zufällig etwas zärtlich gegen mich warst, vergaß ich alle meine Leiden, meine Hoffnungslosigkeit und hätte mich Dir zu Füßen werfen, Dir mein zerrissenes Herz öffnen mögen, mit bittern Thränen ein Wort der Liebe und Verzeihung von Dir erbeten — und dann fliehen, fliehen in die Steppe, in eine ode Gegend, wo ich allein der Erinnerung an Dich leben könnte und mit Niemanden mein Kleinod zu theilen hätte. Aber gerade in solchen Augenblicken entzogst Du Dich mir wie absichtlich, eiltest zu Balle, ins Theater — und meine Liebe, meine Thränen kehrten ungesehen in meine Seele zu-

rück! Ich blieb allein mit der troſtloſen Sehnſucht im Herzen ....“

— „Utballa!“ ....

„Nein, unterbrich mich nicht; ich muß mich ganz ausſprechen. Bisweilen wollte ich Dich ausforſchen, auf die Probe ſtellen, mich überzeugen, ob Du wirklich nicht das leiſeſte Gefühl für mich hätteſt — und unterhielt mich fröhlich mit Andern, that, als bemerkte ich Dich nicht oder vertraute gar Dir ſelbſt eine vorgebliche Neigung zu Jemanden. Dann lauſchte ich, ob ſich nicht etwas wie Eiferſucht und Verdruß in Dir regte — nein, niemals! Du hörteſt mich gleichgültig, boteſt Dich ſogar zum Vermittler an und zuletzt redeteſt Du mir zu, den alten General zu heirathen .... Ach Boris, Du täuſchteſt Dich ſelbſt .... Du liebſt mich nicht!“ ....

Ihre Stimme bebte und helle Thränen rollten über ihr Geſicht.

Boris umſchlang ſie, preßte ſie an ſein Herz und ſuchte ſie zu überzeugen, wovon er ſelbſt in dieſem Augenblicke ſo feſt überzeugt war. Utballa trocknete ihre Thränen und hob den Kopf in die Höhe.

„Nun,“ ſagte ſie, „und wenn es auch Täuſchung iſt! Warum einem ſo bezaubernden Wahn mich nicht hingeben! Ich will in Deiner Seele nicht forſchen ..., Sprich es nur aus, ſag' es nur, mein Theurer, daß Du mich liebſt! Und wär' es ſelbſt eine erheuchelte Liebe, deren Du mich verſicherſt — ich will jeden Zweifel in mir erſticken, ich werde ſelig ſein durch meinen Glauben .... Mein Freund, mein Bruder, nicht wahr, Du liebſt mich?“ —

Sie hatte das Haupt zurückgeneigt und richtete auf Boris einen durchdringenden Blick: in dieſem Blicke war ſo viel **Flehen, Unruhe, Hoffnung,** er drang ſo tief in die Seele, daß der Jüngling nur mit einem Kuß, mit einem heißen, langen Kuß dem glühenden Mädchen antworten konnte.

Auch wenn in Einförmigkeit und langer Weile das

Herz nur der Zukunft lebt, wenn die Gegenwart ihm läſtig iſt und es jeden entſchwundenen Moment ſegnet — auch dann geht die Zeit gar ſchnell hin, und ehe wir uns umſehen, ſind Wochen, Monate, Jahre hinter uns. Mit welcher Schnelle mußten nun drei Tage Denen vorüberfliegen, die jedem Augenblicke hätten zurufen mögen: Verweile! verweile!

In einem der breiten Ströme Rußlands iſt ein Ort des Todes. Die Fluten brechen hier durch Granitwände mit unaufhörlichem Ziſchen und Toſen. Man möchte glauben, es habe der Geiſt der Finſterniß dieſe Felſen und Klippen über einander gethürmt, um den Wellen den Weg abzuſperren und den Strom aus ſeinem Bette zu werfen. Aber der ſtolze Fluß, ein Zeuge des Ruhmes unſerer Fürſten, weicht nicht zurück. Alle ſeine Kräfte ſammelnd hebt er ſich von Stein zu Stein, rollt hinunter in Abgründe, ſchäumt, wirft Waſſerſtrahlen empor, und da er keinen Ausgang findet, ſtürzt er mit dem Brauſen der Verzweiflung ſich von neuem auf die Felſen. In dieſem ewigen Kampfe wankt der Granit; endlich ſchlägt ſich der Fluß ins Freie durch, und nun wallt er ermüdet in leiſer Strömung der mütterlichen See zu. Wenn der Frühling kommt, bereiten ſich die Gewerbsleute, den hohen Waſſerſtand zu benutzen, um über die fürchterlichen Stromſchnellen hinwegzuſchiffen. Einige Balken, mit Holznägeln zuſammengefügt, bilden ihre Flotte, und dieſen gebrechlichen Fahrzeugen vertrauen die verwegenen Söhne der Ukraine ihre Reichthümer und ihr Leben an. Sie warten einen ſonnigen Tag ab, verrichten ein öffentlich Gebet, kleiden ſich in weiße Hemden, wie wenn ſie ſich zum Sterben vorbereiten, und ſteuern den Fluß hinab. Geräuſchlos ſchwimmen ihre Barken zwiſchen den maleriſchen Ufern hin — in der Ferne hört man das Brauſen der Wogen ... und jetzt nähern die kühnen Schiffer ſich der verhängnißvollen Stelle. Ruder und alles Werkzeug werfen ſie von ſich

— was vermag die Anstrengung des Menschen gegen das wüthende Element! Sie fallen auf ihre Kniee; schon stürmen und branden die Wogen um sie, bespritzen sie mit Schaum und treiben sie rasch dem Verderben zu. Welcher Schiffer sieht in diesem Momente nicht zurück nach den grünenden Ufern! Dort stehen ihre friedlichen Wohnungen, dort sind ihre Frauen, Kinder, Schwestern — hier ist die Hölle vor ihnen! Schwarze Felsen erheben sich dräuend aus den Fluten, und in jedem Schlag der Wellen glauben sie das Stohnen der Unglücklichen zu hören, die schon vor ihnen in der unersättlichen Tiefe umgekommen. Noch ein Schritt — und sie werden auf eine Klippe geschleudert. Krachend birst das Gebälk des Schiffes. Der Schiffer fühlt die Schauer des Todes in seinen Adern, er streckt die Arme nach den Ufern hinüber, er möchte die vergangenen Minuten zurückrufen — er hält sich an jedem Strauch, der zufällig auf dem Stein wächst, aber der biegsame Zweig gleitet ihm aus den Händen, und die Wellen stürzen heran, eine drohender, als die andere, und reißen ihn zu dem letzten schrecklichen Augenblick.

Aber nicht alle Schiffe scheitern, nicht alle Schiffer kommen um: oft trägt sie der Strom, den feindlichen Granit besiegend, hinaus auf seinem mächtigen Rücken und sie setzen ruhig ihre Reise fort.

Boris und Urballa trieben jetzt auf solchen Wellen. Sie kamen immer weiter . . . weiter . . . schon traf das verhängnißvolle Rauschen ihr Ohr — und über die Klippen des Abschieds hinaus war für die Liebenden keine Hoffnung. Es harrte ihrer nicht der Tod in kalter Tiefe; nein, eine endlose Trennung, Einsamkeit, Thränen und ein das Herz langsam zernagender Gram — Dem riß sie jeder Augenblick entgegen.

Als Boris zur Besinnung kam, sah er das Unausführbare seines Vorhabens ein. Auf einige Zeit wenigstens mußte er sich von seiner Geliebten trennen. Aber

dieſer Zuſtand banger Aufregung verringerte ihre Seligkeit nicht. Ja, der Gedanke an die kurze Dauer dieſes Glückes gab demſelben nur einen höhern Werth. Jede Minute ſchuf ihnen neuen Genuß, bald in einem verſtohlen zugeworfenen Blick, bald in leiſem Händedruck, bald in doppelſinnigem, nur von ihnen verſtandenem Worte, und in tauſend Kleinigkeiten, die ſelbſt dem ſchärfſten Beobachter entgingen. Auch ſchien es, als ob die Menſchen und das Schickſal Angeſichts der ſchwarzen Wolke, die ſich über den Häuptern der Liebenden entladen ſollte, ihr flüchtiges Entzücken nicht zu ſtören wagten. Mitten unter den Anſtalten zur nahen Reiſe wurden ſie von Keinem bemerkt, und konnten ungehindert ihre einſamen Spaziergänge fortſetzen; aber die Stunden rannen in gewohnter Weiſe hin; es brach der letzte Tag an, es ging auch der letzte Tag vorbei.

Wie drückend iſt die Stille und die Art von Ordnung, die nach den geräuſchvollen Vorbereitungen zu einer weiten Fahrt eintritt! Die Geſchäftigkeit iſt zu Ende, die Dienſtmädchen laufen nicht mehr aus einer Stube in die andere; die Sachen liegen nicht mehr auf und unter den Tiſchen umhergeſtreut; die ſtraff gefüllten Koffer ſind an die Wagen geſchnallt; die Leute ruhen aus, die Zimmer ſind leer — es iſt wie in einem Trauerhauſe, wenn man den Verſtorbenen in die Kirche getragen. — Man ſieht, daß nur noch eine Handlung, die letzte, übrig bleibt — und auch dieſe muß bald vor ſich gehen.

Der große Saal wurde von zwei herabgebrannten Kerzen matt erhellt. Im ganzen Hauſe herrſchte tiefe Stille, im Garten ſauſte der Wind; aus der Geſindeſtube hörte man das Schnarchen der Diener; im angrenzenden Gemach ſchrieb Sophie Abſchiedsbriefe an ihre Bekannten in der Stadt. Utballa ſaß in einem Lehnſtuhl am Kamin und blickte in die blaue Flamme, die über den Kohlen züngelte. Ihr gegenüber ſtand

Boris, die Hände über die Bruſt gefaltet. Beide ſchwiegen; eine ergreifende Trauer malte ſich auf ihren Geſichtern.

— „Faſt könnte ich Dir Vorwürfe machen," hub endlich Boris halblaut an, „daß Du mir Deine Seele enthüllt, mich in ihr leſen ließeſt, was ich nicht einmal zu ahnen wagte. Wir hätten dann zwar auch den Schmerz der Trennung im Stillen empfunden, aber mich drückte nicht der Gedanke an Deine Einſamkeit nieder .... Doch nein," fuhr er lebhaft fort, „dann würden wir mit unſerm Schmerz nicht drei ſelige Tage erkauft haben — die erſten und vielleicht die letzten ...."

„Nein, Boris," unterbrach ihn Utdalla; „dieſe Tage ſind nicht die letzten. Mir ſagt es mein Herz, wir werden uns wiederſehen und ich werde die Deine ſein .... Ich muß es ſein, es iſt der Wille des Schickſals, er wird in Erfüllung gehen! Höre, vor längerer Zeit, als ich noch in der Steppe mit meiner Mutter lebte, wüthete in unſrer Ulus eine ſchreckliche Krankheit. Hunderte entſtellter Opfer fielen, und Keiner wagte ihre Leichname anzurühren: am meiſten wurden Kinder hingerafft. Es waren die Blattern. Die Kalmücken halten dieſe Krankheit für ein Verkünderin des göttlichen Zornes und laſſen den Erkrankten in der Wüſte liegen, überzeugt, daß menſchliche Hilfsleiſtung die zürnenden Götter nur noch mehr reizen muß. Auch ich erkrankte damals. Die Bewohner unſrer Ulus brachen ihre Zelte ab, zogen in die Ferne und mich, das ſechsjährige Kind, ließen ſie in der Steppe bei einem Krug warmen Waſſers. Meine Mutter aber fürchtete weder ihre Drohungen, noch den Hungertod, und blieb bei mir. Ich erinnere mich, wie aus einem Traume, daß die Sonne mich brannte und ein heißer Durſt mich verzehrte. Als im Kruge kein Waſſer mehr war, tränkte mich die Mutter nur mit ihren Thränen. Und doch — dem Tode ſchon nahe, lallte ich ihr tröſtend zu, daß ich nicht ſterbe. Mir ſagte es ein geheimer Inſtinct — und er täuſchte

mich nicht. Meine Krankheit war nur ein hitziges Fieber. Vorüberreitende Kosaken erbarmten sich meiner und nahmen mich sammt meiner Mutter in ihr Dorf. Ich genas und wir kehrten nach der Ulus zurück. Jetzt spricht in mir ein ähnliches Gefühl: wir sehen uns wieder! Wo und wann? ... ich weiß es nicht; aber ich glaube fest, daß wir uns wiedersehen."

— „O, wenn ich am Leben bleibe, so ist das so gewiß, wie Du die Meine sein wirst! ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt," sagte Boris, ihre Hand ergreifend. „Wer kann mich hindern, Dich selbst der Höllengewalt zu entreißen? Wir sind jung, frei, noch einige Jahre und Dein Schicksal ist mit unlösbaren Banden an das meinige geknüpft. Nicht unsere Zukunft ängstet mich, aber die Tage der Trennung. Du bleibst allein unter Fremden — wem wirst Du Dich anschmiegen, Du Arme, in Stunden der Trauer? Wie kannst Du den Menschen und Verhältnissen Trotz bieten? Dein Stern wird weit von Dir sein — ach, wer wird Deiner verlassenen Seele Trost zuwehen?" ....

— „Du selbst, mein Lieber! Von dem Augenblicke wo Du fort bist, werde ich mein Leben nicht nach Jahren, sondern nach Deinen Briefen zählen. Jeder wird mir das Herz erfrischen und mir neue Kräfte geben. So lange Du hier bliebst, war an jedem Morgen das erste Gefühl meines Erwachens der Gedanke: Werde ich ihn heute sehen? Wie froh begrüßte ich die Tage, die mir die sichere Hoffnung brachten, und mit welcher Ungeduld sehnte ich mich über jeden hinaus, den ich ohne Dich zubringen sollte! Nun aber werden Tage und Jahre für mich in die einzige, ewige Antwort zusammenfließen: Du siehst ihn nicht! Was soll dann aus mir werden, wenn nicht Deine Briefe mir Deine Gegenwart ersetzen? ... Denke daran, Boris, nur wenn Du mich vergißt, muß ich untergehen, aber alle Verfol-

gungen des Schicksals will ich ruhig ertragen, im Gedanken an Dich!"

Die Wanduhr schlug Mitternacht. Sophie hatte ihre Briefe beendet, und als sie durch den Saal kam, erinnerte sie ihren Bruder an die späte Stunde: morgen würden sie von der Mutter gewiß in aller Frühe geweckt, es sei daher Zeit zum Schlafengehen. Utballa erhob sich langsam, warf Boris einen Abschiedsblick zu und wollte Sophien folgen, aber sie konnte ihren Fuß nicht von der Eisenplatte des Kamins fortbewegen, als wäre Magnet an ihren Sohlen. Mit Thränen sah sie Boris ins Gesicht, der bleich, erschüttert vor ihr stand. Auch seine Augen waren feucht.

„Boris!"

— „Utballa!"

Er streckte die Arme nach ihr aus, sie fiel ihm um den Hals. „Leb' wohl! leb' wohl!" lispelten Beide zu gleicher Zeit, und der letzte Kuß verhallte in dumpfem Schluchzen. Einige Augenblicke konnten sie sich von einander nicht losreißen und kein Wort hervorbringen. Endlich geleitete der junge Mann, ohne sie aus seinen Armen zu lassen, das Mädchen bis an ihr Schlafzimmer, sagte ihr noch einmal Lebewohl, schob sie sanft in die Thüre und eilte hinaus auf den Balkon, um in der stürmisch kalten Luft sein gepreßtes Herz zu erleichtern. —

Mit Tagesgrauen standen Alle auf, kamen in Bewegung, und nach kurzem Gebet, unter Thränen und Abschiedsworten trat Frau v. Sneshin mit den Ihrigen die Reise an. Noch am selben Tage brachte die Frau des Dorfpfarrers Utballen nach der Stadt zu ihrem Vater. Nachdem sie von ihrer Mutter, Schwester und von Demjenigen geschieden, der zuerst das Gefühl eines höhern Daseins in ihr geweckt, blieb Utballa verlassen — ganz allein! Niemand nahm an ihrer schmerzlichen Lage Antheil. Die Stadtaristokratie, welche sie eine Weile zu

ſich emporgehoben, ſtieß ſie nach der Abreiſe des Generals und der Frau v. Sneſhin mit um ſo größerer Verachtung zurück. Die Geſellſchaft kann ſich einen Irrthum ſolcher Art nie verzeihen, nur ſtraft ſie in der Regel nicht ſich, ſondern den unſchuldigen Gegenſtand deſſelben.

Utdalla war ihrem Gefühle und ihrer Bildung nach hoch über ihren Standesgenoſſen erhaben, ihre niedere Geburt aber ſtellte ſie zu tief in den Augen der vornehmen Welt. Die ungünſtigſte Lage, die es giebt! Von ihres Gleichen wurde ſie „das ſtolze Fräulein“ genannt und von Höherſtehenden „das dreiſte Mädel!“ So war ſie, wie eine verbannte Peri, verurtheilt, zwiſchen Himmel und Erde zu ſchweifen; ſie durfte ſich nicht zu jenem erheben und nicht zu dieſer niederlaſſen. Aber alles Das berührte ſie wenig; ihr feuriges Herz war ganz von Liebe und Trauer erfüllt; es hatte keinen Raum für den kleinlichen Verdruß anſpruchsvoller Eitelkeit. Wie konnte ſie einen ſcheelen Blick oder ein ſpöttiſches Lächeln bemerken, da ſie auf jedem Schritte nur das Bild der Geliebten vor ſich ſah! Uebrigens kam ſie faſt nie aus dem Hauſe und ſprach mit Niemanden außer ihrem Vater. Dieſer erzählte ihr in ſeinen geſchäftsfreien Stunden von einer Zufuhr Mehl und Holz, oder er murrte, daß er ſie habe aufs Land ziehen laſſen, wo das Kind ſich erkältet und krank geworden ſei. Dem Alten entging es nicht, wie ſehr Utdalla ſowohl in ihrem Ausſehen, als ihrem ganzen Weſen ſich verändert: ihre frohen Lieder verſtummten, unlängſt noch ein munteres, lebendiges Mädchen, ſaß ſie jetzt ganze Tage, ohne ſich von der Stelle zu rühren, und antwortete auf ſeine Fragen verkehrt. Oft betrachtete er ſie kopfſchüttelnd, ſtrich ſeinen grauen Bart und ſagte: „Gehe mir Einer mit dieſen Herrſchaften!“ Die wahre Urſache dieſer Veränderung kam ihm nicht in den Sinn. Er ahnte nicht im Entfernteſten einen geheimen Gram, da Utdalla weder weinte noch klagte.

Habt Ihr Euch manchmal des Abends an den Wolken ergötzt, wenn sie um den Horizont in endloser Kette sich breiten und in der Dämmerung den beobachtenden Blick mit verschiedenen Gebilden täuschen? Bald erscheinen sie wie ein bläuliches Gebirg, bald wie Wälder, bald wie luftige Feenschlösser! Seht, nun ziehen sie sich zusammen, verdichten sich und werden ein einzige, drohende, schwarze Wolke. In der Ferne rollt es dumpf — ein Laut, als käme er ihnen aus tiefster Brust, wie das Seufzen menschlichen Vorgefühls. Auf einmal zuckt ein Flammenstreif durch das Dunkel, schlängelt sich und erlischt, nachdem er Feuer und Wasser auf die geängstete Erde warf. Ununterbrochene Donnerschläge erschüttern die Luft, die Umgegend hallt wieder, der Regen stürzt in Strömen herab, der Wirbelwind zerschmettert Bäume, und die Menschen beben, als sei der jüngste Tag gekommen; aber nach einer Stunde ist das Gewitter verstummt, das Gewölk hat sich zerstreut und vom Aufruhr der Elemente ist keine Spur geblieben; der Himmel ist wieder rein und hell und die Erde, wie ein erschrockenes Kind, lächelt unter Thränen, die noch auf ihrem Angesichte glänzen. Noch eine Stunde — und Alles kehrt zur frühern Ruhe zurück.

Dichter haben uns bis jetzt vielfach den geheimen Sinn dieser großartigen Naturerscheinung zu veranschaulichen gesucht; ich aber, ich denke mir, das ist ein Bild männlichen Schmerzes, männlicher Verzweiflung!

Doch es giebt auch eine Wolke anderer Art: langsam entsteigt sie den Dünsten eines trockenen, unfruchtbaren Bodens; keine einzige lebendige Quelle, kein einziger See entrichtet ihr den schuldigen Zoll; unbemerkt schleicht sie hin am Firmament, und hat weder Kraft zu leben noch zu sterben. Beim Morgengrauen seht Ihr sie im Osten; sie harrt des Sonnenaufgangs, sie scheint das Licht zu bitten, daß es mit seinen ersten Strahlen oder mit der Mittagsglut ihr unseliges Dasein zerschmelze.

Die Sonne kommt, vollendet ſtolz ihren Lauf und bemerkt die bleiche Wolke nicht. In der Abendſtunde, wenn der Lichtball ſtrahlenlos in das Meer ſinkt, erblickt Ihr ſie im Weſten; ſie ſieht hinab in die Tiefe, ſie möchte mit untertauchen in den kalten Schoos des Meeres. Aber die Sonne ſtößt ſie zurück, legt ſich in ihr lazurnes Bett, und die Wolke ſchweift wie zuvor einſam, traurig durch die Himmelswüſte.

Dieſe Wolke — ſie iſt wie der Schmerz und die Verzweiflung des Weibes.

Der weibliche Gram ſchreckt Niemand durch ſtürmiſche Ausbrüche; Niemand ſieht und bemerkt ihn. Tief im Herzen, da liegt er und nagt es, wie der Wurm eine Waſſerlilie. Wenn Heiterkeit zufällig auf dem Antlitz der Dulderin ſchimmert, ſo erfreut ſich daran der gleichgültig Vorübergehende, wie an den ſchneeweißen Blättern der Blume, die auf dem Waſſerſpiegel ſchwimmt. Es fällt ihm nicht ein, daß die arme Lilie an ihrer Wurzel zernagt, daß die Leidende in innerſter Seele krank iſt, daß Gift durch alle ihre Adern ſtrömt, und daß ihren Wurm nur der Grabſtein todtdrückt.

Nun werdet Ihr das Leben der armen Utballa begreifen.

Es vergingen einige Monate nach der Abreiſe der Sneſhins. Utballens einzige Freude waren die leidenſchaftlichen Briefe, die ihr Boris von der Reiſe und aus Petersburg ſchrieb. Ihr ſchwärmeriſcher Sinn fand in ihnen eine Welt von Gedanken und Poeſie, und jeden Tag las ſie ſie mit Rührung wieder.

Eines Morgens, als Utballa einen Brief ihres Trauten geleſen, ging ſie voll ſüßen Sinnes an ihr gewöhnliches Geſchäft, alles Nöthige zum Thee zu bereiten, und wartete auf das Erwachen ihres Vaters. Aber die Sonne ſtand hoch am Himmel, das Feuer in der Theemaſchine erloſch, und der Alte ſchlief noch. Gewohnt, ihn immer ſehr früh thätig zu ſehen, begann das Mädchen ſich darüber zu wundern, als ſie aus ihren Träu-

mereien herauskam. Leiſe trat ſie in ſein Zimmer. Der Alte lag mit dem Geſichte nach der Wand. Sie näherte ſich ihm; man hörte ihn nicht athmen. Sie ergriff ihn an der Hand, die war eiskalt! .... Ein Blutſchlag hatte in der Nacht ihren Vater getroffen und er lag ſtarr und todt im Bette.

Sie ſank bewußtlos zu Boden.

Kaum hatten die Verwandten des Pachters deſſen Ende erfahren, ſo kamen ſie wie die Raben herbeigeflogen. Das Erſte war, daß ſie in voller Angſt nachſuchten, ob nicht ein Teſtament zu Gunſten Utballens da ſei. Zum Unglück hatte ihr Vater an einen plötzlichen Tod nicht gedacht und keinerlei Anordnungen getroffen. Da verbanden ſich die herzloſen Menſchen zu einem abſcheulichen Complott. Aus Furcht, daß die Waiſe nicht irgend ein Recht auf die Erbſchaft geltend mache und daß kein Gönner ſich ihrer annehme, beſchloſſen ſie, die Arme nach der Steppe zu ihrer wilden Mutter fortzuſchaffen.

Utballa lag um dieſe Zeit an einem Fieber beſinnungslos darnieder; der anhaltende Gram hatte ihr Daſein unterwühlt, und des Vaters Tod ſtieß ſie an den Rand des Grabes. Sie wurde in eine Kibitke gelegt ein Nänzchen mit Wäſche und Kleidern ihr unter's Haupt geſchoben; neben ſie ſetzte ſich ein bärtiger Neffe des Verſtorbenen, und ein Dreigeſpann führte ſie aus der Stadt, in die man ſie vor ſieben Jahren als kleine Wilde gebracht, in der man ihr alle Begriffe nahm, mit welchen ſie in rohem Zuſtande gewiß glücklich hätte leben können, ihren Geiſt erleuchtete, ihre Leidenſchaften entwickelte, ihr ein reizendes Traumbild am Himmel zeigte und das qualendſte Gefühl auf Erden lehrte.

Sie fuhren Tag und Nacht. Der Erbe hatte große Mühe zu erfragen, in welcher Ulus die Mutter Utballens lebte; aber durch Geld und unausgeſetztes Streben kam er zum Ziele. Der habſüchtige Menſch brachte die

Waise halbtodt nach den kalmückischen Zelten, übergab sie den Händen der Mutter und sprach lange mit dem Saissan, dem Manne der Kalmückin. Er schenkte ihm tausend Rubel und versprach, ihm jedes Jahr so viel zu schicken, wenn der Kalmück sich verbindlich machte, das Mädchen zu überwachen, und ihr nicht allein jede Möglichkeit zur Flucht nähme, sondern sie überhaupt in gar keine Berührung mit der gebildeten Welt kommen ließe. Für die tausend Rubel schwor der Saissan bei allen Burchanen*), beim Dalai-Lama und bei ganz Tibet, den Befehl aufs genaueste zu vollführen, und mit seinem Erfolg zufrieden, reiste der Erbe ab, nachdem er gewissenlos in der Steppe ein Wesen zurückgelassen, das die Zierde jeder Gesellschaft und das Glück des gebildetsten Mannes hätte werden können.

Und so war Utballa allein in den unabsehbaren Steppen, unter einem wilden Volke, dessen Sprache, Sitten und Gewohnheiten ihr völlig fremd geworden! Sie mußte in einer Filzhütte voll Rauch und Schmutz wohnen, sich von Speisen nähren, deren bloßer Anblick Ekel erregt, den ganzen Tag in vollständiger Unthätigkeit zubringen und sich der Neugier roher Menschen preisgegeben sehen, die unaufhörlich herbeiströmten, sie wie ein Wunderthier zu begaffen.

Ihr Zustand läßt sich schwer beschreiben. Die Ereignisse hatten so rasch gewechselt, Schlag auf Schlag war so blitzschnell gefolgt, daß sie ganz betäubt umherblickte, ohne etwas zu begreifen. Wer erklärt diese Seltsamkeit der menschlichen Natur! Oft sterben gesunde, starke Menschen von einem Glas kalten Wassers oder einem Zugwind, und wie oft geht dagegen das zarteste Geschöpf trotz Kummer, Krankheit und der vielfachsten Leiden, die eigens erfunden scheinen, es zu foltern, unversehrt unter dem Mühlstein des Schicksals her-

*) Götzen.

vor, der in seinem fortwährenden Kreisen Einige in die Höhe wirft, während er tausend Andere mit seiner Schwere erdrückt. Das erste Mal kam Utballa im Wagen des unmenschlichen Erben zur Besinnung: da war sie aber noch so schwach, daß sie nicht einmal zu fragen vermochte, wohin man sie führe, und Alles für eine Fieberphantasie nahm. In der Ulus zurückgelassen, in einer ihr neuen Welt, suchte sie ihr Gedächtniß zu Hilfe zu rufen, doch ihr Kopf schwindelte, Alles erschien ihr undeutlich, wie im Traum, und sie versank wieder in Bewußtlosigkeit. Welches Glück für sie, wenn diese Geistesabwesenheit ihr immer geblieben, wenn damals in ihr eine moralische Zerstörung der körperlichen vorangegangen wäre! Was ist denn Wahnsinn anders, als geistiger Tod? Seiner höchsten Mittel beraubt, der Erinnerung und Ueberlegung, erstarrt der Geist oder er heftet sich an Einen Gegenstand, an den er alle seine Kraft wendet, den er hegt und pflegt. Er ist glücklich, weil entweder die Vergangenheit und Zukunft ihm verschlossen und er wie ein Kind nur die Gegenwart faßt oder weil er in seinen Träumen lebt, in ihnen ganze Welten schafft, und zerstört und wieder aufbaut. Diese Welten bevölkert er mit seinen Geliebten, die eine Ewigkeit von ihm trennt, und sieht das Unsichtbare und umarmt das Unerreichte. So ging es auch Utballen in ihrem verhängnißvollen Irresein: sie sprach mit Boris, streichelte seine Locken, sie hörte die glühenden Reden des jugendlichen Geliebten, lustwandelte mit ihm auf der Steppe, kehrte mit ihm zurück ins Zelt, und an jedem Orte, zu jeder Zeit, im Sternenglanz, wie in den Kohlen des häuslichen Herdes sah sie Augen voll Zärtlichkeit und Liebe, Augen, in denen sie noch jüngst wie in einem Spiegel das Bild ihrer eigenen Gefühle gesehen. Aus ihrem ganzen Leben hatten sich nur drei selige Tage in ihrem Gedächtniß erhalten; alles Uebrige versank in dichten Nebel. Sie lebte vom ersten bis zum dritten Tag und

vom dritten kehrte sie wieder zum ersten zurück. In diesem Zustande brachte Utballa zwei Monate zu, und fast waren es die glücklichsten ihres Lebens. Nach und nach erhielt sie ihre Besinnung wieder, und konnte deutlicher ihr Elend erkennen: Boris' Stimme hörte sie immer seltner, seine Augen erloschen, und immer mehr lichtete sich die Nacht, die ihren Geist umhüllte. Die Stunden des Erwachens waren fürchterlich. Erst kamen sie selten, drohenden Gespenstern gleich, und verschwanden in Chaos. Bald aber besiegten die beiden Ungeheuer Erinnerung und Ueberlegung das selige Vergessen: dann erschien umgekehrt dieses nur auf Augenblicke, ihr einigen Trost zu spenden.

Als ihr die Augen aufgingen, und das Schreckliche ihrer Lage sich ihr in aller Nacktheit zeigte, wollte sie fliehen. Wohin? gleichviel: nur von den Steppen fort — nur diesen Menschen entrinnen — sich selbst, wo möglich.

Da sie die Folgen eines mislungenen Versuches fürchtete, wollte sie erst Boris von ihrer Lage in Kenntniß setzen. Aber wo Dinte und Papier hernehmen? Und wer befördert den Brief in die Stadt oder auf das nächste Dorf? Die Kalmücken kamen mit den Russen äußerst selten in Berührung: und hätte sich auch ein guter Mensch gefunden — wohin adressiren? Boris' Briefe nebst seiner Adresse waren in ihres Vaters Hause verloren gegangen unter den Plünderungen der Erben. Es blieb ihr also nur die Hoffnung auf ihre eigenen Kräfte. Die Gefangenschaft wurde ihr mit jedem Tage unerträglicher, sie ersann verschiedene Mittel zur Flucht, mußte sie aber alle aufgeben; der Saissan bewachte sie als ein lebendiges Capital, das ihm tausend Rubel sichere Zinsen eintrug. Jeden Morgen entwarf Utballa einen neuen Plan, traf alle Anstalten im Geiste und jeder Abend vereitelte ihre Hoffnung. Sie war so sehr mit ihrer Flucht beschäftigt, daß sie gegen alles Andere unempfindlich wurde. Sie verließ das Zelt nicht, und mit

den Händen das Gesicht bedeckend, saß sie regungslos wie eine Bildsäule auf ihrer Matte. Nur ein Gedanke, ein Wort erweckte sie zum Leben und machte ihr ganzes Wesen erzittern. Dieser Gedanke und dieses Wort waren: Freiheit und Boris! Sie wurden eins für sie. Jeder Athemzug, jeder Blutstropfen in ihr war wie die Magnetnadel immer nach Norden gerichtet! Zweimal versuchte sie zu fliehen, man hielt sie fest, und von der Zeit an wurde sie doppelt bewacht. In ihrer Verzweiflung rief Urballa die ganze Natur zu Hilfe: fuhr ein mächtiger Wind über die Steppe im dürren Grase rauschend, so schien es ihr, als wehete er Worte der Freiheit, und forderte sie auf ihm zu folgen, und klagte davoneilend um die Arme. Sprang eine Gemse vorbei, erschreckt durch das Herannahen von Menschen, schwang sich ein Vogel unter die Wolken, so streckte sie die Hände aus und flehte, sie mitzunehmen — umsonst! Alles um sie her war frei, der Wind, das Thier, der Mensch, alles folgte seinem eigenen Drange — nur sie blieb an die wilde, unfruchtbare, wüste Erde gefesselt. Da verlor Urballa jede Hoffnung sich zu retten, und dachte an das verzweifeltste Mittel, ihre Bande zu zerreißen. Sie entschloß sich zum Selbstmord, und gab diesem schrecklichen Gedanken sich mit aller Hitze mongolischen Blutes hin, das die wilde Mutter ihr in die Adern gegossen. Eine Zeit lang stellte sie sich ruhig. Der Saissan fing an ihr zu trauen. Als aber in einer Nacht Alle um sie her eingeschlafen waren, schlüpfte sie mit der Geschmeidigkeit einer Steppenschlange von ihrer Matte, und den Athem anhaltend, näherte sie sich der Wand, wo ein Dolch hing. Sie griff nach der Todeswaffe und schlich leise aus dem Zelt. Vor der Thüre schliefen einige Kalmücken. Sie stahl sich weiter, fiel auf die Knie und nach Norden — zu Boris — gewendet, setzte sie den scharfen Dolch sich auf die hochwogende Brust. Ihre Hand bebte. Der Dolch fiel zu

Boden. Ein kalter Schweiß trat der Unglücklichen ins Geſicht. Sie erſchrak vor ihrem Verbrechen, und flehte zu dem Gott der Chriſten um Verzeihung. Da hörte ſie im Zelte ihren Namen rufen; man hatte ihre Abweſenheit bemerkt ... Sie fuhr auf, und verzweifelnd, wahnſinnig, angſtvoll, ſtieß ſie ſich das Eiſen in die Bruſt ....

Nach einigen Minuten fand man ſie im Blute ſchwimmend, aber nicht todt. Die ſchwache Hand konnte nicht bis ans Herz dringen; der Dolch war abgeglitten und hatte ſie nur an der Seite verletzt. Die Wunde war nicht gefährlich, und nach einer Woche ſaß Utballa wieder wie zuvor am rauchenden Herd unter bewaffneten Wilden und fürchterlichen Misgeſtalten, die ſich für Zauberer ausgaben — eine ſchöne Blume in einem Neſt widerwärtiger Inſecten — ein Gedanke der feinſten Bildung in einer Welt von Barbarei und Unwiſſenheit! Der Saiſſan ſchlug ſeine Frau wegen ihrer läſſigen Aufſicht und miethete ein altes Weib zur Wächterin, die Tag und Nacht kein Auge von der Gefangenen verwenden durfte. Dieſer wurden noch obendrein bei Nacht die Füße gebunden.

Was ſollte nun Utballa machen? Tod und Freiheit waren ihr gleich verſagt. Sie glich einem Menſchen, der einen ſteilen Berg hinanklimmend, um an das Ziel aller ſeiner Wünſche zu gelangen, auf einmal ausglitt und in den Abgrund ſtürzte. Im erſten Augenblicke iſt er vom Falle beräubt, im zweiten ringt er zum Licht empor, im dritten ſieht er die Unmöglichkeit der Rettung ein und ſucht einen ſchnellen Tod; endlich, wenn auch dieſer ihn flieht, bleibt er in der Tiefe und gewöhnt ſich an die Finſterniß, Hoffnungsloſigkeit und Trauer. Von Zeit zu Zeit ſtreckt er ſeine Arme nach dem Himmel, der kaum ſichtbar über den Abgrund hinlaut, geht in Gedanken Alles durch, was ſeiner auf dem Gipfel des Berges harrte, und dann ſucht er taſtend

ſich ein bequemes Lager in ſeinem unterirdiſchen Gefängniß.

Ein großer Dichter hat längſt entſchieden, daß entweder der Kummer den Menſchen erdrückt, oder der Menſch den Kummer.

Tag auf Tag verging. Der alte erfahrene Arzt, die Zeit, heilte einigermaßen die Körper- und Seelenwunden Utballens; ſie gewöhnte ſich an das Nomadenleben der Ihrigen und lernte wieder die in ihrer Kindheit ihr bekannte Sprache, deren grelle Töne einſt auf den rauchenden Trümmern ruſſiſcher Städte erſchollen, welche der grauſame Baty mit der Fackel Tſchingis-Chans in Brand geſteckt. Sie ſchloß ſich feſt an ihre Mutter, an die ſie doppelte Bande knüpften, des Blutes und der Erinnerung — denn mit ihr allein konnte ſie ruſſiſch ſprechen. Oſchala, die ſeit der Ankunft Utballens ſie mit Theilnahme und Mitleid betrachtet, pflegte ſie nicht aus eigennützigen Abſichten wie ihr Mann, ſondern aus Liebe zur leiblichen Tochter. Ihre ganze Jugend hatte ſie unter Ruſſen zugebracht, kannte deren Sprache und Sitten, und ſo ſehr auch ihr Herz gegen Alles, außer thieriſchen Bedürfniſſen, ſchon abgeſtumpft war, ſo begriff ſie doch all das Harte eines Ueberganges von dem üppigen Stadtleben zu ihrer wilden, ſchmutzigen Armuth. Darum widmete ſie Utballen die möglichſte Sorgfalt, hob ihr von jeder Speiſe das Beſte auf, bettete ſie auf die weichſten Filzmatten, und mehr als einmal, wenn ihre Tochter unruhig im Schlafe auffuhr, gedachte die Kalmückin weinend jener Zeit, wo ſie mit Schmerz ihr geliebtes Kind von ſich gab, um ihr den Genuß eines ſchönen Lebens und ein Glück zu verſchaffen, das ſie ſelbſt einmal erfahren. Aber ſie hatte ſich in allen ihren Berechnungen getäuſcht, und das Schickſal ſchuf ihrer Tochter Das zu einer Quelle des Elends, womit ſie deren Wohlfahrt hatte begründen wollen.

Schon waren unſerer Utballa in der Ulus Jahre da-

hingegangen. Sie versuchte es nicht mehr, Hand an sich zu legen, und fügte sich in ihr Schicksal, der Hoffnung lebend, daß Boris sie einmal aufsuchen und von den Schrecken eines solchen Daseins befreien würde. Zwar hatte sie noch Stunden, wo ein Strom von Erinnerungen durch ihre Seele wogte — da schluchzte sie, härmte sich, verzweifelte. Aber der Sturm ließ bald nach, und sie kehrte, wenn nicht zur Freude, doch zu einer todtenähnlichen Ruhe zurück. Ihr munteres, liebenswürdiges Wesen verschwand, ihr glänzender Geist, den einst die Familie Sneshin und alle Freunde derselben so sehr bewundert, dieser feine Geist voll Witz und Grazie verkam in einer rauhen, gedankenlosen Atmosphäre, ihre so äußerst reizbaren, so wundersam empfänglichen Nerven stumpften sich ab und verhärteten in dem Qualm der Jurte, ein finsterer Trübsinn verdrängte ihre frühere Heiterkeit. — Als nach langer Beobachtung der alte Saissan sich endlich versicherte, daß Utballa nicht mehr an die Flucht dachte, und ihr mehr Freiheit ließ, faßte sie eine Leidenschaft zum Reiten, dem einzigen Genuß in den Steppen. Wie oft schwang sich Utballa auf einen wilden Renner, sprengte dahin über die unabsehbare Ebene, und übereilte den Wüstenwirbel oder verfolgte eine scheue Gemse. An den hohen Hals des Pferdes geklammert und fest in seine Mähne greifend, flog sie pfeilschnell über die Steppe, als wollte sie der Gegenwart entfliehen, oder die unwiederbringliche Vergangenheit einholen. Ihr Athem stockte. Zu beiden Seiten schwammen ihr die Umgegenden vorüber, Himmel und Erde drehete sich um sie, die Ohren klangen ihr, Besinnung, Gedanken, Alles ging in diesem Chaos unter, und so flog sie hin, bis ihre Kräfte sie verließen, bis das erschöpfte Roß niedersank. Dann warf sich Utballa ins Gras oder auf einen Sandhügel, und blieb einige Augenblicke in einem halbbewußtlosen Zustande.

Bisweilen schlugen die Kalmücken in der Nähe der

breiten Wolga ihre Zelte auf. Aus seinen Ufern tretend, ergießt der Strom sich einen großen Theil des Sommers meerähnlich, und wälzt ruhig seine Fluten zwischen grünen Wäldern hin. Tausend Schiffe gleiten über seine Fläche, buntfarbige Flaggen wehen von den Masten, von den Ufern hallen laut die eintönigen Melodien der Schiffer wieder. Plötzlich zieht am Horizont ein gelbes Wölkchen herauf, breitet sich aus und jagt den Sturmwind her. Die Wolga dunkelt, braust; der Sturm wühlt den Ufersand auf und wirbelt ganze Säulen in die Höhe. Die munteren Lieder wandeln sich in Angstgeheul und nicht selten auch in Todesröcheln. Diese Stürme sah Urhalla immer mit wilder Freude, ihre Brust athmete freier, wenn die Elemente wütheten, und gierig ergötzten sich ihre Blicke an dem schrecklichen Aufruhr der Wogen, wie sie emporschäumten und eine die andere verschlang. Es riß sie hin, es drängte ihre Seele zu ihnen aus der schwülen Steppe — aber diesen leidenschaftlichen Drang hielt immer ein Gedanke zurück: die Wellen rollten nicht dahin, wo sie träumend und wachend im Geiste hinflog, durch Städte, Wälder und Steppen; die Wolga eilt sich mit dem einsamen Meere zu vereinigen, wie eine treue Liebende zu dem Verbannten, den ein böses Schicksal an die Fremde fesselt.

Sie mußte sich sogar mit dem lärmenden Umzügen ihres Volkes befreunden, mit seinen ewigen Festen, mit seinem zugleich sorglosen und unruhvollen Leben. Ihr gefiel die plötzliche Bewegung, wenn auf ein Zeichen des Häuptlings die Lebensmittel schnell in den Kasten verschwinden, Zelte und Kinder in Körbe gelegt und auf die Rücken der Kameele geladen werden, Alt und Jung in Feiertagskleidern sich auf muthige Rosse schwingt, und Alle den zeitweiligen Aufenthaltsort verlassend, froh dahinsprengen, Mützen in die Luft werfen und im vollen Galopp des Pferdes nach ihnen schießen oder mit dem gelehrigen Falken auf Vögel Jagd machen. — Die Frauen

genießen hier volle Freiheit; im Gegensatze zu den Sitten der nomadisirenden Söhne Mahomet's nehmen die Gattinnen und Töchter der Budhisten, wenn sie ihre häuslichen Obliegenheiten erfüllt, an allen Spielen Theil. Aber der mit einem Hirtenleben nothwendig verbundene Müssiggang blieb dem feurigen Mädchen immer unerträglich. Wenn die Ulus auf den neuen Weideplätzen sich niederließ, und die Zelte in der gewöhnlichen Ordnung aufgestellt wurden, da bemächtigte sich der unglücklichen Utballa eine brennende Ungeduld, selbst tiefes Weh. Die Frauen der ärmeren Kalmücken verrichteten dann alle Arbeiten, weibliche und männliche, besserten die Decken aus, bereiteten das Mahl, reinigten die Sättel und näheten Kleider, während die Männer ewig müssig sich auf dem Felde umhertrieben, oder eine Pfeife schmauchend in der Sonne lagen. Die vornehmeren Kalmückinnen, die „von weißen Knochen entstammten", wirkten Goldschnure und seidene Borten zu den Kleidern, oder besuchten einander und unterhielten sich von Sterrenneuigkeiten.

Utballa empfand Ekel vor den rohen Erzählungen ihrer Genossinnen, am meisten aber vor deren Unreinlichkeit und mied alle Berührung mit ihnen.

Drei Jahre nach ihrer Ankunft bei den Nomaden wurde der Herrscher der Ulus, Noyon-Dschirgal, Wittwer. Es war ein Siebziger, ein guter, aber schwacher Mann, der in Allem den Eingebungen seiner geistlichen Lehrer folgte, welche er für die Ausleger des göttlichen Willens hielt. Noyon-Dschirgal hatte keine Kinder. Seine ganze Familie bestand in einem Bruder, und dieser Bruder, Noyon-Charzyg, bildete einen vollkommenen Gegensatz zu Dschirgal. Von Natur grausam und bösartig, erzogen vom Oberpriester, dem Bachtschi-Gelong, einem rohen und allem Unsinn der Götzendienerei aufs Aeußerste ergebenen Manne, wurde er ein Fanatiker seines Glaubens, in welchem seine Stammgenossen schon

sehr zu wanken anfingen. Die Kalmücken fürchteten ihn; sie hielten ihn für den bösen Geist der ganzen Ulus, und mit Schrecken dachten sie an die Zeit, wo nach dem Tode des sanften Dschirgal der wilde Noyon-Charzyg in dessen Rechte eintreten würde. Man sah ihn fast nie, er schloß sich in sein Zelt ein, und brachte die Tage im Gebete und Unterredungen mit seinem Lehrer zu. Nur selten fuhr er auf die Jagd, und auch dann erst nach langen Berathungen mit unsichtbaren Geistern. Einige europäische Gebräuche, die Noyon-Dschirgal angenommen, drückten wie eine schwere Sünde seine abergläubige Seele. Sie waren ihm um so verhaßter, da er gezwungen, seinem Bruder eine knechtische Unterwürfigkeit zu zeigen, nicht öffentlich gegen ihn aufzutreten wagte. Dschirgal aber liebte ihn wie einen Sohn, und da er Ruhe über Alles theuer hielt, sah er ihm Vieles nach aus Furcht vor dem grimmen Wesen des Bruders.

Charzyg hatte sich auf einige Monate von der Ulus entfernt. Dschirgal langweilte sich in seiner Einsamkeit, und fand das einzige Mittel, sich von langer Weile zu befreien, in dem klugen Einfall der Menschen — zu heirathen. Er schmeichelte sich nicht mit der ehrgeizigen Hoffnung, aus der späten Ehe für seinen Nomadenthron einen Erben in gerader Linie zu erhalten; er bedurfte einer Frau nur zu Gesprächen, die in Greisenjahren so angenehm sind. Doch wußte er durchaus keine hierzu geeignete Gattin zu finden. Nach der herrschenden Sitte durfte kein Häuptling sich mit einer Frau vermählen, die nicht fürstlichen Geschlechtes; die Schwestern und Töchter der wenigen Kalmückenfürsten aber waren entweder schon verheirathet oder noch Kinder. Da kam ihm ein herrlicher Gedanke, und je mehr er ihn erwog, desto inniger freuete er sich über seinen Erfindungsgeist. Dschirgal theilte diesen Gedanken einigen Gellongen mit. Sie lehnten sich heftig dagegen auf, stellten ihm tausend Unmöglichkeiten vor und droheten

ihm mit dem Zorn der Götter. Diesmal aber ließ er sich nicht irre machen. Er wußte aus Erfahrung, daß, wenn er ernstlich böse würde und etwas recht hartnäckig wollte, die sanften Götter gleich seiner Meinung beiträten, und bestand daher auf seinem Verlangen. Nach einigen Tagen erfolglosen Widerstrebens gaben die Gellongen nach. Der alte Fürst ließ den Saissan, den Stiefvater Utballens, zu sich rufen, und eröffnete ihm, daß er, von Budha's und des weißen Zaren Gnade regierender Fürst Nonon-Dschirgal, sein erlauchtes Auge auf Utballa geworfen und sie zu der hohen Würde seiner rechtmäßigen Ehegattin erheben wolle. Kniend hörte der Saissan in aller Unterthänigkeit die Rede seines Gebieters, fiel ihm zu Füßen, und außer sich vor Freude eilte er das unerwartete Glück seiner Familie mitzutheilen und in der ganzen Ulus Neid zu erregen.

Die alte Dschala nahm entzückt die Nachricht von der großen Gnade Nonons auf. Aber Utballa?

Drei Jahre waren es nun, seit das Schicksal sie von Allem gerissen, was ihrem Herzen theuer, was sie an die Welt band, seit das unglückliche Mädchen Vater, Freunde, Namen und Reichthum verlor und in eine öde Gegend geworfen wurde, wo sie wie in einem Zauberkreis lebte, ohne die Möglichkeit und die Kraft, seine Linien zu überschreiten, ja, nur durch einen Weheruf bei den Wesen außerhalb dieser Grenzen irgend einen Nachhall zu wecken. Blieb sie in der gebildeten Welt, so hätten nicht blos drei, auch nicht dreimal drei Jahre ihr die Hoffnung rauben konnen, Boris einmal wiederzusehen; mit dieser Hoffnung hätte sie allen Schicksalsschlägen widerstanden, und eher sich dem Hungertode preisgegeben, als sich in einem neuen Abgrund ziehen lassen. Jetzt aber waren alle Fäden ihrer Vergangenheit zerrissen für immer, und sie sah durchaus keine Möglichkeit sie wieder anzuknüpfen. Ihre Lebens- und Denkweise hatte sich sonderbar umgestaltet; ihre Kindheit floß

in ihrem Geiſte mit der Gegenwart zuſammen; die ſieben Jahre aber, die ſie unter civiliſirten Menſchen zugebracht, kamen ihr wie irgend ein Lichtpunkt eines einförmigen Ganzen, wie ein langer Traum vor. An den Glauben und die Mythen ihrer Stammgenoſſen neugewöhnt, wenn ſie auch deren Burchanen nicht anbetete, fragte ſie ſich manchmal: Utballa, die in den Steppen herumziehende, und Utballa, die im Paradezimmer der Sneſhins Croſſaiſe tanzte, ſind das nicht zwei völlig verſchiedene Weſen? War nicht durch ein Chubilghan*) oder die Seelenwanderung ihre Seele früher in ein geruztes, glückliches, ſchönes, geliebtes Stadtfräulein übergegangen, und lebte jetzt nach der Zerſtörung jenes zarten, anmuthigen Körpers in einem Mädchen der Steppen mit dunkler Erinnerung an ihr früheres Daſein? Noch liebte ſie Boris glühend, innig, aber wie wir Freunde lieben, die in die Ewigkeit gegangen, Freunde, deren Bild wir nur in der Sternenwelt und von Zeit zu Zeit in unſeren bitteren Thränen ſehen. Die Ehe war ihr indeß nie in den Sinn gekommen. Der Antrag Dſchirgal's traf ſie wie ein Blitz. Erſchrocken rief ſie: „Nein, niemals! um keinen Preis!“ Aber im ſelben Augenblick fiel der entrüſtete Saiſſan wie ein Geier über ſie her und warf ſie mit einem heftigen Schlag zu Boden. Man traf alle Anſtalten ohne ihre Einwilligung: und was fragte man auch nach ihrer Einwilligung oder ihrem Widerſtand!

Nach einigen Tagen ſetzte man die junge Fürſtin mit feierlichem Gepränge auf die nichtigen Trümmer des mongoliſchen Throns, auf dies armſelige Fleckchen von dem Rieſengezelte Tſchingis-Chans, welches einſt den vierten Theil des Erdballes umſpannte, von Peking bis Nowgorod und vom weißen Meere bis an die Mündung des Ganges. Indeſſen ſaß Utballa mit der ganzen

*) Wiederverkörperung, Wiedergeburt.

Würde einer regierenden Kalmückenfürstin in dem reichgeschmückten Zelte, umringt von den Frauen der Saissans, die sie sklavisch bedienten, während hinter den Filzwänden ihres Palastes das Freudengeschrei des schmausenden Volks erscholl. Von der Zeit besserte sich die Lage Utballens in mancher Beziehung. Der alte Fürst hätschelte sie, umgab sie nach seinen Begriffen mit Pracht, und nahm ihr zu Liebe noch mehr europäische Gebräuche an. In seinen fürstlichen Zelten erschienen einige Stühle, Tische und Gabeln, die Unreinlichkeit verschwand, und mancherlei Einzelheiten russischer Wirthschaft traten an die Stelle der mongolischen Haushaltung. Doch gingen diese Veränderungen nicht über das Tischzeug und die Speisen hinaus.

Die Rückkehr Noyon-Charyng's brachte die ganze Ulus in Aufruhr. Als er erfahren hatte, daß sein Bruder die Tochter einer einfachen kalmückischen Edelfrau geheirathet, und noch dazu eine Halbrussin, die Anbeterin eines andern Gottes, kam er außer sich. Zwar verbietet nicht sowohl ein Gesetz, als die Sitte den Kalmücken, Frauen andern Glaubens zu heirathen; die religiöse Duldung geht in dieser Hinsicht so weit, daß die Kinder solcher Mischehen sogar die Religion der Mutter bekennen dürfen, in welchem Falle sie nur das Erbrecht verlieren. Man hat Beispiele, daß Kalmückenfürsten Mahomedanerinnen geheirathet. Allein dessen ungeachtet überschüttete Charyng in seinem rasenden Fanatismus Dschirgal, die Priester und alle ihm Nahestehenden mit Schmähungen, Flüchen und Drohungen; ja er wagte sogar die Aeußerung, daß er die Frau tödten würde, die, wie er sich ausdrückte, den alten Fürsten behext. Das Ende war, daß Charyng noch seltner ausging, und mit noch größerer Härte Alles verfolgte, was nicht den großen Schagkiamuni anbetete.

Die fromme Wuth und die unheilvollen Prophezeiungen Charyng's machten einen gewaltigen Eindruck auf

den leichtgläubigen Sinn des Volkes. Noch vor seiner Ankunft hat das glänzende Loos Uthallens ihr den geheimen Haß mehrerer Saissansfamilien zugezogen; jetzt aber wiederholten Alle einmüthig Charyng's Worte, daß die Heirath ihres Fürsten die Götter furchtbar erzürnt, und daß Schagkiamuni unbedingt die ganze Ulus der Macht Erlik-Chans, des Höllenkönigs, übergeben würde.

Der unverdiente Haß des Volkes beunruhigte Uthallen nicht: sie brachte die Tage allein in ihrem Zelte zu, sah nur ihre Dienerinnen, ihre alte Mutter, und wenn sie einmal der Zornblick aus den kleinen, schielenden Augen Charyng's traf, so wandte sie sich mit Entsetzen ab und eilte, sich in ihrem Asyl zu bergen.

Das erste Jahr verstrich ruhig, aber im zweiten begannen durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände die Weissagungen des jungen Noyon in Erfüllung zu gehen. Es trat ein äußerst strenger und langer Winter ein; die ältesten Leute erinnerten sich solcher Fröste nicht. Die unabsehbaren Steppen waren mit hohem Schnee bedeckt, es stöberte unaufhörlich, dichte Wolken umzogen den Himmel, und die Sonne war wie verschwunden; die Heerden irrten traurig im Schnee herum, vergebens nach Weide suchend. Die Kameele erfüllten die Wüste mit ihrem durchdringenden Geheul, und fielen an den Wohnungen ihrer Eigenthümer in solcher Menge, daß diese nicht einmal im Stande waren, die Ueberreste zu verzehren. Scharen von Hunden und Wölfen liefen aus der ganzen Welt zu diesem reichen Mahle herbei, und stritten ihre Beute den Raubvögeln ab, die auch in wolkendichten Schwärmen nach der Ulus geflogen kamen. Den Kalmücken sank der Muth. Viele hatten schon alle ihre Vorräthe aufgezehrt, alle Schafe und Pferde geschlachtet, und nagten jetzt blos die Knochen an ihrem erloschenen Herd. Gegen Ende des Winters nahm die Hungersnoth noch zu und stieg

aufs Aeußerste. Die Eltern verkauften ihre Kinder für einen Sack Mehl. Hager, ausgemergelt schlichen die Kalmücken wie Schatten in den Steppen und in der Nähe der Städte, Nahrung suchend, umher, und warfen sich mit Freuden auf jedes Aas. Nicht selten fand man im Schnee den Leichnam eines Kalmücken neben dem abgenagten Gerippe eines Hundes.

Da nahm das Murren im Volke einen gefährlichen Charakter an. Das abergläubische Gerede verbreitete sich immer mehr. Viele klagten Utballen laut der Hexerei an und den Fürsten eines gotteswidrigen Ehebündnisses. Zum Glück beschwichtigte das bloße Erscheinen Dschurgal's den aufgeregten Haufen; denn kein Leiden vermag die Ehrfurcht der Kalmücken vor ihrem Fürsten zu schwächen, die sie mit der Muttermilch eingesogen. Auch linderte der Frühling einigermaßen ihr Elend. Aber die ärmeren Familien konnten ihre verlorenen Heerden nicht wieder erlangen, noch die Ihrigen auferwecken, die den Hungertod gestorben. Außerdem unterließen die Gelongen nicht, auf Eingeben ihrer Aeltesten im Volke die sinnlosesten Gerüchte über die unschuldige Fürstin auszustreuen. So glomm denn, selbst nachdem alle Schrecken vorüber waren, der Haß gegen sie unter der Asche fort.

Unterdeß erlag Utballa den seltsamen Umgestaltungen ihres Schicksals, wie all den aufreibenden Seelenstürmen, und siechte immer mehr dem Grabe zu. Sie sah mit erlöschendem Blicke um sich her, und entschwang sich schon im Geiste den Ketten ihres Daseins.

II.

Wir sind in der Steppe. Weit und breit kein Baum, keine menschliche Wohnung, noch das Blauen ferner Berge. Ueberall die Einförmigkeit der Wüste. Nur

Wermuth wächst hie und da in dicken Sträuchen und der durch Wirbelwinde von den Ufern Kaspiens hergetriebene Sand hat sich haufenweise auf der unabsehbaren Fläche gelagert. Denkt Euch ein Meer, das im Augenblicke eines heftigen Sturmes plötzlich zu Stein geworden! Die Sandwogen erheben sich drohend, bereit beim ersten Windstoß aufzurauschen. Die Luft ist schwül. Der Himmel, wie die heiße Decke einer venezianischen Bleikammer, haucht Glut auf den Wanderer, selbst das Lüftchen, das vorbeistreicht, kann die stäubende, dürre Erde nicht erfrischen; nirgends ein Zeichen des Lebens. Kein Vogel schwingt sich in die Höhe, kein Schmetterling flattert im Grase — die vergilbten Stiele des Wermuths stehen unbeweglich. Allüberall todte Stille, die Natur ist wie in einen lethargischen Schlaf gefesselt.

Die Sonne neigte sich langsam gen Westen und ihre Strahlen schenkten nicht einmal einen Purpurstreif dieser bleiernen Himmelswölbung.

In der Ferne erschien eine Karavane. Zwanzig Kameele, mit Felleisen und Wasserfäßchen beladen oder blos gesattelt, schritten mühsam durch den tiefen Sand. Ihnen folgten zwei Kutschen, ebenfalls von Kameelen gezogen. Einige Kalmücken zu Pferde beschlossen den Zug; sie trieben die faulen Thiere an, die sich immer wieder in den Sand hinstreckten, an den Strängen zerrten und mit ihrem widerwärtigen Geheul den Eindruck der Wildniß noch erhöhten.

In der ersten Kutsche saßen zwei verschlafene Gestalten. An ihrer Tracht konnte man sie leicht als die Diener vornehmer Reisender erkennen. Folglich waren es ihre Herren, die in der zweiten fuhren. Der Eine, ein bejahrter Mann im Civilrock, mit einem Ordensband und türkischem Feß auf dem Haupte, lag ganz erschöpft von der Hitze, ohne irgend etwas zu beachten; nur von Zeit zu Zeit scheuchte er mit dem Tuche die Mücken weg, die den Wagen dicht umschwärmten. Der Andere

war ein junger Mann in Militairuniform, und ſchien munterer. Das weiße Mützchen lag ihm auf den Knieen, ſein Haar fiel ihm unordentlich über die breite Stirn. Er richtete ſich mehrmals auf und ſah neugierig nach allen Seiten; Alles mußte ihm ungewöhnlich und intereſſant vorkommen. Bei dieſer fortwährenden Bewegung ſeines Gefährten verlor der Aeltere endlich die Geduld und brach das Schweigen.

„Sage mir doch, mein Lieber, woran Du Dich ergötzeſt! drehſt Dich umher wie eine Magnetnadel — Du entdeckſt doch nicht etwa auch hier Naturſchönheiten!“ —

— „Wie! iſt dieſe grenzenloſe Weite nicht majeſtätiſch?“ fragte der junge Mann. „Betrachten Sie doch dieſe Sandwüſte, dieſen wolkenloſen Himmel und unſern Triumphzug! Können wir uns nicht einbilden, daß wir in Afrika ſind und mit der Karavane Harun-al-Raſchid's nach Mekka und Medina ziehen?“

„Poſſen, mein Lieber!“ rief der Aeltere. „Harun-al-Raſchid wurden Teppiche unter die Füße gebreitet von Bagdad bis nach Mekka — wir aber gehen hier im Sand unter, trotzdem daß wir zwei „Wüſtenſchiffe“ an unſern Wagen geſpannt — hol' ſie der Teufel! Zerreißen mir die Ohren mit ihrem Höllengeſchrei! — Vor zwei Jahren habe ich dieſe verfluchten Steppen die Kreuz und Quer durchſtreift. Uebrigens bedarf es einer gar zu lebhaften Einbildungskraft, um unſere Begleiter für kriegeriſche Beduinen zu nehmen, die ſowohl Räuber als Dichter ſind.“

— „Ei nun! es gab eine Zeit, wo die Kalmücken ihnen an Tapferkeit nicht nachſtanden. Jetzt iſt den Armen aus Mangel an kriegeriſcher Uebung in ihrem müßigen, ſtillen Leben der Muth geſunken. Aber ſehen Sie nur, wie ſtattlich z. B. dieſer Kalmück zu Pferde ſitzt!“

„Mir iſt eben eine Geſchichte eingefallen (ſagte der Andere nach einigem Schweigen), die man mir auf mei-

ner letzten Reise ins Astrachan'sche Gouvernement erzählt hat. Sie könnte Stoff zu einem ganzen Roman abgeben und veranlaßt wirklich zu glauben, daß die alte Charakterenergie dieses Volkes, besonders seiner Frauen, noch nicht ganz erloschen ist. Die Gattin eines Kalmückenfürsten stand in einem sehr vertrauten Verhältniß mit einem ihrer Unterthanen, einem jungen Saissan. Als der Fürst dies erfuhr, vertrieb er ihn aus der Ulus und fing an, seine Frau hart zu behandeln. Lange ertrug sie's, endlich verlor sie die Geduld und beschloß, sich von ihrem Joche zu befreien. Allein wagte sie kein solches Verbrechen; sie fand aber Mittel, ihren Geliebten heimlich zu sich kommen zu lassen, und forderte ihn auf, ihren Mann zu ermorden. Der Saissan weigerte sich lange; aber wahrscheinlich haben die Steppenschönheiten dieselbe Gewalt über ihre Anbeter, wie unsere Zauberinnen — er erfüllte zuletzt doch das Verlangen seiner Gebieterin. Die That wurde entdeckt, der Saissan kam ins Gefängniß. Nun denke Dir, welch ein wunderbarer Charakterzug von diesem jungen Manne! Er nahm alle Schuld auf sich und sprach die Fürstin vollkommen frei. Nahe an ein Jahr hielt man ihn in Haft, verhörte ihn unzählige Male, aber weder das Zureden seiner Verwandten, noch das Versprechen der Regierung, sein Loos zu erleichtern, vermochte ihn zum Geständniß zu bringen, daß die Frau des Ermordeten an seinem Verbrechen Theil gehabt. Ein offner Beweis gegen sie lag nicht vor, und so wurde der Saissan allein zur Zwangsarbeit verurtheilt. Kennst Du die Steppe zwischen Zarizino und Astrachan? Dort sind sehr wenig Dorfschaften und Reisenden begegnet man selten. Auf diesem Wege führten zehn Mann Wache den verurtheilten Kalmücken nach Sibirien. Eines Tages, als die Invaliden ganz erschöpft durch den tiefen Sand wateten, nähern sich einige Kalmücken zu Pferde und knüpften mit dem Gefangenen ein Gespräch an. Der

Anführer des Convoi wollte sie forttreiben, da aber die Kalmücken um die Erlaubniß baten, ihrem Freunde nur ein paar Abschiedsworte zu sagen, und ganz unbewaffnet schienen, so ließ er sie gewähren. Sie theilten dem Saissan mit, daß sie die Fürstin schickte, zu erfahren, ob man ihn nicht befreien könnte. „Schwerlich!“ antwortete der Verbrecher; „seht doch, ihrer sind zweimal so viel, ihre Gewehre sind geladen, und ich, ich kann in meinen Ketten kaum athmen.“ — „Wir haben auch Waffen, wir jagen die Wächter aus einander und brechen Deine Ketten ....“ — „Nein, Brüder, mit den Soldaten werdet Ihr nicht fertig; Ihr bringt Euch um, und auf mir lastet ohnehin schon Blutschuld.“ — „Aber, lieber Freund,“ sagten sie, „wie können wir Dich in ein fremdes Land ziehen lassen, zu ewigen Qualen! Wie sollen wir ohne Dich zur Fürstin zurückkehren!“ — „Sie sehe ich nicht wieder auf dieser Erde! Mich aber könnt Ihr befreien — schlagt mich todt!“ Die Kalmücken erschraken. „Was fällt Dir ein, Bruder! Wir Dich todtschlagen?“ — „Warum nicht, muß mir's denn nicht viel leichter sein, in der Heimat zu sterben, als in der Fremde vor Hunger und Durst umzukommen? Hier bin ich geboren, aufgewachsen, hier habe mit meinen Brüdern gelebt, hier werden sich meine Gebeine mit denen meiner Väter vermischen. Kameraden, wenn Ihr nicht meine Feinde seid, schlagt mich todt!“ — Sie weigerten sich und schützten vor, daß sie keine Feuerwaffe bei sich hätten. „Es ist nicht wahr, Brüder, mit bloßen Peitschen seid Ihr nicht hergekommen, mich zu befreien. Jedenfalls habt Ihr Messer — und dann seht, wie viele Steine hier umherliegen; nehmt den ersten, besten und werft ihn mir an den Kopf! Schagkiamuni wird Euch dafür belohnen!“ Das lebhafte Gespräch wurde dem Anführer des Convoi verdächtig und er befahl den Soldaten, die Kalmücken aus einander zu treiben. Aber der Saissan schrie immerfort: „Brüder, laßt mich nicht,

ſchlagt mich todt!“ Die Kalmücken waren ſchon ziemlich weit fortgeritten und ein paar verſchwanden hinter einer Anhöhe. Auf einmal ſprengte hinter demſelben Hügel ein junger, gewandter Reiter hervor; er war beſſer gekleidet, als die Andern, und ſchien aus der Umgebung der Fürſtin zu ſein. Ueber den Sattelbogen geneigt, flog er wie der Wind an den Wächtern vorbei und im vollen Galopp feuerte er eine Piſtole ab. Der Saiſſan fiel hin mit zerſchmettertem Schädel. „Greift ihn! greift ihn!“ rief der Offizier. Ja, das war zu ſpät. Nur der Staub wirbelte auf dem Wege. Der Mörder verſchwand ſpurlos, ſeine Gefährten hatten ſich entfernt. Kurz darauf ſtarb die Fürſtin; vor ihrem Tode hat ſie geſtanden, daß ſie jener Reiter geweſen ſei: aus Liebe und Dankbarkeit habe ſie ihren großmüthigen Geliebten getödtet.“

— „Und das wäre kein Mährchen?“ ſagte der junge Mann.

„Frage welchen Kalmücken Du willſt; ſie werden Dir's Alle erzählen. Es iſt noch gar nicht lange her. Schade, daß ich die Namen der Hauptperſonen vergeſſen; erdichten wollt' ich keine. — Aber es wäre Zeit, daß wir in der Ulus ankämen. He, Du!“ rief er dem auf dem Bock ſitzenden Kalmücken zu: „Mach' ſchnell, tata! tata!“

Die Peitſche knallte, die Kameele rührten ſich.

„Daß ich's nicht vergeſſe, mein Lieber,“ fuhr der redſelige Greis fort; „ich muß Dich warnen! . . . Halte Dein Herz mit beiden Händen feſt. Du wirſt heute ein Wunder ſehen, nämlich eine reizende und ſehr gebildete Kalmückin.“

— „Wie das! wer iſt ſie?“

„Die Frau des alten Fürſten, der uns eingeladen hat.“

— „Wann haben Sie ſie geſehen?“

„Ich ſagte Dir's ſchon, daß ich nicht zum erſten Mal die Kalmücken beſuche. Ich war höchſt verwun-

dert, ein allerliebstes europäisches Gesichtchen unter den breitnasigen Steppenschönheiten zu finden. Aber vollends wuchs mein Erstaunen, als die Nomadenfürstin sich mit mir in vortrefflichem Russisch unterhielt. Ich habe es bedauert, daß ich nicht länger als zwei Stunden in der Ulus blieb und ihr nicht die Cour machen konnte."

— „Hätten Sie doch wenigstens gefragt, durch welches Wunder sie zu einer solchen Bildung gelangt? Oder ist sie keine Kalmückin?"

„Man hat mir einen ganzen Roman von ihr erzählt; aber wahrhaftig, es ist mir Alles entfallen! Eine verwickelte Geschichte — der Vater war ein Russe, die Mutter eine Kalmückin, oder umgekehrt die Mutter eine Russ . . . halt . . . was ist Dir? Du wirst bleich! ist Dir schlimm? sage . . ."

— „Wie heißt sie?" . . .

„Laß sie doch! trinke nur kaltes Wasser. Da hast Du das Schöne von vierzig Grad Hitze!"

— „Es ist nichts, beunruhigen Sie sich nicht," versetzte der junge Mann, sich fassend. „Es ist vorüber. Sagen Sie mir um Himmels willen, wie heißt diese Fürstin?" . . . .

„Potztausend! was bist Du nur so erpicht darauf! Wer soll sich ihre kauderwelschen Namen merken! Heute wirst Du die schöne Steppenkönigin sehen, da mag sie Dir selbst ihren Namen sagen."

— „Werde sie sehen? . . . heute? . . ." sprach der junge Mann leise, und blickte mit verschränkten Armen in die Ferne. Er schwieg. Eine dunkle Erinnerung bewegte ihn.

Je weiter sie vorwärts kamen, wurde der Boden fester und ebener. Die Steppen grünten, hier und da ragten Tamariskenstauden, die mit ihren röthlichen, zur Erde gebückten Reisern kleine blühende Pyramiden bildeten. In der Ferne zeigten sich einige Salzseen. Eine Kruste, so dünn wie herbstliches Eis, überzog dieselben, und

ſpiegelte die Sonnenſtrahlen mit blendendem Lichtſpiel wieder, das aber die Augen ſehr angriff durch den zu raſchen Wechſel und den Glanz der Farben. An einigen Stellen, wo die Salzrinde nicht ganz das Waſſer bedeckte, ſchwamm eine Menge Schwäne, deren weißes Gefieder hell auf der Purpurfläche der Seen hervortrat. An den Ufern wuchs ſaftiges rothes Gras, und wo das Waſſer etwas ſüßer war, rauſchte hohes Schilf. Bald hörte man in der Entfernung Gebrüll und Hundebellen: zu beiden Seiten des Weges zogen unzählige Viehheerden. Mit dem Blöken der Schafe und Wiehern der wilden Roſſe vereinigte ſich das Geheul der Kameele, die gravitätiſch unter ihnen herſchritten und ihre langen, krummen Hälſe ausſtreckten. Einige halbnackte Kalmücken trieben die Heerden in die Nachtgehege.

Die Sonne ſank. Ein leiſer Wind erfriſchte die Luft. Unſere Reiſenden fuhren ſchweigend, und näherten ſich endlich der Orga, d. h. dem Hauptſitz eines der regierenden Kalmückenfürſten. An hundert Zelte ſtanden in regelmäſigem Kreiſe umher; in der Mitte erhoben ſich die Chorule (die Tempel) und die fürſtlichen Gezelte. In einigen Wohnungen waren die kleinen Thüren geöffnet, und man konnte die innen lodernden Feuer ſehen, um die alte Kalmücken ſaßen und rauchten. Der Dampf vom Herde wirbelte durch eine Oeffnung hinaus, die oben am Zelt angebracht war. Frauen und Männer gruppirten ſich an ihrer Schwelle, oder ſchweiften vor einer Wohnung zur andern. Nackte Kinder mit zerzauſten Haaren liefen herum, oder wälzten ſich im Graſe mit Hunden ſpielend. In der Nähe des fürſtlichen Palaſtes aber war weder Spiel noch Lärm. Die Kalmücken eilten hier mit Ehrerbietung vorüber. Nur die Gellongen in ihren rothen Röcken und runden Mützchen, die wie Präſentirteller ausſehen, gingen langſam auf und ab, ſich leiſe unterredend.

Die Equipagen kamen in die Orga. Neugierige

Haufen umringten sie, die fürstlichen Diener geriethen in Bewegung, und als die Fremden an der Wohnung des Herrschers vorfuhren und aus dem Wagen stiegen, trat ihnen Noyon-Dschirgal in Begleitung seines Bruders und mehrerer Gellongen an der Schwelle entgegen, drückte ihnen freundschaftlich die Hand und sagte: „Mendi! Mendi! (Willkommen!)“ Herr von Serkow, ein Beamter im Ministerium des Innern, stellte dem Fürsten durch einen Dolmetscher seinen jungen Gefährten vor, und folgte dem Wirthe in das Zelt, das zum Empfang der Gäste bestimmt war. Eine runde, ziemlich große Filzhütte, innerlich mit kostbaren Teppichen ausgeschlagen: über den Boden waren feine, gemusterte Bastmatten gebreitet; im Hintergrunde stand unter rothseidenem Vorhang ein Bett, zu beiden Seiten Kasten, einer über dem andern, ebenfalls mit Seidenstoff bedeckt. Links vom Bette auf einem Kasten in einer kleinen vergoldeten Pagode sah man eine menschliche Gestalt auf einem Thron sitzend, in goldgesticktem Kleide mit eckigem Mützchen. Das war ein Bild Budha's oder Schagkiamuni's, der höchsten Gottheit der Budhisten*). Um den Götzen, vor welchem tibetische wohlriechende Kerzen brannten, waren silberne Tassen mit Blumen, Speisen und Getränken aufgestellt, und über demselben hing ein grellgemaltes Portrait von Dalai-Lama, dem Oberpriester und Beherrscher Tibets. Von diesem Portrait bis an die Thür waren die Wände mit Flinten, Dolchen und Säbeln von reicher Fassung und sehr alterthümlicher Arbeit behängt. Bei den Kalmücken erben die Waffen vom Ahnen auf den Enkel fort, und an jede Scharte knüpft sich eine Ueberlieferung, die oft sogar bis in die Zeiten Tschingis-Chans zurückreicht.

Noyon-Dschirgal führte seine Gäste an den Ehren-

*) Schagkiamuni bedeutet „der Allerherrlichstvollendete.“ A. d. Ü.

platz, d. h. auf die Stufen vor dem Bette, die mit Teppichen und seidenen Kissen belegt waren, setzte sich neben sie und begann sie mit pomphaften Begrüßungen und Freundschaftsversicherungen zu überschütten, die der Dolmetscher, der russischen Sprache nicht besonders mächtig, ihnen in den lächerlichsten Ausdrücken wiedergab. Herr von Serkow, mit den Sitten dieser Mongolen ziemlich bekannt, erwiederte ähnliche Artigkeiten. Diese gegenseitigen Erklärungen unterbrach das Erscheinen der Pfeifen und des Thees. Den Gästen wurde ganz auf europäische Art zubereiteter Thee gereicht. Unterdeß brachten zwei Kalmücken einen hohen hölzernen Krug mit messingenem Henkel, leerten die Gefäße, die vor dem Götzenbilde standen, füllten sie mit frischem Getränk, spritzten etwas Thee zur Thür hinaus für den bösen Geist, und erst nachdem sie alle diese Ceremonien vollbracht, stellten sie die künstlich aus Baumrinde geschnitzten Tassen auf den niedrigen Tisch und gossen kalmückischen, mit Butter, Milch und Salz gekochten Thee hinein. Knieend reichten sie diesen Nektar Mittelasiens dem Fürsten, seinem Bruder und den Gellongen.

Herr von Serkow unterhielt sich mit Dschirgal über die Lage des Volkes, über Viehzucht und Aehnliches. Der junge Fremdling hob, so oft die Thüre knarrte, rasch das Haupt in die Höhe, da er aber nur unbekannte Physiognomien erblickte, die plattnasigen Unterthanen seines durchlauchtigen Wirthes, setzte er wieder seine längst erloschene Pfeife an die Lippen. Endlich stand Noyon-Dschirgal auf und lud die Gäste in ein anderes Zelt zum Abendessen.

— „Nun, Boris, streiche Dir das Haar zurecht," sagte Herr von Serkow halblaut: „jetzt werden wir der Fürstin vorgestellt."

Boris schien diesen Rath nicht zu hören. Sie näherten sich dem andern Zelt. Dieses war im Innern ganz

wie das erste eingerichtet und geschmückt, nur das Bett fehlte. Statt dessen stand in der Mitte ein langer Tisch, auf europäische Art gedeckt. Zwischen den Tellern ragte eine ganze Reihe Flaschen, an den Ecken brannten Kerzen in Bronzeleuchtern und um den Tisch standen Bänke und Stühle von grober Arbeit. Alles dies gewahrte Boris durch die geöffnete Thür, wie noch Dschirgal und seine Gesellschafter sich tief bückend über die Schwelle schritten. Als aber auch er in den Speisesaal eintrat, erscholl im Innern des Zeltes ein leiser Schrei und etwas stürzte zu Boden. Alle erschraken und drängten sich durcheinander; selbst der alte Fürst vergaß seine sonstige Würde und lief nach der Seite hin, wo er den Laut gehört.

Boris folgte der allgemeinen Bewegung .... vor ihm lag ein Weib mit dem Gesicht zur Erde. Ein blauer Rock umhüllte ihren Leib, zwei lange schwarze Zöpfe wanden sich wie Schlangen am Boden und daneben lag ein goldgesticktes Mützchen.

Die Gellongen hoben die Gattin des Fürsten auf. Ihre Augen waren erloschen, auf dem todtenbleichen Gesichte kein Zeichen des Lebens. Man trug die Fürstin hinaus, im Zelte blieben nur Serkow und Boris. Dieser starrte regungslos auf die Stelle, wo vor einem Augenblick die halbtodte Fürstin gelegen. Endlich seufzte er tief, fuhr auf wie aus einem Traum, griff mit der Hand in seine dichten Locken und sah sich rasch um. Aus einer dunkeln Ecke des Zeltes blitzten ihm zwei schwarze, funkelnde Augen, wie die eines Tigers, entgegen .... In diesem Momente trat Dschirgal mit seinem Gefolge wieder ein, entschuldigte sich wegen der plötzlichen Verwirrung, die das Unwohlsein seiner Frau verursacht, und bat die Gäste Platz zu nehmen. Der Wein wurde ohne alle gastronomische Verfeinerung eingeschenkt: Champagner schäumte in den Gläsern — Champagner, dieser ätherische Lieblingstrank der civili-

sirten Welt, war also bereits — o des Misbrauchs! — in die Zelte der Nomaden gedrungen, in die Adern der Enkel Kublai-Chans!

Bald vergaßen Alle die Fürstin. Alle — außer Boris und noch Einem.

Es war schon spät, als die Reisenden ermüdet in das ihnen zum Nachtlager bestimmte Zelt traten. Herr Serkow entkleidete sich gleich und ging zu Bette. Boris aber dachte nicht einmal an Schlaf. In seinem Kopfe schwirrte Alles durcheinander, sein gepreßtes Herz lechzte nach Kühlung, und fortwährend schwebten ihm zwei Bilder vor Augen: das blühende, frische Gesicht Urbalens — und das leidensvolle Antlitz der ohnmächtigen Fürstin.

Boris konnte nicht lange im Zelte bleiben; er eilte zur Thür hinaus, und fand sich plötzlich auf der Steppe. Hier warf er sich ins Gras, und jetzt erst kam er etwas zu sich und sammelte seine zerstreuten Gedanken.

Nichts beschwichtigt so sehr die Aufregung der Seele, als der Anblick der ruhigen, stillen Natur. Vor ihrer Hoheit erscheinen alle unsere Leidenschaften, Schmerzen und Aengste so gering, so kleinlich, daß der Mensch sich dieser, sich seiner selbst schämt. Der Nachthimmel hatte stets einen besondern Reiz für Jünglinge und Frauen. Boris betrachtete ihn überall mit Begeisterung: an den Ufern der Newa, wo der Silberstrahl des Mondes prächtig in den Spiegelwellen glänzt, die voll von umgekehrten Palästen und Säulengängen sind — oder an den Ufern des schwarzen Meeres, wo er die dunkle Wölbung über einer riesigen Kette von Bergen sah, deren Gipfel die Wolken stützen: nirgends aber ergriff ihn die unermeßliche Himmelsferne so gewaltig, wie hier, in den Steppen, auf dieser endlosen Ebene.

Gewöhnlich zeigt sich ein Hügel, ein Kirchthurm, ein Wald oder ein entferntes Dorf am Horizont, beengt den Gesichtskreis und faßt den Himmel in einen irdischen

Rahmen; auf der Steppe aber breitet er sich in voller Rundung aus, und nur ein gerader, kaum merklicher Dunststreif trennt die Erdwüste von der Himmelswüste.

Millionen Sterne brannten in jener dunkeln Höhe, andere entzündeten sich unaufhörlich und erloschen, wie alles Große und Schöne erlischt, nachdem sie in ihrem Falle eine lange Feuerlinie durch die schwüle Luft gezeichnet. Boris sah auf ihr spielendes Schimmern, und versenkte sich in die Vergangenheit, in die Erinnerung an drei Tage, die er einst „selig" genannt, an den schmerzlichen Abschied und seine Schnüre; er ging in Gedanken die fünf Jahre seines Lebens durch, die alle heißen Wünsche des neunzehnjährigen Jünglings umgewandelt.

Fünf Jahre im Leben eines jungen Mannes, der reich, von allen Vergnügungen des Luxus und der Gesellschaft umringt ist — und noch dazu in welcher Periode! Bei seinem Eintritt in die Welt, wo jeden Tag ein neues Ereigniß denkwürdig macht, wo jeder Ball einen neuen Wahn, und jede Parade bei Krassnoje-Selo neue Hoffnungen bringt! Man darf wohl sagen, solche fünf Jahre, das erste Lustrum seines Verkehrs mit der Welt, umfassen die Grundlage der ganzen Zukunft eines Mannes. Sie bestimmen seinen Charakter, bilden seine Begriffe, entwickeln seinen Geist oder lassen ihn in Unbedeutenheit versinken, der ihn dann Jahrzehente nicht entreißen. Und diese verhängnißvolle Zeit trat bei Boris zwischen den gegenwärtigen Moment und den Abschied von der Gespielin seiner Kindheit! Welche Erinnerungen konnten sich in einer Seele halten, in der ohne Unterlaß Leidenschaften wogten, sich verdrängten, sich verzehrten! Welche Liebe vermochte einen Kampf zu bestehen mit dem Ehrgeiz, der Freundschaft neuer Kameraden, mit den Dienstsorgen und der Gesellschaft! Ja, der Gesellschaft, dieser hunderttöpfigen Schlange, die durch ihre schimmernde Haut die unerfahrene Seele an

ſich lockt, ſie mit ihren Ringen umwindet und ſticht, in demſelben Augenblicke aber ſich wieder enthäutet, als neue Verführerin erſcheint und die Einbildungskraft in ein neues Labyrinth ſchnell vergänglicher Genüſſe reißt, um ihr dort allen Lebensſaft der Poeſie auszuſaugen und ſie ſtarr, todt unter den Menſchen zu laſſen!

Man muß indeſſen Boris nachrühmen, daß er ſeine Liebe nicht ſo leicht aufgab. Nach ſeiner Ankunft in Petersburg hatte er, ungeachtet ihn ſeine Dienſtgeſchäfte und eine Menge häuslicher Anſtalten bei der Verheirathung Sophiens in Anſpruch nahmen, Urballen mehrmals geſchrieben, mit Entzücken ihre Antworten geleſen, die von Trauer und zarter Anhänglichkeit erfüllt waren, und oft wiederholte er in ſeiner Seele das Gelübde, ſich mit ihr zu verbinden. Gleichgültig ſah er die blauen Augen der nordiſchen Schönheiten und ihre luftigen Taillen. Nach drei bis vier Briefen ſchwieg Urballa auf einmal ſtill, und alle feurigen Epiſteln Boris', ſowie die freundſchaftlichen Briefe Sophiens blieben unbeantwortet. Der junge Mann, wie junge Männer immer thun, war wüthend, fluchte dem weiblichen Treubruch und wollte ſogar eine Erzählung gegen die Frauen ſchreiben, wovon er aber höchſt vernünftiger Weiſe zurückkam, nachdem er in den Journalen einige elende Produkte in dieſem abgedroſchenen Genre geleſen. Er fing an nachzuſinnen, konnte ſich aber gar keinen Grund dieſes fortdauernden Schweigens denken. Endlich ſchrieb er an einen ſeiner Bekannten in der Stadt, wo Urballa lebte, und bat, ihn zu benachrichtigen, was aus dem Pachter und deſſen Tochter geworden. Da wurde ihm denn mitgetheilt, daß nach dem Tode des Vaters die Erben ſich des Vermogens bemächtigt, das Haus verkauft und die Waiſe an einen unbekannten Ort abgeführt hatten. Alle ſeine Bemühungen, Urballens Aufenthalt zu erfahren, blieben erfolglos. Lange hoffte er, noch irgend eine Kunde von ihr zu erhalten; umſonſt! Urballa war wie

im Meer versunken, und die Zeit schloß über sie ihre undurchdringlichen Wogen.

Jahre verflossen, der Jüngling mit den Rosenwangen und dem zarten Flaum am Kinn wurde ein interessanter, blasser junger Mann mit gedrehtem Schnurrbärtchen, frisirtem Haar und einer bei den alljährlichen Manoeuvres verbrannten Stirn. Auch an Geist zum Manne geworden, trat er aus dem Kreise der Schmetterlinge, die blos der Gegenwart leben. Nach dem ersten Rausche entzog sich Boris den immerwährenden Festlichkeiten, dem sorgenvollen Müssiggang der Gesellschaft und gab sich ernsten Beschäftigungen hin, um mit der Zeit ein würdiger Sohn des Vaterlandes zu werden. Er geberdete sich nicht als Misanthrop, schrie nicht, an der Schwelle des Lebens stehend, daß er lebensſatt, enttäuscht sei, daß er nicht an die Ehrlichkeit der Männer glaube, weil sein Kamerad sich auf Urlaub entfernt, ohne ihm eine Spielschuld bezahlt zu haben, noch an weibliche Tugend, weil, nach einigen Actricen, französischen Putzmacherinnen und russischen Soubretten zu schließen, es offenbar keine in der Welt gebe. Er betrachtete die Welt und die Menschen wie ein Wandrer, der in ein fremdes Land getreten, war freundlich gegen Alle, mit Keinem vertraut, jagte nicht nach rauschenden Vergnügungen, unterhielt sich gern mit den genialen Erzeugnissen der Feder, des Pinsels und des Tones, und schritt sacht über die Stufen des Lebens, ohne Furcht in die Zukunft, ohne Reue in die Vergangenheit blickend.

Nach Verlauf von vier Jahren war die feurige Liebe zu Uthallen in dem Herzen des jungen Mannes fast gänzlich verwischt. Er erinnerte sich ihrer nur mit Vergnügen und im Gespräch mit seiner Schwester versetzte er sich gern in die Tage seiner Kindheit, in jene Zeit, wo er nach seiner Rückkehr ins Elternhaus sich so innig mit der liebreizenden Wilden befreundet hatte. Aber diese Erinnerungen weckten keine Betrübniß mehr

in ihm. Nur ſelten, wenn die Töne einer bezaubernden Muſik ſein Selbſtbewußtſein in Schlummer wiegten und ſeine Nerven aufreizten, oder in einer lauen Sommernacht, wenn der Vollmond im Kryſtall der Newa badete, und Boris in einem Kahne zwiſchen den granitnen Ufern hinglitt, tauchte ein verlornes Gefühl im Herzen des jungen Mannes auf. Zwei ſchwarze Augen erglühten in der Luft, näherten ſich ihm, entſchwebten dann in die Ferne, winkten ihn trauernd zu ſich, und um ſie herum geſtaltete ſich aus dem nächtlichen Dunſt ein wohlbekanntes Bild. Ja, dann regte ſich von Neuem etwas wie Liebe in ſeiner Bruſt, die Seele ſchmolz ihm in Sehnſucht, bebte wie beim erſten Kuß und ſeine Lippen hauchten Urballens Namen .... Aber der Kahn ſtieß ans Ufer, die Täuſchung ſchwand, und mit einem leiſen Seufzer kehrte Boris ins praktiſche Leben zurück.

Unterdeß entbrannte der Krieg; die ſtattlichen Regimenter rückten aus Petersburg, die Boulevards und Schauſpielhäuſer verödeten, die Kirchen füllten ſich mit andächtigen Beterinnen: Mütter, Schweſtern, Gattinnen, Bräute drängten ſich vor den Bildern der Schutzheiligen; in peinlicher Ungewißheit ſchlich die Zeit den Verlaſſenen langſam hin, die Bälle verſtummten und der „Invalide“ nahm den Ehrenplatz in den Boudoirs der Damen ein. Welches Entzücken aber, wieviel Freudenthränen, wieviel Liebeslächeln empfing dafür die Helden, als ſie zurückkehrten, von Pulver beräuchert, blutbegoſſen, und unter dem Schatten der eroberten Fahnen in die Reſidenz einrückten! Wie ſchön auch ein funkelneuer Militairſtaat und goldige Epaulettes ſein mögen, aber der Lorber im Haare giebt einem jungen Manne doch ungleich mehr Reiz in den Augen des Weibes. Unter den ſiegreichen Scharen kam auch Sneſhin zurück, den Arm in der Binde, den Wladimirorden an der Bruſt. Ihn erwartete keine einzige Schöne, kein bräutlich Lächeln begrüßte ihn; die meiſten kannten Boris nicht einmal,

da er auf Bällen nur die Rolle des Zuschauers gespielt. Aber ihn empfingen die Arme der Mutter und ihre Freudenthränen benetzten das Haupt des jungen Kriegers.

Als der erste Sturm der Freude, der Fragen und Erzählungen vorüber war, fühlte Boris, daß er für die Heilung seiner Wunde sorgen müßte. Einen ganzen Winter versahen ihn die Aerzte mit schönen Rathschlägen und lateinischen Recepten, aber alles dies verschaffte ihm keine Besserung, und er beschloß, im Frühjahr die Heilquellen des Kaukasus zu besuchen. Ein weitläufiger Verwandter von ihm, der Staatsrath von Serkow, hatte auch im Frühling das Astrachan'sche Gouvernement zu bereisen, um sich von der Lage des Kalmückenvolkes zu unterrichten, welches durch die Hungersnoth und Strenge des letzten Winters so fürchterlich gelitten. Sie verabredeten mit einander die Beschwernisse der weiten und keineswegs interessanten Reise zu theilen. Serkow war ein heiterer, kluger, gebildeter Mann, und um dessen Gesellschaft zu genießen, scheute sich Sneshin nicht, mit ihm einen Umweg von einigen hundert Werften durch die Astrachan'schen Steppen zu machen.

Sobald es möglich wurde, verließen sie den Norden, in dessen Sümpfen sie durch eine besondere Gnade Gottes nicht ertranken, eilten nach dem Süden und fanden sich auf einmal in der russischen Mongolei, wo, wie ich schon sagte, Boris im Grase lag, hart an der Grenze Asiens.

Die Morgendämmerung zog ihn aus seinen Träumereien. Er ging nach der Orda zurück. Das Volk war schon wach, aber in den fürstlichen Gezelten herrschte Stille, dort schienen noch Alle zu schlafen. Sneshin warf sich unausgekleidet auf sein Bett.

Bald kam Alles in Bewegung; man eilte das Fest des Sommeranfangs zu begehen. Die Zelte wurden mit Reisern geziert, die man eigens deshalb etliche zwanzig Werste weit hergeschafft, die Pfade mit grünem Gras bestreut; die schönsten Reiser, mit Feldblumen umwunden,

schmückten die Wohnung des Fürsten und die Tempel. Männer und Weiber zogen ihre Feiertagskleider an; sie tragen sich fast gleich: weite Pluderhosen, lange, meist blaue Kaftans, und auf dem Kopfe die viereckige, gelbe Mütze, den Ulanenhüten ähnlich, mit Pelz oder einem weichen Roßfell verbrämt und mit einer rothen Quaste, die beinahe den ganzen Obertheil des Mützchens bedeckt. Die Frauen unterscheiden sich nur durch zwei, in ein schwarzes Band genähte Zöpfe, die ihnen zu beiden Seiten des Kopfes herabhängen. Das Haar der Männer ist entweder nach hinten geflochten oder abgeschnitten.

Als Herr von Serkow frühmorgens erwachte, wunderte er sich über die Blässe und das trübe Aussehen seines jungen Freundes. Er war an ihm stets eine gleich heitere Stimmung gewohnt, und jetzt saß Boris finster und antwortete kaum auf alle Fragen.

„Was fehlt Dir, mein Lieber? Gestern wurdest Du unterwegs bleich, wie die Wand, und heute abermals kein Blutstropfen im Gesichte! Du bist doch nicht krank?"

— „Nein . . . ja . . . freilich, etwas unwohl," erwiederte Boris stotternd. „Meine Wunde schmerzt mich."

„Mußt so schnell als möglich nach dem Kaukasus. Unterdeß geh' heute nicht zum Fürsten; ich werde Dich entschuldigen." . . . .

— „Nein! nein!" rief Boris, sich rasch erhebend. „Ich will, ich muß sie sehen . . . ."

„Wen denn?"

— „Die Ceremonien ihres Gottesdienstes."

„Was hast Du nur auf einmal für eine Leidenschaft zum Lamaismus? . . . . Nun, meinetwegen komm."

Sie traten aus ihrem Zelt. Die Gellongen trompeteten durch Röhre und Seemuscheln, das Volk zum Gebete rufend. Diese Töne erschütterten die Luft und übertäubten die Stimmen der Kalmücken, welche sich um-

die Tempel drängten. Herr von Serkow und Sneshin traten in den Hauptchorul.

Die Wände dieses Zeltes waren mit kostbaren Stoffen bedeckt und rings herum hingen frazenhafte Abbildungen von Göttern mit blauen, rothen und vergoldeten Gesichtern; einige dieser Herren auf der buntgestrichenen Leinwand saßen würdevoll mit untergeschlagenen Beinen, Andere krümmten sich in einer Flamme, wieder Andere streckten hundert Arme aus. Unter dem Bilde Schagkiamuni's oder Buddha's stand auf seidenbedecktem Tische ein goldener Dalai-Lama in einer Pagode; davor wohlriechende Kerzen, mancherlei seltsames Spielzeug aus Bändern und Läppchen, außerdem Silberblumen und Feldblüten, Tassen mit Waizen, Olivenöl und Wasser. Vom eigentlichen Altar bis an die Thüre des Tempels saßen in zwei Reihen zwanzig Gellongen auf gestickten Kissen in rothen Kleidern mit gelber Binde um die Schulter, das Haupt rasirt und die Arme bis an die Achsel entblößt. Die Einen hatten messingene Teller und Glöckchen vor sich, die Andern Flöten, welche aus den Knochen ihrer einst gefallenen Helden gearbeitet und mit Silber verziert waren. Diese Flöten werden von dem Volke wie ein Heiligthum verehrt. Die Gellongen in den Ecken hielten in der linken Hand große Schellentrommeln an Stäben empor, in der rechten Ruthen mit Eisenspitzen. Zu beiden Seiten des Altars saßen vier Männer, und neben ihnen lagen auf hölzernem Gestell messingene Trompeten von drei Ellen Länge mit silbernen Reifen. Es herrschte allgemeine Stille; die Gellongen schüttelten sich von einer Seite zur andern, lasen Gebete in tibetischer Sprache und begleiteten sie mit den seltsamsten Bewegungen. Nach und nach aber erhöhten sie ihre Stimme und fingen an sich im Takte mit den Instrumenten zu begleiten, erst leise, dann immer lauter und lauter — zuletzt dröhnten die Trommeln, schmetterten die Trompeten und dazwischen klan-

gen die Schellen, die Flöten pipten in den verschiedenartigsten Tönen, es gab eine solche Höllenharmonie, daß unsere Fremden sich an die Ohren griffen und nur der Anstand sie im Tempel zurückhielt. Die Stimmen und Instrumente schwiegen einen Augenblick, bald jedoch erschollen sie wieder vom crescendo bis zum betäubenden tutti. Aber trotz dieses Heulens und Schmetterns, trotz des völligen Mangels an Harmonie, trotz der seltsamen Bewegungen und der uns wild klingenden Melodien der Gellongen flößten ihre würdevollen Mienen eine gewisse Ehrfurcht ein.

Dieser Gottesdienst währte länger als eine Stunde. Nach Beendigung desselben trat Noyon-Dschirgal, der mit seinem Bruder und den vornehmen Saissans auf der Seite gestanden, zu den Gästen und lud sie zu sich ein. Auch er war festlich gekleidet: über den gewirkten Archaluk mit Perlenknöpfen trug er einen blauseidenen Rock mit geschlitzten, über die Schulter zurückgeworfenen Aermeln, nach Art der polnischen Kontuschs. An beiden Kleidern waren reiche Goldborten. Dschirgal hielt die ganze Zeit ein goldgesticktes, zobelverbrämtes Mützchen in der Hand, das er gleich nach seinem Austritt aus dem Tempel aufsetzte. Auch sein Bruder und die Saissans hatten kostbare Gewänder an. Viele trugen große Perlengehänge in den Ohren und im Gürtel prächtige, damascirte Messer. Nach dem Gottesdienst folgten Einige den Fürsten, die Andern zerstreuten sich in der Ulus. Jetzt ging das Bewirthen mit Thee und Pfeifen an, und erst zu Mittag versammelten sich Alle in dem Zelte, welches den Speisesaal abgab.

Dem jungen Sneshin bebte das Herz, als er sich der Thüre dieses Zeltes näherte. Den ganzen Morgen hatte er auf verschiedene Mittel gesonnen, wie er die Fürstin sehen oder sich wenigstens nach ihr erkundigen könnte; aber er wagte nichts, da er die Sitten des Volkes nicht kannte und Verdacht zu erregen fürchtete. Wird er sie

hier finden? .... Die Thüre ging auf — derselbe Tisch wie gestern Abends mit Gedecken und Flaschen; an der Wand lehnte Utballa, reich gekleidet, und zitterte am ganzen Leibe, als erwartete sie eine übernatürliche Erscheinung. Boris trat ein — hohe Röthe übergoß ihr Gesicht; sie vermochte kaum den Gruß der Gäste zu erwiedern.

Man setzte sich zu Tische — die Gäste zu der einen, und die Fürstin zur andern Seite Noyon-Dschirgal's. Charzyg nahm an einer Ecke der Tafel Platz. Der Fürst sagte einige Worte seiner Frau und sie knüpfte ein Gespräch mit Herrn von Serkow an; ihre Stimme bebte, aber sie drückte sich sehr geläufig russisch aus. So lange die endlose Mahlzeit dauerte, konnte Boris Utballen kein einzig Wort zuflüstern und mischte sich selten ins Gespräch, aber was sagten sie nicht einander mit ihren Blicken! Die Fürstin wechselte unaufhörlich die Farbe: das Blut strömte ihr bald in Feuerwellen durch den ganzen Körper, bald drängte es sich im Herzen zusammen — und dann erblaßten ihre Wangen, ihre Brust hob sich fürchterlich und einige Male wollten ihr die Thränen aus den Augen stürzen.

Nach dem Essen begaben sich Alle trotz der Mittagshitze ins Freie, um die Volksspiele anzusehen.

Auf einer kleinen Anhöhe, unter einer hierzu angebrachten Decke ließ sich Dschirgal mit den Gästen, der Fürstin und einigen vornehmen Saissansfrauen nieder.

Die Spiele begannen. Männer und selbst Knaben fingen wilde Pferde aus dem zusammengetriebenen Tabun*). Sie hingen sich ihnen in die Mähnen und schwangen sich vogelleicht auf sie. Das wilde Thier sucht wüthend sich vom kecken Reiter zu befreien, schlägt aus, bäumt sich, will ihn mit den Zähnen verwunden, jagt im Sturm mit ihm über die Ebene, streckt

*) Roßherde.

sich blitzschnell zur Erde, springt wieder auf und fliegt von Neuem dahin. Der Kalmück aber sitzt wie angewachsen auf dem Rücken des Renners, bis das ermattete, schaumbedeckte Roß sich vom ihm bändigen läßt.

Aus dem Haufen traten zwei Ringer, fast nackt. Ihre mit Fett bestrichenen Körper glänzten in der Sonne. Lange maßen sie sich mit den Blicken, endlich griffen sie einander an. Ihre athletischen Muskeln spannten sich, die Augen traten vor. Sie liefen einige Male herum, umfaßten und beugten einander, fielen hin, rangen auf dem Boden liegend, und rafften sich wieder auf, ohne den Gegner aus den Armen zu lassen. Nach langem Kampfe siegte der Eine; er warf den Andern zur Erde und setzte das Knie auf dessen Schulter, unter dem Freudengeschrei des Volkes: aber er vermochte mit keinerlei Anstrengung den Ueberwundenen auf den Rücken zu legen — was allein für einen vollständigen Sieg gilt.

Darauf schoß man nach dem Ziele, trieb die keckſten Streiche und trank Branntwein aus kleinen Fässern, die im Namen des Fürsten herbeigerollt wurden.

Boris suchte inzwischen unabläſſig die Gelegenheit wahrzunehmen, in einem Augenblicke, wo Herr von Serkow und der von ihm unzertrennliche Dolmetsch im Gespräch mit dem Fürsten begriffen wären, sich Utballen zu nähern. Er fürchtete von Jemanden belauscht zu werden. Doch nun kamen sie einander nahe — noch ein Schritt, und er befand sich an ihrer Seite.

— „Utballa!" sagte er rasch und leise: „Utballa, biſt Du es? Wie kommſt Du hierher? Biſt Du wirklich die Frau dieſes Kalmücken? Um Himmels willen rede, erkläre mir . . . ."

„Liebſt Du mich noch?" erwiederte auf alle dieſe Fragen Utballa im leidenschaftlichſten Tone.

— „Kannſt Du zweifeln? . . . . Aber antworte mir, ſprich, welches Schickſal verſchlug Dich hierher? Iſt's lange ſchon?"

„Ach, wie soll ich es Dir sagen, was ich in diesen Jahren gelitten — wie qualvoll mein Leben war! aber .... ich fürchte .... ich bin so aufgeregt .... ich darf hier nicht lange mit Dir sprechen! ....“

— „Wann also? wann sehe ich Dich ohne Zeugen? Utballa, Du schwurst mir Dein ganzes Leben zu weihen — jetzt bettle ich um ein paar Stunden bei Dir, wie um ein Almosen! ....“

„Mein Gott! wo den Ort, die Gelegenheit finden .... mir brennt der Kopf! .... (Utballa schob ihr goldenes Mützchen zurück und legte die Hand an die Stirn, dann blickte sie auf einmal rasch in die Umgegend der Ulus.) Siehst Du dort weit in der Steppe den kleinen See, mit Schilf bewachsen? .... Wenn Alles still wird, komme ich hin.“

Sie trat auf die Seite und sprach mit einer der Frauen. Die Spiele dauerten bis spät nach Sonnenuntergang. Betrunkene Haufen lärmten unaufhörlich um die vor den Wohnungen angezündeten Feuer. Es bildeten sich eine Menge Zirkel, die sich mit Schach und Karten beschäftigten. Die Leidenschaft zum Spiele ist bei diesem müßigen Volke so tief eingewurzelt, daß der Kalmück nicht selten, nachdem er sein Vieh, seine Wohnung und seine ganze Habe im Spiel verloren, sich selbst auf eine bestimmte Reihe von Jahren verspielt. Seiner Freiheit quitt, leistet er gehorsam seinem glücklichen Spielkameraden alle Dienste, und was ihm sonst jener auferlegt.

Boris zählte die Minuten mit seinen Herzschlägen. Er hätte Alles in der Welt hingegeben, um nur so bald als möglich Stille zu verbreiten — Stille, das Signal der Zusammenkunft! Aber das Volk lärmte, muntere Lieder erschütterten die Luft, die Feuer brannten immer heller: er gerieth außer sich! Nach fünfjähriger Trennung sich zehn Schritte von einem geliebten Weibe zu befinden, und ihr nicht nahen dürfen — ist dies

nicht eine Marter, des Höllenfürsten selbst, Erlik-Chans, würdig? ... Boris war nicht im Stande, so lange zu warten, bis die Kalmücken still würden, und eilte an den bestimmten Ort.

Utballa war noch nicht da. Er ging lange am Ufer des einsamen Sees umher. Hier schwieg Alles; nur der Wind rauschte im Schilf und von weitem hallte dumpf das Reden, Lachen und Singen der Schmausenden herüber. Boris schien es jeden Augenblick, als hörte er Schritte und eine bekannte Stimme, er blieb stehen, horchte auf jeden Laut und starrte in die dunkle Ferne. Bald war es eine wilde Ente, die mit klagendem Schrei aus dem Grase aufgeflogen, bald strich eine Möve über die Flut .... Er dachte mit Schrecken, daß Utballen Jemand gesehen und zurückgehalten haben könne, daß sie nicht kommen würde ....

Aber er liebte sie ja nicht mehr? werdet Ihr mir sagen. Die Zeit hatte ja dieses Gefühl aus seinem Herzen verwischt? — Ganz recht; vor drei Tagen hatte Boris keinen Gedanken an Utballen: doch jetzt ... Nun, Ihr wißt ja, wie die Männer sind! Ihre Liebe gleicht bisweilen einem Vulkan. Ein halbes Jahrhundert bedeckt kalte Asche den erloschenen Krater; die Bewohner des Thals vergessen alle Gefahr, lassen sich am Fuße des Berges nieder, pflanzen Weinstöcke und Gärten an; schon prangen blühende Felder da, wo früher heiße Lavaströme sich ergossen; kein Mensch denkt mehr an den Vulkan, und die Kinder seiner früheren Opfer zeigen lachend auf den ruhigen Krater und sagen: „hier hat die ganze Hölle gebrannt!" — Aber sehr oft ist diese Hölle nicht verschwunden, sondern nur eingeschlummert, oft erwacht sie in dem Augenblicke, wo sich Niemand von ihr träumen läßt, erschüttert die Erde noch heftiger denn zuvor, flammt noch heller auf und überströmt mit neuer Lava Diejenigen, die so bedachtlos sich dem schlummernden Vulkan anvertraut. So glomm die Liebe in dem

Herzen unſers Sneſhin; die Zeit hatte ſie nur eingeſchläfert, aber nicht vernichtet, und jetzt erwachte ſie auf einmal aus dieſem lethargiſchen Zuſtand mit erneuter Kraft. Es war nicht mehr die ſchüchterne Liebe eines Jünglings, der ſeine ganze Seligkeit in einen Kuß ſetzt — es war eine hochbrauſende Leidenſchaft im Buſen eines Mannes, der viel erfahren, noch mehr begriffen hatte, und ſich zur Loſung gewählt: „Alles oder Nichts!“

Müde von Erwartung ſtreckte ſich Boris ins Gras; viele Gedanken bewegten ſeine Seele. Da erſcholl in der Nähe ein leiſes Geräuſch; er ſprang auf, und Utballa ſank zitternd, athemlos an ſeine Bruſt. Nach einigen Minuten warf ſie den Mantel ab, in welchen ſie ſich vom Kopf bis zu den Füßen eingemummt, und erſchien vor ihrem trauten Boris nicht als Fürſtin in goldgeſticktem Gewande, ſondern als ſeine frühere Jugendfreundin, als die Utballa aus dem Salon der Sneſhins, in derſelben Geſtalt, in welcher ſie am Abend vor ihrer Trennung in ſeinen Armen geweint. Sie trug daſſelbe ſchwarze Kleid (dies hatte ſie unter ihren Sachen gefunden und es wie ein Kleinod bewahrt); nur ihre Zöpfe, in ſeidenem Futteral, erinnerten an die Bewohnerin der Steppen. — Beide ließen ſich auf das ſandige Ufer nieder. Ihre Antworten unterbrachen ſie oft durch Fragen, und ihre gegenſeitigen Mittheilungen über das Vergangene durch flammende Betheuerungen.

— „Ich hatte lange auf eine Nachricht von Dir gewartet,“ ſagte Boris, „ich ſchrieb meinen Bekannten, fragte allenthalben ... umſonſt! Zuletzt begrub ich Dich in meinem Herzen .... und Du, Du haſt dieſen Fürſten geheirathet!“

„Boris!“ rief Utballa bittend, „Boris, mache mir keine Vorwürfe! Ich erlag der Gewalt — freiwillig hätte ich mich niemals, hätte ich Keinem mich hingegeben! Ich liebte Dich allein, meine Seele gehörte

nur Dir — doch konnte ich diesem wilden Haufen widerstehen! Bedaure mich, aber klage die Unglückliche nicht an!"

— „Giebt es denn keine Mittel, dieses verhaßte Band zu zerreißen? Was ist denn das für eine Ehe! Dich, die Christin, haben Heiden mit einem Heiden vermählt, und das gewaltsam! .... Du bist frei, Utballa ... Ich nehme Dich mit mir. Du kannst hier nicht bleiben, Du mußt die Meine sein!"

„O, führe mich zu Deiner Mutter, zu Deiner Schwester!" rief sie im ersten Ausbruch der Freude. Dann hielt sie inne, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen. „Aber Dein Weib sein? Kann ich das? Wo werde ich mich mit Dir zeigen dürfen?"

— „Die mein Herz die Meinige nennt, darf sich mein nennen vor den Augen der ganzen Welt!"

„Sie werden nicht blos mich, sondern auch Dich mit mir verwerfen! Bedenke, mein Theurer, wie sie in den Städten mich meiner Abkunft wegen verachtet haben — und damals war ich reich! Jetzt habe ich nichts und das Schicksal hat mich noch mehr gebrandmarkt."

— „Unser Glück ist in uns selbst," entgegnete Boris.

„Ich werde wohl all mein Glück an Deinem Herzen finden, aber Du kannst und darfst Dich nicht auf mich allein beschränken. Wie willst Du nun in Deinem glänzenden Kreise mit der verwilderten Frau erscheinen? Wie willst Du das entlaufene Kalmückenweib Deine Gattin nennen? (Sie fuhr zusammen.) Nein! Nein! das ist unmöglich!"

— „Falsche Scham! Die sollte unsere Seligkeit trüben?"

„Ich werde den Moment nicht überleben," fuhr Utballa fort, „wo ich in Deinen Augen Reue lesen, wo ich fühlen werde, daß ich Dich um ein schöneres Loos gebracht!"

— „Nimmermehr!"

„Das denkst Du jetzt, gute Seele! Ich weiß, daß Du mir's nicht vorhalten, daß Du Alles in Dich verschließen wirst: aber glaube mir, die leiseste Kälte wird Dir mein Herz abfühlen .... ich werde Alles errathen ...“

— „Nein, nimmermehr!“ wiederholte Boris. „Was sind das nur für Gedanken! Und ist jetzt die Zeit, davon zu sprechen?“

„Diese Gedanken stiegen nicht erst jetzt in mir auf. Ich habe mich mehr als einmal gefragt, was wohl aus uns würde, wenn es mir gelänge zu entkommen und mich mit Dir zu vereinigen. Mein Herz bebte vor Freude, aber mein Verstand sagte: Ihr werdet beide zu Grunde gehen! — So laß mich allein verderben!“

— „Nein Utballa!“ sagte Boris entschieden. „Soll es sein — nun denn, besser vereint untergehen, als allein ein elend Leben hinschlepren! Rede mir nicht von Hindernissen, noch von Ahnungen. Wo der Mensch der Stimme seines Herzens folgt, da kann es keine Hindernisse geben! Du fährst mit mir!“

„Um Dich unglücklich zu machen, Boris! ... Ueberlaß mich meinem Schicksal, es hat sich meiner schon erbarmt: siehst Du, wie eingefallen meine Wangen sind, welch ein dunkler Rand um meine Augen! Neulich verkündete mir eine Wahrsagerin, daß ich bald sterben würde. Laß mich.“ ....

— „Du fährst mit mir,“ sprach Boris — „oder wirst hier bleiben, wenn Du nicht fühlst, wie ich!“

Mit diesen Worten ließ er sie aus seinen Armen los und stand auf.

„Was sagtest Du?“ rief Utballa, ihm zu Füßen sinkend und seine Kniee küssend. „Nimm mich, nimm mich mit Dir! Führe mich, wohin Du willst, mache mich zu Deiner Sclavin, wenn ich nicht werth bin, Dein Weib zu sein! O stets, in jedem Loose werde ich Dich segnen!“

Boris hob sie auf, überhäufte sie mit Liebkosungen,

und in süßer Trunkenheit vergaßen sie den Flug der Zeit. Die Morgendämmerung brachte sie zur Besinnung. Die Sterne erloschen und am Himmelsrande erglomm ein rosiger Streif.

— „Wir müssen uns trennen," bemerkte endlich Boris: „und noch haben wir nicht die Mittel zur Flucht verabredet! Kannst Du morgen mit Einbruch der Nacht hier sein?"

„Nur der Tod hält mich zurück."

— „So leb wohl bis morgen. Wie hell es ist! ich fürchte, daß man uns hier bemerkt."

„Unter diesem Mantel wird Niemand die Fürstin erkennen; zudem sind jetzt Alle berauscht .... Leb wohl. Leb wohl!"

Sie schieden. Utballa flog wie der Wind nach der Orga zu und entschwand bald den Blicken Boris im Morgennebel.

„Oho, Verehrtester!" sagte Herr von Serkow zu dem Heimkehrenden; „ich werde Deiner Mutter keinen günstigen Bericht erstatten können. Schon die zweite Nacht schweifst Du, der Himmel weiß wo umher, und kommst in der Dämmerung zurück. Am Ende hat irgend eine mongolische Venus Dein Herz bestrickt?"

— „Dummes Zeug!" antwortete Boris heftig. „Ich konnte nicht schlafen, es war mir hier zu schwül — da sah ich die Spiele des wilden Haufens an, der die ganze Nacht geschmauft hat."

„Mag sein, Bruder; sieh, so viel Du willst, auf Anderer Spiel, nur treibe Du keines. Nun höre, morgen fahren wir?"

— „Ja, aber nach verschiedenen Seiten."

„Wie das? wo willst Du denn hin?"

— „Ich fahre direct nach dem Kaukasus, muß eilen."

„Hast es also satt, auf den Wüstenschiffen zu segeln? Gewiß, es ist interessanter in arabischen Erzählungen,

als in der Wirklichkeit: aber gleichwohl ..... warum haſt Du mir das nicht früher geſagt?"

— „Ich bin erſt jetzt zu dem Entſchluſſe gekommen. Auch macht ſich's ja ſehr leicht, da ich meinen Wagen hier habe. Wir nehmen einſtweilen Abſchied bis auf frohes Wiederſehen im Kaukaſus!"

„Ich will Dich nicht zurückhalten. Es thut mir leid, daß wir uns trennen, doch ſei's drum, auf Wiederſehen! Ich fahre morgen früh. Aber weißt Du, mir hat der Fürſt geſagt, daß am morgenden Tage ſein ganzer Haufe von hier wegzieht, um ſich dreißig Werſte weiter niederzulaſſen. Wärſt Du nicht etwa neugierig, die Ueberſiedelung der Horde anzuſehen?"

— „Es muß höchſt intereſſant ſein. Aber der alte Noyon fährt mit Ihnen?"

„Ja, er will mit mir die ganze Ulus bereiſen, die auf dreißig Werſte hin zerſtreut iſt. Wir bleiben zehn Tage beiſammen."

Boris konnte ſich bei dieſer für ſein Vorhaben ſo günſtigen Nachricht eines Freudenlächelns nicht enthalten. Gegen Abend waren ſeine Sachen ſchon eingepackt.

Noyon-Dſchirgal, der ſich zur Reiſe vorbereitete, war mit mancherlei Anordnungen beſchäftigt, ertheilte Befehle und traf die Wahl ſeines Gefolges.

Nachdem Alle ſich gleichzeitig zur Ruhe begeben, eilte Boris an den Zuſammenkunftsort. Auch Utballa ſäumte nicht. Nun verabredeten ſie die Bewerkſtelligung der Flucht. Boris ſollte des Morgens allein fortreiſen, um ſich nicht den Unannehmlichkeiten einer Verfolgung auszuſetzen. Er konnte nicht anders als in Begleitung von Kalmücken aus derſelben Ulus fahren. Aber im erſten ruſſiſchen Dorfe angekommen, welches ſechzig Werſte von hier am Ufer des Fluſſes lag, ſollte er ruſſiſche Fuhrleute nehmen und die Nacht am Wäldchen halten, das ihm Utballa genau beſchrieb; dort wollte ſie zu ihm ſtoßen. Dieſer Plan beſchäftigte ſie mehrere

Stunden. Die Zukunft lächelte ihnen von Neuem, sie waren glücklich, und die Jahre der Trennung, des Leidens, Alles war vergessen, Alles verlor sich in den hellen Strahlen der Hoffnung. Die Morgendämmerung traf sie noch am See.

Als sie gehen wollten, schmiegte sich Utballa traurig an die Brust des Geliebten, ihr Herz schlug heftig und eine heiße Thräne rann auf die Hand Boris'.

— „Du weinst!" rief er. „Warum meine Liebe? was kann Dich beunruhigen?"

„Ich weiß nicht ... mir ist bange! ... ich war hier so glücklich!"

— „O, das ist nur erst das Frühroth unseres Glückes, dem ein langer, schöner Tag folgt! Weine nicht, mein Engel! (Er küßte ihr die Thränen ab.) Laß das die letzten bitteren Thränen sein, den letzten Zoll der Vergangenheit! Morgen erwachst Du zu einem neuen Leben."

Aber alle Tröstungen beruhigten Utballen nicht.

„Ich kann mich von Dir nicht losreißen," wiederholte sie betrübt. „Ich möchte in diesem Augenblicke sterben!"

— „Welcher Gedanke! Du sehnst Dich nach dem Tode, so nah dem Ziele unserer Wünsche!"

„Sie werden nicht erfüllt! ... fünf, sechs Tage hier mit Dir zubringen und mit Deinem letzten Kusse sterben — das ist alle Seligkeit, die ich mir wünschen sollte. Jahre des Glückes aber sind der Unglücklichen nicht beschieden. Nein, sie sind nicht für mich .... Meiner harrt Verderben! Ich ahne das so tief, wie ich geahnt — erinnerst Du Dich noch? — daß wir uns wiedersehen, als Du nach Petersburg gingst, und ich so weinte ...."

Boris suchte sie diesem düstern Vorgefühle zu entreißen durch die Aussicht in eine glückliche Zukunft unter Menschen, die sie innig liebten. Er malte ihr, wie sich ihr ganzes Dasein umgestalten, wie ihre Tage

ruhig hinfließen würden, und diese reizenden Bilder zerstreuten einigermaßen Utballens Betrübniß.

Nun eilten Beide auf verschiedenen Wegen nach der Orga. Als sich Boris den Zelten näherte, schien es ihm, daß ein schwarzer Schatten ihn von Weitem verfolgte: er blieb stehen, kaum aber sah er schärfer hin, als die Gestalt verschwand. Er nahm sie für ein Phantom seiner Einbildung.

Mit Sonnenaufgang wurde im fürstlichen Gezelte das Signal gegeben, und augenblicklich rührte sich Alles. Schlaftrunken sprangen die Kalmücken von ihrem Lager, trieben die Heerden zusammen, sattelten die Rosse; die Frauen brachen eiligst die Zelte ab und verpackten das Hausgeräth; die Gellongen machten sich um die Chorule zu schaffen und wickelten die Götzen ein. Noyon-Dschirgal stieg nach kurzer Berathung mit seinem Bruder und den Aeltesten des Volkes in den Wagen des Herrn von Serkow. Der Kalmück, der auf dem Bocke saß, knallte mit der langen Peitsche, die Kameele setzten sich in Bewegung; voran schritten die Führer, und trugen im Triumphe vor ihrem Gebieter dessen Gewehr und die Pike mit dem Fähnlein, die während Noyon's Anwesenheit in den Zelten an der Thure seiner Wohnung stand.

Sneshin eilte, nachdem er seinem Reisegefährten und dem gastfreundlichen Fürsten Lebewohl gesagt, zu seiner Kutsche. Auf dem Wege begegnete er Charyng; er blieb stehen und reichte ihm die Hand zum Abschied. Charyng berührte sie leise und sah ihm dabei mit einem so satanischen Lächeln ins Gesicht, daß Boris ein wenig bestürzt ward. Aber zu sehr mit seinem Vorhaben beschäftigt, entfernte er sich, ohne über die Bedeutung dieses Lächelns nachzusinnen.

Am Abend deſſelben Tages ließ ſich die Horde am Saume eines kleinen Wäldchens nieder. Augenblicks waren auf der öden Haide die neuen Wohnungen aufgeſtellt. Feuer wurden angebrannt, und die Kalmücken, vom Umzug müde, ſetzten ſich an ihren Herd und bereiteten ihr wenig leckeres Mahl.

Bald verſtummte Alles; die Feuer erloſchen. Da trat aus dem fürſtlichen Gezelt Utballa, in einen weiten Mantel gehüllt. Langſam, mit leiſen Schritten ſchlich ſie ans Gebüſch und verſchwand im Dunkel. Als ſie die Zelte nicht mehr ſah, ging ſie ſchneller durch das Dickicht. Die Zweige ritzten ihr das Geſicht und zerriſſen ihr Kleid; ſie bemerkte nichts und drang eiligſt vorwärts. Schon hörte ſie das Plätſchern des Fluſſes, an deſſen Ufer Boris und die längſterſehnte Freiheit ihrer harrten. Nur wenige Sträuche trennten ſie noch von dieſem Ufer — als auf einmal bekannte Stimmen erſchollen .... Sie erbebte und warf ſich zu Boden.

Am Ufer ſtanden Charzyg und der Bachtſchi-Gellong in lebhaftem Geſpräch, nannten oft Utballa und „den Ruſſen". Charzyg ſchien wüthend: er ballte die Fäuſte, ſtieß Drohungen und ſchreckliche Flüche aus; der Gellong war kaltblütiger, vermahnte den Fürſten zur Ruhe, wenn dieſer im Ausbruch des Zorns die Stimme zu laut erhob, ſah ſich nach allen Seiten um und ſuchte mit ſeinen Luchsaugen das nächtliche Dunkel zu durchdringen.

— „Du ſchwörſt, daß Du ſelbſt Alles geſehen und gehört haſt?" ſagte Charzyg nach einigem Schweigen zu ſeinem Freund und Lehrer.

„Ich ſchwör' es," erwiederte der alte Prieſter; „wenn ich nur ein Wort unwahr geſprochen, ſo mag auf der Stelle Schagkiamuni meinen Leib in Staub nach allen Winden zerſtreuen, mag meine Seele gleich in den ekelſten Wurm übergehen!"

— „Verfluchte Hexe!" ſagte Charzyg. „Hat erſt

mit Teufelskünsten meinen Bruder gezwungen, sie zum Weibe zu nehmen, den Zorn der Götter auf die ganze Ulus geladen — und jetzt fiel es ihr ein, uns zu entehren, das greise Haupt Dschirgal's mit Schande zu beflecken; nein, das geschieht nie! Eher werde ich mit diesem Messer Dich und Deinen Liebhaber in dem Sumpfe Eueres Blutes baden, als daß ich Euer Vorhaben Euch ausführen lasse, Ihr Verruchten! .... Ich will nicht Noyon sein, wenn ich nicht Eure Pläne zugleich mit Euch selbst vernichte — mögen meine Knochen schwarz werden, wenn ich Euch ...."

Charzyg mengte noch mehr solcher energischen Mongolenschwüre mit den entsetzlichsten Drohungen durcheinander, und ging rasend, mit raschen Schritten am Ufer umher.

„Mit ihr mache, was Du willst," sagte der Bachtschi-Gellong ihn zurückhaltend. „Sie hat Dich mit Deinem Bruder entzweit, und so lange sie lebt, wird uns die Strafe des Himmels treffen: aber ihn rühre lieber nicht an, die Russen erfahren's und werden ihn rächen — dann geht es uns schlimm."

— „Nein, ich ersteche sie Beide."

„Thu' das ja nicht. Meine Meinung ist: ihn am Leben zu lassen — sie aber, die Hexe, die unsere Götterbilder höhnt, und ohne Angst einen Wurm zertritt, in welchem vielleicht die Seele eines der Unseren lebt — sie magst Du der Rache des Volkes preisgeben, in Stücke zerreißen, oder lebendig den Wölfen zum Fraß vorwerfen."

Sie schwiegen. Wieder herrschte tiefe Stille im Walde. Urballen war kein einzig Wort entgangen. Sie lag zwischen den Reisern eines Strauchs auf den Knieen, unbeweglich wie ein Grabstein, und hörte standhaft ihr Todesurtheil. Kein Seufzer entrang sich ihrer Brust, keine Thräne benetzte ihr Gesicht; nur dann und wann zitterte sie und betete für Boris.

— „Irrst Du Dich nicht?“ hub Charzyg von Neuem an. „Hast Du mich auch an dieselbe Stelle geführt?“

„Wie kann ich mich irren? Ich verstehe gut russisch. Sie haben zehnmal wiederholt: am Flusse beim Eingang in das Wäldchen, an dem alten hohlen Baum; hier ist der hohle Baum, einen andern giebt es in diesem Walde nicht.“

— „Es ist spät! . . . und noch ist weder er noch sie da! Vielleicht hat seine ruchlose Seele ihr Verderben hier geahnt. Er scheint nicht zu kommen.“

„Er kommt gewiß — wenn nicht heute, morgen. Es muß ihn etwas abgehalten haben.“

— „Gut,“ sagte Charzyg, „mag er wiederkommen oder nicht, ihn will ich gehen lassen: aber sie, die Hexe, soll nicht aus meinen Krallen. Sie hat sich gegen uns schuldig gemacht, sie werde denn auch von uns bestraft.“

Lange gingen sie schweigend am Ufer hin. Darauf entspann sich zwischen ihnen abermals ein lebhafter Streit. Jetzt aber konnte Utballa nur einige abgebrochene Reden hören, wenn sie nämlich an dem Strauche vorüberkamen, hinter welchen das Mädchen sich versteckt.

„Wenn er zurückkommt,“ sagte der Bachtschi-Gelong, „so würde ich's so machen. Ich behielte ihn absichtlich zu Gaste, und ließe ihnen volle Freiheit — damit es Alle sehen . . . . Das Volk kann sie nicht leiden, ihre Mutter ist in einer andern Ulus . . . . wir lassen sie allein in der Steppe, wie es bei unseren Vätern Brauch war, und dann kannst Du . . . .“

— „Ja, ja,“ wiederholte Charzyg mit Ungeduld. „Wenn er nur käme! Ich schließe mich in mein Zelt ein . . . mögen sie sich vergnügen, einen Tag, zwei, drei, eine ganze Woche; Niemand soll sie stören. Mein Bruder ist nicht so bald wieder da: man kann ihm zuvorkommen . . . . Sie muß man von fern bewachen . . . . Eher beide umbringen, als sie aus den Händen las-

sen, wenn er etwa die Höllentochter mit Gewalt entführen will! . . . .“

„Lieber heimlich,“ sagte der Bachtschi-Gellong, „daß gar keine Spur bleibe . . . .“

— „Wir ziehen um!“ erwiederte Charzyg, an den hohlen Baum tretend. „Ich bleibe mit Dir zurück, und hier, an dieser Stelle wollen wir sie lebendig begraben.“

Ein kalter Schweiß trat Utballen ins Gesicht, ihre Knie wankten, sie sank zur Erde.

Charzyg und der Bachtschi-Gellong schweiften die ganze Nacht am Ufer umher, wie hungrige Wölfe, die in der Nähe Blut spüren und suchen. Bald setzten sie sich, bald standen sie wieder auf. Zuletzt sahen sie sich noch einmal um, und da sie Niemand erblickten, pfiffen sie, und begaben sich zu ihren Zelten. Auf ihr Pfeifen sprangen aus dem Gebüsch zwei Kalmücken, vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, und folgten ihnen.

Als es hell geworden, eilte einer der Diener Noyon-Dschirgal's an den Fluß, um Wasser zu holen. Im Walde stieß er auf seine halbtodte Fürstin und brachte sie heim.

Utballa saß in ihrem Zelte, den brennenden Kopf auf die Hand gestützt; ihr langes Haar fiel unordentlich herab. Die Dienerinnen wagten nicht, die Ruhe ihrer Herrin zu stören, schlichen um sie auf den Zehen, sprachen leise und bemerkten mit Verwunderung, daß sie ein russisches Kleid anhatte.

Auf einmal wurde es in der Ulus laut: Pferdegetrampel, Hundebellen und mehrere Stimmen. Utballa hörte nichts. „Der Russe ist gekommen!“ sagte eine der Dienerinnen, die zur Thür hinausgeblickt. Die Fürstin hob den Kopf in die Höhe. — „Welcher Russe?“ — „Der junge, der gestern Abends allein abgereist ist.“

Wirklich war es Boris, der nach der Ulus zurückgekehrt, begleitet von denselben Kalmücken, die sich Tags

zuvor mit ihm fortbegeben. Aber er kam nicht im Wagen, sondern zu Pferde. Sogleich verfügte er sich zu Charzyg, und theilte diesem mit, daß funfzehn Werste von ihren Zelten sein Wagen gebrochen sei; daß er in der Steppe übernachtet, und da er von jedem Dorfe zu weit entfernt gewesen, auf Anrathen seiner Begleiter sich entschlossen habe, umzukehren. Er bat den Fürsten, einige Leute nach seinem Wagen zu schicken, um denselben, so gut es ginge, in Stand zu setzen. Der Hauptgrund seiner Rückkehr aber war der Wunsch, Utballen über sein Ausbleiben zu beruhigen und mit ihr eine neue Verabredung zur Flucht zu treffen.

Der argwöhnische Charzyg sprach lange mit den Begleitern Sneshins, und erst nachdem er sich von der Wahrheit dieser Angabe überzeugt, erklärte er sich bereit, dem Verlangen des Fremden zu willfahren.

Die Nachricht von diesem Vorfall gelangte gleich zu Utballen.

Als sie es von einer ihrer Dienerinnen vernommen, lächelte sie bitter, und eine wilde Verzweiflung funkelte in ihren Augen. Sie stand auf, gab allen Anwesenden ein Zeichen, sich zu entfernen, und allein, ging sie durch ihr Zelt mit ungewöhnlicher Heftigkeit, blieb stehen, erröthete und erblaßte, während ihre Lippen bebten, und unvernehmliche Laute hervorbrachten. Einige Male griff sie mit beiden Händen nach dem Kopfe, dann ging sie wieder umher. In ihrem ganzen Wesen zeigte sich ein fürchterlicher Kampf — der Kampf des Lebens mit dem Tode, wenn der Geist sich zur ewigen Seligkeit emporringt, und der von der Erdenpein zermalmte Körper ihn noch in seinen Fesseln zurückhalten will.

Was ging im Herzen dieses Weibes vor? Welche widersprechenden Leidenschaften zerrissen es? Was wälzte sich durch ihren zerstückten Sinn? Was bedeutete dieses Ringen der Begriffe?

Utballa stand in diesem Augenblicke auf einem Scheide-

wege: von dem Punkt, auf welchen das Schicksal und die Menschen sie gestellt, gingen zwei Pfade aus. Einen mußte sie betreten: entweder dem Wiedersehen des Geliebten auf ewig entsagen, um ihr elendes Leben zu retten, oder dieses Leben für einige Tage seiner Gegenwart, seiner Liebe, seines Glückes hinopfern! — Alle begeisterten Gefühle, welche unsere Bildung in den Frauen erzeugt, alle Vorstellungen einer idealen Seligkeit, die noch Niemand vollständig auf Erden genossen, alle trügerischen Hoffnungen eines verfeinerten Sinnes, d. h. eines solchen, der die Kunst besitzt, das Herz zu täuschen und einen Wahn für Wirklichkeit zu nehmen, alles dies war in Utballens Seele erwacht beim Erscheinen Sneshins. Um sie die Steppe, Wilde und Dolche. Diese Steppe — ihr Kerker. Und nie, niemals soll sie wieder das Licht einer geistigen Existenz erblicken, das warme, schöne Licht, dessen sich die Menschen außerhalb dieses Kerkers erfreuen, und in dessen Strahlen, wie ihr schien, ihr Leben so herrlich blühen würde unter dem Schutz der Liebe! Was thun? ... Alles hingeben für ihre Sicherheit? Sie könnte sich in ihrem Zelte einschließen, Boris mittheilen, daß sie ihren Vorsatz geändert, ihn beschwören, daß er sie verlasse, und dann beharrlich bei diesem Entschlusse bleiben. Ihm das Gefährliche ihrer Lage entdecken, hieße ihn zu einem fruchtlosen Kampfe herausfordern; erführe er die Wahrheit, so würde er sie gewaltsam den Händen der Bösewichter entreißen wollen: aber was vermochte er allein gegen den gereizten Haufen, den die Lamas und der Bruder des Fürsten selbst unablässig aufregten? Sie kannte die thierische Grausamkeit Charing's, wußte, daß er und die Gellongen sie hasten wegen ihres Einflusses auf den Fürsten, ihrer Nichtachtung der kalmückischen Götter und Religionsgebräuche und wegen ihres Auflehnens gegen den Betrug der Priester, die das abergläubische Volk verblenden und dessen Vermögen plündern, so daß sie oft

den Armen sein letztes Schaf rauben, angeblich für die Tempel.

Zeigte sie sich aber gleichgültig gegen Boris, und blieb sie taub gegen seine dringendsten Bitten, so konnte sie die Absicht des blutdürstigen Charzyg noch vereiteln: und dann nach Sneshins Abreise hinderte sie ja nichts, ruhig und lange zu leben, vielleicht ein hohes Alter zu erreichen und zuletzt ihr farbloses Dasein sanften Todes zu beschließen! Der Trieb der Selbsterhaltung und das Gefühl weiblicher Schwäche wies sie auf diesen Pfad. Der andere dagegen war kurz, aber hell, und jeden Schritt auf ihm bezeichnete Seligkeit. Er verwirklichte alle Gedanken, die so viele Jahre die Seele ihres Lebens waren. Folgte sie dem Zuge ihres Herzens, so konnte sie bis auf die Neige alle Genüsse trinken, die dem Menschen zum Ersatz für seine Entbehrungen und Leiden verliehen worden, sie konnte mit all' ihrem Sein sich dem Manne hingeben, den sie liebte, wie nur wenig feurige Seelen lieben, welche die Möglichkeit begreifen, in einigen Stunden ein ganzes Leben zusammenzufassen.

Alles dies versprach ihr der kurze Pfad; über ihm glänzten die Sterne der Liebe und des Glückes, aber an seinem Ende klaffte das dunkle Grab mit allen Schrecken eines schmachvollen, gewaltsamen Todes. Die Phantasie nicht nur eines Weibes, sondern selbst des unerschrockensten Helden hätte sich vor solcher Todesart entsetzt, die sie in allen furchterlichen Einzelheiten sich ausmalte. Wäre es ihr vergönnt gewesen, nach einigen glücklichen Tagen den Tod aus den Händen Boris' zu empfangen, o wie gern, wie freudig hätte sie die Augenblicke der Seligkeit sich und ihrem Geliebten mit all ihrem Herzblut, mit allen Jahren ihres Lebens erkaufen mögen! Aber von Ungeheuern mishandelt, geschmäht, zerrissen zu werden, und sterbend ihre boshaften, wilden Gesichter zu erblicken, nichts

als Worte der Wuth, der Rache und Flüche zu hören — dazu hätte sich gewiß keine einzige zärtliche Europäerin entschlossen. Und selbst Utballa schwankte bei der Vorstellung eines solchen Todes. Hier bedurfte es aller Energie mongolischen Blutes, um sie aufrecht zu erhalten am Opferherd, auf den die Unglückliche freiwillig ihr Haupt legte. Dieses Blut floß in ihren Adern. Dieses heiße Blut brach durch alle Dämme und Mauern, welche die gebildete Erziehung gegen seinen heißen Strom aufgeführt, und Utballa überwand nicht allein ihre Angst, sondern sie zählte sich zuletzt sogar mit einem wilden Vergnügen im Geiste alle wahrscheinlichen Umstände ihres Unterganges auf, wie man Gold aufzählt, mit welchem man sich anschickt, ein unerwartetes, unerhörtes Glück zu kaufen.

Die Würfel fielen. Nach einem langen Kampfe, noch tief erregt und mit brennendem Antlitz kniete Utballa an ihrem Bette nieder; sie drückte das Gesicht in ihr Kissen, und blieb eine Zeit lang unbeweglich. Als sie das Haupt wieder erhob, war der Aufruhr ihrer Leidenschaften gedämpft, in ihren Zügen sprach sich Standhaftigkeit und sogar eine heillose Heiterkeit aus. Sie begriff es, welche Willenskraft erforderlich war, Boris mit keinem Worte die Folgen ihrer Zusammenkunft merken zu lassen, mit keinem Seufzer, keiner unwillkürlichen Thräne zu verrathen, was jeder Kuß ihr kosten würde.

Das Zelt der Fürstin stand in einiger Entfernung von den anderen dicht am Gebüsche. Daneben befahl sie nun noch ein anderes Zelt für den Russen aufzuschlagen, und sie selbst mit ihren Frauen schmückte es aus. Die besten von den wenigen Tischen und Stühlen der ganzen Ulus, die kostbarsten Gewebe, Teppiche, alles wurde in die für Boris bestimmte Wohnung gebracht.

Beim ersten Blick auf den Luxus und den gewissermaßen europäischen Geschmack in der Ausschmückung

des Zeltes errieth er gleich, wer mit solcher Sorgfalt auf seine Bequemlichkeit und Ruhe bedacht war.

Um die Mittagsstunde ließ ihn die Fürstin zu sich einladen. Er eilte hin, und fand sie allein mit ihren Dienerinnen, die sich mit der Bereitung des Mahles beschäftigten. Noyon-Charyng hatte sich bei dem werthen Gaste entschuldigen lassen, daß ihn dringende Angelegenheiten auf einige Tage aus der Orga abriefen.

Auf dem Gesichte Utballens zeigte sich kein Schatten des kaum bestandenen Kampfes. Sie empfing Boris mit freudigem Lächeln, ließ sich ruhig den unangenehmen Zufall erzählen, der auf eine Weile ihr Vorhaben vereitelt, und nach dem Essen blieb sie mit ihm allein. Sie fragte Boris, wie lange er hier zu bleiben gedächte. Er mußte entweder seinen Wagen in das nächste Dorf schicken oder einen Schmied von dort herkommen lassen. Er entschloß sich zu Letzterm, und da konnte er denn erst in fünf oder sechs Tagen abreisen.

„Sechs Tage also bin ich bei Dir," sagte sie. „Wir trennen uns keinen Augenblick . . . . O, diese sechs Tage wenigstens werde ich glücklich sein! . . . Bist Du es nicht auch, Boris?"

— „Ich! kannst Du mich danach fragen?" rief der junge Mann. „Weißt Du denn nicht, wie ich Dich liebe? Für einen Kuß von Dir gebe ich bereitwillig meine Freiheit, mein Leben . . . ."

Utballa unterbrach diese leidenschaftlichen Versicherungen, mit denen die Männer so verschwenderisch sind; sie fiel ihm um den Hals, umschlang ihn fest mit den Armen und drückte ihn an ihre Brust; er küßte ihre schöne Stirn — und so brachten sie einige Zeit in dem süßesten Ausspruch liebender Seelen zu.

— „Aber ich denke," sagte Boris, „wir dürfen uns nicht oft sehen, um keinen Verdacht zu erregen."

„Verdacht?" wiederholte Utballa, traurig den Kopf

schüttelnd. „Welcher Verdacht? Was kümmere ich mich darum? Das ändert mein Schicksal nicht um ein Haar."

— „Aber dieser Wolf Charzog?"

„Vergiß ihn, mein Lieber!" fiel Utballa lebhaft ein. „Ich genieße hier volle Freiheit, und thue was mir beliebt. Er hindert uns nicht. (Sie hielt inne, dann setzte sie leise hinzu, aus Furcht, daß ihre Stimme nicht das Beben ihres Herzens verriethe.) Charzog wagt sich in nichts zu mengen .... Zudem ist er verreist."

— „Aber Deine Umgebung ... Das Volk?"

„Ich fürchte Niemand! Ich stehe zu hoch und habe nichts von ihrer Bosheit zu befahren. Die Gemahlin des Cäsar darf Keiner verdächtigen. — Siehst Du, mein Lieber," fügte sie mit reizendem Lächeln hinzu, „daß ich die römische Geschichte noch nicht vergessen habe .... Uebrigens bin ich dieser guten Leute gewiß: Keiner wird sich gegen mich erheben. Mein Theurer, laß alle Vorsicht sein! Wie sollte ich nicht wissen, was eine Fürstin der Kalmücken von ihrem Volke zu befürchten hat! Vergiß Alles, trübe diese Tage durch keine Angst; bilde Dir ein, daß wir unser gestriges Vorhaben ausgeführt, daß wir jetzt weit entfernt sind von der Steppe, von dem wilden Volke, von Allem, was uns getrennt. Bilde Dir ein, daß ich Dein Weib bin .... Dein bis zum Grabe! ...."

Die letzteren Worte sprach sie mit besonderm Nachdruck, und sank auf's Neue an die Brust des angebeteten Freundes.

Boris, welchem der Charakter und die Sitten dieses Volkes fremd waren, glaubte ihr. Er sah, wie heiter und sorglos sie Stunden, Tage mit ihm zubrachte, und ihn täuschte diese äußere Ruhe vollkommen. Er meinte, daß Utballa in der Hoffnung, die Steppe bald für immer zu verlassen, sich aus dem Urtheil ihrer Unterthanen nichts mehr mache. Das ruhige, einfache Völkchen konnte ihm nicht im Mindesten furchtbar erscheinen, und

bald kam es ihm so unbedeutend vor, daß er nicht die geringste Aufmerksamkeit auf die hoshaft-neugierigen Blicke wandte, die aus den kleinen Kalmückenaugen den Freund der Fürstin trafen.

Boris und Utballa waren unzertrennlich. Ein einziges Zelt umschloß für sie das All. Man hätte glauben mögen, daß eine Zauberwolke sie einhüllte, und daß sie nichts außerhalb ihrer Liebesatmosphäre sähen. Die Zeit flog ihnen hin im feurigen Erguß ihrer Seelen, unter den traulichsten Gesprächen. Sie theilten einander mancherlei aus ihrer Vergangenheit mit. Bisweilen schilderte ihr Boris die Pracht der Residenz, die vielen Kunstgenüsse, die zauberhaften Gärten, reichen Paläste. Ein andermal folgte ihm ihre Phantasie auf das Schlachtfeld: er malte ihr das Bivouacleben, dieses Gemisch von Luxus und der äußersten Dürftigkeit, das auch der Kalmückenfürstin so wohlbekannt war. Dann und wann sprachen sie auch von Dichtern; er gab ihr mit lebhaftem Ausdruck Schönheiten wieder, die er so tief zu erfassen und zu fühlen vermochte. Utballa heftete ihre Blicke auf das begeisterte Gesicht des Freundes und hörte ihn mit unbeschreiblichem Vergnügen. Sie wollte die kleinsten Einzelheiten seines Lebens wissen: Alles, was er erfahren, empfunden, welche Zukunftspläne er sich geschaffen, ehe er sie wieder sah — sie aber ihrerseits konnte ihm nur die traurige Erzählung ihrer Leiden wiederholen; sonst waren ihre letzten Jahre ganz ereignißarm.

Wenn die Tageshitze nachließ, eilten sie aus dem schwülen Zelte in den Schatten der nahen Bäume.

Hier genossen sie unter dem wolkenlosen Himmel die ganze Ueppigkeit südlicher Abende. Die laue Luft war von Frühlingskräutern durchwürzt, die Stimmen der Menschen schwiegen, die Heerden schliefen, und nur das leise Murmeln des Flusses oder das Zirpen der Nachtheim-

chen störte die majestätische Ruhe der Einsamkeit, wie Chöre unsichtbarer Geister. In den Sträuchern und im Grase zündeten Tausende glänzender Käfer blaue Lichtlein an, die Erde schien wie übersät von Sternen, die vom reichen Himmel herabgefallen, und obgleich kein einziges Wölkchen den Horizont streifte, erhellte doch ununterbrochenes Wetterleuchten die Umgegend, und warf auf alle Gegenstände einen malerischen Schein.

Die Liebenden wandelten oft zwischen den blühenden Gesträuchen umher oder an den Ufern des Flusses; dort blieben sie manchmal schweigend stehen, und hefteten ihre Blicke in die dunkle Ferne — aber auch in solchen Momenten waren sie ganz von einander erfüllt. Welche Beredtsamkeit kann dem bloßen Gefühle der Gegenwart des Geliebten gleich kommen!

Aber das Verhängniß überwachte sie wie ein gieriger Wucherer; indem es ihnen Stunden und Tage abzählte, erinnerte es sie zugleich an den Zahlungstermin. Die Liebenden leerten den Kelch der Seligkeit bis auf den letzten Tropfen. Urbalia gewann es über sich, sogar jede Erinnerung an das, was ihrer harrte, in sich einzuschläfern. Nur selten, wenn sie am Ufer des Flusses den hohlen Baum erblickte oder den rothen Rock des Bachstelzen-Gellengen, erblaßte sie und wandte ihr Gesicht von dem Freunde ab, wie ein Kind die Augen schließt, sich einbildend, daß es Niemand sehe.

Unterdeß rückte die Stunde der Trennung heran. Ihr blieb noch eine — Boris zu überreden, daß ihre Flucht noch kurze Zeit aufgeschoben würde. Sie wußte nur zu gut, daß Boris nicht im Stande war, ihr Loos zu ändern, und daß jeder Versuch seinerseits sie zu retten, ihnen beiden das Leben kosten würde; bestimmte sie ihm nun den Moment der Flucht gleich nach ihrer Abreise, so könnte sie Boris unnützer Weise der Gefahr aussetzen, und wenn er auch selbst vom Sturm verschont

bliebe, so würde doch schon die Kunde von dem fürchterlichen Schicksal seiner unglücklichen Geliebten Trauer über seine besten Jahre breiten.

„Mag weder mein Leben noch mein Tod die Heiterkeit seiner Tage trüben," sagte sie sich. „Er wird mein Ende erfahren, aber wenigstens nicht so bald; wenn die Zeit schon einigermaßen die erste Glut der Liebe abgekühlt hat, wird er die schmerzliche Nachricht standhafter ertragen, und ihren Eindruck leichter aus seiner Erinnerung verwischen!"

So blieb denn Utballa dabei, daß sie unmöglich gleich nach seiner Abreise die Flucht wagen könnte, indem sie ihm tausend Schwierigkeiten, Hindernisse, Gefahren vorstellte. Durch Bitten und Liebkosungen brachte sie ihn dahin, daß er in Alles willigte; sie überredete ihn nämlich direct nach dem Kaukasus zu reisen, und dort von ihr einen Brief zu erwarten, in welchem sie ihm Zeit und Ort ihrer Zusammenkunft zu bestimmen versprach. Nach langem Sträuben gab Boris nach. Sie sagte ihm, daß sie zwei oder drei Monate getrennt bleiben müßten; er wollte das frohe Wiedersehen beschleunigen, doch sie schob diesen Moment so weit als möglich hinaus, vermied alles Gespräch über die Zukunft, und rieth jede Stunde der Gegenwart zu benutzen.

Die Tage entschwanden ihnen wie sonnige Augenblicke, und der sechste Tag kam unerwartet.

Schon war Alles zur Abreise Boris' bereit. Der grausame Charyg kehrte zurück, und die Ankunft Dschingal's fürchtend, der die Strafe mildern konnte, ließ er seinem Gaste sagen, daß er morgen mit der Ulus aufzubrechen gedenke. Dieser Wink blieb nicht ohne Wirkung. Sneshin begab sich zum Fursten, dankte ihm für die Gastfreundlichkeit, und bat, daß man zum kommenden Morgen Pferde oder Kameele für ihn in Bereitschaft hielte.

Die Sonne ging unter. Boris trat zum letzten

Male mit seiner Geliebten aus dem Zelte, und sie lenkten ihre Schritte nach dem bekannten Wäldchen. Ungeachtet aller seiner Hoffnungen war Boris tief erschüttert; ein unerklärliches Weh schnürte ihm die Brust zusammen, die Abendluft war ihm schwül, und die kühlen Waldschatten erfrischten nicht wie sonst sein gepreßtes Herz. In Utballens Seele wüthete ein noch heftigerer Sturm. Das Gespenst des Todes, von welchem sie kaum wenige Stunden noch trennten, erhob sich jetzt vor ihr in seiner ganzen Schrecklichkeit; vergebens bemühete sich die Unglückliche, es von sich zu weisen und die aufgeregte Phantasie zu zerstreuen, in jedem Hauch der Luft wehete sie Grabeskälte an. Oft war es ihr, als stäke ihr ein Dolch im Herzen, und das Blut erstarrte tropfenweise in ihren Adern, während ihr Kopf und ihre Hände brannten, auf den Wangen Feuerröthe loderte und die Augen wie die Flamme eines Lämpchens glänzten, die vor dem Erlöschen noch den letzten hellen Schein um sich ausgießt. Mit bebendem Schritte folgte Utballa dem Geliebten, wohin sein Arm sie zog: beide erlagen der Last schweren Sinnens, und aus Furcht, ihren Schmerz durch jeden Ausspruch desselben zu erhöhen, beobachteten sie lange ein tiefes Schweigen, das nur selten unzusammenhängende Worte unterbrachen.

Boris streckte gedankenlos die Hand aus und pflückte eines der blühenden Reiser: der Strauch erzitterte, eine wilde Taube flog aus ihrem Nest auf, schwang sich über ihre Häupter in die Höhe und kreiste lange in der Luft mit kläglichem Girren. Utballa fuhr unwillkürlich zusammen, und noch ganz unter der Einwirkung ihrer unterbrochenen Träume sagte sie zu Boris, seine Hand an ihr Herz pressend:

„Weißt Du, bei unserm Volke herrscht der Glaube, daß nach der Auflösung des Körpers nur die reinen Seelen in Gestalt eines Vogels sich in luftige Räume

emporſchwingen, die ſündigen aber in Thiere wandern, mit deren Leibern ſie an die Erde gefeſſelt bleiben. Vielleicht geht nach meinem Tode auch meine Seele in ein Vöglein über: o mit welcher Luſt werde ich dann nach Norden flattern! Unter Deinem Hauſe, mein Lieber, werde ich mein Neſt bauen, von den Brocken Deiner Speiſe mich nähren, Dir überall nachfliegen, und in die Luft, die Du athmeſt, Liebe und Glückſeligkeit hauchen. Wenn Du einmal traurig biſt, werde ich ſingen, trillern, mich in ein luftig Lied ergießen und mit den heiteren Tönen Deinen Gram verſcheuchen. Nachts werde ich um Deine Fenſter ſchweben und Dir ſüße Träume ſchicken. O glaube mir, Boris, Deine Seele wird die Nähe des verwandten Geiſtes ahnen! Du wirſt mein liebend Herz empfinden, das im Tode wie im Leben Dir allein gehört!"

Boris ſah ſie voll Zärtlichkeit an. Die begeiſterte Hingebung des Mädchens entzückte ihn, und leidenſchaftlich preßte er Utballen in ſeine Arme. Thränen der Rührung drangen ihm aus den Augen und fielen auf das Antlitz der Geliebten. Bald aber beunruhigten ihn dieſe trüben Gedanken Utballens, und er ſagte, ſie zu zerſtreuen ſuchend:

— „Schwärmerin! .... Wie Du doch immer in Lüften ſchwebſt, und die Phantome Deiner feurigen Einbildungskraft hegſt und pflegſt. Utballa, meine Theure! Laß dieſe traurigen Vorſtellungen! Warum denkſt Du an den Tod — und in dieſem Augenblick! Nein, er wagt es nicht Dich zu berühren. Haſt Du ihn nicht ſelbſt geſucht? Und ſieh, er floh Dich. Beweiſt dies nicht, daß das Schickſal Dich einem ſchönern Looſe aufbewahrt, o Dulderin, daß es Dich belohnen will für alle Qualen der Vergangenheit? . . ."

„Nein, Boris, ſpiele mit meinen Worten nicht," erwiederte ſie ernſt. „Wer weiß, ob meine Stunden nicht ſchon gezählt ſind? .... Aber was mir auch wider-

fahre, Boris, mein Engel, mein Tröſter, o Du, den ich über Alles in der Welt liebe, ſeit ich mich ſelbſt erkannt, — Boris, mein einziger Freund, glaube mir, daß ſelbſt der Tod meine Seele nur dem Körper entreißen kann, aber nicht Dir! . . . ."

— „Utballa! . . . . um Himmels willen, beruhige Dich," rief Boris außer ſich: „Dein Schmerz bringt mich um! Deine Worte haben mich mit Schauer erfüllt! Nein, um nichts in der Welt laſſe ich Dich aus meinen Armen los! Ich nehme Dich mit! Mag Dein Mann und ſein Bruder, mag Dein ganzes Volk es wiſſen, daß mich Keiner von ihnen ſchreckt! Ich dringe durch dieſen ganzen Haufen, auf meinen Armen trage ich mein Kleinod heraus . . . ."

Jetzt beſann ſich Utballa. Schon ſah ſie den Dolch des Wütherichs auf die Bruſt ihres Freundes gezückt. In ihren Ohren erdröhnten die Worte Charang's: „ich erſteche ſie Beide!" Da gewann ſie ihre Standhaftigkeit wieder. Die Arme verſuchte es ſogar, ihre Todesangſt in ſich erſtickend, noch von der Zukunft zu ſprechen.

Die ſpäte Stunde trieb endlich beide zurück ins Zelt. An der Thüre blieb ſie ſtehen und warf einen Abſchiedsblick nach den Sternen; ſie brannten droben in ihrer ewigen Schönheit, und ihr ſchien es, als empfingen ſie den Blick des Opfers, und winkten ſie in ihre friedliche Wohnung.

Ermüdet vom langen Spaziergang und der innern Unruhe warf ſich Boris auf ein aus Kiſſen gebildetes Ruhebett. Utballa ſetzte ſich neben ihn. Er ſchloß ihre Hand in die ſeinige, ſuchte ſich aller traurigen Gedanken zu entſchlagen und durch Geſchichten und zärtliche Liebkoſungen ſeine arme Freundin zu erheitern. Utballa hörte ihn; ſie lächelte ſogar: aber es war das Lächeln einer Statue, ſtarr, kalt wie Marmor. Ihre ziellos umherirrenden Augen waren trocken: aber ihr Aus-

druck zeigte, daß Thränen ihnen eine Wohlthat gewesen wären. Alle Macht eines verschlossenen Wehes hatte diese zurückgedrängt in die Seele der Leidenden; aber mit dem Blute flossen sie nach dem Herzen, kochten, brausten darin, und ihr bitterer Strom vergiftete den ganzen Körper, der eiskalt war, trotz der schwülen Luft im Zelte. Indeß verrieth nicht der leiseste Seufzer das Geheimniß dieses fürchterlichen Zustandes. Nach dem vielfachsten Bemühen gelang es Boris die eherne Rinde zu schmelzen, mit welcher Utballa ihren tiefinnern Schmerz zu überdecken suchte. Zum hundertsten Male schilderte er ihr mit aller Beredtsamkeit der Leidenschaft, welches Glück ihrer harre nach der kurzen Trennung, und wie viele Freuden ihnen noch zu Theile würden. Als Utballa diese hellen Tage vor sich sah, die sie mit dem Grabesdunkel vertauschen mußte, konnte sie sich nicht mehr beherrschen. Sie sank auf Boris' Schulter und endlich stürzten ihr Thränen aus den Augen. Es war, als wollten sie alle auf einmal ausströmen, so heftig weinte sie, unter krampfhaftem Schluchzen und am ganzen Leibe zitternd. Aber als sie ihr Haupt wieder erhob, war ihr leichter ums Herz.

„Laß Dich von meiner Trauer nicht beunruhigen," sagte sie mit trübem Lächeln: „ich bin wie ein Kind, ich weine ohne alle Ursache. — Es ist spät, mein Lieber, Du mußt morgen eine weite Reise antreten .... schlaf' ein, schlafe hier an meinem Herzen ein, ich werde Deinen Schlummer wahren."

Sie lehnte das Haupt Boris' an ihre Brust, neigte sich über ihn, strich ihm das Haar und küßte seine Stirn. Ihre schwarzen Locken flogen ihr jetzt frei um die Schultern, wallten auf das hellockige Haupt des Jünglings nieder und umhüllten es wie mit einem Trauerflor.

Sie schwiegen. Utballa, die jeden Augenblick ihr schreckliches Geheimniß zu verrathen fürchtete, stellte sich schlafend. Boris schlummerte ein, und gewiß träumte

ihm, wie er mit seiner jungen Frau in Petersburg ankäme. Als Utballa sich an seinem gleichmäßigen Athmen überzeugte, daß er wirklich schliefe, öffnete sie die Augen und heftete auf das Antlitz ihres Geliebten einen herzvollen, flammenden Blick, als wollte sie ihr Bild so tief in seine Seele einbrennen, daß selbst die Zeit es nicht verwischen könnte. Eine auf dem Tische stehende Kerze verbreitete im Zelte ein schwaches gelbliches Licht, welches dieser stummen Scene ein Grabescolorit gab, indem es Utballens Blässe noch erhöhete. Man hätte sie in diesem Moment für die versteinerte Niobe nehmen können, die ihr letztes Kind in ihre Arme preßt; nur der Ausdruck inniger Zärtlichkeit und etwas Kindliches in ihren Zügen ließ in ihr ein lebendes junges Weib in der Blüte der Jahre erkennen.

Lange blieb sie in dieser Stellung, Ihre Lippen bewegten sich, unhörbare Worte flüsternd; ihre Blicke richtete sie bald empor zum Himmel, bald senkte sie sie wieder auf das Haupt Boris', auf das sie allen Segen von oben herabflehte. Als ihre Augen sich mit Thränen füllten, wandte sie sich rasch ab, damit kein heißer Tropfen auf das Gesicht des Theuern fiele und ihn im Schlafe störte.

Um das Zelt war Alles lautlos. Endlich wich der Schmerz der Dulderin der natürlichen Schwäche; die Augenlider wurden ihr schwer, der Kopf sank, und ein wohlthätiger Schlaf wiegte sie in tröstendes Selbstvergessen.

Unterdeß flogen die nächtlichen Stunden hin. Bald umsäumte den Osten ein goldener Streif, und Alles begann aus kurzer Erstarrung aufzuwachen. Die Blumen, von reichlichem Thau getränkt, erhoben ihre bunten Köpfchen; die Vögelein flatterten fröhlich aus den Nestern; aus den Oeffnungen der Zelte schwärmten Kinder heraus, wie Bienen aus den Stöcken. Darauf wurden in der ganzen Ulus Stimmen von Redenden laut; nur in der Wohnung der Fürstin herrschte noch Stille

und Ruhe. Das Licht des heitern Morgens drang kaum in das Innere ihres Zeltes, wo über der erlöschenden Kerze sich ein dünner Rauch kräuselte. Utballa, in Schlaf versunken, hielt noch immer den schlummernden Boris in ihren Armen.

Plötzlich erdröhnten die Trompeten der Gellongen, das Volk zum Morgengebet rufend. Utballa fuhr erschreckt auf, und im Nu fiel dieses Geräusch, das Tageslicht und der Gedanke an das, was es ihr brachte, ihr wie ein Donnerschlag ins Herz.

Mit dem Weheruf der Verzweiflung preßte sie Boris heftig an ihre Brust, und lange konnte sie auf alle seine Fragen kein Wort erwiedern; sie bebte wie ein Vöglein, das vom Todesblei getroffen aus der Wolkenhöhe zur Erde fällt.

Nach einigen Minuten erscholl am Zelte Pferdegetrampel und Räderknarren. Boris sprang auf und blickte zur Thür hinaus. Da stand sein Wagen schon zur Abfahrt bereit, und seine Führer erwarteten ihn.

— „Sollen wir uns denn wirklich trennen?" sagte er, sich zu Utballen wendend, und reichte ihr zärtlich die Hand. „Leb wohl, meine Einzige! ... Um unserer Liebe willen, überlaß Dich nicht Deinem grundlosen Schmerz! Zeit und Ort unserer Vereinigung ist bestimmt; wir werden uns bald wiedersehen, wir werden glücklich sein ...."

Utballa erhob sich von ihrem Platze.

„Boris, noch ein Wort," entgegnete sie mit fester Stimme. „Setze Dich her, ich bitte Dich ...."

Sie wies ihm einen kleinen Schemel, er folgte ihr. Da kniete sie vor ihm hin, knöpfte ihm die Weste auf, nahm ihm sein Kreuz von der Brust und reichte es ihm mit den Worten: „Segne mich!"

— „Was verlangst Du? was soll dies Alles?" fragte er bestürzt. „Du nimmst ja von mir Abschied, wie wenn wir uns auf ewig trennten ...."

„Nein, wir sehen uns wieder, und an einem sichern Ort .... Aber wenn auch nicht zur Trennung, so segne mich zur Freude dieses Wiedersehens! Bitte, bitte, segne mich! ...."

Boris nahm das Kreuz und machte über ihrem Haupte das Zeichen des Heils. Helle Thränen rollten über seine Wangen, Utballens Augen waren trocken.

„Ich danke Dir!" sagte sie aufstehend. „Jetzt leb wohl! ... leb wohl!" wiederholte sie mit Anstrengung und ihre Stimme stockte.

Sie hielten sich einige Augenblicke krampfhaft umschlungen. In diesem Moment hätte keine Gewalt sie von einander losreißen können. Es war ein langer, langer Abschiedskuß. Sie entfernten sich und sanken sich von Neuem ans Herz. Endlich trat Boris über die Schwelle des Zeltes, und die Thüre fiel hinter ihm zu ....

Utballa begleitete ihn mit den Augen, dann stürzte sie zu Boden, wie eine Garbe, die ein plötzlicher Windstoß umgeworfen.

Jetzt entstand in den Zelten eine Unheil verkündende Bewegung. Die Kalmücken drängten sich um den Bachtschi-Gellong und den Fürsten Charzng, der mit heftiger Gesticulation eine laute Anrede ans Volk hielt. Im Haufen erschollen wiederholte Ausrufungen. Auf einmal liefen Alle nach ihren Wohnungen. In einer halben Stunde waren die Zelte abgebrochen, das Feld rein, Kameele, Heerden, Diener, Frauen, Kinder traten den Zug an, und ein Haufe bewaffneter Wilder stürzte mit Geschrei nach dem Zelte der Fürstin. Jeder wollte an der Ausübung des Nationalgebrauches Theil haben, demgemäß eine Frau, die ihre Pflicht verletzt, in der nackten Steppe allein gelassen wird. Das Volk zerriß die Matten, die ihre Wohnung bedeckten, in Stücke, warf die Gitterwände um; Kasten, Geräthe, Alles wurde weggenommen und auf die Kameele gela-

den. Man zog ſogar unter der unglücklichen Fürſtin den Teppich hervor, auf dem ſie lag, und riß ihr die Kleider ab. Sie empfand nichts. Nur ein Zittern, das über ihren ganzen Leib fuhr bei dem Toben und wilden Schreien des Haufens, zeigte, daß die Seele noch nicht ganz die Dulderin verlaſſen.

Nachdem er ſeine Wuth befriedigt, ſprang der wilde Haufen lärmend auf die Steppe und eilte den Heerden nach. Nun gingen Spiele, Wettrennen und allerlei muthwilliges Treiben an. Freudenrufe hallten durch die Luft; der Zug dehnte ſich einige Werſte hin und bewegte ſich langſam vorwärts.

Charyng blieb mit dem Bachtſchi-Gellong und zwei ihm ergebenen Dienern unmerklich nach. Er ließ den abgerichteten Falken, den er auf der Hand hielt, auffliegen, und gleichſam als folgten ſie dem Fluge des Vogels, ſprengten die vier Ungeheuer nach der Seite hin, von welcher die Ulus eben weggezogen war.

. . . . . .

Zwei Stunden darauf ritt Noyon-Charyng wieder vor ſeinem Volke her und unterhielt ſich ruhig mit den Saiſſans.

An den Heilquellen des Kaukaſus fand man vor einigen Jahren zu Ende der Saiſon in einer Bergſchlucht zwiſchen den Geſträuchen den Leichnam eines jungen Mannes mit zerſchmettertem Schädel. Das Geſicht war durch den gewaltſamen Tod ſo unkenntlich, daß man den Namen des Unglücklichen lange nicht erfuhr. Mehrere behaupteten, es ſei ein Offizier geweſen, ein Verwandter des Staatsraths von Serkow, der, wie Andere erzählten, einen Tag zuvor Kißlowodſk verlaſſen hatte. Unlängſt aber hat einer meiner Bekannten, aus Petersburg kommend, mich durch die Nachricht beruhigt, daß Boris Nikolajewitſch Sneſhin zum Oberſten beför-

dert sei und häufig am englischen Quai mit einer jungen Dame Arm in Arm spazieren gehe, die eben so hellockig und helläugig wie er. Ob jedoch verwandtschaftliche oder Herzensbande die traulichen Spaziergänger an einander knüpften, wußte mein Bekannter, ungeachtet seiner tiefen Kenntniß Lavater'scher Physiognomik nicht zu entscheiden.

Welcher Nachricht glauben? ... Die letztere scheint glaubwürdiger!

Alexander Puschkin.

An Philippine F. in Berlin.

Ich habe Ihnen längſt einen ſolchen Gruß aus meiner Heimat zugedacht, wie Sie ihn hier erhalten, verehrte Freundin! Wenigſtens möchte ich, daß Sie dieſe Blätter dafür anſehen. Und was zu Ihnen aus dem Lande herübertönt, in das Sie ſo oft und ſo gern meiner liebenden Erinnernng gefolgt ſind, kann Ihnen doch nicht mehr fremd ſein! Am leichteſten aber hoffe ich Ihnen den Namen Puſchkin's wieder ins Gedächtniß zu rufen, über den Sie wohl auch noch von anderer Seite Manches gehört und geleſen haben.

Unter allen ruſſiſch klingenden, die ſich der Deutſche ſo ſchwer merkt, hat er im Auslande den beſten Klang. Die eigene Art, wie den Mann ſeine Nation gewürdigt, die ſich in ihm mit ihrer ganzen, tiefſten Innerlichkeit ſpiegelt, hat im weſtlichen Europa, wo man ruſſiſche Sprache und Literatur noch ſo wenig kennt, für ihn mehr als für irgend einen andern Schriftſteller Rußlands ein inſtinctives Mitgefühl hervorgerufen. So muß ich es nennen, ſo lange es ſich nicht auf eine unmittelbare Vertrautheit mit dem Dichter ſtützt; ich

schreibe es eben jenem Instincte, jener so zu sagen historischen Ahnung zu, die jedem Volke die Kraft und das innerste Wesen des andern ankündigt. Der bekannte Verdeutschungsversuch eines Mannes, dem es sonst an großer Gewandtheit nicht fehlt, war leider ein so wenig glücklicher, daß er zu seltsamen und schiefen Urtheilen über Puschkin Anlaß gab. Die Kritik hat hier noch ihre volle Aufgabe zu lösen: allein so sehr es auch dem Kritiker gelingen mag, in die geistigen Eigenthümlichkeiten eines Dichters einzuführen, er kann doch nur der lebendigen Anschauung zu Hilfe kommen und wird, wo diese gänzlich mangelt, nie einen haftenden Eindruck zurücklassen. Auch biographische Mittheilungen können bei aller Vielseitigkeit nicht über die Wirkung eines Portraits hinausgehen, so ähnlich dasselbe bis in die feinsten Einzelheiten sei: man hat ein hellanschauliches Bild des Dichters vor sich und kennt ihn doch nicht, hat ihn nicht gesehen und gehört, ihn, der nur in seinen Werken athmet, spricht und sich bewegt. Sind aber auf die eine oder die andere Weise erst die äußeren Unterschiede überwunden, die hier das Verständniß hindern, dann ist Puschkin ohne Zweifel auch der erste Dichter Rußlands, dessen Schriften sich der Weltliteratur anreihen, weil er den Forderungen der Kunst im strengsten Sinne entspricht. Die Kunst ist das Allgemeine in den Besonderheiten aller Volkscharaktere, wie etwa die Liebe das Allgemeine in den Besonderheiten aller Individualitäten ist. Daß keine Unterschiede der Geistesbeschaffenheit vorhanden sind, die Völker einander unverständlich machen, ist durch die Kunst am unwiderleglichsten bewiesen. Der Dichter erfüllt seinen höchsten Künstlerberuf, wenn er

die Poeſie als Weltgabe bewährt; er kann ihn aber nur erfüllen, wenn der Nationalgeiſt in ihm ſeine vollſte Entwickelung erreicht. Je höher, je vollendeter dieſe iſt, deſto mehr trägt ſie Allgemeinmenſchliches in ſich. Ich kann mir Shakeſpeare unmöglich weniger engliſch denken, ohne ihn mir auch weniger groß zu denken, und eine Dichtung wie Goethe's Fauſt, die ſich in den weiteſten und erhabenſten Beziehungen der Menſchheit bewegt, die allgemeiner und ich möchte ſagen principieller, als wir es ſonſt irgendwo in plaſtiſcher Lebensdarſtellung finden, in das Ewigmenſchliche eingeht, giebt ſich doch auch dem oberflächlichſten Blick als ein Werk zu erkennen, das auf der Höhe deutſcher Geiſtesentwickelung entſtanden.

Die nachfolgende Novelle Puſchkin's iſt ſeine beſte Erzählung in Proſa: aber glauben Sie ja nicht, liebe Freundin, daß ſie irgendwie Anſprüche auf eine Offenbarung ſeines poetiſchen Geiſtes macht, von denen ſie ſchon ihrer Anlage und Intention nach ſich fern hält. Noch weniger will ſie eines jener bedeutungsvollen Einzelwerke ſein, in denen ein ganzes Dichterweſen niedergelegt iſt. Ich muß Ihnen nur vor Allem ſagen: Puſchkin hat aufs Strengſte zwiſchen gebundener und ungebundener Rede geſondert. Man iſt zwar längſt davon abgekommen, Poeſie in Verſe zu bannen, und jener große Aeſthetiker, der das Verhältniß der Poeſie zur Proſa wie „des Singens zum Reden" angiebt, bezeichnet gewiß beide nur dem Geiſte nach, denn er ſelbſt hat ſeine dichteriſchen Gedanken nie in eine Versform gebracht, wie er ſich denn überhaupt wenig um die Form kümmerte. Ein Dichter aber, der einmal im muſikaliſchen Maß der Sprache den natürlichſten und geläufigſten Ausdruck ſei-

ner Inspiration gefunden, wird immer diese Sonderung machen, so lange Wahrnehmungs- und Mittheilungsweise in einer und derselben Natur sich zwischen Pathos und Ruhe, zwischen künstlerischer Gestaltung und kunstloser Bezeichnung theilt. Es versteht sich indeß, daß die Einheit der individuellen Natur durch diese Theilung nicht aufgehoben wird, und das Charakteristische der Auffassung und Darstellung in der einen wie in der andern Art des Ausdrucks hervortritt. So ist es denn auch bei Puschkin. Der Charakter seiner Prosaschriften hängt genau mit den Eigenschaften und dem Bildungsgang seiner ganzen Dichternatur zusammen. Diesen will ich Ihnen hier in kurzer Betrachtung vergegenwärtigen.

Alexander Puschkin (geb. 1799) stammt väterlicher Seits von einem alten, historisch berühmten Geschlechte, als dessen Ahn die Chronisten einen preußischen Auswanderer nennen. Am liebsten aber gedenkt er des Großvaters seiner Mutter, eines Negers, welcher Peter des Großen Pathe und Pflegling war. Seiner Phantasie schwebte gar oft dieser Sprößling des „fernen Afrika" vor, der auch ein physiognomisches Andenken in den Zügen des Enkels hinterließ. Später wählte er ihn sogar zum Helden einer leider unvollendeten Erzählung. Sie errathen leicht, daß ein so überwiegender Verwandtschaftszug von Aeußerlichkeitskrämern nur zu gern auch hinsichtlich der Dichtung des Mannes geltend gemacht wird. Allein so unverkennbar Puschkin die Spuren afrikanischer Abkunft in seinem Gesichte trug und vielleicht auch sonst in äußeren Eigenheiten, so wird man doch in seinen Poesien (wo nicht Puschkin ausdrücklich von seinem Urgroßvater spricht) nicht im Entferntesten daran erinnert, man

athmet hier nicht den leiſeſten Hauch einer außereuropäiſchen Zone. Von keinem ruſſiſchen Dichtertalente läßt ſich dies ſo durchgehends behaupten, wie von ihm. Ein größeres Maß im Vortrag, eine ruhigere Beherrſchung des Ausdrucks, mehr Klarheit und weniger Bilderüberſchwang findet man nicht bei den gereifteſten Dichtern, wie oft ſchon in den Jugendgedichten Puſchkin's. „Ruſlan und Ludmilla", ein Werk aus ſeiner früheſten Periode, kommt ihm ſelbſt ſogar „kalt" vor. Puſchkin's Muſe iſt das treueſte Abbild des ruſſiſchen Geiſtes, aber in ſo reiner, typiſcher Urſprünglichkeit, wie wir ſie in den Erſcheinungen des Lebens ſchwer erkennen, wo fremdartige Beimiſchung und viele außerweſentliche Züge die Betrachtung trüben oder vereinzeln. Eine volksthümliche Richtung giebt ſich von Anfang an als beſtimmend in ſeiner künſtleriſchen Bildung kund und leitet ihn ſelbſt unter gegenwirkenden Einflüſſen, die ihn namentlich in einer gewiſſen Periode trafen, zu nationalpoetiſchen Elementen. In dieſe Richtung haben ihn freilich nicht ſolche Zufälligkeiten gebracht, wie ſie Einige halb im Ernſt, halb im Scherz hervorhoben *), wohl aber iſt nicht zu

*) So läßt ſich auch Heinrich Koenig ſagen: „Man rechnet ſie ſeiner Amme zu gut." Als ob nicht von jeher in Rußland geiſt- und phantaſiebegabte Kinder genug ſolche Ammen hatten, wie die Puſchkin's! Koenig hat ſehr richtig als etwas Eigenthümliches dieſe ruſſiſchen Ammen bezeichnet, daß ſie „einen reichen Schatz von Volksmärchen, Liedern und Legenden inne haben": aber ihre Wirkung, ſelbſt auf die empfänglichſten Kindesſeelen, muß denn doch von der Erziehungsmode, der auch Puſchkin anheimfiel, ganz verwiſcht werden, ſie würde ſonſt nicht ſo ſpurlos vorübergehen.

leugnen, daß die Zeitverhältnisse sie außerordentlich begünstigten. Seine frühe Jugend fiel in jene große Epoche der neuern Geschichte, wo an den Flammen des Kreml und der alten Zarenstadt das Nationalgefühl — nicht allein der Russen sich entzündete. In Rußland war unmittelbar zuvor eine neue Aera der poetischen Literatur eingetreten. Männer, die ein Herzensbedürfniß zur Poesie trieb, hatten das Gleis pseudo-klassischer Muster verlassen, in die alle dichterische Stimmung eingeengt war. Karamsin befreiete die Sprache von dem Schulzwang, der sie in jeder lebendigen Bewegung hemmte, und beseelte den Stil mit der Wärme und Gefühligkeit seines Wesens. Shukowski, von den Wirkungen deutschen Geistes ergriffen, entwickelte in der Dichtung, die bis dahin nur als eine rhetorische Kunst cultivirt wurde, einen idealen Schönsinn; Dmitrijew, der in seinen dithyrambischen Oden noch in das frühere Pathos zurückfiel, popularisirte den poetischen Ausdruck in seinen Liedern und Satiren; Batjuschkow durchglühte die Rhetorik des Verses mit der ausgebildetsten musikalischen Empfindung. Das Gesammtstreben dieser Männer rief eine ungemeine literarische Regsamkeit hervor, und weckte den Kunstantheil der Nation, der natürlich nicht ohne Rückwirkung auf den nationalen Sinn der Dichter bleiben konnte. Aber noch fehlte diesen Talenten die tiefe Grundlage volksthümlichen Lebens, wie sie denn überhaupt noch zu sehr vom Leben abstrahirten, und einerseits zu einer haltlosen Gefühlsschwärmerei, anderseits zu ästhetischem Dilettantismus neigten. Da gab das Anrücken des welterschütternden Eroberers allen äußeren und inneren Zuständen einen gewaltigen Umschwung. Die Gefühlshin-

gebung fand einen feſten Boden in der Vaterlandsliebe, und dahin übertrug Karamſin, der ſich bereits der Geſchichtsforſchung zugewandt, ſeine poetiſchen Neigungen. Der ſchönſinnige Shukowski, der ſich in ätheriſchen Idealismus verlor, ſang glühende Kriegslieder. Und Puſchkin — ſollte man es glauben, der junge, kaum vierzehnjährige Puſchkin, trat in jener Zeit ſchon in die Reihe vaterländiſcher Dichter.

Er war damals auf dem Lyceum zu Zarskoje-Selo — ein Schüler, der ſich eben durch keinen Fleiß auszeichnete, muthwillig und ausgelaſſen, ein rechter Springinsfeld, wie er ſich ſelbſt ſchildert. Verſe ſchrieb er längſt mit rhythmiſcher Leichtigkeit, ſogar franzöſiſche. Es haben ſich ſolche erhalten, in denen er der Aufforderung eines Kameraden, ihm ſein Portrait zu ſchicken, in kecker, munterer Weiſe entſpricht. Vielleicht iſt Ihnen eine kleine Probe dieſer Selbſtzeichnung des Knaben nicht unintereſſant. Da heißt es unter Anderm:

— Je suis un jeune polisson,
Encore dans les classes:
Point sot, je le dis sans façon
Et sans fades grimaces.
— — — — — —
J'aime le monde et son fracas,
Je hais la solitude,
J'abhorre et noises et débâts,
Et tant soit peu l'étude.
— — — — — — —
Vrai démon, pour l'espièglerie,
Vrai singe par sa mine
Beaucoup et trop d'étourderie,
Ma foi — voilà — Pouchkine.

Indeſſen bekundete dieſer kleine Taugenichts ſchon einen ſehr hohen Ernſt in poetiſchen Studien. Seine Versverſuche waren keine bloßen Spielereien mehr. Er reproducirte Stoffe und Formen, die er beſonders in der jüngſten Periode vaterländiſcher Dichtung vorfand, mit einem ſo merkwürdigen äſthetiſchen Bedacht, mit ſo eindringlichem Verſtändniß und mit ſolcher Entſchiedenheit der Neigung, des Geſchmackes in Wahl und Aneignung des Aufgenommenen, daß auch im äußerlichſten Nachahmen ſchon eine ausgeprägte, ſelbſtkräftige Individualität hervortrat. Was aber in den frühen Regungen ſeines Kunſtſinnes gleich am Bezeichnendſten für ihn war, iſt, daß er nicht mit den erſten Traumgeſtalten ſeines innern Lebens anfing, ſondern mit den erſten nächſten Eindrücken der Außenwelt. Jene zerſtreute und verſluchtigte er in jugendlichem Leichtſinn und Uebermuth, dieſe dagegen ſammelte er in ausdauernder Aufmerkſamkeit und Begeiſterung. Die Eindrücke der Kriegskataſtrophe, die auf ſeine ganze Lebensrichtung, wie ich gleich nachweiſen werde, den unzweideutigſten Einfluß übten, und denen man auch in allen Uebergängen und Wandlungen ſeiner Jugendanſichten begegnet, ſprachen ſich zunächſt in ſeinen lyriſchen Erſtlingen aus. 1813 wurde ſchon ein Gedicht Puſchkin's in einer Zeitſchrift abgedruckt; es war ein patriotiſcher Troſtſpruch bei dem Hinſcheiden Kutuſow's. „Mag ſich nur unſer Dränger der eiteln Hoffnung hingeben, daß ihn nun nichts hindere", ruft die ſchwellende Knabenſtimme:

„Wenn unſre Reihen wird Kutuſow's Geiſt umweh'n:
Ein Held, das einen Mann wie dieſen kannte zeugen,
Der rauberiſchem Feind ſein Haupt wird's nimmer beugen,
Mit uns iſt Gott! es wird ein neuer Held erſteh'n!"

Was in diesen noch unbeholfenen Versen schwach und leise anklingt, steigerte sich sehr bald in vielen Liedern, die sich der Stimmung und dem Gedankeninhalt nach ihnen eng anschließen. Die Kraft und Kühnheit seines Ausdrucks nahm um so rascher zu, je mehr er von allen Seiten aufgemuntert wurde. Ein Wort der Weihe und des Segens sprach über das reifende Talent zuerst der erhabene Psalmodist Rußlands, der greise Dichter Dershawin. Zwei Jahre nach seinem ersten Auftreten deklamirte Puschkin vor diesem bei einem Examen eines seiner elegischen Gedichte, das mit Matthisson'scher Naturschilderung beginnend (die er aus zweiter Hand überkam, nämlich von Batjuschkow) zu wehmuthigen Erinnerungen an die Glanzzeit Katharinens überging, zu einer Betrachtung des großen Freiheitskampfes gegen Napoleon, dieser „Geißel des Weltalls", wie er ihn damals nannte, der Drangsale und Schrecken, welche derselbe über Rußland gebracht — und mit einem donnernden Siegesrufe schloß. Dershawin wurde von dem Feuer des jungen Dichterhelden hingerissen, Thränen der Rührung drangen ihm in die Augen, er ergoß sich in Beifall und wollte den Knaben umarmen, der aber, hochglühend vor verschämter Freude, davonlief und nicht zu finden war. Nächst diesem Beifall Dershawin's, der Puschkin immer eine der schönsten Lebenserinnerungen blieb, beglückte ihn das Lob Karamsin's und die liebreiche Theilnahme Shukowski's, welchem er dafür in einer begeisterungsvollen Epistel dankte, wobei er schon unverhohlen und mit Stolz seinen Dichterberuf aussprach. Wirklich muß man Puschkin beipflichten, wenn er später sagt: „der erste Erfolg habe seiner Muse Schwingen gegeben." Denn sein damals

kaum flügge gewordenes Genie erhob sich bald zu dem höchsten Aufschwung, dessen es überhaupt fähig war.

Nachdem er in einer Reihe von Liedern und Balladen die ihm eignen Vorzüge nach und nach entwickelt, sein Vers immer mehr an Wohllaut und Vollklang gewann, sein Ausdruck immer prägnanter und freier von Rhetorik wurde, die Puschkin am entschiedensten negirte *); nachdem sein Gestaltungstrieb schon allmälig zwischen den interessantesten Erscheinungen der Gegenwart und den Gebilden der Volksphantasie oder der historischen Vergangenheit umhergetastet, erschien 1820 sein größeres Werk „Rußlan und Ludmilla", das die vereinzelten Neigungen und Kräfte seiner Jugend uns in einem heitern, anmuthigen Gesammtbild vorführt. Kaum brauche ich mehr zu sagen, um die ungewöhnliche Wirkung desselben zu erklären, den allgemeinen Antheil, den es gefunden und den es sich so lange ungeschwächt erhalten hat. Bei diesem Werke, das seine Lehr- und Uebungsjahre, die Periode seiner Versuchsthätigkeit gewissermaßen abschließt und mit dem seine selbständige Künstlerlaufbahn beginnt, komme ich auf jene Zeitstimmung zurück, die aus den Kriegsereignissen hervorging, und die, wie ich oben andeutete, von so nachhaltiger Wir-

*) Er geht darin so weit, daß er z. B. bei all seiner Verehrung des gewaltigen Lomenossow, über die dichterische Thätigkeit desselben mit nachsichtsloser Strenge, ja offenbar viel zu hart und einseitig urtheilt. Nicht nur spricht er ihr alle Verdienste ab, er findet sie ihrer Folgen wegen äußerst nachtheilig. Die Spuren, sagt er, die Lomenossow in unserer Literatur zurückgelassen, sind ermüdende Hochrednerei, Gesuchtheit und Abneigung gegen einfache Natürlichkeit.

kung auf Puschkin's Ansichten, Sympathien, mithin auf seine ganze Charakterbildung geblieben ist. Nicht als ob in „Rußlan und Ludmilla" jene Eindrücke vortönten, die er in seinen ersten Liedern aussprach, nicht als ob dieses Gedicht von der patriotischen Kampflust beseelt ist, mit welcher der Knabe in die sturmbewegte Zeit hinaussang — sondern weil sich uns hier zwei wesentliche Momente von Puschkin's Geistesrichtung zeigen, Momente, die meiner Meinung nach in jenen frühen Eindrücken liegen, und in denen wir leicht den geistigen Zusammenhang seiner verschiedenen Lebens- und Dichtungsperioden finden. Das Eine ist der Trieb nach der lautersten Quelle des Volksthums, nach nationaler Geschichte und Sage, das Andere sehe ich in allen Folgen Modificationen und Wendungen des früh angeregten, jugendlichen Freiheitsdranges. Was das Erste betrifft, so ist es ganz natürlich, daß an das patriotische Interesse für die Gegenwart sich auch das an der nationalen Vergangenheit knüpfte, und wie ohnehin jede Geschichte mit ihren Ausgangspunkten in die Sage zurückführt, so liegt namentlich dem Dichter nichts näher, als diese beiden Gebiete zu verbinden und von dem einem ins andere hinüberzugreifen. In Bezug auf den Unabhängigkeitssinn aber, den das verletzte Freiheitsgefühl der Nation in dem Knaben weckte, will ich nur an ähnliche Erscheinungen in Deutschland erinnern, um meine Folgerungen zu rechtfertigen. Der oppositionelle Drang, den fremde Gewalt in jungen Gemüthern hervorgerufen, konnte nicht zugleich mit dem ursprünglichen Anstoß weichen. Er suchte sich, als das Gleichgewicht nach Außen hergestellt war, seinen Spielraum in heimischen Zuständen,

und schlug begreiflicher Weise hier in eine theils politische, theils sociale Opposition um.

Puschkin, der eine gesunde, praktische Fernsicht besaß, und dessen frühgereifter Charakter von Anfang an aller Schwärmerei abhold war, nahm von dem politischen Zündstoff, der sich unter Alexander's Regierung in exaltirten Köpfen häufte und nachher in so traurigen Ereignissen ausbrach, nicht mehr in sich auf, als eben zu dem Feuerwerk einiger kühnen, glänzenden Verse hinreichte, zu den Ausflüssen seines jeweiligen poetischen Uebermuthes. Viel weiter dagegen ging er in gesellschaftlicher Libertinage. Wenn sich in seinem Leben Stellen finden, an die sich noch jetzt strenge Moralisten stoßen, so sehe man hier nicht blos Uebergriffe der Leidenschaft, es ist auch viel Grundsätzliches darin, das aus früheren Bildungseinflüssen entsprang.

Ich habe „Ruslan und Ludmilla" als das erste Werk bezeichnet, das uns von seinen Neigungen und Kräften ein Gesammtbild giebt. Nun, seine dichterischen Kräfte sind hier in der That im wirksamsten Verein — seine Neigungen aber, die Grundzüge seines poetischen Wesens suche man hier nur nicht in allzu deutlicher Ausprägung. Theils scheinen sie noch im Beginn, auf den ersten Stufen ihrer Entwickelung, theils müssen sie vor äußeren Verhältnissen sich hinter feine, leise Andeutungen zurückziehen, und Vieles, was schon Grundton seiner Stimmung ist, was in späteren Werken mächtig anhallt, giebt sich hier nur noch in Anklängen, indessen vernehmlich genug. Das inhaltliche Anlehnen dieses Gedichtes an die Volkspoesie ist nur das freie, leichte Spiel phantastischer Laune, und hält sich den volksthümlichen Be-

ziehungen des Sagenstoffes, dem historischen Ernst eines solchen in der Auffassung des Dichters noch fern: eben so leicht, wie es über das altrussische Sagengebiet hinspielt, streift es das verneinende, oder gelinder gesagt, oppositionelle Element, in welchem sich Puschkin's jugendlicher Muthwille austobte. Der frivole Sinn, die naive Ironie, die uns hier dieses verräth, ist in den feinsten Schleier der Grazie gehüllt. Allein wie in Ton und Ausdruck sich schon der volksthümliche Geist ausspricht, in welchem Puschkin sein Mährchen empfangen haben will, trotzdem daß er vom Sagenmeth, dessen er sich im Prologe rühmt kaum genippt hat — so regt sich auch unter dem anmuthigen Gewebe des Humors, welches die ganze Dichtung bedeckt, dieselbe Frivolität, die im Dunkel der Nacht wohin ihr nicht das Auge des Censors und die Ruthe des öffentlichen Sittenurtheils folgte, nackt und keck umhersprang; der Witz, der hier so harmlos spielt und höchstens dem Hang zur Parodie nachgiebt (ein Hang, der überhaupt dem russischen Witz ganz besonders eigen ist) ist derselbe, den der grollende, trotzende Jüngling in Epigrammen und Liedern unter dem Schutz des Manuscriptgeheimnisses oft mit aller Schärfe und Bitterkeit waffnete.

Indessen machte ihn „Ruslan und Ludmilla" so berühmt, als daß er lange im Schutze des Manuscriptgeheimnisses hätte bleiben können. Die öffentliche Aufmerksamkeit folgte den Mittheilungen des jungen Genius natürlich auf jedem Wege, und das hatte bald Puschkin's Entfernung aus der Residenz zur Folge.

Unfreiwillig zog er nach dem Süden Rußlands und gefiel sich in der naheliegenden Erinnerung an Ovidius,

mit dessen Verbannung nach dem Pontus aber sein freundliches Exil nicht die geringste Aehnlichkeit hatte. Es breitete vor ihm die gesegnetsten Gegenden des Landes, die lehrreichsten Charakterzüge des Volkes, dessen Sitten und Verhältnisse, den Wechsel vielgestaltiger Erscheinungen in einem lebensvollen Bilde aus; sein Naturſinn erfrischte sich und erstarkte fern vom Dunste der Residenz in gleichem Maße, als sein Blick in das Menschenherz sich aufhellte, seine Einsicht in die Zustände der Gesellschaft und des Staates von ruhiger Betrachtung geläutert wurde. Diese Einwirkungen überwogen in heilsamer Weise den Einfluß Byron's, dessen titanischer Geist dem Sinne Puschkin's so gewaltig imponirte, daß er ihn leicht an sich selbst irre gemacht und seine individuelle Auffassung getrübt hätte. Es findet sich in Puschkin's Gedichten aus jener Zeit Vieles, was man seiner Gemüthsart angerechnet, was aber nur eine Nachtriezelung Byron's ist. Namentlich ist ein gewisser düsterleidenschaftlicher Anflug, der freilich gar viel Interessantes hat, dem klaren, heitern Dichterwesen Puschkin's durchaus nicht eigen, und eine noch so wenig strenge Prüfung wird hier Jeden um eine Illusion bringen, zu der ihn vielleicht das „Mohrenblut" verlockt. — Von Byron noch ganz erfüllt sehen wir Puschkin während seiner ersten Ausflüge durch den Süden; Byron im Herzen besingt er die unendliche Schönheit des Meeres, auf dem er frei und einsam, von allem Treiben der Menschen unberührt, sein Leben hinbringen möchte — Byron im Herzen tönt er in Liedern, die übrigens der Form nach zu seinen schönsten gehören, Klagen der Gemüthsverödung, des Zweifels, der Entsagung aus; Byron im

Herzen versucht er seine ersten Lebens- und Seelengemälde: „Der Kaukasische Gefangene" und „Die Quelle von Bachtschissarai", Gedichte von äußerst schwacher Charakteristik, doch reich an werthvollen lyrischen Einzelheiten. Sehr bald indeß machen sich die Eindrücke seiner Wanderungen, seiner Natur- und Menschenbetrachtung geltend. Noch eine poetische Erzählung, „Die Zigeuner", ist von demselben Geiste durchdrungen; aber an den Gegensatz zwischen dem Egoismus der Leidenschaft und der Berechtigung jedes Zustandes, jedes Seelentriebes, der sich hier in zwei Gestalten kund giebt, möchte man, wenn auch nur gleichnißweise, den raschen Uebergang von diesem Gedichte Puschkin's zu seinem Meisterwerke, „Eugen Onägin" anknüpfen, einem Roman in Versen, der mit seiner ersten Anlage wohl in eine weit frühere Zeit zurückreicht. Es ist in der That ein Uebergang von subjectiv leidenschaftlicher Stimmung zu der objectivsten poetischen Lebensphilosophie. Der Grundgedanke dieses Romans mag ursprünglich wohl auch von Byron angeregt worden sein, während die humoristische Anlage auf jene Richtung zurückweist, die in „Rußlan und Ludmilla" durchschimmert: aber in der Ausführung lehnt sich Puschkin nur ganz äußerlich an sein englisches Vorbild und geht durch alle sittlichen Entwickelungsphasen seiner Kunst, die nach dieser Seite hier ihren Culminationspunkt erreicht. Der satyrische Drang, der in „Rußlan und Ludmilla" sich in einigen frivolen Sprüngen Luft macht, entfaltet sich hier im weitesten Umfang ernster und heiterer Lebensbeobachtung, und schillert in allen Farben einer hellbeleuchteten, oft hinreißend belebten Sittenmalerei. Die Handlung zieht sich wie ein dünner

flatternder Faden durch die Reihe äußerer Wahrnehmungen und innerer Erfahrungen, die Puschkin bald in wechselnder Scenerie der Natur und der Gesellschaft, bald in rein lyrischen Zwischengesängen, bald in bezugsreichen Anspielungen und epigrammatischen Bemerkungen nebeneinander gruppirt: allein so sehr in ihr ein beschreibendes, contemplatives Element überwiegt, so wenig sie eigentliche Begebenheiten (was man nämlich im Roman so zu nennen pflegt) vor uns aufrollt, so hat sie doch dem Dichter ein großes Feld zu plastischer Charaktergestaltung geboten, das Sie leicht übersehen werden, wenn ich sie Ihnen nur in einigen Umrissen angebe.

Ein Musterwerk der vornehmen russischen Erziehung, ein Salonheld mit verkohltem Herzen, von vielem Esprit, der aber nur leuchten und nicht erwärmen kann, treibt sich ziellos in den Zerstreuungen der Residenz umher, bis er durch den Tod seines Onkels Erbe eines fern in der Provinz gelegenen Gutes wird. Mit stumpfem Sinn, den kaum die Leidenschaft mehr reizt, und der allen Wirkungen einer schönen Natur verschlossen ist, langweilt er sich in der ländlichen Einsamkeit, wie in dem Geräusch der vornehmen Welt, vegetirt unthätig hin, und in seinem geistigen Leben wuchert nur eine schneidende, kalte Skepsis. Bald gesellt sich zu ihm ein Nachbar, ein junger Dichter, der von Lebenserfahrung so wenig, als Onägin (der Held) zu viel hat. Voll idealen Strebens, vom Feuer der Wissenschaft durchglüht, mit einem frühlingswarmen Glauben an alles Große und Schöne in der Welt, bildet er überhaupt den schroffsten Gegensatz zu Onägin; allein wie nun einmal die Extreme sich berühren, bringt gerade dies sie einander näher. Auch fehlt dem verneinenden Geiste Onägin's keineswegs das Verständniß eines so kindlich unverdorbenen Gemüthes,

und es ist ein Zug seines bessern Selbst, daß er fremdes Gefühl zu ehren weiß. Der junge Dichter hat eine Braut, die Tochter einer benachbarten Edeldame; er war des Mädchens früher Gespiele, mit ihr zusammen groß gewachsen und hatte ihr Bild in der Fremde, unter allen Eindrücken seiner Studentenjahre mit treuer, unwandelbarer Liebe in sich getragen, mit der er unlängst zu ihr zurückgekehrt. Das Mädchen ist von gewöhnlichem, wenn auch durchaus nicht von gemeinem Schlage: jungfräulich blühend in äußerer Schönheit, jungfräulich blühend im Herzen, aber ohne Glut, ohne Innigkeit und Tiefe. Wie ein stiller, heiterer Morgen erfüllt sie das friedsame, hingebende Gemüth des Jünglings: aber der Antheil des Erzählers und des Lesers springt an ihr vorbei. Um so lebhafter wird dieser von ihrer Schwester (Tatjana) in Anspruch genommen: die glich ihr nicht im Geringsten; minder anziehend durch Schönheit, durch Frische und Lieblichkeit des Aeußern, war sie schweigsam, in sich versenkt, nahm keinen Theil an munteren Kinderspielen, aber sie zeichnete ein sinnvoller Geist, ein tief glühendes Herz aus, das über die Grenzen des Gewöhnlichen weit hinwegschwärmte. Durch seinen jungen Freund wird Onägin mit der Familie bekannt. Die Vorzüge Tatjanens überraschen ihn, sein kundiger Blick findet sie gleich heraus — aber wahrhafter Gemüthsbetheiligung unfähig, würdigt er kalt, mit der Gleichgültigkeit eines Kenners, den das Erkannte weder erregt, noch erfreut, die seelenvolle Erscheinung. Unterdeß heftet sich das Mädchen an ihn mit allen Träumen ihrer regen Phantasie, um so mehr, als diese durch das Gerede der Nachbarn entzündet wird, welche ihr in Onägin den Bräutigam prophezeien. Auf die Art, wie der Dichter das Entstehen, den Verlauf dieser Empfindung in der fein-

sten psychologischen Zeichnung veranschaulicht, will ich hier im Vorbeigehen nur hindeuten. Tatjanens Vertraute wird ihre alte Wärterin, eine Gestalt, an der Puschkin schon seine ganze Kraft bewährt, volksthümliche Charaktere mit wenigen Zügen in ihren sprechendsten Eigenthümlichkeiten darzustellen. Endlich kann das Mädchen nicht länger den heißen Strom ihrer Gefühle hemmen. Im freien Landleben ohnehin weniger von heuchlerischem Anstand gegängelt, läßt sie sich zu dem gewagten Entschlusse hinreißen, Onägin zu schreiben. Dieser Brief, das unschuldsvolle Bekenntniß eines begeisterten Herzens, der flehende Ruf um ein Erkennungszeichen der ersehnten, geliebten Seele, bleibt nicht ohne Eindruck auf den starren Kaltsinn des Mannes; Onägin ist ergriffen, aber seine Rührung, wenn auch in sie ein Ton seiner früh betäubten edleren Neigungen hineinhallt, löst sich doch nur in jenes Mitgefühl, zu welchem uns der ahnungslose Irrthum, die unberathene Schwäche, die hilflose Unschuld stimmt. In solchem Mitgefühl wahrt Onägin sich vor Selbstbetrug, wie vor einer Täuschung des Mädchens; er zieht die rettende, wenn auch strenge Wahrheit aller verhüllenden Schonung vor, und eröffnet Tatjanen (die er im Garten aufsucht und brüderlich herzlich begrüßt) wie er der Seligkeit der Liebe gar nicht mehr zugänglich sei, wie sie sich nie von ihm das Glück versprechen könne, dessen sie nach seiner innersten Ueberzeugung werth sei. Sein Herz sei einmal abgewelkt und könne nicht wieder Blüthen treiben; ihre Zuneigung dagegen nehme er für die ersten Knospen jungfräulicher Liebe, die noch manchen Frühling erleben würde. Daran knüpft er ernste Vorsichtsregeln; sie solle sich beherrschen lernen, denn nicht Jeder würde sie verstehen wie er, und

Unerfahrenheit könnte sie ins Verderben bringen. — Diese „Predigt" Onägin's vernichtet alle schönen Hoffnungsgebilde Tatjanens, die sie frei und ungebunden nach außen schwärmen ließ, kann aber das unantastbare Liebesleben nicht treffen, welches das Mädchen von nun an um so mehr in ihrem Innern concentrirt, und das in würdevoller Entsagung sich reicher und herrlicher entwickelt. Ein unseliges Ereigniß treibt Onägin aus ihrer Nähe. Er hat scherzend, in eigensinniger Laune den jungen Poeten (um einen unangenehmen Eindruck, den ihm dieser nicht erspart hat, an ihm zu rächen) zur Eifersucht gereizt. Der leicht entflammte Jüngling nimmt die Sache für Ernst und fordert Onägin heraus. Dieser, obgleich er sein Unrecht, sowie die Grundlosigkeit des Duells nur zu tief einsieht und die blutige Wendung des Spiels im Herzen verwünscht, weicht doch der unsinnigen Convenienz und erschießt den jugendlichen Freund, dem seine Vermählung mit Olga, der Schwester Tatjanens, nahe bevorstand. Von Reue und Unmuth getrieben, flieht er den Ort des Verbrechens und durchwandert das weite Rußland. Olga, das sanft-idyllische Mädchen, vergißt das Schreckensereigniß; das Grab ihrer ersten Liebe, auf das sie heiße Thränen geweint, ist schnell übergrast — und bald ist sie die glückliche Braut eines Andern. Aber Tatjana? Seiner Reisen müde, kehrt Onägin nach der Residenz zurück und findet hier unvermuthet die junge Landnachbarin, die ihm einst ihr liebeüberströmendes Herz entgegengetragen. Doch welche Umwandlung! Tatjana ist die Gemahlin eines reichen Fürsten, allgefeiert in den Kreisen der höhern Gesellschaft; vor ihr neigen sich Männer und Frauen, sie empfängt überall Huldigung, überall ehrfurchtsvolle Bewunderung. Onägin traut seinen Au-

gen nicht: mit ruhiger Majestät, ohne den leisesten Schatten von Gefallsucht auf ihrem ernsten Gesichte, steht sie ihm gegenüber; auf diesem Gesicht ist kein Zeichen innerer Bewegung, keine Spur jener Seelenglut, mit der sie sich ihm einst zugewandt. Jetzt möchte seine Eitelkeit bei dem Gedanken triumphiren, daß diese Herrscherin der Salons, vor der Alles in ehrerbietige Ferne zurückweicht, ihm mit unbegrenzter Hingebung anhing — aber durch ihre Kälte, ihren strengen, gleichmäßigen Ernst, den kaum ein Lächeln, kaum ein paar höfliche Worte mildern, verletzt sie seine Eigenliebe, statt sie zu befriedigen. Das regt ihn gewaltiger auf, als einst das heilige Vertrauen, das rücksichtslose Entgegenkommen der Liebenden. Seine Selbstsucht lodert in hellen Flammen, und konnte er damals, als diese nicht Nahrung genug fand, um zur Leidenschaft entfacht zu werden, nicht in Selbsttäuschung verfallen, so weiß er jetzt nicht mehr seine Gefühle zu unterscheiden, kann sich nicht mehr klar über sie werden. Gekränkte Liebe und gekränkte Eitelkeit gleichen sich ja so sehr in ihrem Schmerz und beide spielen ja so oft ineinander! Onägin verfolgt die Fürstin überall, „drängt sich an sie heran, ist glücklich nur ihre Hand zu berühren, das Tuch, das sie fallen läßt, aufzuheben" — aber sie bleibt achtlos, scheint es nicht zu bemerken, wie er sich um sie verzehrt. Von ihrem Widerstand aufs Aeußerste getrieben, schreibt er ihr die klagendsten Briefe, die aber alle unbeantwortet bleiben, bis er einmal zu ihr eilt, sich selbst die Antwort zu holen. Er überrascht sie, wie sie stillweinend seine Briefe liest. Da ahnt er das tiefe Innenleben, welches sie fortwährend geführt, und beschämt, freudig erstaunt sinkt er zu ihren Füßen. Sie sieht ihn an ohne Ziererei, ohne erkünstelten Unwillen, mit

jener Innigkeit, die ihm das schwärmerische Mädchen auf dem Lande ins Gedächtniß ruft — doch mit einer Würde bittet sie ihn, von ihr zu lassen, und klärt ihn über ihre gegenseitigen Beziehungen auf. Sie erinnert ihn an jene Zeit, wo sie mit aller Sehnsucht, allem Hoffen ihrer Jugend sich zu ihm gedrängt, und er vor ihr schonungslos die Oede seines unempfänglichen Herzens enthüllt; noch jetzt überliefe sie ein Schauer, wenn sie an jene kalte, strenge Zurechtweisung dächte; doch habe er ehrlich an ihr gehandelt, und sie sei ihm dankbar von ganzer Seele. Aber, wenn er damals, als sie einsam, unbemerkt in sich verglühte, an ihr vorübergegangen, warum reize sie ihn jetzt? Etwa weil sie in der Gesellschaft ausgezeichnet, weil sie reich und berühmt sei? weil die Hofgunst sie besonne um der Wunden willen, die ihr Mann für das Vaterland erhalten? Etwa darum, weil ihre Schande jetzt aller Welt sichtbar und ihm eine glänzende Siegestrophäe wäre? O wie viel lieber wäre ihr die vorwurfsvolle Belehrung, mit der er ihr damals begegnet, ja selbst Tadel und Spott, als diese beleidigende Leidenschaft, diese Thränen und Bitten; damals habe er sie doch wenigstens geachtet —

„Sie ehrten meiner Jugend Reinheit,
Sie hatten Mitleid doch mit ihr!
Und jetzt — was treibt Sie her zu mir,
Zu meinen Füßen! — Welche Kleinheit!
Wie giebt ein Mann von Ihrem Sinn
So kleinlichem Gefühl sich hin?

Doch mir — was bieten diese Feste,
Dies Flittersein der kalten Welt,
Mein nicht'ger Ruhm, die reichen Gäste
In meinen Sälen glanzerhellt? . . .

Wie freudig gäb' ich gleich jetzunder
Den ganzen Maskeradenplunder,
Den ganzen Prunk und Saus und Braus
Für unser dörflich stilles Haus,
Mit wenig Büchern, wildem Garten,
Wo ich in ahnendem Erwarten,
Onägin, Sie zuerst gesehn —
Und für des Friedhofs stilles Weh'n,
Wo unter schatt'gen Baumes Hut
Jetzt meine arme Wärt'rin ruht!"

Nun aber — schließt sie ihre Rede — sei ihr Loos einmal entschieden. Vielleicht wäre es Unvorsichtigkeit, daß sie geheirathet, aber ihre Mutter habe sie weinend beschworen, dem hätte sie nicht widerstehen können — nun sei sie einmal eines Andern Weib und er müsse von ihr weichen; sie liebe ihn, das wolle sie nicht wegheucheln, aber sie kenne ihre Pflicht. — Damit geht sie und der Vorhang fällt über dies einfache Lebensspiel.

Hoffentlich geben Sie mir, liebe Freundin, schon nach dieser unmißlichen Mittheilung zu, daß der Dichter hier Gelegenheit genug hatte, den Reichthum seiner Anschauungen zu entfalten, und das hat er mit vollendeter Künstlerschaft in allen Einzelheiten gethan. Das Ganze läßt sich nicht treffender charakterisiren, als er es selbst in den Widmungsworten an Pletnew bezeichnet hat:

Der bunten Bilder sind es viel,
Halb komische, halb trag'sche Dichtung
Volksthümlich-idealer Richtung,
Entflammt dem fergantesen Spiel,
Schlaflosen Nächten, brauf'gem Muth,
Unreifen und verblühten Jahren
Des Kopfes prüfendem Erfahren,
Des Herzens heil'ger Schmerzensglut.

Wie sich nun in diesem Werke die poetischen Lebensansichten Puschkin's am vielseitigsten darlegen, so tritt der volksthümliche Geist, von dem es ganz durchdrungen ist, eines Theils in der persönlichen und localen Charakteristik, andern Theils in den bedeutsamen nationalen Culturbezügen hervor, an die Puschkin seine Bemerkungen und Schilderungen anknüpft. Insofern haben wir hier auch einen bequemen Anhaltspunkt, seinen Uebergang zu historischer Darstellung ins Auge zu fassen, den er sich in wissenschaftlichen und künstlerischen Studien unter den mächtigen Anregungen Karamsin's anbahnt. Im Jahre 1821 waren die ersten acht Bände von Karamsin's russischer Geschichte erschienen. Puschkin erzählt uns in seinem Tagebuche von dem Eindruck, den sie auf ihn gemacht. Er las sie als Reconvalescent nach einer schweren Krankheit. Begeistert folgte er der geschichtlichen Forschung Karamsin's, dessen Verdienste er begriff wie Wenige. „Karamsin," sagt er, „hat das alte Rußland entdeckt, wie Columbus Amerika." Für Puschkin's nationales Bedürfniß, wie für seine ersten Studien reichte es nun vollkommen hin, sich auf den Boden zu stellen, den Karamsin betreten, obgleich er so gut wie Andere überzeugt war, daß der erweiterten wissenschaftlichen Untersuchung dieses Bodens noch sehr viel zu entdecken blieb. Seiner Wanderung durch Karamsin's Geschichtsbuch haben wir so viel zu danken, wie seiner poetischen Reise durch Rußland; die Natur- und Sittenbetrachtung in dieser ist nicht reicher an Ergebnissen, wie die geschichtliche in jener. Die Summe seiner dort gewonnenen historischen Anschauungen hat Puschkin mit gleicher Meisterschaft in seiner Tragödie „Boris Godunow" niedergelegt, wie die Summe seiner Lebens-

ansichten in „Eugen Onägin". Die psychologische Entwickelung zeigt sich hier wie dort im angemessensten Verhältniß, ebenso wie der Ausdruck. An imposanter Kraft und Würde historischen Styls steht Puschkin's Drama — ich darf es dreist behaupten — in jeder Literatur unübertroffen. Die Sprache ist von der gediegensten Form, ohne Zierath, ohne Künstelei. Die Auffassung der Charaktere und Zustände ist von jener heroischen Größe, die ich als künstlerischen Idealismus in der Geschichte bezeichnen möchte. Ich begreife nicht, wie man einem Dichter diesen abmäkeln mag zu Gunsten bestäubter Urkunden. Ich für meine Person würde z. B. keinerlei archivalischen Demonstrationen Schiller's Wallenstein opfern. Die scenische Darstellung in Puschkin's „Boris Godunow" entspricht der würdevollen Einfachheit der Rede, hält sich von aller Effectsucht frei, und ist somit zwar bühnengerecht, aber im Geiste der Theaterdirectoren zu sprechen, nicht cassengerecht. Indessen müßte ich mir den Geschmack eines Publikums schon gar zu krankhaft denken, wenn die Hauptscenen dieser Tragödie auf der Bühne ohne echte Wirkung an demselben vorübergehen könnten.

In beiden Gedichten also zeigte sich Puschkin auf den Höhepunkten jener zweifachen Richtung, die wir von den frühbestimmenden Elementen seiner Bildung ausgehen sahen. Was nun als Ergebniß derselben sich in diesen Werken theilt, und zwar in aller Fülle und Intensität seines Genius: die ins Einzelne gehende Lebensbeobachtung und die historische Gesammtcharakteristik erscheint in ferneren Leistungen Puschkin's von größerm oder geringerm Umfang, von mehr oder weniger künstlerischer Bedeutung, zusammengefaßt. Dies bezeichnet die zwei nächsten Perio-

den seiner Thätigkeit. Hier unterscheiden wir eine, in welcher sich seine poetische Productivität fortwährend steigert; die wichtigste Erscheinung derselben ist das Gedicht „Poltawa", das in der That auf großartige Weise die Verbindung jener beiden Elemente verdeutlicht. In lyrisch-epischer Malerei und dramatischer Handlung wird hier das Vollendetste geboten, was Puschkin nächst dem „Onägin" und „Godunow" geschaffen. Die Periode dagegen, in der er, wie wir aus seinem Nachlaß sehen, zuletzt gestanden, kann man die seiner Geschicht- und Geschichtenschreibung nennen. Ich fasse hier den Historiographen und Novellisten in Eins, weil mir beide in besonderm Zusammenhang zu stehen scheinen. In der Mappe des Erstern, nicht des Dichters, haben wir alle die novellistischen Blätter zu suchen, auf denen Puschkin ernste und heitere Bilder seiner Phantasie (wie sie bei ihm Allem, was er sah, hörte und las, so mannigfaltig nachschimmerten), ungewöhnliche Einzelfälle aus der Geschichte, wie aus dem Privatleben mit mehr oder weniger Fiction, bisweilen mit sichtlicher Sorgfalt und Vorliebe ausführte, aber immer nur leicht gezeichnet und ohne poetische Farben aufzutragen. Zu dergleichen Bildern hat Puschkin außerordentlich viel Material gesammelt, von dem wir in seinem Nachlaß einen großen Theil in anekdotenhaften Skizzen, Anfängen, Memoiren, flüchtigen Bemerkungen und Erinnerungen finden. Das Eigenthümliche ist hier der entschiedene Charakter seines Prosastils, den er, wie ich glaube, zunächst in der Geschichtschreibung ausgebildet. In dieser, zu der ihn schon seine Studien, seine richtige Schätzung aller Nationalverhältnisse, seine Auffassungs- und Darstellungsgabe berechtigten, sah er sich ein hohes Ziel vorgesteckt durch den ehrenvollen Auftrag

des Kaisers zu einer Geschichte Peter des Großen — eine Arbeit, zu welcher ihm die reichsten Mittel geboten wurden, und die er auch mit bedeutenden Vorarbeiten einleitete, die er aber nicht zur Ausführung gebracht. — Begreiflich ist es nun, wie Puschkin, dem schon in der Dichtung Einfachheit und Unmittelbarkeit des Vortrags das höchste Gesetz war, zu dem schmucklosesten Erzählton in geschichtlicher Mittheilung überging. In seiner Prosa behielt er dann überall die Kraft und Kürze des Ausdrucks, die den Historiker auszeichnet. Glauben Sie indeß keineswegs, daß dieser die poetischen Sympathien ganz aufgiebt. Sie treten nur nicht in der von allem Pathos freien Rede hervor; aber sie geben sich durchweg in der Richtung kund, die sein Interesse an Charakteren und Zuständen verfolgt, wobei ich Sie abermals an den Jüngling Puschkin erinnere. Um nicht von Trägern eines großen geistigen Umschwunges zu sprechen, wie Peter, der schon in seinen Intentionen Puschkin begeistern konnte, so weise ich nur auf den lebhaften Antheil, mit dem er sich jeder Erscheinung auf einer von dem Gewöhnlichen, Mittelmäßigen abweichenden Bahn zuwendet, sobald es eine Bahn ist, die nicht anders als im Drang persönlicher Eigenschaften oder bewältigender Umstände sich betreten ließ, wenn sie auch durch Verbrechen ging. Ein Antheil, der sehr natürlich ist und nur den Stumpfsinn oder die Böswilligkeit zu moralischem Verkennen veranlassen kann. Hieraus erklärt sich z. B. die offenbare Vorliebe für einen Stoff, wie die Pugatschew'sche Verschwörung, den Puschkin in einer mit Doc[illegible]nten reichversehenen Geschichtsdarstellung bearbeitet [illegible] zu der anmuthigen Lebenszeichnung benutzt hat, [illegible]e Ihnen hier in der „Capitainstochter" vorliegt. [illegible] historische Hintergrund

in dieser Novelle hat gewiß die höchste Anschaulichkeit, die bei so einfachen Mitteln nur zu erreichen war; am bedeutsamsten aber sind die echten Nationalzüge, die Puschkin hier an Charakteren verschiedener Art mit so ergreifender Wahrheit herausgestellt hat. Die unverfälschten, reinen Eigenthümlichkeiten des Volkes begriff Puschkin wie Wenige, und das nicht allein — er hat sie mit aufrichtiger, inniger Liebe betrachtet. Man fühlt ihm überall an, daß er ihnen nicht nur seinen Geist, sondern auch sein ganzes Herz erschließt.

Ich kann dies nicht genug hervorheben, wenn ich bedenke, wie oft das kurzsichtige Urtheil über Puschkin wiederholt wurde, das ihm in den letzten Jahren seines Lebens eine gewisse Abtrünnigkeit von seinen liberalen Ideen, wenigstens eine Verleugnung derselben vorwarf. Läßt sich, frage ich, ein größerer Fortschritt in wahrem Freisinn denken, als der Uebergang von dem frivolen Unmuth, der sprühenden Laune des jungen Aristokraten zu männlich ernster und nachdrücklicher Parteinahme für jene Volksclassen, die mit der Aristokratie nichts gemein haben? Seine Ueberzeugung vertritt Puschkin gerade in der letzten Periode seines literarischen Wirkens kräftiger als jemals, und nirgends ist eine Spur, daß er sie verleugnet oder nur verschwiegen. In den Maximen und Urtheilen, die in seinem Tagebuche zerstreut sind, in den vertrautesten Selbstgesprächen, die uns sein Nachlaß aufbewahrt, finden sich die sprechendsten Belege für die Gesinnung eines freiheitliebenden Mannes, der das Princip der Wahrheit und Selbständigkeit über Alles stellt, in der Literatur wie im Leben. Mit Verachtung begegnet er in jener allem Cliquenwesen, allem Industriesinn, wie der Bestechlichkeit, der Prüderie und gespreiz-

ten Unwissenheit, die in dem kritischen Tagesgeklatsch zum Vorschein kommt. Sehr bündig giebt er einmal den Literaten zu bedenken, daß Aeußerlichkeiten so wenig die Gesinnung machen, wie das Kleid den Mann (unbeschadet des Sprichworts!), daß in den Zeiten Horazischen Lobsanges auf Fürsten und Große gar mancher stolze edle Trotzkopf über panegyrische Oden und devotklingende Zueignungen nachgedacht, während in unseren Tagen oft die kriechendste Gemeinheit sich hinter liberale Spiegelfechterei versteckt. Lomonossow, erzählt er, welcher den Grafen Schuwalow „den Beschützer der Musen, seinen hohen Patron" genannt, habe, als sich derselbe einen Scherz mit ihm erlaubt, rund heraus erklärt: Ich, Excellenz, will nicht blos keines irdischen Machthabers, sondern selbst meines Herrgotts Narr nicht sein. „So," ruft Puschkin aus, nachdem er noch einen andern Zug von Lomonossow's würdevollem Selbstgefühl mitgetheilt, „so handelte dieser devote Festfänger und Hofidyllist!" „Daraus," fährt er fort, „daß unsere modernen Schriftsteller keine vornehme und reiche Gönnerschaft suchen, was in Rußland schon deshalb geschieht, weil sie selbst meist vornehm und reich sind, folgt keineswegs, daß sie freisinniger als Lomonossow und Aehnliche. Wie mancher Autor, der bei dem bloßen Gedanken erröthet, sein Werk einem höhergestellten Manne zu dediciren, schämt sich doch nicht, vor aller Welt einem Journalisten die Hand zu drücken, den die öffentliche Meinung gebrandmarkt, der aber seinem Buche schaden oder durch Lobhudelei nützen kann! Der elendeste Scribent, der im Privatleben jeder Gemeinheit fähig, predigt heutzutage laut Unabhängigkeit und schreibt anonyme Pasquille auf Männer, vor denen er in ihrem Kabinet kriecht. Zudem ist die Lite-

ratur seit einiger Zeit bei uns ein einträgliches Handwerk geworden, und das Publikum ist im Stande weit besser zu zahlen, als seine Excellenz der und der oder seine Durchlaucht der und der ꝛc." Nicht wahr, diesen Worten liegt eine Anwendung auf gewisse Zustände in Deutschland recht nahe? Wenigstens, meine ich, etwas Analoges ließe sich über das Buhlen um Popularität sagen, über das Verhältniß der Volksschmeichler zu den Fürstenschmeichlern.

So wenig Puschkin jener Gesellschaft geschmeichelt, die in Rußland jetzt noch allein Ruhm und Lohn vertheilen kann, so sehr war er im tiefsten Sinne ein Freund des Volkes, dem jedes literarische Streben noch unendlich fern liegt, eines Volkes, das Sympathien solcher Art, wenn es sie auch faßt, noch auf keine Weise unterstützen kann. Er fand in dem Kern nationalen Lebens die alleinige Bürgschaft für echte Cultur, auf die er seine Zukunfthoffnungen gründete, während er die Hohlheit und Erbärmlichkeit unter dem fremdländischen Bewurf socialer Verfeinerung sich und Anderen keinen Augenblick verhehlte. Hier fällt mir ein Fragment aus seinem Nachlaß ein, das Ihnen aufs nachdrücklichste meine Behauptung bestätigen kann. Lassen Sie mich deshalb Einiges daraus anführen. Es ist dies ein memoirenartiger Aufsatz, den Puschkin an eine Person in Sagoskin's historischem Romane „Roslawlew" anknüpft — ein Umstand, der uns hier nicht weiter angeht. Wir brauchen nur zu wissen, daß eine Dame von ihrer Jugendfreundin (Pauline) erzählt, und durch welchen Zufall dieselbe sich mit der Frau von Staël persönlich befreundet. „Frau von Staël," heißt es, „kam im Sommer nach Moskau, als ein großer Theil der Bewohner schon aufs Land gegangen war. Die russische Gastfreiheit setzte sich

in Bewegung. Man wußte nicht, wie man nur die berühmte Ausländerin bewirthen sollte. Es versteht sich, daß ihr Diners gegeben wurden. Männer und Damen versammelten sich, sie anzusehen, und waren meistentheils mit ihr unzufrieden. Sie fanden in ihr eine Funfzigerin, die sich nicht nach ihren Jahren trug. Ihr Ton misfiel, ihre Reden kamen zu lang und ihre Aermel zu kurz vor. Der Vater Paulinens, der Frau von Staël noch in Paris gekannt, gab ihr ein Diner, zu welchem er die ganze gescheite Sippschaft Moskau's einlud. Hier sah ich die Verfasserin der Corinna. Sie saß auf dem ersten Platze, stützte den Arm auf den Tisch und rollte mit ihren schönen Fingern ein Blättchen Papier. Sie schien nicht gut bei Laune. Einige Mal fing sie zu sprechen an und konnte nicht recht hineinkommen. Unsere gescheiten Männer aßen und tranken ihr Maß. Die Damen zierten sich; die sowohl als jene unterbrachen nur selten das Schweigen, von der Nichtigkeit ihrer Gedanken überzeugt und voller Angst in Gegenwart einer europäischen Celebrität. Während des ganzen Diners saß Pauline wie auf Kohlen. Die Aufmerksamkeit der Gäste war zwischen den Gerichten und der Frau von Staël getheilt. Man wartete jeden Augenblick auf ein Bonmot von ihr. Endlich entfuhr ihr eine Zweideutigkeit und zwar eine recht kühne. Alle griffen dieselbe auf, lachten, ein Flüstern der Bewunderung ward laut; der Fürst war außer sich vor Freude. Ich warf einen Blick auf Paulinen; ihr Gesicht brannte und Thränen traten ihr in die Augen. Die Gäste erhoben sich von der Tafel völlig versöhnt mit Frau von Staël. Hatte doch diese ihnen einen Calembourg zum Besten gegeben, den sie nun in der Stadt herumtragen konnten."

„Was iſt Dir nur, ma chère? fragte ich Paulinen: hat Dich denn wirklich ein etwas freier Scherz in ſolchem Grade beſtürzen können? — Ach, meine Gute — antwortete Pauline — ich bin in Verzweiflung! Wie nichtig mußte unſere Geſellſchaft dieſer ſeltenen Frau erſcheinen! Sie iſt gewohnt von Menſchen umringt zu ſein, bei denen eine glänzende Bemerkung, eine mächtige Bewegung des Herzens, ein begeiſtertes Wort niemals verloren iſt; ſie iſt an das hinreißende Geſpräch höherer Bildung gewöhnt — und hier! ... Mein Gott! in drei vollen Stunden keine einzige Idee, kein einziges bemerkenswerthes Wort! Stumpfe Geſichter, dummer Ernſt .... und weiter nichts! Wie hat ſie ſich gelangweilt, wie ſchien ſie ermüdet! Sie ſah, was dieſe Affen der Aufklärung brauchten, was ſie begreifen konnten — da warf ſie ihnen einen Calembourg zu. Und nun fielen ſie darüber her .... Ich brannte vor Scham, ich hätte weinen mögen ... Aber — fuhr Pauline lebhaft fort — mag ſie immerhin über unſern vornehmen Pöbel die Meinung davontragen, die er verdient! Wenigſtens hat ſie doch auch unſer gutes Volk geſehen und es verſtanden. Hörteſt Du, was ſie zu meinem Onkel ſagte, dieſem alten unausſtehlichen Narren, als er, der Ausländerin zu Liebe, über die ruſſiſchen Bärte zu ſpotten anfing? „Das Volk, das ſeinen Bart vertheidigt hat, wird zur rechten Zeit auch ſeinen Kopf vertheidigen.“ ...

Nicht ohne Grund verweile ich bei einer Lichtſeite Puſchkin's, die, ſcheint es, mehr auf ſeinen nationalen, als auf ſeinen künſtleriſchen Standpunkt hinweiſt. Sie ſehen, daß bei ihm beide zuſammenfallen, und beide durch ihre hochgeiſtigen, allgemein menſchlichen Beziehungen

von wahrhafter Weltbedeutung sind. In jeder Hinsicht ist Puschkin den heimischen Bildungsverhältnissen weit vorausgeeilt. Den in der Masse noch rohen, unausgebildeten Nationalgeist hat er in sich bis zu jener Stufe entwickelt, auf der uns klar wird, was derselbe in der großen Aufgabe der Cultur, wie auf dem Gebiete der Kunst zu leisten vermag.

Dies war der Mann, den Rußland am 29. Januar 1837 so unerwartet schnell verloren hat! Er erlag, wie Sie wohl wissen, den Folgen eines Duells unter den schrecklichsten Vortodesleiden. Er fiel als ein Opfer ekler Residenzklatscherei: sie hat ihn förmlich in den Tod gehetzt. Davon könnte ich Ihnen haarsträubende Einzelheiten erzählen — doch gehört das nicht vor die Oeffentlichkeit.

Scheuchen Sie dieses trübe Bild von sich, und lassen Sie sich durch die liebliche Marie Mironow in freundlicherer Weise an Puschkin erinnern. Denn wenn ich Sie auch rechtzeitig vor allzugroßen Ansprüchen an die vorliegende Erzählung gewarnt, so trägt sie doch ganz das Gepräge seines Geistes, und ist wohl der Art, daß ich die Gelegenheit zu einer nähern Betrachtung des Dichters, die ich ihr vorangeschickt, just nicht vom Zaun zu brechen hatte.

An Sie aber, verehrte Freundin, habe ich diese in jenem Zuge herzlicher Mittheilung gerichtet, in welchem ich vor anderthalb Jahren mein neues Heimweh gegen Sie aussprach, als ich Ihnen unerwartet in dem fremden Berlin begegnete, und bei Ihrer warmen, trostreichen Rede manche schöne Stunde der Vergangenheit hell in meiner Seele auftauchte.

Leipzig, im Juni 1847.

Wilhelm Wolffohn.

Die Capitainstochter.

Von

Alexander Puschkin.

Erstes Capitel.

Der Gardesergeant.

Mein Vater, Andrej Petrowitsch Grinew, diente in seiner Jugend unter dem Grafen Münnich und trat im Jahre 17.. als Premiermajor aus dem Dienst. Seitdem lebte er im Gouvernement Simbirsk auf seinem Landgute, wo er bald die Tochter eines benachbarten Edelmanns, das Fräulein Awdotja J., heirathete.

Wir waren zehn Geschwister. Meine Brüder und Schwestern starben sehr jung. Ich wurde durch die Güte des Fürsten B., unseres nahen Anverwandten, der Gardemajor war, in das Semenow'sche Regiment als Sergeant eingezeichnet, und galt für beurlaubt bis zu meiner gänzlichen Ausbildung. Erzogen wurden wir dazumal nicht wie heutzutage. Von meinem fünften Jahre an übergab man mich der Pflege unseres Jagdbedienten Saweljitsch, den man wegen seiner Mäßigkeit dieser Ehre würdigte. Unter dessen Leitung lernte ich, zwölf Jahre alt, russisch lesen und schreiben, und gewann ein sehr gesundes Urtheil über die Eigenschaften der Windhunde. Um diese Zeit nahm mein Vater für mich einen Franzosen ins Haus, den Herrn Beauprez, der nebst dem Jahresvorrath an Wein und Provenceröl aus Moskau verschrieben wurde. Saweljitsch war damit sehr unzufrieden. „Gottlob," murrte er vor sich hin, „das Kind ist

gewaschen, gekämmt, wohlgenährt — es that rechte Noth, Geld wegzuschmeißen und einen Muşje zu miethen, als ob's an eignem Gesinde fehlte."

Beauprez war in seiner Heimat Friseur gewesen, darauf preußischer Soldat, und dann begab er sich nach Rußland pour être outchitel (Lehrer), ohne die Bedeutung dieses Wortes recht zu verstehen. Er war ein guter Junge, aber leichtsinnig und liederlich im höchsten Grade. Seine Hauptschwäche war die Leidenschaft zum schönen Geschlecht. Oft erhielt er für seine Zärtlichkeit so unsanfte Stöße, daß er volle vierundzwanzig Stunden ächzte. Zudem war er, nach seinem Ausdruck, kein Feind der Flasche, d. h. mit anderen Worten, er liebte ein Räuschchen. Da jedoch in unserm Hause Wein nur beim Mittagessen auf die Tafel kam, und das nur in Spitzgläschen, wobei der Lehrer noch meist vergessen wurde, so gewöhnte sich mein Beauprez bald an russischen Liqueur und räumte ihm sogar einen Vorzug vor den Weinen seines Vaterlandes ein, weil, sagte er, derselbe dem Magen ungleich zuträglicher sei. Wir wurden sofort einig: wiewohl ihn sein Contract verpflichtete, mir Französisch, Deutsch und „alle Wissenschaften" zu lehren, zog er es doch vor, von mir schnell etwas Russisch plaudern zu lernen — und dann trieb Jeder von uns sein Geschäft. So lebten wir im besten Einverständniß; einen andern Mentor hätte ich mir gar nicht gewünscht. Bald aber trennte uns das Schicksal, und zwar durch folgendes Ereigniß.

Die Wäscherin Palaschka, eine feiste, pockennarbige Dirne, und die Kuhmagd, die lahme Akulka, fielen beide, wie verabredetermaßen, gleichzeitig meiner Mutter zu Füßen, klagten sich sündhafter Schwäche an und beschwerten sich weinend über den Muşje, der ihre Unerfahrenheit sich zu Nutze gemacht. Meine Mutter verstand in solchen Dingen keinen Spaß und führte darüber Beschwerde beim Vater. Der machte kurzen Prozeß.

Sogleich schickte er nach der Canaille, dem Franzosen, als man ihm aber sagte, der Musje gebe mir Stunde, ging er auf mein Zimmer. Beauprez schlief eben auf seinem Bette den Schlaf der Unschuld, und ich hatte was Wichtiges vor. Man muß nämlich wissen, daß eine Landkarte für mich aus Moskau verschrieben worden war. Die hing an der Wand ohne allen Gebrauch, und mich reizte längst das gute breite Papier. Ich beschloß aus ihr einen Drachen anzufertigen und benutzte den Schlaf Beauprez's, ans Werk zu gehen. Mein Vater traf mich gerade in dem Augenblicke, wie ich den Bastschweif an das Vorgebirge der guten Hoffnung befestigte. Als er sah, in welcher Weise ich Geographie trieb, zerrte er mich am Ohr, darauf eilte er zu Beauprez, weckte ihn höchst unvorsichtig und überschüttete ihn mit Vorwürfen. Beauprez wollte in der Bestürzung sich aufraffen und konnte nicht. Der unglückliche Franzose war schwer betrunken. Eine Sünde mehr oder weniger, darauf kam es nun nicht an. Da hob ihn mein Vater am Kragen in die Höhe stieß ihn zur Thür hinaus und jagte ihn selbigen Tags aus dem Hause zur unbeschreiblichen Freude Saweljitsch's. Damit endete meine Erziehung.

Nun führte ich ein Leben wie ein rechtes Muttersöhnchen, fing Tauben und spielte Pferdchen mit den Gesindebuben. So wurde ich sechzehn Jahr alt. Da änderten sich meine Verhältnisse.

Es war im Herbst; meine Mutter bereitete im Gastzimmer Honigeingemachtes, und ich sah lüstern auf den kochenden Schaum. Mein Vater saß am Fenster und blätterte im Hofkalender, den er alljährlich erhielt. Dieses Buch übte stets eine gewaltige Wirkung auf ihn; er las es nie ohne besondere Theilnahme, und jedes Mal regte es in ihm merkwürdig die Galle auf. Die Mutter, die seine Eigenheiten durch und durch kannte, suchte immer das unglückselige Buch so weit als möglich auf die Seite zu schieben, und so geschah es bisweilen, daß

ihm der Hofkalender ganze Monate nicht in die Augen fiel. Wenn er ihn aber zufälliger Weise entdeckte, so legte er ihn auch Stunden lang nicht wieder aus der Hand.

Also mein Vater las im Hofkalender, zuckte dann und wann die Achseln und wiederholte halblaut: „General-Leutnant! ... Der war ja in meiner Compagnie Sergeant! .... Beider russischer Orden Ritter ... und wie lang ist's her, daß er ...."

Endlich warf mein Vater den Kalender aufs Sopha und wurde nachdenklich — was kein gutes Zeichen war.

Auf einmal wandte er sich zur Mutter: „Höre, Awdotja, wie alt ist unser Peter?"

— „Er geht ins siebzehnte Jahr," antwortete meine Mutter. „Peterchen ist im selben Jahre geboren, als Tante Nastassia lahm wurde und als noch ...."

„Gut," unterbrach sie der Vater, „er muß nun in den Dienst. Ist lange genug umhergerannt in den Gesindestuben und nach dem Taubenschlag geklettert."

Der Gedanke an eine baldige Trennung von mir bestürzte meine Mutter dermaßen, daß sie den Löffel in die Pfanne fallen ließ und Thränen über ihr Gesicht rollten. Ich dagegen gerieth in ein schwer zu beschreibendes Entzücken. Der Gedanke an den Dienst war für mich eins mit dem Gedanken an Freiheit, an die Vergnügungen des Petersburger Lebens. Ich sah mich schon als Gardeoffizier, was nach meiner Meinung der Gipfel menschlicher Glückseligkeit war.

Mein Vater pflegte seine Vorsätze nicht zu ändern, noch deren Ausführung zu verschieben. So wurde denn ohne Weiteres der Tag meiner Abreise bestimmt. Einen Abend zuvor erklärte sich der Vater bereit, meinem künftigen Chef zu schreiben, und verlangte Papier und Feder.

— „Vergiß nicht," sagte die Mutter, „auch von mir den Fürsten B. zu grüßen. Schreibe nur, ich hoffte, er würde unserm Peter sein Wohlwollen nicht entziehen."

„Dummes Zeug!“ fuhr mein Vater auf. „Wozu soll ich dem Fürsten B. schreiben?“

— „Sagtest Du nicht, daß Du an Peterchens Chef schriebest?“

„Nun, also?“

— „Nun, Peterchens Chef ist doch kein Anderer als Fürst B. Peterchen ist ja ins Semenow'sche Regiment eingezeichnet.“

„Was geht das mich an! Der Junge fährt nicht nach Petersburg. Dort kann er was Rechtes lernen! Verschwenden und tolle Streiche machen! Nein, er soll im Linienmilitair dienen, mag den Tornister tragen und Pulver riechen, mag ein ordentlicher Soldat werden und kein Schlenderer in der Garde. Wo ist sein Paß? Gieb ihn her.“

Die Mutter suchte meinen Paß hervor, den sie in ihrer Schatulle neben dem Hemdchen aufbewahrt, in welchem ich getauft worden, und überreichte ihn dem Vater mit zitternder Hand. Der las ihn aufmerksam durch, legte ihn vor sich auf den Tisch und fing seinen Brief an.

Mich quälte die Neugier. Wo sollte ich denn hinkommen, wenn nicht nach Petersburg? Ich verwandte kein Auge von der Feder des Vaters, die sich recht langsam bewegte. Endlich war er fertig, siegelte den Brief nebst dem Passe in ein Packet, nahm die Brille ab, rief mich zu sich und sagte mir: „Hier hast Du einen Brief an Andrej Carlowitsch R., meinen alten Kameraden und Freund. Du gehst nach Orenburg, wirst unter ihm dienen.“

So waren denn alle meine glänzenden Hoffnungen gescheitert! Statt des lustigen Lebens in Petersburg harrte meiner die Langeweile an einem entlegenen todten Orte. Der Dienst, an welchen ich einen Augenblick zuvor noch mit Entzücken gedacht, erschien mir nun wie ein schweres Unglück. Aber da half kein Widerreden. Tags darauf in aller Frühe fuhr die Reisekibitke an der Treppe

vor, man legte einen Koffer hinein, das Kästchen mit dem Theezeug und einen stattlichen Vorrath an Semmeln und Pasteten, das letzte Zeichen häuslicher Verzärtelung. Meine Eltern gaben mir ihren Segen. Der Vater sagte mir: „Leb wohl, Peter, diene treu, wem Du den Eid leistest, gehorche Deinen Oberen, jagz nicht nach ihrer Gunst, zum Dienst dringe Dich nicht auf, aber entziehe Dich ihm auch nicht, und sei vor Allem des Sprichworts eingedenk: Schon's Kleid von Anfang an und die Ehr' von Jugend auf." Die Mutter bat mich mit Thränen, meine Gesundheit zu wahren, und Saweljitsch, auf das Kind Acht zu haben. Man zog mir einen Hasenpelz an, darüber einen Fuchspelz. Ich setzte mich mit Saweljitsch in die Kibitke und heftig weinend trat ich meine Reise an.

In der Nacht kamen wir nach Simbirsk. Hier mußte ich vierundzwanzig Stunden zubringen, um einige nöthige Sachen einzukaufen, womit ich denn auch Saweljitsch beauftragte. Er begab sich den andern Morgen nach den Kaufläden, während ich im Gasthofe blieb. Bald hatt' ich es überdrüssig, aus dem Fenster in das schmutzige Quergäßchen zu sehen, und schweifte in allen Zimmern umher. Als ich in die Billardstube trat, erblickte ich einen hochgewachsenen Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, mit schwarzem, langem Schnurrbart, im Schlafrock, den Queue in der Hand, die Pfeifenspitze zwischen den Zähnen. Er spielte mit dem Marqueur, der, wenn er gewann, ein Gläschen Schnaps trank, und wenn er verlor, auf allen Vieren unter das Billard kriechen mußte. Ich sah dem Spiele zu. Je länger es dauerte, desto häufiger wurde die Tour auf allen Vieren, bis der Marqueur endlich unter dem Billard liegen blieb. Der Herr rief ihm einige kräftige Ausdrücke nach, wie eine Leichenrede, und schlug dann mir eine Partie vor. Ich dankte, weil ich das Spiel nicht verstünde. Das schien ihn zu verwundern. Er sah mich wie mitleidig an;

doch kamen wir ins Gespräch. Ich erfuhr, daß er Iwan Iwanowitsch Surin heiße, Rottmeister des *** Husarenregiments sei, in Simbirsk sich wegen der Rekrutenannahme befinde und im Gasthof wohne. Surin lud mich ein, mit ihm zu speisen: es sei ein Soldatenmahl, und ich sollte fürlieb nehmen mit dem, was Gott beschert. Ich folgte der Einladung mit Vergnügen. Wir setzten uns zu Tische. Surin trank viel und schenkte auch mir ein, indem er sagte, daß man sich an den Dienst gewöhnen müsse; er erzählte mir Armeeanekdoten, über die ich vor Lachen fast bersten wollte, und wir erhoben uns von der Tafel als die besten Freunde. Jetzt erbot er sich, mir das Billardspiel zu lehren. „Das," sagte er, „ist für Unsereins unentbehrlich. Man kommt z. B. auf dem Feldzug in ein armseliges Nest, weiß nicht, was man anfangen soll — kann doch nicht immer Juden prügeln. Da bleibt Einem denn nichts, als in den Gasthof zu gehen und Billard zu spielen; deswegen muß man das Spiel kennen!" Ich war von der Nothwendigkeit vollkommen überzeugt und ging mit großem Fleiß ans Lernen. Surin ermunterte mich laut, zeigte sich erstaunt über meine raschen Fortschritte, und nach einigen Lectionen schlug er mir vor, mit ihm um Geld zu spielen und zwar, nur um einen Groschen die Partie: nicht des Gewinnes wegen, aber damit nur nicht umsonst gespielt würde, was, wie er sagte, eine häßliche Angewohnheit sei. Ich war auch das zufrieden; Surin ließ Punsch bringen und bat mich, zu kosten, indem er mir wiederholt versicherte, ich müsse mich an den Dienst gewöhnen, und was sei der Dienst ohne Punsch! Ich gehorchte ihm. Inzwischen ging unser Spiel fort. Je häufiger ich aus meinem Glase einen Zug that, desto kühner wurde ich. Jeden Augenblick sprangen meine Bälle über die Bande; ich wurde hitzig, schalt den Marqueur, der Gott weiß wie zählte, setzte immer mehr aufs Spiel, mit einem Worte, ich benahm

mich wie ein ungezügelter Knabe. Unterdessen verstrich die Zeit unmerklich. Surin sah nach der Uhr, legte den Queue aus der Hand und erklärte mir, daß ich hundert Rubel verspielt hätte. Das bestürzte mich ein wenig. Ich fing an mich zu entschuldigen. Surin unterbrach mich: „Ich bitte sehr! Sei nur ganz ruhig, ich kann ja warten; jetzt komm, laß uns zu Irenchen fahren."

Was meint Ihr? Ich beschloß den Tag eben so liederlich wie ich ihn begonnen. Bei Irenchen aßen wir zu Abend. Surin schenkte mir jeden Augenblick ein, immer wieder mit der Versicherung, daß man sich an den Dienst gewöhnen müsse. Als ich vom Tische aufstand, konnte ich mich kaum auf den Füßen halten. Um Mitternacht brachte mich Surin nach dem Gasthofe.

Saweljitsch kam uns auf der Treppe entgegen. Er ächzte laut, als er die unzweideutigen Beweise meines Diensteifers wahrnahm. „Herr, was hast Du gemacht?" rief er mit kläglicher Stimme. „Wo hast Du Dich nur so voll geladen? Ach, du lieber Himmel! hat man zeitlebens so was gesehen!"

— „Schweig, Graubart!" entgegnete ich ihm stammelnd: „bist wohl betrunken, geh schlafen . . . und bringe mich zu Bette."

Am andern Morgen erwachte ich mit Kopfweh und besann mich dunkel auf das Vorgefallene. Meine Betrachtungen wurden durch Saweljitsch unterbrochen, der mit einer Tasse Thee zu mir eintrat. „Fängst zeitig zu jubiliren an, Peter Andrejitsch," sagte er kopfschüttelnd. „Und von wem hast Du das? Vater und Großvater, scheint's, sind keine Trunkenbolde gewesen — von der Mutter gar nicht zu reden! Die hat ihr Lebelang außer Kwaß *) nichts in den Mund genommen. Und wer ist

*) Ein aus Mehl oder Früchten gegohrner Trank, bei den Russen ein Alltagsgetränk, wie das Wasser, und so wenig berauschend wie dieses. A. d. Ü.

an all dem Schuld? Der verdammte Musje! Der kam immer wieder zur Antipjewna gelaufen: „Madam, sche fu pri Brentwen!“ Da hast Du sein sche fu pri! Ja, das muß man sagen, hat Dir was Ordentliches gelehrt, der Hundsfott! Es war sehr nöthig, so'nen ketzerischen Wärter zu miethen, als ob unser Herr nicht eigene Leute genug hätte!“

Ich schämte mich. Mit abgewandtem Gesichte sagte ich ihm: „Geh' Saweljitsch, ich mag keinen Thee.“ Aber Saweljitsch war nicht leicht fortzubringen, wenn er einmal ins Predigen kam. „Siehst Du, Peter Andrejitsch, was es heißt, sich vollzutrinken. Der Kopf wird schwer, man verliert den Appetit. Ein Säufer taugt zu nichts .... Nimm doch etwas Salzlake mit Honig zu Dir, noch besser wär's, Du tränkest ein halbes Gläschen Fruchtsaft zur Stärkung ... Befiehlst Du?“

In diesem Augenblick trat ein Bursche ein und überreichte mir ein Zettelchen von Surin. Ich entfaltete dasselbe und las folgende Zeilen:

„Lieber Peter Andrejewitsch, schicke mir gefälligst durch meinen Burschen die hundert Rubel, die ich gestern von Dir gewonnen habe. Ich brauche nothwendig Geld.

Ganz der Deinige

Iwan Surin.“

Da war nichts zu machen. Ich wandte mich anscheinend gleichgültig zu Saweljitsch, der sowohl mein „Geld-, als Wäsche- und sonstiger Versorger“ war, und hieß ihn dem Burschen hundert Rubel einhändigen.

„Was? weshalb?“ fragte Saweljitsch erstaunt.

— „Ich bin sie ihm schuldig,“ antwortete ich mit möglichster Kaltblütigkeit.

„Schuldig!“ versetzte Saweljitsch und gerieth in ein immer größeres Erstaunen. „Wann konntest Du denn in seine Schuld kommen? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sage, was Du willst, Herr, das Geld gebe ich nicht.“

Ich erwog, daß, wenn ich in diesem entscheidenden Momente den Starrsinn des Alten nicht bräche, es mir in der Folge äußerst schwer sein würde, mich von seiner Vormundschaft loszumachen; daher warf ich ihm einen stolzen Blick zu und sagte: „Ich bin Dein Herr und Du bist mein Diener. Das Geld ist mein. Ich habe es verspielt, weil es mir so gefiel. Dir aber rathe ich, sperre Dich nicht und thu' was Dir befohlen wird."

Saweljitsch überraschten meine Worte dermaßen, daß er die Hände zusammenschlug und wie versteinert dastand. „Was zauderst Du?" rief ich aufgebracht. Saweljitsch fing zu weinen an. „Väterchen Peter Andrejitsch!" sprach er mit zitternder Stimme, „laß mich nicht umkommen vor Schmerz! Mein Engel Du, folge mir altem Mann: antworte diesem Räuber, daß Du gescherzt, daß wir gar nicht so viel Geld haben. Du gerechter Gott! hundert Rubel! Schreib' ihm, daß Dir Deine Eltern nachdrücklich verboten haben, um etwas Anderes zu spielen, als um Nüsse . . . ."

— „Genug gefaselt!" fiel ich streng ein; „gieb das Geld her, oder ich jage Dich zum Teufel."

Saweljitsch blickte auf mich mit tiefem Gram und ging meine Schuld zu tilgen. Der arme Alte dauerte mich, aber ich wollte mich frei machen und ihm zeigen, daß ich kein Kind mehr sei. Surin erhielt das Geld. Darauf eilte Saweljitsch, mich aus dem verfluchten Gasthofe fortzubringen. Er erschien mit der Meldung, daß angespannt sei. Mit unruhigem Gewissen und stummer Reue verließ ich Simbirsk, ohne von meinem Lehrer Abschied zu nehmen, den ich nie wiederzusehen glaubte.

Zweites Capitel.

Der Führer.

Auf dem Wege gab ich mich keinen sehr angenehmen Betrachtungen hin. Mein Spielverlust war nach den damaligen Verhältnissen nicht unbedeutend. Ich mußte mir im Innersten gestehen, daß ich mich im Gasthof zu Simbirsk thöricht aufgeführt, und empfand mein Unrecht gegen Saweljitsch. Alles das quälte mich. Der Alte saß finster, von mir abgewandt, auf dem Bocke und schwieg, nur dann und wann aufseufzend. Ich wollte ihn durchaus versöhnen und wußte nicht, wie ich's anfinge. Endlich sagte ich ihm: „Nun, nun, Saweljitsch, laß gut sein, laß uns Frieden stiften, ich habe gefehlt, ich sehe es selbst ein. Habe gestern dumme Streiche gemacht und Dich unverdienter Weise beleidigt. Ich verspreche Dir aber von nun an vernünftiger zu handeln und Dir zu folgen. Sei nicht böse mehr, wir wollen uns aussöhnen."

— „Ach, mein liebster Peter Andrejitsch!" entgegnete er mit tiefem Seufzer: „böse bin ich auf mich selbst; ich selbst habe durch und durch gefehlt. Wie konnte ich Dich nur allein im Gasthofe lassen? Ja, wenn Einer in Sünde kommen soll! Mußte mir einfallen, daß ich meine Gevatterin, die Küstersfrau, besuche. Nun geht mir's, wie es heißt: Ist zur Gevatterin gangen und kam zu hangen! Ich bin ein geschlagener Mann! Wie werde ich der Herrschaft unter die Augen treten? Was werden sie sagen, wenn sie erfahren, daß ihr Kind spielt und trinkt?"

Um den armen Saweljitsch zu trösten, gab ich ihm das Versprechen, ohne seine Beistimmung fortan über keine Kopeke zu verfügen. Nach und nach beruhigte er sich, wiewohl er immer noch bisweilen kopfschüttelnd vor sich hinmurrte: „Hundert Rubel — eine Kleinigkeit!"

Ich näherte mich meinem Bestimmungsorte. Um mich her dehnten sich traurige Einöden, von Hügeln und Schluchten durchkreuzt. Ueberall lag hoher Schnee. Meine Kibitke fuhr auf dem schmalen Weg, oder richtiger gesagt, in dem ausgefahrenen Gleise der Bauernschlitten. Auf einmal begann der Fuhrmann seitwärts hinzublicken und wandte sich endlich den Hut abnehmend zu mir mit den Worten: „Herr, sollen wir nicht umkehren?"

— „Warum das?"

„Das Wetter wird drohend. Der Wind erhebt sich allmälig, siehst Du, wie er den Schnee abfegt."

— „Was schadet's!"

„Aber siehst Du dort?" (Der Fuhrmann deutete mit seiner Peitsche nach Osten hin.)

— „Ich sehe nichts außer der weißen Steppe und dem klaren Himmel."

„Dort, da, jenes Wölkchen!"

Wirklich erblickte ich jetzt am Horizonte ein weißes Wölkchen, das ich erst für einen entfernten Hügel genommen hatte. Der Fuhrmann erklärte mir, daß das Wölkchen den Wirbelwind ankündige.

Ich hatte von dem dortigen Stöberwetter gehört und wußte, daß es ganze Züge von Frachtwagen eingeschneit. Sawelsitsch pflichtete dem Fuhrmann bei und rieth zur Umkehr. Aber noch kam mir der Wind nicht stark vor, ich hoffte zeitig genug die nächste Station zu erreichen und hieß schnell weiter fahren. Der Fuhrmann gehorchte, blickte aber immer nach Osten hin. Die Pferde trabten munter fort. Der Wind wurde mit jedem Augenblick stärker. Das Wölkchen verwandelte sich in ein großes weißes Gewölk, das schwer heraufzog, sich ausdehnte und nach und nach über den ganzen Himmel lagerte. Ein feiner Schnee fiel; plötzlich aber stürzten dichte Flocken herab, der Wind heulte, es begann fürchterlich zu stöbern. Im Nu war der dunkle Himmel eins mit dem Schneemeer; man sah nichts.

„Nun, gnädiger Herr!“ rief der Fuhrmann, „da haben wir die Bescherung — das ist der Steppensturm!“

Ich blickte zum Wagen hinaus: allüberall Finsterniß und Wirbel. Der Wind pfiff mit so wildem Geheul, daß er belebt schien, der Schnee überschüttete mich und Saweljitsch. Die Pferde gingen langsam und blieben bald stehen.

„Was fährst Du denn nicht?“ fragte ich den Fuhrmann ungeduldig.

— „Wohin fahren?“ erwiederte er und stieg vom Bocke — „wissen schon jetzt nicht, wo wir sind, kein Weg und ringsumher Dunkel!“ Ich fing an ihn auszuzanken; Saweljitsch nahm ihn in Schutz. „Hattest Lust zu widersprechen!“ sagte er ärgerlich. „Wärst Du doch umgekehrt nach dem Gasthof, hättest Thee getrunken und ruhig im Bette gelegen bis zum Morgen; dann war der Sturm vorbei und wir fuhren gemächlich weiter. Was haben wir denn für Eile! Wenn's noch zu einer Hochzeit ginge!“

Saweljitsch hatte Recht; doch nun half nichts. Der Schnee wirbelte in einem fort. An unserer Kibitke thürmte sich eine Windwehe. Die Pferde ließen die Köpfe hängen und schauerten. Der Fuhrmann ging um sie herum und rückte, weil er nichts Besseres zu thun hatte, das Geschirr zurecht. Saweljitsch murrte; ich sah nach allen Seiten, in der Hoffnung, irgend eine Spur von einer menschlichen Wohnung oder einem Wege zu entdecken, aber ich konnte nichts wahrnehmen, als das trübe Kreisen der Schneeflocken .... Plötzlich erblickte ich etwas Schwarzes. „Höre,“ rief ich dem Fuhrmann zu, „was ist das Schwarze dort?“ Der Fuhrmann sah hin.

„Gott weiß,“ sagte er und setzte sich wieder auf seinen Platz: „ein Baum ist es nicht, ein Wagen auch nicht, aber es scheint sich zu bewegen. Muß wohl entweder ein Wolf sein oder ein Mensch.“

Ich befahl ihm auf den unbekannten Gegenstand zuzufahren, der uns auch sofort entgegenrückte. Nach einigen Minuten sahen wir einen Mann vor uns. „Guter Alter!“ rief der Fuhrmann, „kannst Du uns nicht sagen, wo der Weg ist?“

„Der Weg ist hier,“ erwiederte der Angeredete: „ich stehe auf festem Boden; aber was soll's denn?“

— „Höre, Landsmann,“ sagte ich ihm, „ist Dir die Gegend hier bekannt? Wärst Du wohl im Stande, uns nach einer Herberge zu bringen?“

„Die Gegend kenne ich wohl,“ antwortete er: „habe sie, Gottlob, durchlaufen und durchfahren die Kreuz und Quer; aber sieh, welches Wetter, wie bald kommt man vom Wege ab! Besser wir bleiben hier und warten's ab, bis sich vielleicht der Sturm legt und der Himmel sich aufhellt; dann können wir uns nach den Sternen richten.“

Seine Kaltblütigkeit ermuthigte mich: schon war ich entschlossen, mich in Gottes Willen zu fügen und die Nacht auf der Steppe zu bleiben, als auf einmal der Fremde sich flink auf den Bock setzte und zum Fuhrmann sagte: „Nun, Gott sei Dank, wir sind nicht weit von einem bewohnten Orte: rechts umgelenkt und dann fahr' zu!“

— „Aus welchem Grunde rechts?“ fragte der Fuhrmann unzufrieden. „Wo siehst Du denn hier einen Weg? Hast gut reden! Pferde und Geschirr sind nicht Dein: da heißt es, zieh nur, zieh.“ Der Fuhrmann schien mir Recht zu haben. „In der That,“ sagte ich, „warum glaubst Du denn, daß wir von einem bewohnten Orte nicht fern sind?“

— „Weil der Wind von dort herüberkam,“ antwortete der Fremde, „und da ist mir Rauch zugeweht, folglich muß ein Dorf in der Nähe sein.“

Sein feiner Geruchsinn und diese Umsicht setzten mich in Verwunderung. Ich hieß fahren. Die Pferde

schritten mit Mühe durch den tiefen Schnee; langsam bewegte sich unsere Kibitke fort, gerieth bald auf eine Windwehe, bald in einen Graben, und neigte sich fortwährend bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Es war, wie wenn ein Schiff auf stürmischem Meere schwankte. Saweljitsch stieß sich jeden Augenblick an mich und ächzte. Ich ließ die Basidecke herab, hüllte mich in meinen Pelz und schlief ein, von dem Pfeifen des Sturmes und dem Geschaukel der langsamen Fahrt eingewiegt.

Da hatte ich einen Traum, den ich nie vergessen konnte und in welchem ich bis heutigen Tag etwas Prophetisches sehe, wenn ich ihn mit meinen sonderbaren Erlebnissen zusammenhalte. Der Leser wird das entschuldigen, denn er weiß vermuthlich aus Erfahrung, wie sehr es dem Menschen angeboren ist, sich einem gewissen Aberglauben hinzugeben, bei noch so großer Verachtung aller Vorurtheile.

Ich befand mich in jenem eigenthümlichen Zustand der Sinne und der Seele, in welchem bei eintretendem Schlummer die Wirklichkeit nach und nach von unklaren Traumgebilden verdrängt wird und mit ihnen zusammenfließt. Noch schien mir, daß der Sturm wüthe und daß wir in der Schneewüste umherirrten ... Auf einmal erblickte ich ein Thor und fuhr in unser herrschaftliches Haus. Mein erster Gedanke war die Befürchtung, daß mein Vater über meine unfreiwillige Rückkehr zürnen und sie für absichtlichen Ungehorsam halten möchte. Unruhig sprang ich aus der Kibitke, und siehe da, meine Mutter kam mir auf der Treppe entgegen mit tiefbetrübtem Aussehen. „Stille," sagte sie zu mir, „der Vater ist sterbenskrank und wünscht von Dir Abschied zu nehmen." Voller Angst ging ich mit ihr ins Schlafgemach; das Zimmer war matt erhellt, um das Bett standen die Diener mit traurigen Gesichtern. Leise trat ich ans Bett; die Mutter hob den Vorhang und

sprach: „Andrej Petrowitsch, unser Peterchen ist gekommen; er kehrte um, als er erfuhr, daß Du krank seist; segne ihn. Ich kniete nieder und heftete meine Augen auf den Kranken; aber was sah ich? Im Bette lag statt meines Vaters ein Bauer mit schwarzem Bart und blickte mich fröhlich an. Ich stutzte und wandte mich zu meiner Mutter mit den Worten: „Was soll das bedeuten? Das ist ja nicht mein Vater. Und wie komme ich dazu, diesen Bauer um seinen Segen zu bitten?“ — „Gleichviel, Peterchen,“ erwiederte meine Mutter — „das ist Dein Ehrenvater*), küsse ihm die Hand und laß Dich von ihm segnen.“ Ich wollte nicht. Da sprang der Bauer aus dem Bette, ergriff ein Beil, das er auf dem Rücken trug und focht damit nach allen Seiten. Ich wollte fliehen, aber ich konnte nicht; das Zimmer füllte sich mit Todten; ich stolperte über Leichname und watete durch Ströme von Blut. Der schreckliche Bauer rief mich freundlich und sprach: „Fürchte nichts, tritt her und empfange meinen Segen.“ Angst und Bestürzung bemächtigten sich meiner .... Und in diesem Augenblick erwachte ich. Die Pferde standen still; Saweljitsch hielt mich an der Hand und sagte: „Steig aus, Herr, wir sind angekommen.“

— „Wo denn?“ fragte ich, mir die Augen reibend.

„In einem Gasthof. Gott hat geholfen; wir stießen gerade auf die Planke. Steig schnell aus und erwärme Dich.“

Ich stieg aus der Kibitke. Der Sturm währte noch fort, obgleich mit verminderter Gewalt. Es war so finster, daß man keinen Schritt vor sich hinsehen konnte.

*) Einen Ehrenvater und eine Ehrenmutter haben in Rußland die Verlobten an ihrem Ehrentage. Das sind nämlich bei der Trauungsceremonie die eigentlichen Brautführer, die ihrer Bezeichnung nach (посаженый отецъ, посаженая мать) gleichsam Vater- und Mutterstelle beim Brautpaar vertreten.

A. d. U.

Der Wirth kam uns an der Thür entgegen; er hielt eine Laterne unter dem Rockschoß, und führte mich in ein enges aber reinliches Stübchen; es war von einer Kienfackel erleuchtet; an der Wand hing ein Carabiner und eine hohe Kosakenmütze.

Der Wirth, von Geburt ein Jaikscher Kosak, dem Anschein nach ein Sechziger, war noch frisch und rüstig. Saweljitsch brachte das Theekästchen und verlangte Feuer, um Thee zu kochen, der mir nie ein solches Bedürfniß gewesen wie jetzt. Der Wirth ging hinaus, es zu besorgen.

— „Wo ist denn unser Führer?" fragte ich Saweljitsch.

„Hier, Euer Gnaden!" antwortete eine Stimme über mir. Ich blickte hinauf nach dem Hängeboden*) und sah einen schwarzen Bart und zwei funkelnde Augen.

— „Bist wohl erfroren, Kamerad?"

„Wie sollte man nicht frieren im dünnen, schlechten Kittel! Ich hatte wohl einen Pelz, aber ich will's nur gestehen, den habe ich gestern beim Schenkwirth versetzt; die Kälte schien mir nicht so bedeutend." In diesem Augenblick trat der Wirth ein mit der kochenden Maschine. Ich bot unserm Führer eine Tasse Thee an; er stieg herab. Sein Aeußeres fand ich sehr bemerkenswerth. Er war ein Vierziger, von mittlerm Wuchs, hager und breitschulterig: der schwarze Bart fing schon zu ergrauen an. Die großen, rollenden Augen waren voll Feuer, seine Züge von recht angenehmem aber schelmischem Ausdruck. Das Haar trug er rund gestutzt; er hatte einen zerrissenen Kittel und weite Tatarenhosen an. Ich reichte ihm eine Tasse Thee: er kostete und verzog das Gesicht. „Euer Gnaden, thun Sie mir die Liebe und lassen Sie mir ein Glas Wein geben; Thee ist kein Kosakengetränk."

*) Eine Art hängender Schlafboden in den russischen Bauernhütten. A. d. Ü.

Gern erfüllte ich seinen Wunsch. Der Wirth holte aus dem Schrank Flasche und Glas, trat zu ihm und als er ihn angesehen, sagte er: „Ah! bist Du wieder bei uns? Wo kommst Du her?“

Mein Führer winkte bedeutsam und antwortete gleichnißweise: „Hab ins Feld geblickt und Hanf gepickt, das alte Weib warf Steinchen nach, aber fehl. — Nun und Eure Leute?“

— „Ei was, unsere Leute!“ entgegnete der Wirth, das allegorische Gespräch fortsetzend. „Hätten zur Vesper geläutet, aber die Pfarrerin will nicht; der Pfarrer ist zu Gaste, die Teufel sind im Dorfe los.“

„Schweig, Alter,“ versetzte mein Vagabund. „Kommt der Regen, kommen die Pilze; kommen die Pilze, ist auch das Körbchen da. Einstweilen aber (hier winkte er ihm abermals zu) hänge das Beil auf den Rücken; der Forstmeister geht herum. Ihr Wohlsein, Euer Gnaden!“ Mit diesen Worten ergriff er das Glas, bekreuzte sich und leerte es auf einen Zug. Dann verneigte er sich vor mir und stieg wieder auf den Schlafboden.

Ich konnte damals nichts von diesem Gaunergesprächе verstehen; später aber errieth ich wohl, daß es sich um die Angelegenheiten des Jaikschen Heeres handelte, welches zu jener Zeit nach dem Aufruhr von 1772 eben gebändigt worden war. Saweljitsch hörte mit äußerst unzufriedener Miene zu: er blickte argwöhnisch bald auf den Wirth, bald auf unsern Führer. Der Gasthof lag seitab in der Steppe, von jedem Dorfe entfernt, und glich sehr einem Schlupfwinkel von Räubern; doch was half's! An Weiterfahren war nicht zu denken. Die Unruhe Saweljitsch's machte mir vielen Spaß. Unterdessen bereitete ich mir ein Nachtlager auf einer Bank. Saweljitsch bettete sich auf den Ofen, der Wirth auf den Fußboden. Bald schnarchte das ganze Haus und ich versank in einen todtenähnlichen Schlaf.

Als ich des Morgens ziemlich spät erwachte, sah ich,

daß der Sturm vorbei war; die Sonne schien. Der Schnee lag wie eine blendende Hülle über der unabsehbaren Steppe. Die Pferde waren angespannt. Ich bezahlte den Wirth, der uns so wenig abverlangte, daß sogar Saweljitsch keinen Streit mit ihm hatte und nicht gewohntermaßen handelte; ja, sein gestriger Argwohn kam dem Alten ganz aus dem Sinn. Ich rief unsern Führer, dankte ihm für die geleistete Hilfe und hieß Saweljitsch ihm einen halben Silberrubel Trinkgeld geben. Saweljitsch machte ein finsteres Gesicht. „Wofür das?" versetzte er. „Weil Du ihn auf Deinem Wagen nach dem Gasthof gebracht? Sag, was Du willst, Herr, wir haben keine halben Silberrubel wegzuschmeißen .... Wenn Du jedem Trinkgeld giebst, wirst Du selber bald hungern müssen." Ich konnte mit Saweljitsch nicht streiten. Das Geld hatte ich einmal versprochen, ganz seiner Verfügung zu überlassen. Aber es ärgerte mich, daß ich mich gegen einen Mann nicht dankbar erweisen konnte, der mich, wo nicht aus Lebensgefahr, doch jedenfalls aus einer sehr unangenehmen Lage gezogen: „Gut," sagte ich kaltblütig, wenn Du keinen halben Silberrubel geben willst, so hole etwas von meinen Kleidungsstücken. Er ist zu leicht gekleidet. Gieb ihm meinen Hasenpelz."

— „Wo denkst Du hin, Peter Andrejitsch? Was soll ihm Dein Pelzrock! Der Hund verfäuft ihn im ersten besten Krug."

„Das sei Deine Sorge nicht, Alterchen," versetzte mein Vagabund, „ob ich ihn vertrinke oder nicht! Ihro Gnaden belieben mir nun einmal den Pelz zu schenken; das ist Ihr herrschaftlicher Wille — und Du, der Diener, hast nicht zu widersprechen, sondern zu gehorchen."

— „Fürchte Dich doch vor Gott, Du Räuber!" antwortete ihm Saweljitsch mit zorniger Stimme. „Siehst Du denn nicht, daß das Kind keine Ueberlegung hat, und Du willst Dir seine Einfalt zu Nutze machen! Was

soll Dir der schöne Pelzrock? Du kannst ihn ja gar nicht über Deine verdammten Schultern ziehen!"

„Hör' auf zu raisonniren!" sagte ich meinem Wärter. „Bring auf der Stelle den Rock her."

— „Ach, du gerechter Gott!" stöhnte mein Saweljitsch. „Einen neuen Hasenpelz! Und wenn's noch Jemand wäre — aber so'nem splitternackten Saufbold!"

Indessen ward das Kleid gebracht. Der Bauer maß es sofort an. Wirklich war ihm der Pelzrock, dem ich selbst entwachsen, etwas eng. Doch fand er sich schon zurecht, so gut es gehen wollte und zog ihn an, wobei freilich die Nähte platzten. Saweljitsch hätte beinahe geweint, als er hörte, wie die Fäden rissen. Der Vagabund war mit meinem Geschenk äußerst zufrieden. Er begleitete mich bis an die Kibitke und sagte sich tief verbeugend: „Schönen Dank, Euer Gnaden! Gott belohne Sie für Ihre Güte. Ich werde Ihre Gefälligkeit nie vergessen." Er ging seiner Wege und ich fuhr weiter, ohne auf den Verdruß Saweljitsch's zu achten. Bald vergaß ich das gestrige Gestöber und meinen Führer sammt dem Hasenpelz . . .

Als ich nach Orenburg kam, begab ich mich gleich zum General. Ich fand in ihm einen Mann von hohem Wuchse, aber schon etwas gebückt vom Alter. Er hatte langes, silberweißes Haar. Seine abgetragene, verschossene Uniform erinnerte an den Krieger aus den Zeiten der Anna Joannowna und in seinem Dialekte hörte man die deutsche Aussprache. Ich überreichte ihm den Brief meines Vaters. Als er dessen Namen hörte, warf er einen durchdringenden Blick auf mich. „Ach, mein Gott!" sagte er, „wie lang ist's her, daß Andrej Petrowitsch in Deinem Alter war: und jetzt hat er schon einen so stattlichen Jungen!" Er erbrach den Brief und las halblaut, wobei er seine Bemerkungen machte:

„„Gnädiger Herr Iwan Karlowitsch, ich hoffe, daß Ew. Excellenz . . . . .""" „Was sind das für Umstände!

Pfui, wie schämt er sich nicht! Freilich, Disciplin geht vor Allem, aber schreibt man so einem alten Kameraden? . . ." „„Ew. Excellenz nicht vergessen haben . . .““ „Hm! . . . ." „„und . . . als . . . . seligen Feldmarschall Mün . . . . . Feldzug . . . . und auch . . . . Karolinchen . . . .““ „Hehe, Bruder! also gedenkt er noch unserer alten Streiche!“ — „„Jetzt zur Sache . . . . Ihnen meinen Springinsfeld . . . .““ „Hm! . . .“ „„mit Igelhandschuhen zu fassen *) . . . .““ „Was ist das: Igelhandschuh? Muß wohl eine russische Redensart sein! . . . Was heißt das, mit Igelhandschuhen fassen?“ wiederholte er sich zu mir wendend.

— „Das heißt," erwiederte ich mit möglichst unschuldiger Miene, „freundlich verfahren, nicht zu streng sein, mehr Freiheit lassen . . . ."

„Hm! ich verstehe . . . ." „„und nicht zu viel Freiheit lassen . . . .““ „nein! da müssen die Igelhandschuh doch etwas Anderes bedeuten . . . ." „„Beiliegend sein Paß . . . .““ „Wo denn? Ah, hier . . ." „„und vom Semenow'schen Garderegiment . . . .““ „Gut, gut, Alles soll besorgt werden . . . ." „„Erlaube ohne Umstände Dich zu umarmen als alten Kameraden und Freund . . . .““ „Ah, ist er endlich dahinter gekommen . . . und so weiter, und so weiter . . . . Nun, mein Lieber," sagte er, nachdem er den Brief gelesen und meinen Paß bei Seite gelegt. „Alles soll geschehen. Du wirst als Offizier in das *** Regiment versetzt, und damit Du keine Zeit verlierst, fahre Du gleich morgen nach der Festung Belogorsk, wo Du unter dem Commando des Capitains Mironow stehen wirst, eines guten, braven Mannes. Dort wirst Du den wahren Dienst, die rechte Disciplin lernen. In Orenburg ist nichts für Dich. Zerstreuun-

*) „Держать въ ежовыхъ рукавицахъ“ (wörtl. übertragen: in igelartigen oder igelgleichen Fausthandschuhen halten) bedeutet: Einen recht kurz halten. A. d. Ü.

gen ſind einem jungen Manne nachtheilig. Heute ſei mein Gaſt zu Mittag.“

„Jeden Augenblick ſchlimmer!“ dachte ich bei mir. „Was hat mir's nun genützt, daß ich faſt im Mutterleibe ſchon Gardeſergeant geweſen? Wohin führte mich das? Ins *** Regiment und in eine öde Feſtung, an der Grenze der Kirgis-Kaiſſakiſchen Steppen! . . . .“

Ich ſpeiſte bei Iwan Karlowitſch mit ſeinem alten Adjutanten. Eine ſtrenge deutſche Oekonomie herrſchte an ſeiner Tafel; ich glaube ſogar, daß die Angſt, dann und wann einen Gaſt mehr an ſeinem Junggeſellentiſch zu ſehen, zum Theil die Urſache meiner ſchleunigen Sendung zur Garniſon geweſen ſein mag.

Tags darauf nahm ich vom General Abſchied und verfügte mich an meinen Beſtimmungsort.

Drittes Capitel.

Die Feſtung.

Die Feſtung Belogorsk lag vierzig Werſte von Orenburg. Der Weg ging am ſteilen Ufer des Jaik hin. Der Fluß war noch nicht gefroren und ſeine bleifarbenen Wellen dunkelten traurig zwiſchen den einförmigen, ſchneebedeckten Ufern. Jenſeits derſelben erſtreckten ſich die Kirgiſiſchen Steppen. Ich verſank in Betrachtungen, die meiſt ſehr trübe waren. Das Garniſonleben hatte wenig Reiz für mich. Vom Capitain Mironow, meinem künftigen Chef, ſuchte ich mir ein Bild zu entwerfen und ſtellte mir ihn als einen ſtrengen, mürriſchen Greis vor, der nichts als ſeinen Dienſt kenne und im Stande ſei, mich für jede Kleinigkeit auf Brot und Waſſer zu ſetzen. Unterdeſſen fing es an zu dämmern. Wir fuhren ziemlich ſchnell. „Iſt's noch weit zur Feſtung?“ fragte ich mei-

nen Fuhrmann. — „Nein gar nicht weit," antwortete er, „man sieht sie schon." Ich spähete nach allen Seiten, in der Erwartung, drohende Basteien, Thürme und Wälle zu erblicken, sah aber nichts als ein kleines Dorf, von einer Planke umgeben. Auf der einen Seite standen drei bis vier halbverschneite Heuschober, auf der andern eine schiefe Mühle mit träge herabgelassenen Flügeln. „Wo ist denn die Festung?" fragte ich verwundert. — „Da ist sie ja!" entgegnete der Fuhrmann, auf das Dörfchen weisend, und bei diesen Worten fuhren wir in dasselbe hinein. Am Thore erblickte ich eine alte eiserne Kanone: die Gassen waren eng und krumm, die Häuschen niedrig und größtentheils mit Stroh bedeckt. Ich hieß beim Commandanten vorfahren und einen Augenblick darauf hielt die Kibitke an einem kleinen hölzernen Hause, das auf einer Anhöhe neben der gleichfalls hölzernen Kirche stand.

Kein Mensch kam mir entgegen. Ich trat in den Flur und öffnete die Thür in den Vorsaal. Hier saß ein alter Invalide auf einem Tisch und nähete ein blaues Fleckchen auf den Aermel einer grünen Uniform. Ich bat ihn, mich zu melden. „Gehen Sie nur hinein," versetzte der Invalide: „die Unsrigen sind zu Hause." Ich trat in ein ärmliches, nach alter Weise aufgeputztes Zimmer. In der Ecke stand ein Schrank mit Geschirr; an der Wand hing ein Offiziersdiplom unter Glas und Rahmen, um dasselbe prangten einige unserer volksthümlichen Holzschnitte: die Eroberung Kustrins und Oczakows, auch die „Brautwahl" und das „Begräbniß des Katers" *). Am Fenster saß eine Alte in kurzem Ueber-

*) Zu den Hauszierathen des russischen Volkes gehört eine eigene Gattung Holzschnitte (daher „лубочныя картинки, Baumrindenbilder" genannt) oder auch Kupferstiche von rohester Arbeit, die in großen Massen angefertigt werden und noch jetzt beim gemeinen Mann nächst den Heiligenbildern die erste Stelle einnehmen, vor Alters aber selbst in den Wohnungen der Boja-

kleid, ein Tuch um den Kopf; sie wickelte Garn ab, welches ihr ein einäugiger Greis in Offiziersuniform hielt.

— „Was wünschen Sie?“ fragte sie mich, ohne sich in ihrer Beschäftigung stören zu lassen. Ich erwiederte, daß ich zum Dienste hergekommen und meiner Schuldigkeit gemäß mich dem Commandanten melde. Damit wandte ich mich an den einäugigen Greis, den ich für den Commandanten nahm; aber die Hausfrau unterbrach meine einstudirte Rede. „Iwan Kusmitsch ist nicht zu Hause; er ist zum Besuche bei Pater Gerassim: doch gleichviel, mein Herr, ich bin seine Frau. Haben Sie die Güte, lassen Sie sich nur nieder.“ Sie rief das Stubenmädchen und befahl ihr den Urädnik *) hereinzuschicken. Der Greis betrachtete mich neugierig mit seinem einzigen Auge. „Darf ich fragen,“ sagte er, „in welchem Regiment Sie gedient haben?“ Ich befriedigte seine Neugier. „Und darf ich fragen,“ fuhr er fort, „warum Sie aus der Garde zur Garnison übergingen?“ Ich erwiederte, das sei der Wille der Regierung gewesen.

---

ren nicht fehlen durften. Ihr Ursprung fällt mit der Einführung des Buchdrucks und der Holzschneidekunst in Rußland zusammen. Man bediente sich ihrer zunächst zur Verbreitung religiöser Lehren, gleichsam zu religiösem Anschauungsunterricht; später aber erweiterte sich ihr Inhalt, und das Volk veranschaulichte in ihnen seine historischen Erinnerungen sowohl wie seine Lebensweisheit, seine Sagen wie seinen Humor, so daß sie gewissermaßen eine illustrirte Volksliteratur bilden, da mit jeder Zeichnung ein entsprechender Text in Prosa oder in Versen verbunden ist. Eine der ältesten und berühmtesten unter diesen „Baumrindenzeichnungen“ ist: „Das Begräbniß des Katers“, eine Satyre, über deren Sinn und Inhalt die Meinungen der russischen Archäologen getheilt sind. Der todte Kater, der hier von Mäusen in feierlicher Prozession bestattet wird, ist nach Einigen eine Caricatur auf Iwan den Schrecklichen, nach Anderen auf Peter I. oder gar auf den Papst. A. d. Ü.

*) Unteroffizier bei den Kosaken.

„Haben wohl was gethan, was sich für einen Garde-offizier nicht schickt?“ sprach der unverwüstliche Frager weiter.

— „Wozu das Gewäsch!“ fiel die Capitainin ein. „Du siehst, der junge Mann ist müde von der Reise, er hat seine Gedanken nicht bei Dir ... halte doch die Arme gerade ... Und Sie Verehrtester,“ fuhr sie fort, sich zu mir wendend, „grämen Sie sich nicht, daß man Sie in unsere Einöde gesteckt. Sie sind nicht der Erste und nicht der Letzte. Geduld mache Alles gut. Da ist Herr Schwabrin, Alexej Iwanowitsch, schon fünf Jahre bei uns: man hat ihn wegen Todtschlag versetzt. Weiß der Himmel was er vorgehabt. Sehen Sie, er begab sich mit einem Leutnant vor die Stadt, sie hatten ihre Degen bei sich, und nun ging Einer auf den Andern los: Alexej Iwanowitsch erstach den Leutnant und noch dazu vor zwei Zeugen. Was ist zu machen! der Sünde ist Keiner Herr.“

In diesem Augenblick trat der Urädnik ein, ein junger, stattlicher Kosak. „Maximitsch!“ sagte ihm die Capitainin, „besorge dem Herrn Quartier.“

— „Zu Befehl, Wasilissa Jegorowna,“ erwiederte der Urädnik: „soll ich Seine Wohlgeboren nicht bei Iwan Poleshajew unterbringen?“

„Bist nicht bei Troste, Maximitsch,“ sagte die Capitainin. „Bei Poleshajew ist's ohnehin zu enge. Dann ist er mein Gevatter und kann nicht vergessen, daß wir seine Vorgesetzten sind. Bringe den Herrn .... wie ist Ihr Tauf- und Vatername, mein Lieber?“

„Peter Andrejitsch.“

„Bringe Peter Andrejitsch zu Semen Kusow. Zwar dieser Spitzbube hat sein Pferd in meinen Gemüsegarten gelassen ... Nun, Maximitsch, ist Alles still und ruhig?“

— „Gottlob!“ erwiederte der Kosak. „Nur der Corporal Pracherow hatte im Bade eine Prügelei mit der Ustinja Pegulin wegen einer Kanne heißen Wassers.“

„Nimm beide vor und sieh, wer Recht hat. Laß aber keinen ungestraft. Jetzt geh in Gottes Namen, Maximitsch. Er wird Sie in Ihre Wohnung bringen, Peter Andrejitsch.“

Ich empfahl mich, der Urädnik führte mich in ein Häuschen, das am äußersten Ende der Festung hoch am Ufer des Flusses gelegen war. Die eine Hälfte des Häuschens nahm die Familie Kusow ein, die andere wurde mir eingeräumt. Sie bestand aus einer ganz reinlichen Stube, die durch einen Verschlag abgetheilt war. Saweljitsch beschäftigte sich gleich mit der nöthigen Einrichtung, ich blickte zum schmalen Fenster hinaus. Vor mir lag die traurige Steppe. Schrägüber standen einige Hütten; auf der Straße liefen Hühner umher. Ein altes Weib stellte sich mit einem Trog vor die Thür und rief die Schweine, die ihr mit freundlichem Grunzen antworteten.

In einem solchen Neste also war ich verurtheilt meine Jugend hinzubringen! Mir wurde weh zu Muthe. Ich trat vom Fenster zurück und ging ohne Abendessen zu Bette, trotz aller Ermahnungen Saweljitsch's, der mit großer Bekümmerniß wiederholt ausrief: „Du gerechter Gott! hat gar nichts gegessen! Was wird die gnädige Frau sagen, wenn das Kind krank wird?“

Am andern Morgen, ich hatte mich noch nicht ganz angekleidet, ging die Thür auf und herein trat ein junger Offizier nicht hoch von Wuchs, mit braunem und außerordentlich unschönem aber sehr belebtem Gesicht. „Entschuldigen Sie,“ sagte er zu mir auf französisch, „daß ich ohne alle Umstände komme, Ihre Bekanntschaft zu machen. Gestern erfuhr ich Ihre Ankunft; der Wunsch, endlich einmal ein menschliches Gesicht zu sehen, bemächtigte sich meiner dermaßen, daß ich's nicht abwarten konnte. Sie werden das begreifen, wenn Sie hier noch einige Zeit gelebt haben.“

Ich errieth, daß dies der Offizier sei, der wegen

eines Duells aus der Garde versetzt worden. Wir wurden gleich näher bekannt. Schwabrin war gar nicht dumm. Er sprach witzig und anziehend. Mit vieler Jovialität schilderte er mir die Familie des Commandanten, seine Gesellschaft und den Ort, an welchen mich das Schicksal verschlagen. Ich lachte von ganzem Herzen; da trat derselbe Invalide herein, der in des Commandanten Vorsaal die Uniform gestickt, und brachte mir von Wassilissa Jegorowna eine Einladung zum Mittagessen. Schwabrin erbot sich, mich zu begleiten.

Als wir uns dem Commandantenhause näherten, erblickten wir auf einem freien Platz zwanzig alte Invaliden mit langen Zöpfen und Dreimastern. Sie waren in Fronte aufgestellt. Vor ihnen der Commandant, ein rüstiger, hochgewachsener Greis in einer Zipfelmütze und wollenem Schlafrock. Als er unser ansichtig wurde, ging er auf uns zu, sprach einige freundliche Worte zu mir und setzte darauf sein Commando fort. Wir waren stehen geblieben, um dem Exerciren zuzusehen, da bat er, wir möchten uns nur ja zu Wassilissa Jegorowna begeben, er würde uns auf dem Fuße folgen. „Hier," setzte er hinzu, „habt Ihr nichts zu sehen."

Wassilissa Jegorowna empfing uns einfach und herzlich; mich behandelte sie, als kennte sie mich schon seit Jahren. Der Invalide und Palascha, das Stubenmädchen, deckten den Tisch.

„Was hat sich nur heute mein Iwan Kusmitsch so ins Exerciren vertieft!" sagte die Commandantin. „Palascha, geh ruf' den Herrn zu Tische. Wo ist denn Mariechen?"

Hier trat ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren ein, mit rundem, rosigem Gesichtchen und hellbraunem Haar: sie trug dieses glatt hinter die Ohren gekämmt, welche ihr ganz glühten. Auf den ersten Blick gefiel sie mir nicht sonderlich. Ich betrachtete sie mit Vorurtheil. Schwabrin hatte mir Marien, die Capitains-

tochter, als recht einfältig geschildert. Sie setzte sich in eine Ecke und fing zu nähen an. Unterdeß wurde die Kohlsuppe aufgetragen. Als Wasilissa Jegorowna ihren Mann noch immer nicht kommen sah, schickte sie Palascha zum zweiten Male nach ihm. „Sage dem Herrn, die Gäste warten, die Kohlsuppe wird kalt: das Exerciren läuft ihm nicht davon, er wird noch Zeit haben, sich heiser zu schreien."

Bald darauf erschien der Capitain in Begleitung des einäugigen Greises. „Was ist denn heute mit Dir, Alterchen?" rief ihm die Frau entgegen. „Das Essen ist längst aufgetragen, und Du hörst gar nicht."

— „Siehst Du, Wasilissa Jegorowna," antwortete der Capitain: „ich war mit dem Dienste beschäftigt, habe meine Soldätchen einexercirt."

„Geh mir doch mit Deinem Exerciren!" versetzte sie. „Das sieht auch nur nach etwas aus. Du weißt so viel vom Dienste wie Deine Soldaten. Säßest Du doch zu Hause und beteteſt, das wäre viel gescheiter. Meine werthen Gäste, bitte zum Essen."

Wir nahmen Platz, Wasilissa Jegorowna schwieg keinen Augenblick und überhäufte mich mit Fragen: wer meine Eltern wären, ob und wo sie lebten, was sie für Vermögen hätten? Als sie hörte, daß mein Vater dreihundert Bauern besitze, rief sie: „Eine Kleinigkeit! Was es doch auf der Welt für reiche Leute giebt! Und wir, mein Lieber, siehst Du, haben das Eine Stubenmädchen Palascha, weiter Niemand. Aber Gottlob, wir kommen auch durch. Nur Eins drückt mich: Mariechen ist ein erwachsenes Mädchen — und was hat sie zur Aussteuer? Einen dichten Kamm, einen Laubbesen und eine Altyn*) Geld (daß Gott erbarm'!), um ins Bad zu gehen.

*) Dreikopekenstück, eine nur dem Namen nach existirende Münze. — „Laubbesen", im russischen Bade bekanntlich ein Hauptwerkzeug. A. d. Ü.

Gut, wenn ſich ein edler Menſch findet — ſonſt bleibt ſie ihr Lebelang ſitzen als alte Jungfer."

Ich warf einen Blick auf Marien, ſie war hochroth geworden, es fielen ſogar Thränen auf ihren Teller. Sie dauerte mich und ich eilte, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben. „Ich habe gehört," bemerkte ich taktlos genug, „daß die Baſchkiren einen Angriff auf Ihre Feſtung machen wollen."

— „Von wem haſt Du das gehört, mein Lieber?" fragte mich der Capitain.

„Man ſagte mir's in Orenburg," erwiederte ich.

— „Dummes Zeug," verſetzte der Commandant. „Bei mir iſt ſeit lange Alles ſtill. Die Baſchkiren ſind eingeſchüchtert und auch die Kirgiſen haben eine Lection erhalten. Getroſt, die regen ſich gegen uns nicht, und wenn auch, dann ſchlage ich ſie ſo aufs Haupt, daß ſie ſich in zehn Jahren nicht erholen.

„Und Sie," wendete ich mich zur Capitainin, „haben Sie keine Angſt, in einer Feſtung zu bleiben, die ſo vielen Gefahren ausgeſetzt iſt?"

— „Gewohnheit, mein Lieber!" entgegnete ſie. „Vor zwanzig Jahren, als man uns aus dem Regiment hierher verſetzte, da hatte ich vor dieſen Heiden eine Furcht, daß Gott erbarm'! Wenn ich nur ihre Luchsmützen erblickte und ihr Geſchrei vernahm, wirſt Du's glauben? da zitterte mir das Herz im Leibe. Jetzt aber bin ich's ſo gewohnt, daß ich mich von der Stelle nicht rühre, wenn uns gemeldet wird, daß die Wütheriche um die Feſtung herumſprengen."

„Waſſiliſſa Jegorowna iſt eine überaus tapfere Dame," bemerkte Schwabrin ernſthaft. „Iwan Kuſmitſch kann's bezeugen."

— „Das wollt' ich meinen!" ſagte der Capitain. „Das Weib iſt keine Memme."

„Und Fräulein Marie?" fragte ich, „iſt ſie auch ſo beherzt?"

— „Ob Mariechen beherzt iſt?“ erwiederte ihre Mutter. „Nein, Mariechen iſt feig, ſie kann noch immer keinen Büchſenknall hören, ohne zu erbeben. Und als Iwan Kuſmitſch vor zwei Jahren den Einfall hatte, an meinem Namenstage unſere Kanone abzufeuern, da wäre mein Täubchen vor Schrecken beinahe in jene Welt hinübergegangen. Seit der Zeit wird die verdammte Kanone nicht mehr abgefeuert.“

Wir ſtanden von Tiſche auf. Der Capitain und die Capitainin gingen zu Bett; ich brachte den ganzen Abend bei Schwabrin zu.

Viertes Capitel.

Das Duell.

Es vergingen mehrere Wochen und mein Aufenthalt in der Feſtung Belogorsk wurde mir nicht allein erträglich, ſondern ſogar angenehm. Beim Commandanten wurde ich wie ein Kind des Hauſes aufgenommen. Beide Eheleute waren höchſt achtungswerth. Iwan Kuſmitſch, der als Sohn eines gemeinen Soldaten ſich zum Offizier aufgedient, war ſchlicht und ohne Bildung, aber ein rechtſchaffener und äußerſt gutmüthiger Mann. Seine Frau hatte das Regiment, was ſeinem ſorgloſen Weſen vollkommen zuſagte. Waſiliſſa Jegorowna betrachtete die Dienſtſachen wie ihre Wirthſchaftsangelegenheiten und verwaltete die Feſtung ſo accurat, wie ihr kleines Haus. Marie hörte bald auf ſich vor mir zu ſcheuen. Wir lernten uns näher kennen. Ich fand in ihr ein ſehr vernünftiges, gefühlvolles Mädchen. Unvermerkt ſchloß ich mich an die gute Familie an, ſogar an den einäugigen Garniſonsleutnant, den alten Iwan Ignatitſch, welchem Schwabrin andichtete, daß er in unerlaubtem Ver-

hältniß mit Wassilissa Jegorowna stände, was auch nicht den leisesten Schatten von Wahrscheinlichkeit hatte: doch darum kümmerte sich Schwabrin nicht.

Ich wurde zum Offizier ernannt. Der Dienst belästigte mich nicht. In unserer gottseligen Festung gab es weder Revue, noch Parade, noch Wache. Zu seinem eignen Vergnügen exercirte der Commandant dann und wann seine Soldaten ein, konnte es jedoch nie dahin bringen, daß Alle ordentlich wußten, welches die rechte und welches die linke Seite. Schwabrin hatte einige französische Bücher. Ich fing zu lesen an und da erwachte in mir eine Neigung zur Literatur. In den Morgenstunden las ich, übte mich im Uebersetzen und machte bisweilen Verse. Zu Mittag aß ich fast immer beim Commandanten, wo ich denn auch gewöhnlich den Rest des Tages zubrachte. Hier fand sich des Abends oft der Pfarrer Gerassim mit seiner Frau Akulina Pamphilowna ein, der ersten Neuigkeitskrämerin im ganzen Bezirk. Schwabrin, das versteht sich, sah ich jeden Tag: aber seine Gesellschaft wurde mir immer unangenehmer. Seine ewigen Witze auf Kosten der Commandantenfamilie misfielen mir ungemein, namentlich die beißenden Bemerkungen über Marien. Einen andern Umgang hatte ich nun einmal in der Festung nicht: aber ich wünschte mir auch keinen andern.

Ungeachtet der Vorausſagungen empörten sich die Baschkiren nicht. Ruhe herrschte um unsere Festung. Aber den Frieden unterbrach ein plötzlicher Zwist.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich mich literarisch beschäftigte. Meine Versuche waren für die damalige Zeit leidlich, und Alexander Sumarokow *) hat dieselben

*) Ein Zeitgenosse Lomonossow's, mit dem er, wie der gleichgenannte Tredjakowski, um die Dichterpalme wetteiferte. Sumarokow, jetzt nicht einmal in literarhistorischem Ansehen, gehörte vor wenigen Decennien noch zu den gepriesensten Schriftstellern

einige Jahre ſpäter recht gelobt. Einmal brachte ich ein Liedchen zu Stande, mit dem ich zufrieden war. Bekanntlich ſuchen Dichter oft unter dem Schein, ſich Raths zu erholen, einen geneigten Zuhörer. Ich ſchrieb alſo mein Liedchen ab und brachte es Schwabrin, dem Einzigen in der ganzen Feſtung, der ein poetiſches Erzeugniß beurtheilen konnte. Nach einer kurzen Bevorwortung zog ich mein Heft aus der Taſche und las ihm folgende Verslein vor:

Meiner Lieb' will ich entfliehen,
Denken meiner Schönen nicht;
Ach, indem ich flieh' Marien
Hoff' ich, daß mein Joch zerbricht:

Doch die Augen, die mich trafen,
Schweben vor mir immerdar,
Machen meinen Geiſt zum Sklaven,
Stören meine Ruhe gar.

Wenn Du meine Qual erkennſt,
Habe Mitleid doch mit mir,
Sende, daß Du mich entbrennſt,
Daß gefeſſelt ich von Dir.

„Wie findeſt Du das?“ fragte ich Schwabrin, und erwartete Lob, als einen Tribut, der mir unbedingt gebührte. Schwabrin aber, ſonſt immer nachſichtig, erklärte zu meinem großen Verdruß mein Lied für ſchlecht.

„Warum das?“ fragte ich, meinen Aerger verwindend.

— „Darum,“ entgegnete er, „weil ſolche Verſe meines Lehrers Waſſili Tredjakowski würdig ſind, wie ſie mich denn auch ſehr an deſſen Liebeslieder erinnern.“

Rußlands; der Name Tredjakowski's aber, der ſchon am Hofe Anna's eine klägliche Rolle geſpielt, iſt frühzeitig zum Spottnamen geworden, mit welchem man nur den Gedanken an die höchſte Abgeſchmacktheit verbindet. A. d. Ü.

Hier nahm er mir das Heft aus der Hand und begann unbarmherzig jeden Vers, jedes Wort zu zergliedern, wobei er sich auf die beißendste Art über mich lustig machte. Das hielt ich nicht aus: ich entriß ihm das Heft und sagte, daß ich ihm nie wieder meine Gedichte mittheilen würde. Schwabrin spottete auch über diese Drohung. „Wollen sehen," sagte er, „ob Du Wort hältst. Dichter können einen Zuhörer eben so wenig entbehren, wie unser Capitain sein Fläschchen Branntwein vor dem Mittagessen. Und wer ist denn dies Mariechen, dem Du Deine zärtliche Leidenschaft und Deine Liebesqualen gestehst? Am Ende gar des Capitains Marie?"

— „Das geht Dich nichts an," antwortete ich finster; „diese Marie sei wer sie wolle. Ich frage Dich weder um Deine Meinung, noch um Deine Vermuthung."

„Oho! ein ehrsüchtiger Poet und ein verschwiegener Liebhaber!" fuhr Schwabrin fort, mich immer mehr reizend. „Aber höre meinen freundschaftlichen Rath: wenn Du reüssiren willst, so versuch's nicht mit Liederchen."

— „Was soll das heißen, mein Herr? Ich bitte, sich deutlicher zu erklären."

„Recht gern. Das heißt: wenn Du willst, daß Marie Mironow Dich in der Dämmerstunde besuche, so schenke ihr statt zärtlicher Verse ein Paar Ohrringe."

Mir kochte das Blut. — „Warum hast Du eine solche Meinung von ihr?" fragte ich, mit Mühe meinen Unwillen zurückhaltend.

„Weil," antwortete er mit teuflischem Hohn — „weil ich aus Erfahrung weiß, wie man mit ihr umzugehen hat."

— „Du lügst, Schuft!" rief ich wüthend. „Du lügst auf die unverschämteste Art."

Schwabrin wechselte die Farbe. „Das soll Dir nicht so hingehen —" sagte er, mir die Hand pressend: „Sie werden mir Satisfaction geben."

— „Gut, wann Sie wollen!“ entgegnete ich froh. Ich hätte ihn in diesem Augenblicke zerreißen mögen.

Sofort begab ich mich zu Iwan Ignatitsch, den ich mit der Nadel in der Hand traf. Im Auftrage der Commandantin reihte er Pilze an, zum Trocknen für den Winter. „Ah, Peter Andrejitsch!“ rief er, als er mich erblickte. „Willkommen! Was bringt Sie her? welche Angelegenheit, wenn ich fragen darf?“

Ich eröffnete ihm in wenigen Worten, daß ich mich mit Schwabrin gezankt, und ihn, Iwan Ignatitsch, bäte, mein Sekundant zu sein. Iwan Ignatitsch hörte aufmerksam, mich mit seinem einzigen Auge anglotzend. „Sie beliebten zu sagen,“ hub er an „daß Sie Schwabrin erstechen wollen und wünschen, daß ich Zeuge sei? War's nicht so, wenn ich fragen darf?“

— „Ja wohl.“

„Um Himmels willen, Peter Andrejitsch, wie kommt Ihnen so etwas in den Sinn! Sie haben sich mit Schwabrin gezankt? Ein großes Unglück! Schelmworte bleiben am Kragen nicht hängen. Hat er Sie beleidigt, so schimpfen Sie ihn aus, fährt er Ihnen in die Nase, so fahren Sie ihm hinters Ohr, ein Mal, zwei Mal, dann geht Ihr auseinander und wir versöhnen Euch schon. Aber seinen Nächsten todt stechen — ist das recht, wenn ich fragen darf? Und gut, wenn Sie ihn erstächen, um Schwabrin ist's nicht Schade; ich habe ihn auch nicht besonders gern. Wie aber, wenn er Sie durchbohrt? Wie sieht's dann aus? Wer kommt dabei am schlechtesten weg, wenn ich fragen darf?“

Die Vorstellungen des vernünftigen Leutnants machten mich nicht im Geringsten wankend. Ich blieb bei meinem Vorsatz. „Wie Sie wollen —“ sagte Iwan Ignatitsch: „Thun Sie, was Ihnen gut dünkt; aber warum soll ich denn hier Zeuge sein? Aus welchem Grunde? Daß sich ein Paar Leutchen schlagen, ist denn das so etwas Niedagewesenes, wenn ich fragen darf? Gott

sei Dank, ich bin gegen die Schweden und Türken zu Felde gezogen, hab' Alles gesehen."

Ich suchte ihm, so gut es ging, das Amt des Sekundanten zu erklären; aber Iwan Ignatitsch verstand mich durchaus nicht. „Mit Verlaub," sagte er, „wenn ich mich einmal ja in die Sache mengen soll, so bleibt mir nichts, als meiner Dienstpflicht gemäß dem Capitain anzuzeigen, daß man im Fort mit einer Missethat umgehe, die das öffentliche Interesse beeinträchtigt: ob's nicht dem Herrn Commandanten beliebt, die gehörigen Maßregeln zu ergreifen . . . ."

Ich erschrak und bat Iwan Ignatitsch, dem Commandanten ja nichts zu sagen; nur mit Mühe bewog ich ihn dazu. Er gab mir sein Wort und ich ließ ihn in Ruhe.

Den Abend verbrachte ich wie gewöhnlich beim Commandanten: ich suchte heiter und gleichmüthig zu scheinen, um keinen Verdacht zu erregen und zudringlichen Fragen zu entgehen: aber ich gestehe, mir fehlte jene Kaltblütigkeit, deren sich fast Alle zu rühmen pflegen, die sich in meiner Lage befunden. Ich war an jenem Abend ganz besonders zur Rührung und Zärtlichkeit geneigt. Marie gefiel mir mehr als sonst. Der Gedanke, daß ich sie vielleicht zum letzten Mal sähe, verlieh ihr in meinen Augen etwas Ergreifendes.

Auch Schwabrin kam. Ich führte ihn beiseite und theilte ihm mein Gespräch mit Iwan Ignatitsch mit. „Was brauchen wir Sekundanten?" versetzte er trocken. Nun verabredeten wir, uns hinter den Heuschobern an der Festung zu schlagen und uns daselbst um sieben Uhr Morgens einzufinden. Wir schienen so freundschaftlich mit einander zu sprechen, daß Iwan Ignatitsch vor Freude sich verschnappte. „So recht!" sagte er zu mir mit zufriedener Miene. „Fried' im Bösen ist besser als Streit im Guten: wenn's nicht Ehre bringt, ist's doch gesund."

— „Wie? was? Iwan Ignatitsch!“ fragte die Commandantin, die in der Ecke des Zimmers Karten legte. „Ich habe nicht recht gehört.“

Iwan Ignatitsch wurde verlegen, da er mir Unzufriedenheit anmerkte und seines Versprechens sich erinnerte. Er wußte nicht, was er antworten sollte. Schwabrin eilte ihm zu Hilfe. „Iwan Ignatitsch,“ sagte er, „billigt unsere Versöhnung.“

— „Mit wem haben Sie sich denn gezankt?“

„Ich hatte einen ziemlich heftigen Streit mit Peter Andrejitsch.“

— „Weshalb denn?“

„Um eine Kleinigkeit, um ein Liedchen, Wasilissa Jegorowna.“

— „Eine rechte Ursache zum Streit . . . um ein Liedchen! Wie ging denn das zu?“

„Sehen Sie, Peter Andrejitsch hat unlängst ein Lied verfaßt; heute sang er's in meiner Gegenwart, ich aber stimmte dabei meine Lieblingsweise an:

Capitainstöchterlein,
Geh nicht um Mitternacht allein.

Das gab denn einen Mißklang, Peter Andrejitsch war böse geworden, darauf jedoch überlegte er, daß Jeder das Recht hätte, zu singen, was ihm beliebe. Damit endete denn auch die Sache.“

Ich fuhr über die Unverschämtheit Schwabrin's beinahe aus der Haut. Aber außer mir verstand Niemand seine schnöden Winkelzüge; wenigstens wurden sie von Keinem beachtet.

Von den Liedern kam die Rede auf Dichter; der Capitain bemerkte, das sei ausgelassenes, betrunkenes Gesindel und rieth mir freundschaftlich, das Dichten aufzugeben, als etwas, was dem Dienst ganz entgegen sei und zu nichts Gutem führe.

Die Gegenwart Schwabrin's wurde mir unerträg-

lich. Ich empfahl mich bald dem Commandanten und seiner Familie. Als ich nach Hause kam, besah ich meinen Degen, prüfte die Spitze und ging zu Bett, nachdem ich Saweljitsch befohlen, mich um sieben Uhr zu wecken.

Am andern Morgen zur bestimmten Stunde war ich schon hinter den Heuschobern und wartete auf meinen Gegner. Bald darauf erschien auch er. „Man kann uns hier überraschen," sagte er mir, „wir müssen eilen." Da warfen wir die Uniformen ab, blieben im bloßen Camisol und zogen unsere Degen. In diesem Augenblick kam Iwan Ignatitsch hinter einem Heuschober hervor, begleitet von fünf Invaliden. — Er forderte uns zum Commandanten. Wir gehorchten mit Verdruß. Von den Soldaten umringt, folgten wir Iwan Ignatitsch nach der Festung, der uns im Triumphe hinführte, mit erstaunlicher Würde voranschreitend.

Wir traten ins Commandantenhaus. Iwan Ignatitsch öffnete die Thür und rief feierlich: „Habe sie gebracht!" Wasilissa Jegorowna kam uns entgegen.

„Ach, Ihr beiden! wie soll ich das nennen? was ist das? In unserer Festung Mord einführen! Iwan Kusmitsch, setze sie gleich in Arrest! Peter Andrejitsch! Alexej Iwanitsch! Euere Degen! gebt her, gebt her. Palascha, trage die Degen in die Kammer. Peter Andrejitsch, von Dir hätte ich das nicht erwartet. Wie schämst Du Dich nicht? Von Schwabrin nimmt mich's nicht Wunder, der ist ja wegen Todtschlag aus der Garde versetzt, der glaubt ja auch nicht an Gott; aber Du? wie kommst Du dazu?"

Der Capitain war ganz derselben Meinung und sagte: „Ja, höre, Wasilissa Jegorowna hat Recht, Duelle sind förmlich verboten im Militairarticul." Inzwischen hatte uns Palascha unsere Degen genommen und trug sie in die Kammer. Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, Schwabrin aber blieb ganz ernsthaft.

„Bei aller Achtung gegen Sie," sagte er kaltblütig zur Commandantin, „muß ich doch bemerken, daß Sie sich nicht die Mühe zu geben brauchen, uns vor Ihr Gericht zu ziehen; überlassen Sie das dem Capitain, das ist seine Sache . . . ."

— „Ei was, mein Bester!" versetzte sie: „sind denn Mann und Weib nicht eine Seele und ein Leib? Iwan Kusmitsch, was zauderst Du? Setze doch jeden in seinen Winkel auf Brot und Wasser, daß sie sich ausnüchtern. Und Vater Gerassim mag ihnen zur Buße auflegen, daß sie zu Gott um Vergebung beten und vor den Menschen Reue zeigen."

Der Capitain wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Marie war sehr bleich. Nach und nach aber legte sich der Sturm. Die Commandantin beruhigte sich und nöthigte mich und Schwabrin, uns zu küssen. Palascha brachte unsere Degen wieder. Wir verließen den Commandanten dem Anschein nach versöhnt. Iwan Ignatitsch gab uns das Geleit.

„Wie haben Sie sich nicht geschämt," sagte ich ärgerlich zu ihm, „uns beim Commandanten anzugeben, nachdem Sie mir versprochen hatten, das nicht zu thun?"

— „Bei Gott, ich habe dem Capitain nichts davon gesagt!" erwiederte er: „Wassilissa Jegorowna hat Alles von mir ausgeforscht. Sie hat auch ohne Wissen des Commandanten Alles angeordnet. Uebrigens Gott sei Dank, daß es so geendet."

Mit diesen Worten kehrte er um und ich blieb mit Schwabrin allein. „Unsere Sache ist damit nicht erledigt," sagte ich zu diesem.

— „Das versteht sich," antwortete Schwabrin, „Sie werden mir mit Ihrem Blute Ihre Frechheit entgelten: aber jetzt wird man uns wahrscheinlich beaufsichtigen. Einige Tage noch müssen wir uns verstellen. Auf Wiedersehen!" — So schieden wir, als ob nichts vorgefallen wäre.

Ich kehrte zum Commandanten zurück und setzte mich, wie gewöhnlich, neben Marien. Der Capitain war nicht zu Hause, Wasilissa Jegorowna mit der Wirthschaft beschäftigt. Wir sprachen halblaut. Marie machte mir zärtliche Vorwürfe wegen der Unruhe, in die ich Alle versetzt durch meinen Streit mit Schwabrin. „Ich war wie versteinert," sagte sie, „als man uns hinterbrachte, daß Sie sich auf Säbel schlagen wollen. Wie doch die Männer seltsam sind! Um ein Wort, das sie sicherlich in einer Woche vergessen hätten, sind sie bereit, einander zu metzeln, und nicht blos ihr Leben zu opfern, sondern auch ihr Gewissen und das Glück Derer, die .... Doch ich bin überzeugt, daß Sie nicht der Urheber des Streites sind. Die Schuld trägt gewiß Herr Schwabrin."

— „Warum glauben Sie das, Maria Iwanowna?"

„Nun ja, er ist immer so spöttisch. Ich liebe Herrn Schwabrin nicht: er ist mir recht zuwider. Aber seltsam, ich möchte bei Leibe nicht, daß auch ich ihm missfiele. Das würde mich schrecklich beunruhigen."

— „Und wie denken Sie, Maria Iwanowna, gefallen Sie ihm oder nicht?"

Marie stockte und wurde roth. „Mir scheint," sagte sie, „ich denke, daß ich ihm gefalle."

— „Warum scheint Ihnen denn das?"

„Weil er um mich angehalten hat."

— „Angehalten hat'er um Sie? Er? wann denn?"

„Im vorigen Jahre. Zwei Monate vor Ihrer Ankunft."

— „Und Sie nahmen ihn nicht?"

„Wie Sie sehen. Herr Schwabrin ist allerdings ein gescheiter Mann von guter Familie und hat Vermögen: aber wenn ich bedenke, daß ich ihn am Altar vor allen Leuten küssen sollte .... Nein, um keinen Preis! nicht um alles Glück in der Welt!"

Mariens Worte öffneten mir die Augen und erklärten mir vieles. Jetzt begriff ich die beharrliche Schmäh-

sucht, mit der Schwabrin sie verfolgte. Wahrscheinlich hatte er unsere gegenseitige Neigung bemerkt und wollte uns einander abwendig machen. Die Worte, die unsern Streit veranlaßt, kamen mir noch niederträchtiger vor, nun ich in ihnen statt eines groben, unanständigen Scherzes eine vorbedachte Verleumdung sah. Um so heftiger ward in mir das Verlangen, die freche Lästerzunge zu bestrafen und ich harrte nun mit Ungeduld auf eine günstige Gelegenheit.

Ich hatte nicht lange zu warten. Den Tag darauf, als ich über einer Elegie saß und in Erwartung eines Reimes an der Feder kaute, pochte Schwabrin an mein Fenster. Ich setzte die Feder ab, nahm den Degen und trat zu ihm hinaus.

„Wozu aufschieben!" sagte Schwabrin, „wir werden jetzt nicht beobachtet. Gehen wir an den Fluß, dort wird uns Niemand stören."

Wir begaben uns schweigend hin. Nachdem wir den steilen Pfad hinabgestiegen, blieben wir hart am Flusse stehen und zogen unsere Degen. Schwabrin war geschickter als ich, ich dagegen stärker und kühner, und Monsieur Beauprez, der vormalige Soldat, hatte mir einigen Fechtunterricht gegeben, den ich mir zu Nutze machte. Einen so gefährlichen Gegner hatte Schwabrin in mir nicht erwartet. Lange konnten wir einander nicht beikommen; endlich als ich bemerkte, daß Schwabrin zu erschlaffen anfing, rückte ich ihm hitziger zu Leibe und trieb ihn beinahe in den Fluß hinein. Plötzlich hörte ich laut meinen Namen rufen; ich sah mich um und erblickte Saweljitsch, der den Bergpfad zu mir heruntereilte . . . . . Im selben Augenblick erhielt ich einen heftigen Stich in die Brust, unterhalb der rechten Schulter; ich sank zu Boden und verlor das Bewußtsein.

Fünftes Capitel.

Liebe.

Als ich wieder zu mir kam, konnte ich mich eine geraume Weile nicht besinnen und begriff nicht, was mit mir vorgefallen war. Ich lag im Bette in einem fremden Zimmer und fühlte mich sehr schwach. Vor mir stand Saweljitsch mit einem Lichte in Händen. Jemand lös'te vorsichtig den Verband, mit welchem mir Brust und Schulter zusammengepreßt war. Nach und nach wurden meine Begriffe klarer. Ich besann mich auf mein Duell und vermuthete, daß ich verwundet worden. In diesem Augenblick knarrte die Thür. „Nun, wie ist ihm?" lispelte eine Stimme, die mich erbeben machte.

— „Immer noch so," antwortete Saweljitsch seufzend. „Schon den fünften Tag ohne Besinnung."

Ich wollte mich umwenden und konnte nicht. „Wo bin ich? wer ist hier?" sagte ich mit Anstrengung.

Da trat Marie an mein Bett und neigte sich zu mir. „Nun, wie fühlen Sie sich?" sagte sie.

— „Gottlob," erwiederte ich mit schwacher Stimme. „Sind Sie's, Marie? Sagen Sie mir ...." Ich vermochte nicht weiter zu sprechen. Saweljitsch athmete auf; sein Gesicht drückte Freude aus.

„Er ist zu sich gekommen, er ist zu sich gekommen!" rief der gute Alte. „Preis und Dank Dir, Allmächtiger! Na, mein lieber Peter Andrejitsch, hast mich recht erschreckt! Eine Kleinigkeit! fünf Tage!...."

Marie fiel ihm ins Wort. „Sprich nicht zu viel mit ihm, Saweljitsch," sagte sie: „er ist noch schwach." Sie trat hinaus und zog leise die Thüre hinter sich zu.

Meine Gedanken überstürmten mich. Ich war also im Hause des Commandanten: Marie kam zu mir. — Ich wollte einige Fragen an Saweljitsch thun, aber er warf den Kopf zurück und hielt sich die Ohren zu.

Aergerlich schloß ich die Augen und versank bald in Schlaf.

Als ich erwachte, rief ich Sawelsitsch, erblickte aber statt seiner Marien vor mir. Mit ihrer Engelsstimme begrüßte sie mich. Ich kann die süße Empfindung nicht ausdrücken, die sich meiner in jenem Augenblicke bemächtigte. Ich ergriff ihre Hand und preßte sie an mich, sie mit Thränen der Rührung überströmend. Marie zog sie nicht zurück ... und plötzlich fühlte ich auf meiner Wange den heißen, frischen Kuß ihres Mundes. Feuer durchzuckte mich. „Ach, meine liebe, gute Marie," sagte ich ihr, „sei mein Weib, mache mich glücklich."

Da besann sie sich. „Um Gottes willen bleiben Sie ruhig," rief sie, ihre Hand wegnehmend. „Sie sind noch in Gefahr, die Wunde kann aufgehen. Schonen Sie sich doch wenigstens um meinetwillen!"

Mit diesen Worten ging sie und überließ mich seligem Entzücken. Die Freude machte mich gesund. Sie liebt mich! Sie wird mein sein! Dieser Gedanke erfüllte mein ganzes Wesen.

Nun besserte es sich mit mir von Stunde zu Stunde. Mich behandelte der Feldscher, da wir keinen andern Arzt in der Festung hatten, und Gottlob, der Mann wollte nicht zu gescheit sein. Jugend und Naturkraft beschleunigten meine Genesung. Die ganze Familie des Commandanten pflegte mich. Marie kam von mir nicht weg. Es versteht sich, daß ich bei der ersten Gelegenheit die unterbrochene Liebeserklärung wieder aufnahm und Marie hörte mich nun geduldiger. Ohne alle Zierrerei gestand sie mir ihre Herzensneigung und sagte, ihre Eltern würden gewiß ihr Glück wollen. „Aber," setzte sie hinzu, „überleg' es recht: werden die Deinigen nicht dagegen sein?"

Ich wurde nachdenklich. An der Zärtlichkeit meiner Mutter zweifelte ich nicht: aber ich kannte die Sinnesart des Vaters und fühlte, daß ihn meine Liebe nicht

sonderlich rühren, daß er sie als einen Jugendrausch betrachten würde. Ich gestand dies Marien offenherzig, entschloß mich jedoch dem Vater so beredt als möglich zu schreiben und ihn um seinen Segen zu bitten. Den Brief theilte ich Marien mit, die ihn so überzeugend und so ergreifend fand, daß sie gar keinen Zweifel am Erfolg hatte, und sich den Gefühlen ihrer warmen Seele mit allem Vertrauen der Jugend und der Liebe hingab.

Mit Schwabrin söhnte ich mich in den ersten Tagen meiner Genesung aus. Der Capitain sagte mir nämlich, als er mir Vorwürfe über mein Duell machte: „Ach, Peter Andrejitsch! ich sollte Dich eigentlich in Arrest setzen, doch Du hast Deine Strafe schon weg. Aber der Schwabrin, der sitzt mir fest im Kornmagazin und seinen Degen hat Wasilissa Jegorowna unter Verschluß. Mag er da seinen Gedanken nachhängen und in sich gehen."

Ich war zu glücklich, um ein feindseliges Gefühl in meinem Herzen zu hegen. Ich bat für Schwabrin und der gute Commandant entschloß sich mit Zustimmung seiner Gemahlin, ihn in Freiheit zu setzen. Schwabrin kam zu mir. Er äußerte ein tiefes Bedauern über das zwischen uns Vorgefallene, gestand, daß er durchweg Unrecht gehabt, und bat mich, das Geschehene zu vergessen. Da es nicht in meiner Natur lag, etwas nachzutragen, so verzieh ich ihm aufrichtig unsern Streit sowohl, als die Wunde, die er mir beigebracht. Ich sah in seiner Verleumdung den Verdruß gekränkter Eitelkeit und verschmähter Liebe, und war großmüthig genug, meinen unglücklichen Nebenbuhler zu entschuldigen.

Bald genas ich völlig und konnte mich wieder in meine Wohnung begeben. Mit Ungeduld erwartete ich eine Antwort auf meinen Brief. Ich wagte nicht zu hoffen, und suchte jede trübe Ahnung in mir zu ersticken. Gegen Wasilissa Jegorowna und ihren Mann hatte ich mich noch nicht erklärt: aber mein Antrag konnte sie

nicht mehr überraschen. Weder ich noch Marie bargen vor ihnen unsere Gefühle, und wir waren im Voraus ihrer Einwilligung gewiß.

Endlich trat eines Morgens Saweljitsch zu mir herein mit einem Briefe in der Hand. Zitternd griff ich nach demselben. Die Adresse war von meinem Vater geschrieben. Das bereitete mich auf etwas Wichtiges vor: denn in der Regel schrieb die Mutter alle Briefe an mich und er pflegte nur an den Rand einige Zeilen hinzuwerfen. Lange erbrach ich das Siegel nicht und las wiederholt die feierliche Aufschrift: „Meinem Sohne Peter Andrejewitsch Grinew, im Gouvernement Orenburg, in der Festung Belogorsk." Ich suchte aus den Schriftzügen die Stimmung zu errathen, in welcher der Brief geschrieben worden; endlich entschloß ich mich, denselben zu öffnen, und gleich aus den ersten Zeilen sah ich, daß die ganze Sache zum Teufel war. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Dein Schreiben, worin Du uns um unsern elterlichen Segen und Einwilligung zu Deiner Verbindung mit der Capitainstochter Marie Mironow bittest, haben wir am 15. d. M. erhalten, und nicht allein bin ich entschlossen, Dir weder meinen Segen noch meine Einwilligung zu geben, sondern ich schicke mich an, Dich vorzunehmen und Dir für Deine knabenhaften Streiche eine tüchtige Lection zu geben trotz Deines Offizierrangs. Denn Du hast bewiesen, daß Du noch nicht werth bist, den Degen zu tragen, der Dir zum Schutze des Vaterlandes verliehen worden, aber nicht zu Duellen mit solchen Bengeln, wie Du selbst einer bist. Ich schreibe unverzüglich an Andrej Karlowitsch und werde ihn bitten, Dich aus der Festung Belogorsk etwas weiter zu versetzen, wo Du Dir die Albernheiten aus dem Kopfe schlägst. Als Deine Mutter erfahren, daß Du ein Duell gehabt und verwundet worden bist, ist sie vor Gram erkrankt, und muß jetzt das Bett hüten. Was

wird aus Dir werden? Ich bete zu Gott, daß Du Dich besserst, ob ich gleich auf seine große Gnade nicht hoffen darf. Dein Vater

A. G."

Dieser Brief erweckte in mir verschiedene Empfindungen. Die harten Ausdrücke, mit denen mein Vater nicht gekargt, verletzten mich tief. Die Geringschätzung, mit welcher er Marien erwähnte, fand ich eben so ungebührlich als ungerecht. Der Gedanke an meine Versetzung aus der Festung Belogorsk erschreckte mich, und vor allem betrübte mich die Nachricht von der Krankheit meiner Mutter. Ich war ungehalten auf Saweljitsch in der Ueberzeugung, daß mein Duell nur durch ihn meinen Eltern bekannt geworden. Nachdem ich eine Weile in meinem engen Stübchen auf und abgegangen, blieb ich vor ihm stehen und sah ihn streng an: „Es genügte Dir wohl nicht, daß ich durch Dich verwundet ward und einen ganzen Monat am Rande des Grabes war; auch meine Mutter willst Du umbringen."

Saweljitsch war wie vom Blitze gerührt. „Ich bitte Dich, Herr!" sagte er fast schluchzend. „Was hast Du da gesprochen? Ich wäre die Ursache, daß Du verwundet worden? Gott ist mein Zeuge, ich eilte Dich mit meiner Brust zu decken vor dem Degen Schwabrin's! Das verdammte Alter hinderte mich. Und was habe ich Deiner Mutter gethan?"

— „Was Du ihr gethan hast?" erwiederte ich. „Wer hieß Dich Anklagebriefe über mich schreiben? Bist Du denn zum Spioniren bei mir?"

„Ich Dich angeklagt?" versetzte Saweljitsch mit Thränen. „Gott im Himmel! So lies doch nur, was mir unser Herr schreibt; wirst sehen, wie ich Dich angeklagt." Hier zog er einen Brief aus der Tasche, und ich las Folgendes:

„Schäme Dich, alter Hund, daß Du trotz meiner strengen Befehle mir nichts von meinem Sohne Peter

Andrejitsch angezeigt, und daß Fernstehende mich von seinen Streichen in Kenntniß setzen mußten. Erfüllst Du so Deine Pflicht und den Willen Deines Herrn? Ich werde Dich alten Hund die Schweine hüten lassen dafür, daß Du mir die Wahrheit verheimlichst und dem jungen Manne Alles nachgiebst. Ich befehle Dir hiermit, sobald Du diesen Brief erhältst, mir unverzüglich zu schreiben, wie jetzt sein Befinden ist, das, wie ich höre, sich gebessert haben soll, auch an welcher Stelle er verwundet ward und ob man ihn gut geheilt."

Es war augenscheinlich, daß Saweljitsch im Rechte gegen mich war, und daß ich ihn ohne Grund mit meinen Vorwürfen und meinem Verdacht gekränkt. Ich bat ihn um Verzeihung, aber der Alte blieb untröstlich. „Das also habe ich erlebt!" rief er einmal übers andre. „Das ist die Gnade, die ich mir von meinem Herrn erdient! Ich soll ein alter Hund und Schweinehirt sein, ich soll Schuld haben, daß Du verwundet wardst! Nein, lieber Peter Andrejitsch, nicht ich, aber der verfluchte Mutze ist an Allem Schuld: er lehrte Dich mit eisernen Spießen zustechen und mit dem Fuße stampfen, als ob man sich durch Stechen und Stampfen vor einem bösen Menschen bewahren könnte! Es war recht nöthig, den Mutze zu miethen und Geld wegzuschmeißen!"

Wer hatte sich denn aber die Mühe genommen, meinen Vater von meiner Aufführung zu benachrichtigen? Der General? Doch der schien sich ja um mich nicht sonderlich zu bekümmern, und der Capitain hatte es gewiß nicht nothwendig gefunden, von meinem Duell zu rapportiren. Ich verlor mich in Vermuthungen. Mein Verdacht fiel auf Schwabrin. Für ihn allein war die Anzeige von Nutzen, die zur Folge haben konnte, daß ich von der Festung entfernt und von der Commandantenfamilie getrennt wurde. Ich ging, Marien Alles mitzutheilen. Sie kam mir auf der Treppe

entgegen. „Was iſt Ihnen?“ ſagte ſie, als ſie mich erblickte. „Sie ſind ſo bleich!“

— „Alles vorbei!“ erwiederte ich, und überreichte ihr den Brief meines Vaters. Jetzt erblaßte auch ſie. Nachdem ſie den Brief geleſen, gab ſie ihn mir mit zitternder Hand zurück und ſprach mit bebender Stimme: „Es iſt mir alſo nicht beſchert ... Die Ihrigen wollen mich nicht in Ihrer Familie haben. Des Herrn Wille geſchehe! Gott weiß beſſer als wir, was uns frommt. Das hilft nun nichts, Peter Andrejitſch, ſein Sie wenigſtens glücklich ...“

— „Nun und nimmermehr!“ rief ich, ihre Hand ergreifend. „Du liebſt mich; ich bin zu Allem bereit. Komm, laß uns Deinen Eltern zu Füßen fallen; ſie ſind einfache Menſchen, keine hartherzigen Stolzen ... Sie werden uns ihren Segen geben, wir laſſen uns trauen ... und ſpäter, mit der Zeit können wir ganz gewiß meinen Vater erbitten; meine Mutter wird für uns ſein, er wird mir verzeihen ....“

„Nein, Peter Andrejitſch!“ entgegnete Marie: „ich heirathe Dich nicht ohne den Segen Deiner Eltern; ohne ihren Segen kannſt Du nicht glücklich werden. Fügen wir uns in den Willen Gottes! Findeſt Du eine andere Braut, gewinnſt Du eine Andere lieb, nun in Gottes Namen, Peter Andrejitſch! ich werde für Euch beide ....“

Hier brach ſie in Thränen aus und verließ mich. Ich wollte ihr ins Zimmer folgen, aber ich fühlte, daß ich mich nicht beherrſchen konnte, und ging nach Hauſe.

Ich ſaß in tiefes Sinnen verſunken, als auf einmal Saweljitſch mich aus meinen Betrachtungen aufſtörte.

„Da, Herr!“ ſagte er, mir ein beſchriebenes Blatt überreichend — „ſieh, ob ich meinen jungen Herrn anklage und ob ich den Vater mit dem Sohne zu entzweien ſuche.“

Ich nahm ihm das Blatt aus der Hand. Es war

Saweljitsch's Antwort auf den Brief meines Vaters. Hier folgt sie wörtlich:

„Andrej Petrowitsch,
Unser gnädiger Vater und Herr,

Ihr gnädiges Schreiben habe ich erhalten, worin Sie belieben mir, Ihrem Diener, zu zürnen, und sagen, daß ich mich schämen sollte, die herrschaftlichen Befehle nicht zu erfüllen; aber ich, nicht der alte Hund, sondern Ihr treuer Diener, befolge die Befehle meines Herrn, und habe Ihnen stets mit Eifer gedient und bin in Ihrem Dienst ergraut. Von der Wunde Peter Andrejitsch's habe ich Ihnen nichts geschrieben, um Sie nicht unnützer Weise zu erschrecken. Maßen ich gehört habe, daß die gnädige Frau, unsere Mutter Awdotja Wassiljewna vor Schrecken ist krank geworden, will ich für ihre Gesundheit zu Gott beten. Und Peter Andrejitsch erhielt eine Wunde, nahe an der rechten Schulter, in die Brust dicht unter der Rippe, anderthalb Zoll tief; hat gelegen im Hause des Commandanten, wohin wir ihn vom Ufer gebracht haben, und geheilt hat ihn der hiesige Feldscher Stephan Paramonow; itzund ist Peter Andrejitsch Gottlob gesund, uno außer Gutes läßt sich von ihm nichts schreiben. Die Commandörs, wie ich höre, sind mit ihm zufrieden; und Wasilissa Jegorowna hält ihn wie ihren leiblichen Sohn. Und daß sich mit ihm so was zugetragen hat, ist für einen jungen Menschen keine große Schande; ein Pferd hat vier Beine und strauchelt doch. Und was Sie zu schreiben belieben, daß ich die Schweine hüten soll, so steht das in Ihrem herrschaftlichen Willen. Hiermit empfiehlt sich Ihnen unterthänigst

Ihr treuer Diener.
Archip Saweljitsch."

Ich mußte mehrmals lächeln, während ich den Brief des guten Alten las. Dem Vater zu antworten war

ich nicht im Stande; die Mutter aber zu beruhigen, ſchien mir der Brief Sawelijitſch's hinreichend.

Von nun an änderte ſich meine Lage. Marie ſprach faſt gar nicht mit mir und ſuchte mir auf jede Weiſe auszuweichen. Das Haus des Commandanten bot mir kein Vergnügen mehr und nach und nach gewöhnte ich mich, auf meiner Stube zu bleiben. Erſt zankte mich Waſiliſſa Jegorowna dafür aus, als ſie aber ſah, daß ich darauf beharrte, ließ ſie mich gehen. Den Capitain ſprach ich blos, wenn es der Dienſt erforderte; mit Schwabrin traf ich ſelten und ungern zuſammen, beſonders da ich ihm einen verhaltenen Groll gegen mich abfühlte, was mich nur noch mehr in meinem Verdacht beſtärkte. Das Leben wurde mir unerträglich. Ich verſank in Trübſinn, welchen die Zurückgezogenheit und Unthätigkeit nährte. Meine Liebe entbrannte in der Einſamkeit und drückte mir immer mehr das Herz ab. Ich verlor alle Luſt zum Leſen und zu literariſcher Beſchäftigung. Mir ſank der Muth und ich fürchtete von Sinnen zu kommen oder in Ausſchweifungen zu ſtürzen.

Unerwartete Ereigniſſe aber, die einen großen Einfluß auf mein ganzes Leben hatten, brachten plötzlich meine Seele in eine heftige und heilſame Erſchütterung.

Sechstes Capitel.

Pugatſchewſtückchen.

Bevor ich an die Beſchreibung der ſeltſamen Ereigniſſe gehe, deren Zeuge ich geweſen bin, muß ich über den Zuſtand des Orenburg'ſchen Gouvernements zu Ende des Jahres 1773 einige Worte ſagen.

Dieſes ausgedehnte, reiche Gouvernement bewohnten eine Menge halbwilde Völker, die erſt kürzlich unter die

Botmäßigkeit der ruſſiſchen Kaiſer gekommen waren. Ihre allaugenblicklichen Empörungen, ihre Ungewohnheit an Geſetze und an das bürgerliche Leben, ihr Leichtſinn und ihre Grauſamkeit machten von Seiten der Regierung eine unabläſſige Aufſicht nöthig, um ſie im Zügel zu erhalten. Feſtungen wurden an günſtig befundenen Orten gebaut und größtentheils mit Koſaken bevölkert, die von jeher die Ufer des Jaik inne hatten. Aber die Jaikſchen Koſaken, welche die Ruhe und Sicherheit dieſer Gegend ſchützen ſollten, waren ſeit einiger Zeit ſelbſt unruhige und der Regierung gefährliche Unterthanen geworden. Im Jahr 1772 entſtand Aufruhr in ihrem Hauptſtädtchen. Den Anlaß hierzu gaben die ſtrengen Maßregeln, welche der Generalmajor Traubenberg ergriffen hatte, das Heer zum ſchuldigen Gehorſam zu bringen. Eine Folge davon war die barbariſche Ermordung Traubenberg's und die eigenmächtige Aenderung der Verwaltung, bis zuletzt der Aufruhr durch Kartätſchen und harte Strafen gedämpft wurde.

Dies geſchah einige Zeit vor meiner Ankunft in der Feſtung Belogorsk. Alles war wieder ruhig oder ſchien wenigſtens ſo. Die Regierung traute zu leicht der vermeintlichen Reue der hinterliſtigen Rebellen, die im Stillen grollten und nur auf eine günſtige Gelegenheit warteten, die Unruhe zu erneuen.

Ich komme jetzt wieder zu meiner Erzählung.

Eines Abends (es war zu Anfang October 1773) ſaß ich allein zu Hauſe, hörte auf das Heulen des Herbſtwindes und ſah durchs Fenſter auf die Wolken, welche am Mond vorüberzogen. Da wurde ich zum Commandanten gerufen. Ich begab mich ſogleich hin. Beim Commandanten traf ich Schwabrin, Iwan Ignatitſch und den Koſakenurädnik. Weder Waſiliſſa Jegorowna noch Marie waren zugegen. Der Commandant grüßte mich mit beſorgtem Geſicht. Er ſchloß die Thür ab, ließ Alle Platz nehmen, außer dem Urädnik, welcher an

der Thüre stehen blieb, dann zog er ein Papier aus der Tasche und sagte uns: „Meine Herren, eine wichtige Neuigkeit! Hören Sie, was der General schreibt.“ Hier setzte er die Brille auf und las Folgendes:

„Dem Herrn Commandanten der Festung Belogorsk Capitain Mironow.

Geheim.

Hiermit benachrichtige ich Sie, daß der aus dem Gefängniß entsprungene Donische Kosak und Sektirer Emeljan Pugatschew, nachdem derselbe die unverzeihliche Frechheit begangen, sich den Namen des hochseligen Kaisers Peter III. beizulegen, eine Bande Missethäter gesammelt, in den Dorfschaften am Jaik Aufruhr erregt und bereits mehrere Festungen zerstört hat, wobei er überall Plünderung und Mord verübte. Daher haben Sie, Herr Capitain, unverzüglich die gehörigen Maßregeln zu ergreifen, den obgedachten Missethäter und Namensfälscher *) zurückzuschlagen und wo möglich ganz zu vernichten, wenn derselbe sich gegen die Festung wendete, die Ihrer Vorsorge anvertraut ist.“

— „Die gehörigen Maßregeln ergreifen!“ sagte der Commandant, seine Brille absetzend und faltete das Papier zusammen. „Hört Ihr? Das ist bald gesagt. Der Bösewicht scheint mächtig zu sein, und wir sind in allem dreißig Mann, die Kosaken abgerechnet, auf die wir uns nicht verlassen dürfen — nimm's nicht übel, Maximitsch. (Der Urädnik lächelte.) Doch das hilft nichts, meine Herren, thun Sie das Ihrige. Veranstalten Sie Wachen und nächtliche Patrouillen. Geschieht ein Ueberfall, so schließen

*) Im Russischen: „Selbstbenenner“, ein leider nicht übertragbares Wort, womit eigentlich Alle bezeichnet werden, die sich betrügerischer Weise für etwas Höheres ausgeben, als sie sind, an das sich aber hauptsächlich eine politische Bedeutung knüpft. So heißt z. B. Pseudodemetrius: Dimitri der Selbstbenenner.

A. d. Ü.

Sie die Thore, und ſtellen die Soldaten auf. Du, Maximitſch, habe recht Acht auf Deine Koſaken. Die Kanone ſoll unterſucht und gut ausgeputzt werden. Und vor Allem haltet das Ganze geheim, damit es in der Feſtung Niemand zu früh erfahre."

Nachdem der Capitain dieſe Befehle ertheilt, entließ er uns. Ich ging mit Schwabrin hinaus und wir ſprachen über das, was wir vernommen.

„Wie meinſt Du, daß dies enden wird?" fragte ich ihn.

— „Gott weiß," antwortete er, „wir wollen ſehen. Einſtweilen kommt mir die Sache noch nicht ſo ernſthaft vor. Wenn aber . . . ." Hier wurde er nachdenklich und pfiff zerſtreut eine franzöſiſche Arie.

Trotz aller unſerer Vorſichtsmaßregeln verbreitete ſich doch gar bald in der Feſtung die Nachricht von dem Erſcheinen Pugatſchew's. Der Capitain, ſo ſehr er ſeine Frau achtete, hätte ihr doch um nichts in der Welt ein Amtsgeheimniß anvertraut. Als er den Brief vom General erhalten, wußte er auf eine ſehr geſchickte Weiſe Waſiliſſa Jegorowna aus dem Hauſe zu bringen, indem er ihr ſagte, der Pfarrer Geraſſim ſolle aus Orenburg merkwürdige Nachrichten bekommen haben, die er ſehr geheim halte. Waſiliſſa Jegorowna begab ſich ſofort zur Pfarrersfrau zu Beſuche und nahm auf Anrathen des Capitains auch Marien mit, um dieſe nicht allein zu laſſen.

Nachdem ſo der Capitain Herr im Hauſe geblieben war, ſchickte er gleich nach uns und ſchloß Palaſcha in die Kammer ein, damit ſie uns nicht behorchen konnte.

Waſiliſſa Jegorowna kam von der Pfarrersfrau zurück, von der ſie nichts hatte herausbringen können, und erfuhr, daß in ihrer Abweſenheit beim Capitain eine Zuſammenkunft geweſen und daß Palaſcha eingeſchloſſen war. Sie muthmaßte gleich, daß ſie ihr Mann hintergangen und nahm dieſen ins Verhör. Aber der Capitain

hatte sich auf den Angriff vorbereitet. Er kam nicht im Mindesten außer Fassung und antwortete dreist seiner neugierigen Lebensgefährtin:

„Siehst Du, Mütterchen, unserm Weibsvolk fiel es ein, die Oefen mit Stroh zu heizen: da aber hieraus Unglück entstehen kann, so habe ich strengen Befehl ertheilt, daß die Weiber hinfort nicht mit Stroh heizen, sondern mit Holz und Reisig."

— „Und weshalb hast Du denn Palascha eingeschlossen? Warum mußte das arme Mädchen in der Kammer sitzen, bis wir zurückkamen?"

Auf diese Frage war der Capitain nicht gefaßt. Er gerieth in Verwirrung und brachte etwas sehr Unzusammenhängendes vor. Wasilissa Jegorowna merkte nun wohl die List ihres Mannes, da sie jedoch wußte, daß sie aus ihm nichts herausbekäme, brach sie ihre Fragen ab und kam auf Salzgurken zu sprechen, welche die Pfarrerin auf eine ganz eigene Art bereitete.

Die ganze Nacht konnte Wasilissa Jegorowna nicht einschlafen, und mühte sich vergebens ab, zu errathen, was ihr Mann nur im Sinne hätte, das sie nicht wissen dürfte.

Tags darauf, als sie aus der Messe ging, erblickte sie Iwan Ignatitsch, der aus der Kanone Lappen, Steinchen, Späne, Knöchelchen*) und Kehricht aller Art herauszog, womit die Buben dieselbe vollgestopft hatten. „Was mögen diese kriegerischen Vorbereitungen bedeuten?" dachte die Commandantin: „am Ende erwartet man einen Ueberfall von den Kirgisen! Aber wie könnte Iwan Kusmitsch solche Kleinigkeiten vor mir verheimlichen wollen!"

Sie rief Iwan Ignatitsch herbei, fest entschlossen, von ihm das Geheimniß auszuforschen, das ihrer weiblichen Neugier keine Ruhe ließ.

*) Die den Knaben, namentlich im Volke, zu einem sehr beliebten Spiel dienen. T. d. Ü.

Wasilissa Jegorowna machte ihm einige Bemerkungen über die Wirthschaft, wie ein Richter das Verhör oft mit Nebenfragen anfängt, um die Vorsicht des Inquisiten einzuschläfern. Nachdem sie hierauf einige Minuten geschwiegen, seufzte sie tief und sagte kopfschüttelnd: „Mein Gott! und welche Neuigkeiten! was soll daraus werden?"

— „I nun, liebe Capitainin!" erwiederte Iwan Ignatitsch. „Gott wird helfen. Wir haben Soldaten genug, viel Pulver, und die Kanone habe ich ausgeputzt. Wollen hoffen, daß wir auch gegen Pugatschew Stand halten. Der Hund soll uns nicht fressen."

„Aber wer ist denn nur dieser Pugatschew?"

Jetzt wurde Iwan Ignatitsch inne, daß er geschwatzt, und biß sich in die Zunge. Aber nun war's zu spät. Er mußte Alles der Capitainin beichten, die ihm versprach, Niemanden etwas davon zu erzählen.

Wasilissa Jegorowna hielt Wort. Sie sagte auch Niemanden etwas, außer der Pfarrerin, und das nur aus dem Grunde, weil deren Kuh noch frei in der Steppe umherging und daher leicht von den Räubern aufgegriffen werden konnte.

Bald sprach Alles von Pugatschew. Man erzählte sich Verschiedenes. Der Commandant gab dem Urädnik den Auftrag, in den benachbarten Dörfern und Festungen sich nach Allem genau zu erkundigen. Der Urädnik kam nach zwei Tagen zurück und erklärte, er habe auf der Steppe, an sechzig Werste von der Festung, eine Menge Feuer gesehen, und von den Baschkiren habe er gehört, daß eine unbekannte Macht im Anzuge sei. Im Uebrigen wisse er nichts Bestimmtes zu sagen, da er sich gefürchtet hätte, weiter zu fahren.

In der Festung entstand unter den Kosaken eine merkliche Bewegung. Auf allen Gassen stellten sie sich in Haufen beisammen, sprachen leise und gingen auseinander, wenn sie einen Dragoner oder einen Garni-

sonssoldaten erblickten. Man ließ sie authorchen. Ein getaufter Kalmück, Julay, machte dem Commandanten eine wichtige Anzeige. Nach Julay's Behauptung waren die Aussagen des Urädniks lügenhaft: der hinterlistige Kosak hatte nach seiner Rückkehr seinen Kameraden mitgetheilt, daß er bei den Empörern gewesen, sich ihrem Anführer selbst vorgestellt, der ihn zum Handkuß zugelassen und lange Zeit mit ihm gesprochen habe. Sofort ließ der Commandant den Urädnik verhaften und Julay kam an dessen Stelle. Diese Neuigkeit wurde von den Kosaken mit offenem Unwillen aufgenommen. Sie murrten laut, und Iwan Ignatitsch, der die Verordnung des Commandanten zu vollstrecken hatte, hörte selbst, wie sie sagten: „Du sollst bald dran, Du Garnisonsratte!" Der Commandant wollte den Verhafteten noch am selben Tag verhören: aber der Urädnik entkam, wahrscheinlich mit Hilfe seiner Sinnesgenossen.

Ein neuer Umstand steigerte die Unruhe des Commandanten. Man hatte einen Baschkiren mit aufrührerischen Blättern aufgefangen. Dies veranlaßte den Commandanten, abermals seine Offiziere zusammenzuberufen, und deshalb wollte er wieder Wasilissa Jegorowna unter einem guten Vorwand entfernen. Bei seiner Gradsinnigkeit und Ehrlichkeit aber wußte er kein anderes Mittel als das bereits angewandte.

„Höre, Wasiliſſa Jegorowna," sagte der Capitain sich räuspernd. „Vater Gerassim, wie man sagt, hat Nachrichten erhalten aus . . . ."

— „Lüge nicht, Iwan Kusmitsch," unterbrach ihn die Commandantin. „Ich weiß schon, Du willst in meiner Abwesenheit Dich über Emeljan Pugatschew besprechen: mich fuhrst Du nicht an."

Der Capitain riß die Augen auf.

„Na, Mütterchen," sagte er, „da Du einmal Alles weißt, so magst Du meinetwegen da bleiben. Nun können wir auch vor Dir darüber sprechen."

— „Ja, Alter," versetzte sie, „das Ueberlisten ist Deine Sache nicht: schicke nach den Offizieren."

Wir kamen. Der Capitain las uns in Gegenwart seiner Frau den Aufruf Pugatschew's, von irgend einem des Schreibens halbkundigen Kosaken zu Papiere gebracht. Der Räuber verkündete seinen Entschluß, unverzüglich gegen unsere Festung vorzurücken: er forderte die Kosaken und Soldaten auf, zu seiner Bande überzugehen, und den Befehlshabern rieth er, sich ja nicht zu widersetzen, widrigenfalls er ihnen mit Lebensstrafe drohete. Der Aufruf war in rohen, aber kräftigen Ausdrücken abgefaßt und mußte auf den gemeinen Mann einen gefährlichen Eindruck machen.

— „Seht den Spitzbuben!" rief die Commandantin. „Was er uns anzumuthen wagt! Wir sollen ihm entgegengehen und die Fahnen ihm zu Füßen legen! O, der Hundsfott! Weiß er denn nicht, daß wir schon vierzig Jahre im Dienste sind, und Gottlob Alles gesehen haben? Hätten sich denn wirklich solche Commandeure gefunden, die dem Räuber Folge leisteten?"

„Man sollt' es nicht denken," versetzte der Capitain; „aber, wie ich höre, hat der Bösewicht schon viele Festungen eingenommen."

„Er muß doch wohl stark sein," bemerkte Schwabrin.

„Das wollen wir gleich erfahren," sagte der Commandant. „Wassilissa Jegorowna, gieb mir den Schlüssel von der Scheune. Iwan Ignatitsch, bring mal den Baschkiren und befiehl Julay, die Peitsche herzuschaffen."

— „Warte, Iwan Kusmitsch," sagte die Commandantin aufflehend. „Ich muß erst Marien aus dem Hause bringen: wenn die einen Schrei hört, erschrickt sie: und ich selbst, aufrichtig gesagt, bin keine Freundin solcher Untersuchungen."

Die Folter war im alten Gerichtsverfahren so eingewurzelt, daß der wohlthätige Ukas, der sie aufhob, lange ohne alle Wirkung blieb. Man glaubte, das eigne Ge-

ſtändniß des Verbrechers ſei nothwendig, um ihn völlig zu überführen — eine nicht blos unbegründete, ſondern dem geſunden Rechtsſinn durchaus widerſprechende Idee! Denn läßt man das Leugnen des Angeklagten für keinen Beweis ſeiner Unſchuld gelten, ſo kann noch weniger ſein Geſtändniß ein Beweis ſeiner Schuld ſein. Noch heutzutage begegnen mir alte Juriſten, welche die Abſtellung des barbariſchen Gebrauchs bedauern. Vollends in unſerer Zeit, da war Alles von der Nothwendigkeit der Folter überzeugt, Juriſten wie Nichtjuriſten. Daher hatte der Befehl des Commandanten Keinen von uns verwundert noch erſchreckt. Iwan Ignatitſch holte den Baſchkiren, welcher in der Scheune, unter Verſchluß der Commandantin ſaß. Nach einigen Minuten kam der Gefangene in den Vorſaal: der Capitain ließ ihn hereinführen.

Mit Mühe ſchritt der Baſchkire über die Schwelle (er hatte Fußeiſen an) nahm ſeine hohe Mütze ab und blieb an der Thür ſtehen. Ich warf einen Blick auf ihn und fuhr zuſammen. Nie werde ich dieſen Menſchen vergeſſen. Er ſchien ein Siebziger zu ſein und hatte weder Naſe noch Ohren; ſein Kopf war raſirt, am Kinn ſtarrten einige graue Haare. Er war klein von Wuchs, hager und gebückt, aber ſeine Augen blitzten noch feurig.

„Aha!" ſagte der Commandant, der an den ſchrecklichen Kennzeichen einen der im J. 1741 beſtraften Aufrührer erkannt hatte. „Du alter Wolf biſt, wie ich ſehe, ſchon in unſerer Falle geweſen! Kannſt kein Neuling mehr ſein, wenn man Dir die Fratze ſo glatt geſchliffen hat. Tritt näher, ſage, wer hat Dich abgeſchickt?"

Der alte Baſchkire ſchwieg und ſtierte den Commandanten völlig gedankenlos an.

„Was ſchweigſt Du?" fuhr der Capitain fort: „Verſtehſt Du Dummkopf etwa kein Ruſſiſch? Julay, frag' ihn doch in Eurer Sprache, wer ihn hergeſchickt hat."

Julay wiederholte auf tatarisch die Frage des Capitains: der Baschkire sah ihn eben so an und erwiederte kein Wort.

„Dich will ich zum Reden bringen," sagte der Commandant. „Jungen, zieht ihm den gestreiften Narrenkittel aus und gerbt ihm den Rücken! Sieh zu, Julay, tüchtig aufgezählt!"

Zwei Invaliden entkleideten den Unglücklichen, in dessen Gesichte sich Unruhe zu äußern anfing: er sah sich nach allen Seiten um, wie ein von Kindern gefangenes Thier. Der eine Invalide legte beide Arme des Alten sich um den Hals und hockte ihn auf, während Julay die Peitsche erhob und austholte: da stöhnte der Baschkire mit schwacher, flehender Stimme, und mit dem Kopfe nickend, öffnete er den Mund, in welchem statt der Zunge sich ein kurzer Stummel bewegte.

Wenn ich bedenke, daß dies zu meiner Zeit geschah, und daß ich jetzt unter der milden Regierung des Kaisers Alexander lebe, so kann ich mich nicht genug wundern über die raschen Fortschritte der Aufklärung und die Verbreitung der Humanitätslehren. Jüngling, dem diese meine Memoiren in die Hände kommen, merke Dir's, daß die besten und dauerhaftesten Umgestaltungen jene sind, die aus einer Veredelung der Sitten hervorgehen, ohne alle gewaltsamen Erschütterungen.

Alle waren betroffen. „Nun," sagte der Capitain, „von dem bringen wir wohl nichts heraus. Julay, führe ihn in die Scheune zurück. Und jetzt, meine Herren, lassen Sie uns noch mancherlei besprechen."

Wir ergingen uns in Betrachtungen über unsere Lage, als auf einmal Wassilissa Jegorowna aufgeregt und ganz außer Athem ins Zimmer trat.

„Was ist Dir?" fragte der erstaunte Commandant.

— „Ach, es sieht schlimm aus, mein Lieber!" antwortete Wassilissa Jegorowna. Die Festung Nishneosernaja ist heute Morgen erstürmt worden. Der Diener des Vater

Gerassim kommt eben von dort. Er sah, wie man sie einnahm. Der Commandant und alle Offiziere sind aufgehängt, sämmtliche Soldaten gefangen genommen. Eh' wir's uns versehen, sind die Wütheriche hier."

Diese unerwartete Nachricht bestürzte mich gewaltig. Den Commandanten der Festung Nishneosernaja, einen stillen, bescheidenen jungen Mann, hatte ich genau gekannt. Zwei Monate zuvor hatte er mit seiner jungen Frau, aus Orenburg kommend, Iwan Kusmitsch auf der Durchreise besucht. Die Festung Nishneosernaja lag fünfundzwanzig Werste von der unsern. Jeden Augenblick hatten auch wir einen Ueberfall Pugatschew's zu erwarten. Das Schicksal Mariens trat mir lebhaft vor die Seele und ich bebte vor Angst.

„Hören Sie, Iwan Kusmitsch," sagte ich zum Commandanten. „Unsere Pflicht ist's, die Festung bis zu unserm letzten Athemzuge zu vertheidigen. Darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber wir müssen daran denken, die Frauen außer Gefahr zu bringen. Schicken Sie sie nach Orenburg, wenn der Weg noch frei ist, oder in eine entfernte sicherere Festung, welche die Bösewichter nicht so bald erreichen dürften."

Der Capitain wandte sich zu seiner Frau mit den Worten: „Höre, Mütterchen, ich dächte auch, wir schicken Euch von hier weg, bis wir mit den Aufrührern fertig werden!"

— „I, warum nicht gar!" versetzte die Commandantin. „Wo wäre die Festung, in die keine Kugeln fliegen? Weshalb ist denn Belogorsk unsicher? Wir leben Gottlob das zweiundzwanzigste Jahr hier; haben auch die Baschkiren und Kirgisen gesehen, kommen hoffentlich auch von Pugatschew los!"

„Nun, Mütterchen," entgegnete der Capitain, „so bleibe Du meinetwegen hier, wenn Du unserer Festung vertraust. Aber was machen wir mit Marien? Gut, wenn wir Widerstand leisten können oder Succurs

erhalten; wie aber, wenn die Böſewichter die Feſtung nehmen?"

— „Nun dann . . . ." Hier ſtockte Waſiliſſa Jegorowna und ſchwieg, ſichtbar im Innerſten bewegt.

„Nein, Waſiliſſa Jegorowna," fuhr der Commandant fort, als er ſah, daß ſeine Worte, vielleicht das erſte Mal in ſeinem Leben, auf ſie gewirkt. „Marie kann hier nicht gut bleiben. Wir wollen ſie nach Orenburg zu ihrer Pathe ſchicken. Dort ſind Truppen und Kanonen genug und eine ſteinerne Mauer. Und Dir würde ich rathen, ſie dahin zu begleiten. Bedenke doch, was Dir geſchehen kann, trotzdem daß Du alt biſt, wenn ſie die Feſtung mit Sturm nehmen."

— „Wohl!" ſagte die Commandantin: „ſei's drum, Marie ſoll fort. Aber mir fällt's nicht im Traume ein; ich fahre nicht. Was ſoll ich auf meine alten Tage mich von Dir trennen und ein einſames Grab in der Fremde ſuchen! Zuſammen leben, zuſammen ſterben!"

„Auch das," ſagte der Commandant. „Aber nun zögre nicht. Mache gleich Marien reiſefertig. Morgen in aller Frühe ſchicken wir ſie weg und geben ihr auch ſicheres Geleit mit, wiewohl wir eben nicht zu viel Leute haben. Wo iſt denn Marie?"

— „Bei Akulina Pamphilowna," erwiederte die Commandantin. „Es iſt ihr übel geworden, als ſie von der Einnahme Nißneoſernaja's hörte: ich fürchte, daß ſie nicht krank wird. Allmächtiger Gott, was müſſen wir erleben!"

Waſiliſſa Jegorowna ging die Reiſeanſtalten für ihre Tochter zu treffen. Die Beſprechung beim Commandanten dauerte fort; aber ich nahm keinen Theil mehr an ihr und hörte nichts. Marie kam zum Abendeſſen bleich und verweint. Ueber Tiſche waren wir Alle ſtill und ſtanden ſchneller als gewöhnlich auf. Wir empfahlen uns der ganzen Familie und gingen nach Hauſe. Aber ich hatte abſichtlich meinen Degen vergeſſen und kehrte um,

ihn zu holen. Ich ahnte, daß ich Marien allein treffen würde. Wirklich empfing sie mich an der Thür und überreichte mir meinen Degen.

„Leben Sie wohl, Peter Andrejitsch!“ sagte sie weinend. „Man schickt mich nach Orenburg. Bleiben Sie gesund und glücklich! Vielleicht will es der Herr, daß wir uns wiedersehen, wo nicht ....“

Hier fing sie zu schluchzen an. Ich umarmte sie. „Leb wohl, mein Engel,“ sagte ich, „leb wohl, meine Gute, Einzige! Mir gehe es, wie es wolle, glaube mir, mein letzter Gedanke und mein letztes Gebet wird Dir gelten!“

Marie schluchzte und sank an meine Brust. Ich küßte sie glühend und verließ schnell das Zimmer.

Siebentes Capitel.

Die Erstürmung.

In jener Nacht schlief ich nicht und kleidete mich nicht aus. Ich hatte mir vorgenommen, mit Morgengrauen mich an das Thor der Festung zu begeben, zu welchem Marie hinausfahren sollte, und dort das letzte Mal von ihr Abschied zu nehmen. Ich fühlte eine große Veränderung in mir. Die Erregtheit meiner Seele war mir nicht so peinlich als die Melancholie, in die ich noch jüngst versunken war. Mit dem Schmerz der Trennung flossen in mir unklare aber süße Hoffnungen zusammen, eine unruhige Erwartung der Gefahren und ein Gefühl edler Ehrliebe. Die Nacht verging unmerklich. Schon wollte ich aus dem Hause, da öffnete sich die Thüre meines Zimmers, und der Corporal erschien mit der Anzeige: unsere Kosaken hätten Nachts die Festung verlassen, Julay mit Gewalt fortgeschleppt, und in der Nähe der

Festung streiften unbekannte Menschen umher. Der Gedanke, daß Marie nicht würde abreisen können, erschreckte mich. In aller Hast ertheilte ich dem Corporal einige Befehle und stürzte gleich zum Commandanten.

Es wurde schon hell. Ich flog über die Straße hin, als ich mich rufen hörte. Ich blieb stehen.

„Wo wollen Sie hin?“ sagte Iwan Ignatitsch mich einholend. „Der Capitain ist auf dem Walle und hat mich nach Ihnen geschickt. Pugatschew ist angekommen . . .“

— „Ist Marie Iwanowna abgereist?“ fragte ich mit Herzklopfen.

„Es war zu spät,“ antwortete Iwan Ignatitsch: „der Weg nach Orenburg ist abgeschnitten, die Festung umringt. Schlimm, Peter Andrejitsch!“

Wir gingen auf den Wall, eine von der Natur gebildete und mit Pallisaden befestigte Erhöhung. Hier sammelten sich schon alle Bewohner der Festung. Die Garnison stand unter Gewehr. Die Kanone hatte man den Abend zuvor hingeschafft. Der Commandant ging vor seiner kleinen Schaar auf und nieder. Den alten Krieger beseelte die Nähe der Gefahr mit einem ungewöhnlichen Muth. Auf der Steppe in geringer Entfernung von der Feste sah man etliche zwanzig Mann zu Pferde: es schienen Kosaken zu sein, aber unter ihnen befanden sich auch Baschkiren, die an ihren Luchsmützen und Köchern zu erkennen waren. Der Capitain ging um seine Soldaten herum und sagte zu ihnen: „Nun, Kinder, laßt uns heute Stand halten für unsere Herrscherin und der ganzen Welt zeigen, daß wir brave, eidtreue Männer sind!“ Die Soldaten gaben laut ihren Eifer zu erkennen. Schwabrin stand neben mir und blickte unverwandt nach dem Feinde. Als die Reiter auf der Steppe die Bewegung in der Festung wahrnahmen, sammelten sie sich in einen Haufen und besprachen sich untereinander. Der Commandant befahl Iwan Ignatitsch die Kanone auf sie zu richten und legte selbst die Lunte an.

Die Kugel ſchwirrte über ſie hin, ohne Jemand zu verwunden. Darauf zerſtreuten ſie ſich, man verlor ſie aus dem Geſichte und die Steppe ward leer.

Jetzt erſchien Waſſiliſſa Jegorowna auf dem Walle und mit ihr Marie, die von ihr nicht weichen wollte. „Nun, wie iſt's?“ ſagte die Commandantin: „wie geht die Schlacht, aber wo iſt denn der Feind?“

— „Der Feind iſt nicht weit,“ erwiederte Iwan Kuſmitſch: „mit Gottes Hilfe wird Alles gut gehen. Du fürchteſt Dich wohl recht, Marie?“

„Nein, Papa,“ antwortete Marie: „wenn ich zu Hauſe allein bin, fürchte ich mich mehr.“ Hier warf ſie einen Blick auf mich und zwang ſich zu lächeln. Ich preßte unwillkürlich den Griff meines Degens, indem ich mich erinnerte, daß ich ihn den Abend zuvor aus ihren Händen erhalten, gleichſam zum Schutze meiner Geliebten. Mir glühte das Herz. Ich dachte mich als ihren Ritter: ich brannte vor Verlangen, mich ihres Vertrauens werth zu beweiſen, und mit Ungeduld erwartete ich den entſcheidenden Augenblick.

Da kamen hinter der Anhöhe, die eine halbe Werſt von der Feſtung ſich befand, neue Reiterſcharen zum Vorſchein, und bald war die Steppe mit einer Menge Bewaffneter überſät. Sie trugen Speere und Köcher; unter ihnen ritt auf weißem Roß ein Mann im rothen Kaftan, mit blankem Säbel in der Hand. Das war Pugatſchew ſelbſt. Er hielt an; mehrere umringten ihn, und auf ſeinem Befehl, wie es ſchien, trennten ſich vier Mann vom Haufen und ſprengten in vollem Galopp bis dicht an die Feſtung. Wir erkannten in ihnen unſere Verräther. Der Eine hielt ein Blatt Papier über ſeiner Mütze; auf des Andern Speer ſtak das Haupt Julay's, das er abſchüttelte und über die Palliſaden zu uns herüberwarf. Der Kopf des armen Kalmücken fiel dem Commandanten vor die Füße. Die Verräther riefen: „Schießt nicht, kommt heraus zum Kaiſer. Der Kaiſer iſt hier!“

— „Ich will Euch!“ schrie der Capitain. „Kinder, Feuer!“

Unsere Soldaten gaben eine Salve. Der Kosak, welcher das Blatt hielt, wankte und stürzte vom Pferde; die Andern sprengten zurück. Ich sah nach Marien. Erschreckt vom Anblick des blutigen Hauptes, betäubt von der Salve, stand sie wie besinnungslos da. Der Commandant rief den Corporal und befahl ihm, dem getödteten Kosaken das Blatt aus der Hand zu nehmen. Der Corporal ging hinaus und führte zurückkommend, das Pferd des Getödteten am Zügel. Er überreichte dem Commandanten die Schrift. Iwan Kusmitsch las sie für sich und zerriß sie dann in Stücke. Unterdeß gingen die Empörer augenscheinlich ans Werk. Bald pfiffen uns die Kugeln um die Ohren und einige Pfeile blieben vor uns im Boden und in den Pallisaden stecken.

„Wassilissa Jegorowna!“ sagte der Commandant, „hier ist nichts für Frauen. Bringe Marien weg: Du siehst ja, das Mädchen ist halbtodt.“

Wassilissa Jegorowna, die sich mit Kugeln vertraut gemacht, blickte nach der Steppe, auf der sich eine große Bewegung zeigte. Darauf wandte sie sich zu ihrem Manne mit den Worten: „Iwan Kusmitsch, Leben und Tod ist in Gottes Hand — segne Marien. Marie, geh zum Vater.“

Bleich und zitternd trat Marie zu ihrem Vater, kniete hin und neigte sich vor ihm zur Erde. Der alte Commandant bekreuzte sie drei Mal, dann hob er sie auf, küßte sie und sprach, während ihm die Stimme versagte: „Nun, Mariechen, sei glücklich! Bete zu Gott: er wird Dich nicht verlassen. Findest Du einen guten Mann, so gebe Euch Gott Liebe und Einigkeit! Lebt miteinander wie ich und Wassilissa Jegorowna. Nun, leb wohl, Mariechen. Wassilissa Jegorowna, führe sie schnell weg.“ Marie warf sich ihm um den Hals und schluchzte.

— „So laß uns auch Abschied nehmen," sagte die Commandantin weinend. „Leb wohl, mein Guter, verzeih mir, wenn ich Dich jemals gekränkt!"

„Leb wohl, leb wohl, Mütterchen!" sagte der Commandant, seine Alte umarmend. „Nun genug, geht nach Hause; und wenn es noch Zeit ist, laß Marien einen Sarafan *) anziehen."

Die Commandantin entfernte sich mit ihrer Tochter. Ich blickte Marien nach, sie sah sich um und nickte mir mit dem Kopfe.

Jetzt wandte sich der Capitain zu uns und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf den Feind. Die Empörer hatten sich dicht um ihren Anführer geschart und stiegen auf einmal von den Pferden. „Nun steht fest," sagte der Commandant: „der Sturm geht an."

In diesem Augenblick erscholl ein fürchterliches Geschrei und Getöse. Die Aufrührer rannten die Festung hinan. Unsere Kanone war mit einer Kartätsche geladen. Der Commandant ließ die Feinde ganz nahe herankommen und auf einmal feuerte er ab. Die Kartätsche fuhr mitten in den Haufen, die Rebellen prallten zurück und wichen nach beiden Seiten auseinander. Der Anführer blieb allein voran. Er focht mit dem Säbel durch die Luft und schien sie mit Hitze aufzumuntern ... Alsbald erneute sich das Getöse und Geschrei, das auf einen Augenblick verstummt war.

„Nun, Kinder," sagte der Commandant: „jetzt öffnet die Thore, rührt die Trommeln! Vorwärts, Kinder! zum Ausfall! mir nach!"

Der Commandant, Iwan Ignatitsch und ich waren flugs hinter dem Walle; aber die geängstete Garnison ruhrte sich nicht. „Was steht Ihr, Kinderchen?" rief Iwan Kusmitsch. „Wenn's einmal sein soll, laßt uns sterben — das ist Dienstpflicht!"

*) Das Nationalkleid der russischen Bäuerinnen. A. d. Ü.

In diesem Augenblick stürmten die Rebellen auf uns los und drangen in die Festung. Die Trommel verstummte. Die Garnison warf das Gewehr von sich. Mich hatte man umgerannt, aber ich erhob mich und ging mit den Rebellen in die Festung. Der Commandant, am Kopfe verwundet, stand in einen Haufen von Wütherichen, die ihm die Schlüssel abverlangten. Ich eilte ihm zu Hilfe, aber einige handfeste Kosaken packten mich und banden mich mit Gürteln. „Wartet Ihr Widerspenstigen," sagten sie. „Ihr sollt's kriegen!" Man schleppte uns über die Gassen. Die Einwohner traten aus ihren Häusern mit Brod und Salz. Die Glocken läuteten. Auf einmal erscholl es unter der Menge, der Kaiser erwarte auf dem Marktplatz die Gefangenen und würde den Eid annehmen. Das Volk strömte hin; auch wir wurden hingetrieben.

Pugatschew saß auf einem Stuhle vor der Thür des Commandantenhauses. Er trug einen schönen Kosakenkaftan mit Tressen; auf dem Kopfe eine hohe Zobelmütze mit goldenen Troddeln, die ihm bis an die funkelnden Augen ging. Sein Gesicht kam mir bekannt vor. Die Kosakenältesten umgaben ihn: der Pfarrer Gerassim stand bleich und zitternd an der Treppe, das Kreuz in Händen, und schien ihn schweigend um Gnade zu flehen für die nahenden Opfer. Auf dem Platze wurde schnell ein Galgen errichtet. Als wir uns näherten, jagten die Baschkiren das Volk auseinander und stellten uns vor Pugatschew. Das Glockengeläute verstummte. Tiefe Stille trat ein.

„Welcher ist der Commandant?" fragte der Usurpator. Unser Urädnik trat aus dem Haufen und zeigte auf Iwan Kusmitsch. Pugatschew warf dem Greis einen drohenden Blick zu und sagte: „Wie wagtest Du es, mir, Deinem Kaiser, Dich zu widersetzen?"

Der Commandant, von seinen Wunden erschlafft, nahm seine letzten Kräfte zusammen und erwiederte mit

feſter Stimme: „Du biſt mein Kaiſer nicht, Du biſt ein Dieb und Betrüger, hörſt Du!“

Pugatſchew zog die Brauen finſter zuſammen und winkte mit ſeinem weißen Tuche. Da ergriffen einige Koſaken den alten Capitain und ſchleppten ihn zum Galgen. Auf dem Querbalken deſſelben zeigte ſich reitend der verſtümmelte Baſchkire, den wir Tags zuvor verhört hatten. Er hielt den Strick in der Hand und eine Minute darauf ſah ich den armen Iwan Kuſmitſch in die Höhe gezogen. Darauf führte man Iwan Ignatitſch vor Pugatſchew. „Leiſte den Eid,“ ſagte ihm dieſer: „ich bin Dein Kaiſer Peter Feodorowitſch!“

— „Du biſt mein Kaiſer nicht!“ erwiederte Iwan Ignatitſch, die Worte ſeines Capitains wiederholend, „Du, Alterchen, biſt ein Dieb und Betrüger!“

Pugatſchew winkte abermals mit dem Tuche und der gute Leutnant hing neben ſeinem alten Obern.

Die Reihe war an mir. Ich ſah Pugatſchew keck an, bereit, die Antwort meiner hochherzigen Genoſſen zu wiederholen. Da erblickte ich zu meinem unbeſchreiblichen Erſtaunen unter den Rebellenälteſten Schwabrin, das Haar rund geſtutzt und im Koſakenkaftan. Er trat zu Pugatſchew und ſagte ihm einige Worte ins Ohr. „Hängt ihn auf!“ rief Pugatſchew, ohne mich nur anzuſehen. Man warf mir die Schlinge um den Hals; ich begann ein leiſes Gebet zu ſprechen, voll aufrichtiger Reue bat ich Gott um Vergebung meiner Sünden und um das Heil Derer, die meinem Herzen nahe waren. Man ſchleppte mich zum Galgen. „Fürchte nichts, fürchte nichts,“ ſagten mir die Mörder, vielleicht um mich wirklich zu ermuthigen. Auf einmal hörte ich den Ruf: „Halt, Verdammte . . . wartet!“ Die Henker blieben ſtehen. Ich ſah hin: Sawelitſch lag zu den Füßen Pugatſchew's. „Erbarme Dich!“ rief mein armer Wärter. „Was haſt Du davon, daß Du das Kind meines Herrn todt machſt! Laß ihn frei, Du bekommſt ein

schönes Lösegeld für ihn: und willst Du durchaus ein abschreckendes Beispiel geben, so laß mich alten Mann hängen!"

Auf ein Zeichen Pugatschew's wurde ich losgebunden. „Unser Vater begnadigt Dich," sagte man mir. Ich kann nicht behaupten, daß ich in diesem Augenblick mich über meine Rettung gefreut, doch eben so wenig, daß es mir darum leid gewesen. Meine Empfindungen waren zu unklar. Man führte mich wieder vor den Usurpator und ließ mich vor ihm knien. Pugatschew reichte mir seine sehnige Hand. „Küsse die Hand, küsse die Hand!" erscholl es um mich her. Aber ich hätte die fürchterlichste Strafe einer so elenden Selbsterniedrigung vorgezogen.

„Mein lieber Peter Andrejitsch!" flüsterte mir Saweljitsch zu, der hinter mir stand und mich stieß. „Sei nicht halsstarrig. Was schadet Dir's denn? spuck' aus und küsse dem Böse ... wollt' ich sagen, küsse ihm die Hand."

Ich rührte mich nicht. Pugatschew ließ seine Hand sinken und sagte höhnisch. „Seine Wohlgeboren scheinen ganz von Sinnen zu sein vor Freude. Hebt ihn auf!" Man erhob mich und ließ mich frei.

Ich sah nun der Fortsetzung dieses schauervollen Drama's zu.

Die Einwohner leisteten den Eid. Einer nach dem Andern trat heran, küßte das Crucifix und neigte sich darauf vor dem Usurpator. Auch die Garnisonssoldaten standen da. Der Regimentsschneider mit seiner stumpfen Scheere bewaffnet, schnitt ihnen die Zöpfe ab. Sie schüttelten sich und gingen Pugatschew die Hand zu küssen, der ihnen Verzeihung ankündigte und sie in seine Bande aufnahm. Dies Alles dauerte an drei Stunden. Endlich erhob sich Pugatschew und stieg in Begleitung der Kosakenältesten von der Treppe herab. Man führte ihm sein weißes, reichgeschirrtes Roß vor. Zwei Kosaken

faßten ihn unter den Arm und hoben ihn in den Sattel. Er zeigte dem Pfarrer Gerassim an, daß er bei ihm zu Mittag essen würde.

In diesem Augenblick hörte ich eine weibliche Stimme. Wasilissa Jegorowna, halbnackt, zerzaust, wurde von einigen Räubern herausgeschleppt. Der Eine hatte bereits ihr Hauskleid an. Die Andern trugen Betten, Kisten, Theegeschirr, Wäsche und alles Geräth.

„Habt Mitleid!" schrie die arme Alte, „nehmt Gott zu Herzen!" Ich beschwöre Euch, führt mich zu Iwan Kusmitsch!" Plötzlich fiel ihr Blick auf den Galgen und sie erkannte ihren Mann „Bösewichter!" rief sie entsetzt: „was habt Ihr mit ihm gemacht? Ach, mein guter, einziger Mann! Du treues Soldatenherz! Dich haben weder die preußischen Bajonette, noch die türkischen Kugeln getroffen, nicht im ehrlichen Kampf hast Du Dein Leben verloren — ein entlaufener Verbrecher hat Dich gemordet! . . ."

„Schafft die alte Hexe weg!" sagte Pugatschew. Da hieb sie ein junger Kosak mit dem Säbel auf den Kopf und sie fiel todt auf die Stufen nieder.

Pugatschew ritt fort. Das Volk stürzte ihm nach.

Achtes Capitel.

Ein ungebetener Gast.

Der Marktplatz war leer. Ich stand noch immer auf einem Fleck und konnte meine Gedanken nicht zusammenhalten, so hatten mich die schrecklichen Eindrücke verwirrt.

Die Ungewißheit über Mariens Schicksal quälte mich am meisten. Wo ist sie? was ist aus ihr geworden? hat sie sich verstecken können? und ist ihr Zufluchtsort

sicher? .... Voller Angst und Unruhe trat ich in das Commandantenhaus .... Alles öde, Tische, Stühle, Kasten zerbrochen, das Geschirr zerschlagen, alles auseinandergeschleppt ... Ich lief die kleine Treppe hinauf, die in die Oberstube führte, und zum ersten Mal in meinem Leben trat ich in Mariens Zimmer. Ich sah ihr Bett von den Räubern durchgewühlt; der Schrank war zerbrochen und geplündert, das Lämpchen brannte noch vor dem leeren Bilderschrein. Auch ein Spiegel hing noch zwischen den beiden Fenstern ... Und wo war die Bewohnerin dieser bescheidenen, jungfräulichen Zelle? Ein schrecklicher Gedanke durchzuckte mich: ich dachte sie mir in den Händen der Räuber .... Es preßte mir das Herz zusammen ... Ich fing an bitterlich zu weinen und rief laut den Namen meiner Geliebten ... In diesem Augenblicke hörte ich ein leises Geräusch und hinter dem Schranke hervor trat Palascha, bleich und zitternd.

„Ach, Peter Andrejitsch!" sagte sie, die Hände zusammenschlagend: „was für ein Tag! welche Leiden!"

— „Wo ist Marie?" fragte ich ungeduldig, „was macht Marie Iwanowna?"

„Das Fräulein lebt," erwiederte Palascha; „sie ist bei Akulina Pamphilowna versteckt."

— „Bei der Pfarrerin!" rief ich mit Schrecken: „mein Gott! dort ist ja Pugatschew!"

Ich stürzte aus dem Zimmer. Augenblicks war ich auf der Straße, ohne zu sehen und zu hören lief ich über Hals und Kopf nach dem Hause des Pfarrers. Dort wurde geschrien, gelacht, gesungen. Pugatschew schmauste mit seinen Genossen. Palascha lief mir nach. Ich schickte sie, die Pfarrerin heimlich herauszurufen: nach einem Augenblick trat diese zu mir in den Vorsaal mit einer leeren Flasche in der Hand.

„Um Gottes willen! wo ist Marie Iwanowna?" fragte ich sie in unbeschreiblicher Aufregung.

— „Das gute Täubchen liegt auf meinem Bette,

dort hinter dem Verschlag. Na, Peter Andrejitsch, beinahe war's um sie geschehen; doch Gottlob es lief glücklich ab. Der Bösewicht hatte sich kaum zu Tische gesetzt, als die Arme erwachte und zu stöhnen anfing. Ich fiel fast um vor Schreck. Er hörte es. „Wer ächzt denn dort bei Dir, Alte?" Ich sage zu dem Halunken mit tiefer Verbeugung: meine Nichte, Herr, sie ist krank, liegt schon die andere Woche. „Ist Deine Nichte jung?" — Ja wohl, Herr, jung. — „Laß mich doch Deine Nichte sehen, Alte." Mir hämmerte ordentlich das Herz: doch da half nichts. — Wenn's Euch beliebt, Herr! aber das Mädchen kann nicht aufstehen und zu Euer Gnaden herkommen. — „Thut nichts, Alte, ich gehe hin und besehe sie mir." Und wirklich trat der Ruchlose hinter den Verschlag: was denkst Du! Er zog wirklich den Vorhang weg und blickte sie mit seinen Falkenaugen an — aber dem Himmel sei gedankt, es geschah weiter nichts. Glaubst Du wohl, ich und mein Alter waren schon auf den Martertod gefaßt. Zum Glück hatte mein Täubchen ihn gar nicht erkannt. Allmächtiger Gott, wir haben eine schöne Zeit erlebt! Das muß man sagen! Armer Iwan Kusmitsch! wer hätte das gedacht! Und Wassilissa Jegorowna! Und Iwan Ignatitsch! Warum ihn? Wie kam's, daß man Sie verschont hat? Aber wie gefällt Ihnen Schwabrin? Hat sichs Haar rund gestutzt und schmaust hier mit ihnen zusammen! Ein flinker Bursche, das muß man sagen! Und wie ich von meiner Nichte sprach, glauben Sie wohl, da warf er mir einen Blick zu, wie wenn er mich mit einem Messer durchbohrte: aber er verrieth nichts, gedankt sei ihm wenigstens dafür." — In diesem Augenblick erscholl das wüste Geschrei der Zecher und die Stimme des Pfarrers Gerassim. Die Gäste verlangten Wein und der Wirth rief seine Ehehälfte. Die Pfarrerin sputete sich. „Gehen Sie nach Hause, Peter Andrejitsch," sagte sie, „jetzt haben Sie hier nichts zu thun.

Die Bösewichter zechen; Sie sind verloren, wenn Sie ihnen in der Trunkenheit unter die Hände kommen. Leben Sie wohl, Peter Andrejitsch. Was einmal geschehen soll, geschieht. Vielleicht verläßt uns der Herr doch nicht!"

Die Pfarrerin ging. Einigermaßen beruhigt begab ich mich nach meiner Wohnung. Als ich am Marktplatze vorüberkam, sah ich einige Baschkiren sich um den Galgen drängen und den Gehängten die Stiefel abziehen. Mit Mühe hielt ich den Ausbruch meines Unwillens zurück, da ich wohl fühlte, daß ich mich fruchtlos auflehnen würde. Durch die Festung rannten die Räuber umher und plünderten die Offiziershäuser. Ueberall hörte man das Geschrei zechender Rebellen. Ich kam nach Hause, Saweljitsch empfing mich an der Schwelle. „Gott sei Dank!" rief er, als er mich erblickte, „ich dachte schon, daß Dich die Wütheriche wieder aufgegriffen hätten. Na, lieber Peter Andrejitsch, wirst Du glauben, Alles haben sie uns genommen, die Spitzbuben! Kleider, Wäsche, Geschirr, nichts haben sie gelassen. Doch was liegt daran! Gottlob, daß sie Dich am Leben ließen! Aber hast Du den Hetman erkannt, Herr?"

— „Nein, wer ist er denn?"

„Wie, mein Lieber? Du erinnerst Dich nicht jenes Saufbolds, der Dir im Gasthofe den Pelzrock abgelockt hat? Weißt Du, den schönen Hasenpelz, der noch vollkommen neu war: und er, die Bestie, hat ihn ganz aufgerissen, wie er ihn über sich zog."

Ich stutzte. In der That hatte Pugatschew eine frappante Aehnlichkeit mit meinem Führer. Ich überzeugte mich, daß Pugatschew und dieser ein und dieselbe Person waren, und nun begriff ich den Grund der mir erwiesenen Schonung. Ich konnte mich nicht genug über die sonderbare Verkettung der Umstände wundern. Ein Knabenrock, den ich einem Vagabunden geschenkt, rettete

mich aus der Schlinge, und ein Säufer, der sich in den Gasthöfen umhergetrieben, besetzte Festungen und erschütterte das Reich.

„Willst Du nicht was essen?“ fragte mich Sawelsitsch, der in seinen Gewohnheiten unwandelbar blieb. „Im Hause ist nichts da; will sehen, ob sich was aufbringen läßt, dann bereit' ich Dir's.“

Als ich allein war, vertiefte ich mich in Gedanken. Was sollte ich thun? In einer Festung zu bleiben, die in der Gewalt des Verbrechers, oder gar seiner Bande zu folgen, war eines Offiziers unwürdig. Die Pflicht gebot mir dahin zu eilen, wo ich meinem Vaterlande unter den gegenwärtigen schwierigen Umständen noch dienen konnte .... Aber die Liebe mahnte mich dringend, Marien nicht zu verlassen und ihr Beschützer, ihr Vertheidiger zu sein. Ob ich gleich eine rasche und unzweifelhafte Wendung der Verhältnisse voraussah, so mußte ich doch zittern, wenn ich mir die Gefahr ihrer Lage dachte.

Meine Betrachtungen unterbrach die Ankunft eines Kosaken, der mit der Meldung hereintrat: „Der große Kaiser ruft Dich.“

— „Wo ist er denn?“ fragte ich, bereit zu folgen.

„Im Commandantenhause,“ erwiederte der Kosak. „Nach dem Essen begab sich unser Herr ins Bad und jetzt ruht er aus. Na, Ew. Gnaden, an Allem sieht man, daß er eine bedeutende Person ist; bei Tische hat er zwei gebratene Ferkel aufgezehrt, und im Dampfbad verträgt er eine Hitze, die selbst Taras Kurotschkin nicht aushalten konnte: dann gab er Taras den Besen, und mit Mühe ist er durch kaltes Wasser wieder zu sich gekommen. Ja, das muß man sagen, alle seine Manieren sind so großartig .... Und im Bade, wie ich hörte, hat er seine kaiserlichen Kennzeichen an beiden Brüsten gezeigt: auf der einen ein doppelköpfiger Adler in der Größe eines Fünfkopekenstückes, und auf der anderen seine eigne Gestalt.“

Ich fand es nicht nöthig, die Meinungen des Kosaken zu bestreiten, und begab mich mit ihm ins Commandantenhaus, während ich mir schon im Voraus die Zusammenkunft mit Pugatschew ausmalte und zu errathen suchte, wie sie enden würde. Der Leser kann sich leicht denken, daß ich nicht ganz kaltblütig war.

Es fing an dunkel zu werden, als ich dem Commandantenhause mich näherte. Schaurig ragte der Galgen mit seinen Opfern. Der Leichnam des Commandanten lag noch immer vor der Treppe, an welcher zwei Kosaken Wache hielten. Der Kosak, mit dem ich kam, ging mich zu melden, erschien aber gleich wieder und führte mich in das Zimmer, in welchem ich den Abend zuvor von Marien so zärtlichen Abschied genommen hatte.

Ein ungewöhnliches Bild stellte sich mir dar. An einem gedeckten Tische, auf welchem Flaschen und Gläser standen, saßen Pugatschew und zehn Kosakenälteste in Mützen und farbigen Hemden, vom Wein erhitzt, mit rothen Gesichtern und funkelnden Augen. Ich sah unter ihnen weder Schwabrin noch unsern Urädnik, die neugeworbenen Verräther.

„Ah, Euer Wohlgeboren!“ sagte Pugatschew, als er meiner ansichtig wurde, „Platz gemacht! Haben Sie die Güte!“ — Die Anwesenden rückten zusammen. Ich setzte mich schweigend an eine Ecke des Tisches. Mein Nachbar, ein junger, hübscher Kosak, schenkte mir ein Glas schlechten Weines ein, den ich nicht anrührte. Neugierig betrachtete ich die Versammlung. Pugatschew, welcher den ersten Platz einnahm, stützte sich auf den Tisch und stemmte die breite Faust an seinen schwarzen Bart. In seinen regelmäßigen und ziemlich angenehmen Zügen lag nichts Wildes. Er wendete sich oft an einen Funfziger, den er bald Graf, bald Timofejitsch nannte, und bisweilen „Vetterchen“ titulirte. Alle benahmen sich gegen einander wie Kameraden und dem Anführer wurde keine sonderliche Bevorzugung erwiesen. Man sprach

von der Stürmung am Morgen, vom Erfolg des Aufruhrs und von den künftigen Thaten. Jeder prahlte, machte seine Vorschläge und bestritt ganz freimüthig Pugatschew. Und in diesem seltsamen Kriegsrathe wurde beschlossen, Orenburg anzugreifen — ein keckes Unternehmen, das beinahe ein recht trauriger Erfolg gekrönt hätte! Der Feldzug wurde auf den morgenden Tag angesetzt.

„Nun, Brüder," sagte Pugatschew, „laßt uns vor dem Schlafengehen mein Lieblingslied anstimmen. Tschumakow! fang an!"

Mein Nachbar stimmte im Discant das melancholische Räuberlied*) an und Alle fielen im Chor ein:

Rausche nicht, Väterchen, du grüner Eichenwald,
Störe mich wackern Jüngling nicht in den Gedanken mein.
Morgen muß ich wackrer Jüngling zu dem Verhöre gehn,
Vor den gestrengen Richter, vor den Zaren selbst.
Wird der Herr und Zar wohl also befragen mich:
Du sage mir, Kindchen, sage Du Bauernsohn,
Mit wem doch hast Du gestohlen, mit wem geraubt?
Waren noch viel der Gefährten mit Dir?
Ich will Dir sagen, Du Hoffnung, rechtgläub'ger Zar,
Alles bekenn' ich getreu Dir, die Wahrheit ganz:
Wohl der Gefährten hatt' ich noch viere bei mir,
Mein erster Gefährte, das war die finstre Nacht,
Und mein zweiter Gefährte — das Messer von Stahl,
Und mein dritter Gefährte — mein wackres Roß,
Und mein vierter Gefährte — der Bogen straff,
Meine Boten das waren die Pfeile hart.
Alsdann spricht die Hoffnung mein, der rechtgläub'ge Zar:
Brav gemacht, Kindchen, brav Du Bauernsohn!
Wüßtest stehlen zu geben, wüßtest Rede zu stehn:
Dafür will ich Dich, Kindchen, beschenken auch,
Mitten im Feld mit hohem Heiligthum —
Mit zwei Pfählen und einem Querbalken dran.

*) Eines der ältesten und schönsten unter jenen russischen Volksgedichten, die als „Lieder verwegener Leute" bezeichnet werden. Ich habe dasselbe nebst anderen dieser Art bereits in mei-

Ich kann es nicht sagen, welchen Eindruck dieses Volkslied vom Galgen auf mich machte, als ich es hier von Leuten singen hörte, die selbst dem Galgen geweiht waren. Ihre finsteren Gesichter, ihre klangvollen Stimmen, der melancholische Ausdruck, welchen sie dem ohnehin ausdrucksreichen Texte gaben — Alles das erfüllte mich mit einem gewissen poetischen Schauer.

Die Gäste leerten noch einmal ihre Gläser, standen auf und empfahlen sich Pugatschew. Ich wollte ihnen folgen; aber Pugatschew rief mir zu: „Bleib sitzen, mit Dir hab' ich zu sprechen." Wir blieben allein.

Einige Minuten dauerte unser gegenseitiges Stillschweigen. Pugatschew blickte mich unverwandt an, nur bisweilen sein linkes Auge zublinzelnd mit einem erstaunlichen Ausdruck von Hohn und Schelmerei. Endlich lachte er hell auf, und zwar mit so ungeheuchelter Lustigkeit, daß auch ich lachen mußte, wie ich ihn ansah, ohne eigentlich zu wissen warum.

„Nun, Euer Wohlgeboren!" sagte er mir, „hattest wohl rechte Angst, gestch' es doch, als meine Jungen Dir den Strick um den Hals warfen? Nicht wahr, es wurde Dir gelb vor den Augen? Und Du hättest ganz gewiß gebaumelt, wenn nicht Dein Diener. Ich erkannte gleich den alten Graukopf. Sage, hättest Du Dir's gedacht, daß der Mensch, der Dich damals in den Gasthof führte, der große Kaiser selbst war? (Hier nahm er eine ernste und geheimnißvolle Miene an.) Du hast Dich stark gegen mich vergangen," fuhr er fort: „aber ich begnadigte Dich um Deiner Güte willen, darum, daß Du mir einen Dienst erwiesen, als ich gezwungen war, mich vor meinen Feinden zu verbergen. Doch Du sollst sehen, ich werde Dich noch ganz anders belohnen, wenn ich im Besitze meines Reiches bin! Versprichst Du mir nun, mit Eifer zu dienen?"

---

nem Buche: „Die schönwiss. Literatur der Russen. Leipz. 1843" mitgetheilt.
A. d. Ü.

Die Frage des Spitzbuben und seine Keckheit kamen mir so spaßhaft vor, daß ich mich eines Lächelns nicht enthalten konnte.

„Worüber lächelst Du?“ fragte er mich finster. „Glaubst Du etwa nicht, daß ich der große Kaiser bin? Antworte mir offen.“

Ich ward bestürzt. Den Vagabunden als Kaiser anzuerkennen war ich nicht im Stande: das hielt ich für unverzeihlichen Kleinmuth. Nannte ich ihn ins Gesicht einen Betrüger, so setzte ich mich dem Verderben aus; das aber, wozu ich am Galgen bereit war, vor dem ganzen Volke, in der ersten Wallung des Unmuths, schien mir diesmal eine unnütze Großthuerei. Ich schwankte. Pugatschew erwartete düstern Gesichtes meine Antwort. Endlich (noch jetzt erinnere ich mich mit Selbstzufriedenheit dieses Augenblicks) siegte das Pflichtgefühl in mir über die menschliche Schwäche. Ich antwortete Pugatschew: „Höre, ich will ganz aufrichtig zu Dir reden: urtheile doch selbst, kann ich Dich für den Kaiser anerkennen? Du bist ein vernünftiger Mensch, Du würdest selbst einsehen, daß ich heuchle.“

— „Wer bin ich denn also nach Deiner Meinung?“

„Das weiß der Himmel! aber wer Du auch immer sein magst, Du spielst ein gefährliches Spiel!“

Pugatschew warf mir einen durchdringenden Blick zu. „So glaubst Du nicht,“ sagte er, „daß ich der Kaiser Peter Feodorowitsch bin? Nun, wohl. Aber gewinnt denn nicht, wer wagt? Ist nicht vor Alters Grischka Otrepjew *) auf den Thron gekommen? Denke von mir, was Du willst, nur bleibe bei mir. Was geht Dich denn jeder Andere an? Ist's kein Probst, so ist's ein Pfarrer. Diene mir nur treu und ehrlich und ich will Dich zum Feldmarschall, zum Fürsten ernennen. Was meinst Du?“

*) Der eigentliche Name des falschen Demetrius.

„Nein," antwortete ich standhaft. „Ich bin ein Edelmann von Geburt. Ich habe der Kaiserin den Eid geleistet, Dir kann ich nicht dienen. Wenn Du es wirklich gut mit mir meinst, so laß mich nach Orenburg ziehen."

Pugatschew wurde nachdenklich. — „Und wenn ich Dich ziehen lasse," sagte er: „versprichst Du mir wenigstens, nichts gegen mich zu thun?"

„Wie kann ich Dir das versprechen?" erwiederte ich. „Du weißt ja, ich bin nicht mein eigner Herr. Schickt man mich wider Dich, so muß ich gehen, da hilft nichts. Du bist jetzt selbst Befehlshaber, forderst selbst Gehorsam von den Deinigen. Wie sähe denn das aus, wenn ich mich dem Dienst entziehe, wo man meines Dienstes bedarf? Mein Leben ist in Deiner Gewalt: läßt Du mich los, so habe Dank, tödtest Du mich, so verzeih' Dir's Gott — ich aber sagte Dir die Wahrheit!"

Meine Aufrichtigkeit überraschte Pugatschew. „Sei's drum!" rief er mir auf die Schulter klopfend. „Straf' ich, so straf' ich, begnad' ich, so begnad' ich. Zieh' wohin Du willst und thu', was Dir beliebt. Morgen laß uns Abschied nehmen, jetzt geh' schlafen; auch mich schläfert's."

Ich verließ Pugatschew und trat hinaus. Es war eine stille, frostige Nacht. Der Mond und die Sterne beschienen hell den Marktplatz und den Galgen. In der Festung war Alles ruhig und dunkel. Nur in der Schenke sah man Licht und hörte noch das Geschrei einiger späten Zecher. Ich blickte nach dem Hause des Pfarrers. Thür und Fensterladen waren geschlossen. Es schien dort Alles still zu sein.

Zu Hause fand ich Saweljitsch betrübt über mein Ausbleiben. Als ich ihm meine Befreiung mittheilte, war er unbeschreiblich froh. „Lob und Dank Dir, Allmächtiger!" sagte er, sich bekreuzend. „In aller Frühe verlassen wir die Festung und fahren, ohne uns umzu-

sehen. Ich habe Dir was bereitet: iß, mein Lieber, und schlafe bis zum Morgen, wie in Christi Schooß."

Ich folgte seinem Rath, und nachdem ich mit großem Appetit zu Abend gegessen, schlief ich, körperlich und geistig ermattet, auf den nackten Dielen ein.

Neuntes Capitel.

Die Trennung.

Frühmorgens weckte mich Trommelschlag. Ich begab mich auf den Versammlungsplatz. Dort ordneten sich bereits die Scharen Pugatschew's um den Galgen, an welchem noch die gestrigen Opfer hingen. Die Kosaken waren zu Pferde, die Soldaten unter Gewehr. Die Fahnen weheten. Einige Kanonen, unter welchen ich auch die unsrige erkannte, standen auf den Lafetten. Sämmtliche Einwohner befanden sich ebenfalls hier, den Usurpator erwartend. An der Treppe des Commandantenhauses hielt ein Kosak ein weißes Pferd von kirgisischer Race am Zügel. Ich suchte mit den Augen den Leichnam der Commandantin: er lag etwas seitwärts, mit einer Bastmatte bedeckt. Endlich erschien Pugatschew. Das Volk nahm die Mützen ab. Pugatschew blieb auf der Treppe stehen und grüßte Alle. Einer der Aeltesten reichte ihm einen Sack mit Kupfergeld, das er mit vollen Händen ausstreute. Das Volk stürzte sich mit Geschrei danach, wobei es nicht ohne Verwundungen ablief. Pugatschew war von den Ersten seiner Helfershelfer umgeben. Auch Schwabrin stand unter ihnen. Unsere Blicke begegneten sich. Er konnte in den meinigen Verachtung lesen und wandte sich ab mit dem Ausdruck wahrhafter Erbitterung und geheuchelten Spottes. Als Pugatschew unter der Menge mei-

ner ansichtig ward, nickte er mir mit dem Kopfe und rief mich zu sich. „Höre," sagte er mir, „begieb Dich sofort nach Orenburg und eröffne in meinem Namen dem Gouverneur und sämmtlichen Generalen, daß sie mich in einer Woche zu erwarten haben. Rathe ihnen, mich mit kindlicher Liebe und Gehorsam zu empfangen, widrigenfalls sie der härtesten Strafe nicht entgehen. Glückliche Reise, mein Herr!" Darauf wandte er sich zum Volke und sagte, auf Schwabrin deutend: „Hier, Kinder, habt Ihr Euern neuen Commandanten. Ihr sollt ihm in Allem Folge leisten, und er hat mir für Euch und die Festung zu stehen."

Mit Schrecken hörte ich diese Worte: Schwabrin der Befehlshaber der Festung! Marie bleibt in seiner Gewalt! Gott, wie wird es ihr ergehen!

Pugatschew stieg die Treppe herab. Man führte ihm sein Pferd vor. Behend sprang er in den Sattel, ohne sich von den Kosaken hinaufheben zu lassen.

In diesem Augenblicke sah ich, wie mein Saweljitsch aus der Menge hervortrat, sich Pugatschew näherte und ihm ein Blatt Papier überreichte. Ich konnte mir gar nicht denken, was daraus werden sollte.

„Was ist das?" fragte Pugatschew ernst.

— „Lies, so wirst Du sehen," antwortete Saweljitsch.

Pugatschew nahm das Blatt und betrachtete es lange mit bedeutsamer Miene. Endlich sagte er: „Was schreibst Du so unleserlich? Unsere fürstlichen Augen bringen hier nichts heraus. Wo ist mein Obersecretair?"

Ein junger Mann in Corporalsuniform eilte flink herbei. „Lies laut," sagte der Usurpator, ihm das Blatt übergebend. — Ich war sehr neugierig zu erfahren, was mein Wärter dem Pugatschew zu schreiben hatte. Der Obersecretair buchstabirte laut Folgendes:

„Zwei Schlafröcke, ein leinener und ein gestreift seidener — 6 Rubel . . ."

— „Was soll das heißen?" fragte Pugatschew finster.

„Laß nur weiter leſen," antwortete Saweljitſch ruhig. Der Oberſecretair fuhr fort:

„Eine Uniform aus feinem grünem Tuch — 7 Rubel.

Weiße Tuchhoſen — 5 Rubel.

Ein Dutzend Hemden von holländiſcher Leinwand mit Manſchetten — 10 Rubel.

Ein Käſtchen mit Theegeſchirr — 2½ Rubel . . ."

— „Was iſt das für Gewäſch?" fuhr Pugatſchew auf. „Was gehen mich Theekäſtchen und Hoſen mit Manſchetten an?"

Saweljitſch räuſperte ſich und begann ſeine Erklärung: „Siehſt Du, das iſt das Regiſter von den Sachen meines Herrn, welche die Böſewichter geſtohlen . . ."

— „Was für Böſewichter?" fragte Pugatſchew drohend.

„Um Vergebung, ich habe mich verſprochen!" erwiederte Saweljitſch. „Böſewichter juſt nicht, aber Deine Burſchen waren's, die haben Alles durchgewühlt und fortgeſchleppt. Zürne nicht: ein Pferd hat vier Beine und ſtrauchelt doch. Laß nur zu Ende leſen."

— „Lies weiter," ſagte Pugatſchew.

Der Secretair fuhr fort:

„Eine Kattundecke, eine taffetne mit baumwollenem Futter — 4 Rubel.

Ein Fuchspelz mit rothem Fries überzogen — 40 Rubel.

Außerdem ein Rock mit Haſenfellen, im Gaſthofe Ew. Gnaden zum Geſchenk gemacht — 15 Rubel."

— „Was iſt denn das noch?" rief Pugatſchew mit funkelnden Augen.

Ich geſtehe, mir wurde Angſt um meinen armen Wärter. Er wollte ſich von Neuem in Erläuterungen einlaſſen, aber Pugatſchew unterbrach ihn:

— „Wie unterſtandeſt Du Dich mit ſolchen Lumpereien Dich an mich zu drängen?" rief er, dem Secretair das Blatt aus den Händen reißend und es Sawel-

jitsch ins Gesicht werfend. „Alter Dummkopf! Man hat ihnen was abgenommen — ein großes Unglück! Ja Du alter Graubart mußt ewig mich und meine Burschen segnen, daß Du mit Deinem Herrn hier nicht aufgeknüpft bist neben den Widerspenstigen ... Ein Rock mit Hasenfellen! Dich will ich schon .... Weißt Du, daß ich Dir selbst das Fell über die Ohren ziehen lasse?"

„Wie Dir beliebt," antwortete Saweljitsch. „Aber ich bin Diener und muß für meines Herrn Gut einstehen."

Pugatschew hatte einmal eine Anwandlung von Großmuth. Er wandte sich ab und ritt davon, ohne ein Wort weiter zu sagen. Schwabrin und die Aeltesten folgten ihm. Die Bande entfernte sich in aller Ordnung. Das Volk gab Pugatschew das Geleit. Ich blieb auf dem Marktplatz allein mit Saweljitsch. Dieser hielt sein Register in Händen und betrachtete es mit tiefbetrübter Miene.

Er hatte, als er mein gutes Vernehmen mit Pugatschew sah, sich dasselbe zu Nutze machen wollen: aber sein weiser Vorsatz war ihm misglückt. Ich schalt ihn wegen seines übel angebrachten Eifers und konnte mich des Lachens nicht enthalten.

„Ja lache nur, Herr!" versetzte Saweljitsch: „aber wenn Du Dir Alles wirst neu anschaffen müssen, dann wird sich's zeigen, ob's zum Lachen ist."

Ich eilte in das Haus des Pfarrers, Marien zu sehen. Die Pfarrerin empfing mich mit einer traurigen Nachricht. Bei Marien war in der Nacht ein heftiges Fieber ausgebrochen. Sie lag ohne Bewußtsein und redete irre. Die Frau des Pfarrers führte mich zu ihr ins Zimmer. Leise trat ich an ihr Bett. Ich ward überrascht von ihrem veränderten Aussehen. Die Kranke erkannte mich nicht. Lange stand ich vor ihr, ohne auf den Vater Gerassim und dessen gute Gemahlin zu hören, die, wie ich glaube, mir Trost zusprachen. Mich

bewegten düstere Gedanken. Der Zustand der armen schutzlosen Waise, die mitten unter boshaften Aufrührern blieb, und meine eigene Ohnmacht erschreckten mich. Schwabrin, Schwabrin war es vor Allem, der meine Phantasie ängstigte. Vom Usurpator mit Macht bekleidet, als Commandant der Festung, in welcher der schuldlose Gegenstand seines Hasses, das unglückliche Mädchen zurückblieb, konnte er sich zum Aeußersten entschließen. Was sollte ich beginnen? Wie ihr Hilfe leisten? Wie sie aus den Händen des Bösewichts befreien? Mir blieb nur ein Mittel. Ich entschloß mich, sofort nach Orenburg zu gehen und nach Kräften dahin zu wirken, daß die Festung Belogorsk schleunigst entsetzt würde. Ich nahm vom Pfarrer und der Pfarrerin Abschied und legte ihnen diejenige, die ich schon für meine Gattin ansah, dringend ans Herz. Ich ergriff die Hand des armen Mädchens und küßte sie mit Thränen.

„Leben Sie wohl!“ sagte die Pfarrerin, mir das Geleit gebend. „Leben Sie wohl, Peter Andrejitsch. Vielleicht sehen wir uns wieder in einer bessern Zeit. Vergessen Sie uns nicht und schreiben Sie uns öfter. Die arme Marie Iwanowna hat jetzt keinen Tröster und Beschützer außer Ihnen.“

Als ich auf den Marktplatz kam, blieb ich einen Augenblick stehen, sah nach dem Galgen und neigte mich davor; dann verließ ich die Festung und schlug den Weg nach Orenburg ein, begleitet vom alten Saweljitsch, der mir nicht von der Seite wich.

Ich ging gedankenvoll hin, da vernahm ich auf einmal Pferdegetrampel hinter mir. Ich sah mich um: von der Festung sprengte ein Kosak daher, ein Baschkirenpferd neben sich am Zügel haltend, und winkte mir von Weitem. Ich blieb stehen und erkannte bald unsern Urädnik. Er stieg, als er angeritten kam, von seinem Pferde, reichte mir die Zügel des andern und sagte: „Ew. Gnaden! Unser Herr schenkt Ihnen ein Pferd

und einen Pelz von seinem Leibe (an den Sattel war ein Schafspelz gebunden). Und außerdem," setzte der Kosak stotternd hinzu, „schickt er Ihnen einen halben Silberrubel ... aber ... ich habe das Geld unterwegs verloren ... verzeihen Sie gütigst."

Sawelsitsch sah ihn scheel an und murrte: „Unterwegs verloren! Und was klirrt denn bei Dir in der Busentasche, Du gewissenloser Mensch!"

— „Was bei mir in der Busentasche klirrt?" versetzte der Urädnik nicht im Mindesten verlegen. „Wo denkst Du hin, Alter? Der Zügel klirrte, aber kein halber Rubel."

— „Schon gut," sagte ich, den Streit abbrechend. „Danke in meinem Namen Dem, der Dich geschickt, und den verlorenen halben Rubel suche auf dem Rückwege wieder aufzufinden und behalt' ihn als Trinkgeld."

„Danke sehr, Ew. Gnaden!" erwiederte er, sein Roß umlenkend. „Werde Sie ewig in mein Gebet schließen."

Mit diesen Worten sprengte er zurück, sich mit der einen Hand an die Busentasche greifend, und im Nu war er uns aus dem Gesichte.

Ich zog den Pelz an, schwang mich aufs Pferd und setzte Sawelsitsch hinter mich. „Siehst Du, Herr," sagte der Alte, „ich habe doch nicht umsonst dem Spitzbuben meine Bittschrift überreicht — er hat sich geschämt, der Dieb. Zwar dieser dürre Baschkirenkleper sammt dem Schafspelz ist nicht die Hälfte von dem werth, was uns die Spitzbuben genommen und was Du ihm selbst geschenkt: aber auch das kommt zu Passe, von einem bösen Hunde nur ein Haarbüschel — ist schon genug."

Zehntes Capitel.

Die Belagerung der Stadt.

Als wir uns Orenburg näherten, erblickten wir eine Menge Sträflinge mit rasirten Köpfen und von der Zange des Henkers entstellten Gesichtern. Sie arbeiteten an den Festungswerken unter Aufsicht der Garnisonssoldaten. Einige schafften auf Karren den Schutt weg, der den Graben anfüllte, Andere gruben mit Spaten die Erde auf. Maurer trugen auf den Wall Ziegelsteine und besserten die Stadtmauer aus. Am Thore hielten uns die Schildwachen an und verlangten unsere Päſſe. Als der Sergeant hörte, daß ich aus der Festung Belogorsk käme, führte er mich gleich zum General.

Ich fand diesen im Garten. Er besah die vom Hauch des Herbstes entlaubten Aepfelbäume und hüllte sie mit Hilfe des alten Gärtners sorgfältig in warmes Stroh. Sein Gesicht drückte Ruhe, Gesundheit und Gutmüthigkeit aus. Er war erfreut, mich zu sehen und fragte mich nach den schrecklichen Begebenheiten, deren Zeuge ich gewesen. Ich erzählte ihm Alles. Der Greis hörte mich aufmerksam, während er die dürren Zweige abschnitt. „Armer Mironow!“ sagte er, als ich meine traurige Erzählung geendet. „Schade um ihn! er war ein wackerer Offizier, und Madam Mironow war eine recht liebe Dame: wie meisterhaft verstand sie Pilze einzulegen! Nun und was macht Marie, die Tochter des Capitains?“ Ich erwiederte, daß sie in der Festung bei der Pfarrerin geblieben. „Ei, ei, ei!“ bemerkte der General: „Das ist nicht gut, gar nicht gut. Auf die Disciplin der Räuber kann man sich durchaus nicht verlassen. Wie wird es dem armen Mädchen ergehen?“ Ich sagte, zur Festung Belogorsk sei es ja nicht weit, und hoffentlich würden seine Excellenz schleunigst Truppen hinsenden, um die armen Einwohner zu befreien.

Der General schüttelte den Kopf mit zweifelhafter Miene. „Wollen sehen, wollen sehen," versetzte er. „Darüber werden wir noch sprechen. Ich bitte heute zu einer Tasse Thee; bei mir wird Kriegsrath sein: da kannst Du uns über den Verbrecher Pugatschew und seine Schar genaue Auskunft geben. Einstweilen begieb Dich zur Ruhe."

Ich ging in das mir angewiesene Quartier, wo Sawelitsch bereits wirthschaftete, und mit Ungeduld erwartete ich den Abend. Der Leser wird sich leicht denken, daß ich nicht ermangelte, mich bei einer Berathung einzufinden, die solchen Einfluß auf mein Schicksal haben sollte. Zur bestimmten Stunde war ich schon beim General.

Ich traf bei ihm einen von den Stadtbeamten, wenn ich mich recht erinnere, den Zolldirector, ein rundes, rothbäckiges Männchen in silberdurchwirktem Rock. Er befragte mich über das Schicksal Iwan Kusmitsch's, den er Gevatter nannte, und unterbrach häufig meine Rede mit nachträglichen Fragen und moralischen Sentenzen, die just keine Vertrautheit mit der Kriegskunst, wohl aber Urtheilskraft und Mutterwitz verriethen. Unterdeß sammelten sich auch die übrigen Gäste. Nachdem Alle Platz genommen und Allen Thee gereicht worden, setzte der General sehr klar und weitläufig auseinander, worum es sich handelte. „Jetzt, meine Herren," fuhr er fort, „ist zu entscheiden, wie wir uns gegen die Rebellen zu verhalten haben: offensiv oder defensiv? Das Eine wie das Andere hat seine Vor- und Nachtheile. Ein offensives Verfahren läßt eine schnellere Besiegung des Feindes hoffen, ein defensives ist dagegen sicherer und gefahrloser... So lassen Sie uns denn Stimmen sammeln in gesetzmäßiger Ordnung — das heißt, wir beginnen mit dem Jüngsten dem Range nach. Herr Fähndrich!" sagte er sich zu mir wendend, „theilen Sie uns gefälligst Ihre Meinung mit."

Ich ſtand auf, und nachdem ich erſt in einigen Worten Pugatſchew und ſeine Bande beſchrieben, behauptete ich entſchieden, daß derſelbe regulären Truppen unmöglich die Spitze bieten könnte.

Meine Meinung wurde von den Beamten ſehr ungünſtig aufgenommen. Sie ſahen darin jugendliche Uebereilung und Keckheit. Es entſtand ein Gemurre, und ich vernahm deutlich das Wort „Milchbart," das Einer halblaut hingeworfen. Der General wandte ſich zu mir lächelnd: „Herr Fähndrich! die erſten Stimmen bei Kriegsberathungen lauten gewöhnlich für das offenſive Verfahren: das iſt geſetzmäßige Ordnung. Nun wollen wir die anderen ſammeln. Herr Collegienrath! ſagen Sie uns Ihre Meinung!"

Das Männchen im ſilbergewirkten Rock trank ſchnell ſeine dritte Taſſe aus, der eine tüchtige Portion Rum zugegoſſen war, und antwortete dem General: „Ich meine, Ew. Excellenz, man ſoll weder offenſiv noch defenſiv verfahren."

— „Aber wie das, Herr Collegienrath?" verſetzte der General erſtaunt. „Eine andere Methode kennt die Taktik nicht: entweder eine vertheidigende oder eine angreifende Bewegung . . . ."

„Excellenz, verſuchen Sie es mit einer beſtechenden."

— „He, he, he! Ihre Meinung iſt ganz vernünftig, beſtechende Bewegungen geſtattet die Taktik allerdings und wir wollen von Ihrem Rathe Gebrauch machen. Man kann immerhin auf den Kopf des Schurken einen Preis von ſiebzig Rubeln ſetzen, oder ſelbſt hundert . . . aus dem Geheimfonds . . . ."

„Ja dann," fiel der Zolldirector ein, „dann will ich ein kirgiſiſches Schaf heißen und nicht Collegienrath, wenn uns nicht dieſe Spitzbuben ihren Hetman an Händen und Füßen gebunden ausliefern."

— „Wir wollen das noch überlegen und beſprechen," verſetzte der General. „Aber auf jeden Fall müſſen auch

militairische Maßregeln ergriffen werden. Meine Herren, geben Sie Ihre Stimmen ab in gesetzmäßiger Ordnung."

Die Beamten waren alle gegen meinen Vorschlag. Alle sprachen von der Unverläßlichkeit der Truppen, von der Ungewißheit des Erfolges, von Vorsicht und dergleichen mehr. Man fand es vernünftiger, unter dem Schutze der Kanonen hinter einer steinernen Mauer zu bleiben, als im freien Felde das Glück der Waffen zu versuchen. Endlich, nachdem alle Meinungen zum Ausspruch gekommen, schüttelte der General die Asche aus seiner Pfeife und hielt folgende Rede:

„Meine Herren! Ich muß Ihnen erklären, daß ich meinerseits mit dem Herrn Fähndrich vollkommen einverstanden bin; seine Ansicht stützt sich auf alle Regeln einer gesunden Taktik, welche fast immer das offensive Verfahren dem defensiven vorzieht."

Hier hielt er inne und fing an seine Pfeife zu stopfen. Meine Eigenliebe triumphirte. Ich sah stolz auf die Beamten, die mit unzufriedener, unruhiger Miene unter einander wisperten.

„Aber, meine Herren," fuhr er fort, „einen tiefen Seufzer und zugleich eine dichte Rauchwolke ausstoßend: „aber — ich wage es nicht, eine so große Verantwortlichkeit zu übernehmen, wenn es sich um die Sicherung der mir von Ihrer kaiserl. Majestät, meiner allergnädigsten Herrscherin, anvertrauten Provinzen handelt. Und so trete ich der Majorität der Stimmen bei, die da entschieden hat, es sei am vernünftigsten und gefahrlosesten innerhalb der Stadt die Belagerung abzuwarten, und feindliche Angriffe durch die Artillerie und (wo sich das möglich zeigen wird) durch Ausfälle zurückzuschlagen."

Jetzt sahen die Beamten ihrerseits mich höhnisch an. Der Rath ging auseinander. Ich konnte nicht genug die Schwachheit des ehrenwerthen Kriegers bedauern, der gegen seine eigene Ueberzeugung sich entschlossen hatte, den Ansichten unkundiger und unerfahrener Menschen zu folgen.

Einige Tage nach dieser ruhmwürdigen Berathung erfuhren wir, daß Pugatschew, seinem Versprechen treu, sich Orenburg nähere. Von der Stadtmauer herab erblickte ich das Heer der Aufrührer, und es kam mir vor, daß sich die Zahl desselben verzehnfacht seit der letzten Stürmung, deren Zeuge ich gewesen. Es war auch Artillerie darunter, die Pugatschew aus den kleinen, von ihm bereits unterworfenen Festungen genommen hatte. Indem mir der Beschluß des Rathes einfiel, sah ich eine langwierige Einsperrung in den Mauern Orenburgs voraus und weinte fast vor Verdruß.

Die Belagerung Orenburgs will ich hier nicht beschreiben; sie gehört in die Geschichte, nicht in Familienmemoiren. Ich bemerke nur in aller Kürze, daß dieselbe in Folge der Unvorsichtigkeit von Seiten der Ortsregierung für die Bewohner verderblich wurde, die Hunger und alles erdenkliche Elend litten. Das Leben in Orenburg war, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht zu ertragen. Alle erwarteten voller Betrübniß die Entscheidung ihres Schicksals; Alle jammerten über die Theuerung, die in der That fürchterlich war. Man gewöhnte sich an die Kugeln, die bis in die Häuser flogen, und selbst die Angriffe Pugatschew's erregten nicht mehr das allgemeine Interesse.

Ich kam um vor langer Weile. Tag auf Tag verging. Aus der Festung Belogorsk erhielt ich keine Briefe. Die Trennung von Marien wurde mir immer schwerer; die Ungewißheit über ihr Schicksal peinigte mich. Meine einzige Zerstreuung waren Streifzüge. Ich hatte Pugatschew ein gutes Pferd zu danken, mit dem ich meine karge Nahrung theilte; auf diesem ritt ich jeden Tag vor die Stadt hinaus, einige Schüsse mit dem Pugatschew'schen Parteigängern zu wechseln. Der Vortheil war in diesen Scharmützeln gewöhnlich auf der Seite unserer Gegner, die sich vollgegessen und getrunken hatten und mit den besten Pferden versehen waren. Die

nüchterne Stadtreiterei konnte ihnen nicht beikommen. Bisweilen rückte auch unser hungriges Fußvolk aus; aber der tiefe Schnee hinderte es, etwas Ersprießliches gegen die zerstreuten Streifzügler zu unternehmen. Die Artillerie donnerte vergebens von den Wällen herab; im Felde aber versank sie und konnte sich nicht rühren, weil die Pferde ganz ausgemergelt waren. So verhielt es sich mit unserer militairischen Thätigkeit. Das war es, was die Orenburger Beamten als Vorsicht und Klugheit bezeichnet hatten!

Einmal glückte es uns zufällig, einen ziemlich dichten Haufen zu zerstreuen und fortzujagen: da stieß ich auf einen Kosaken, der hinter seinen Kameraden zurückgeblieben war. Schon wollte ich mit meinem Türkensäbel auf ihn einhauen, als er plötzlich die Mütze abnahm und mir zurief: „Guten Tag, Peter Andrejitsch, wie geht es Ihnen?"

Ich blickte hin und erkannte unsern Urädnik. Ich freute mich unbeschreiblich, ihn zu sehen. „Guten Tag, Maximitsch," sagte ich zu ihm. „Bist Du lange aus Belogorsk?"

— „Nein, lieber Peter Andrejitsch, ich kam erst gestern von dort. Ich habe ein Briefchen an Sie."

„Wo denn? wo?" schrie ich und war ganz außer mir.

— „Da ist's," antwortete Maximitsch, mit der Hand in die Busentasche greifend. „Ich habe der Palascha versprechen müssen, es auf irgend eine Art Ihnen zuzustellen."

Damit überreichte er mir ein zusammengefaltetes Blatt und sprengte rasch fort. Ich öffnete es und las zitternd folgende Zeilen:

„Es war der Wille Gottes, daß ich auf einmal Vater und Mutter verliere; ich habe nun auf der weiten Welt keine Verwandten und keine Beschützer. Zu Ihnen nehme ich meine Zuflucht, da ich weiß, daß Sie es immer so gut mit mir gemeint und Jedermann gern

helfen. Ich bete nur zu Gott, daß dieser Brief auf irgend eine Art in Ihre Hände kommt. Maximitsch versprach, Ihnen denselben zuzustellen. Auch hat Palaschka von Maximitsch gehört, daß er Sie oft von fern bei Ausfällen sieht, und daß Sie sich gar nicht in Acht nehmen und nicht an Diejenigen denken, die mit Thränen für Sie zu Gott beten. Ich bin lange krank gewesen. Als ich genas, hat Herr Schwabrin, der an der Stelle meines seligen Vaters hier Commandant ist, den Pfarrer Gerassim gezwungen, mich ihm auszuliefern, indem er ihn mit Pugatschew geschreckt. Jetzt werde ich in unserm Hause in Haft gehalten. Herr Schwabrin will mich zwingen, ihn zu heirathen. Er behauptet, er habe mir das Leben gerettet, da er den Betrug der Pfarrerin nicht aufgedeckt, die zu den Bösewichtern gesagt, ich wäre ihre Nichte. Aber ich hätte lieber sterben mögen, als die Frau eines solchen Menschen werden, wie Schwabrin ist. Er geht sehr hart mit mir um und droht, wenn ich mich nicht anders besinne und nicht einwillige, so werde er mich zu dem Wütherich ins Lager bringen — und, sagt er, es wird Ihnen so gehen, wie der Lise Charlow. Ich habe Herrn Schwabrin um Bedenkzeit gebeten. Er wollte noch drei Tage warten, wenn ich aber nach drei Tagen ihn nicht heirathe, so würde er gar keine Gnade und Schonung mehr mit mir haben. Ach, lieber Peter Andrejitsch! Sie sind mein einziger Beschützer. Nehmen Sie sich der armen Waise an. Bitten Sie den General und alle Commandeurs, uns schnell Succurs zu schicken, und kommen Sie selbst, wenn es möglich ist. Ich verbleibe Ihre ergebene

Marie Mironow."

Als ich diesen Brief gelesen, kam ich fast von Sinnen. Ich eilte nach der Stadt, unbarmherzig mein müdes Roß spornend. Unterwegs sann ich auf Dies und Jenes, um das arme Mädchen zu retten, wußte aber kein

Mittel zu erdenken. Kaum hatte ich die Stadt erreicht, so lief ich über Hals und Kopf zum General. Dieser ging im Zimmer auf und ab, aus seiner Meerschaumpfeife rauchend. Als er mich erblickte, blieb er stehen. Mein Aussehen mochte ihn überrascht haben; er erkundigte sich besorgt nach der Ursache meines eiligen Kommens.

„Excellenz," sagte ich ihm: „ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen, wie zu einem leiblichen Vater: bei Gott beschwöre ich Sie, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab, es handelt sich um das Glück meines ganzen Lebens."

— „Was ist denn, mein Lieber?" fragte der erstaunte Greis; „was kann ich für Dich thun? Rede."

„Excellenz, geben Sie mir ein Bataillon Soldaten nebst funfzig Kosaken und lassen Sie mich die Festung Belogorsk entsetzen."

Der General sah mich unverwandt an; er schien zu glauben, daß ich von Sinnen sei (worin er sich beinahe nicht getäuscht).

— „Wie das? Die Festung Belogorsk entsetzen?" sagte er endlich.

„Ich stehe für den Erfolg," rief ich lebhaft: „lassen Sie mich nur hin."

— „Nein, junger Mann," sagte er kopfschüttelnd. „Bei so großer Entfernung wird es den Feinden leicht sein, Euch von der Communication mit dem strategischen Hauptpunkt abzuschneiden und einen vollständigen Sieg über Euch davon zu tragen. Abgeschnittene Communication . . . ."

Ich erschrak, als ich ihn in militairische Betrachtungen sich vertiefen sah und eilte ihn zu unterbrechen. „Die Tochter des Capitains Mironow," sagte ich, „hat mir geschrieben: sie bittet um Hilfe. Schwabrin zwingt sie, ihn zu heirathen."

— „Ist's möglich? O, dieser Schwabrin ist ein

Erzschelm! Wenn er mir in die Hände fällt, so mache ich ihm in acht Stunden den Prozeß und er soll auf dem Walle der Festung erschossen werden. Einstweilen aber muß man Geduld haben."

„Geduld haben!" rief ich außer mir. „Unterdessen heirathet er Marie Iwanowna."

— „Nun," versetzte der General, „das ist noch kein großes Unglück. Besser, sie ist einstweilen die Frau Schwabrin's; jetzt kann er sie beschützen. Wenn er aber erschossen wird, dann stellen sich mit Gottes Hilfe schon andere Freier für sie ein. Liebenswürdige Witwen bleiben keine alten Jungfern; das heißt, ich wollte sagen, eine Witwe findet schneller einen Mann als ein Mädchen."

„Eher will ich sterben," sagte ich wüthend, „als sie dem Schwabrin überlassen!"

— „Ei der Tausend!" sagte der Alte: „jetzt verstehe ich. Du bist, wie es scheint, in Marien verliebt. Das ist freilich was Anderes! Armer Junge! Aber ein Bataillon Soldaten und funfzig Kosaken kann ich Dir gleichwohl nicht geben. Diese Expedition wäre unvernünftig; ich kann sie nicht auf meine Verantwortung nehmen."

Ich ließ den Kopf sinken; Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Auf einmal durchzuckte mich ein Gedanke — was es war, wird der Leser aus dem folgenden Kapitel erfahren, wie die älteren Romanschreiber sich auszudrücken pflegen.

Elftes Capitel.

Bei den Aufrührern.

Ich verließ den General und eilte in meine Wohnung. Saweljitsch empfing mich mit seinen gewöhnlichen

Ermahnungen: „Was haſt Du nur für eine Luſt, Herr, Dich mit betrunkenen Räubern abzugeben! Schickt ſich das für einen Edelmann? Man weiß nicht, wie es kommt. Um nichts und wieder nichts rennſt Du ins Verderben. Und wenn es noch der Türke oder der Schwede wäre, gegen den Du zu Felde ziehſt, aber ſo — es iſt eine Schmach, nur zu ſagen, gegen wen!“

Ich fiel ihm ins Wort mit der Frage: „Wie viel Geld hab' ich in Allem?“

— „Wirſt ſchon reichen,“ entgegnete er mit zufriedener Miene. „Wie die Spitzbuben auch wühlten und ſuchten, ich habe doch genug zu verſtecken gewußt.“ Damit zog er aus der Taſche eine lange geſtrickte Börſe voll Silber.

— „Nun, Saweljitſch,“ ſagte ich: „gieb mir jetzt die Hälfte, das Uebrige behalte Du. Ich fahre nach Belogorsk.“

— „Lieber, beſter Peter Andrejitſch!“ ſagte der gute Alte mit zitternder Stimme: „Aber um Gottes willen, wie machſt Du in jetziger Zeit Dich auf den Weg, wo man vor den Räubern nirgends durchkommen kann! Schone doch wenigſtens Deine Eltern, wenn Du Dich ſelbſt nicht ſchonſt. Wo willſt Du hin? weshalb? Warte doch ein wenig; die Truppen werden ankommen, werden die Spitzbuben einfangen; dann fahre Du meinetwegen nach allen vier Weltgegenden.“

Aber ich war feſt entſchloſſen. „Jetzt hilft kein Ueberlegen mehr,“ antwortete ich dem Alten: „ich muß fahren, ich kann nicht anders. Grämе Dich nicht, Saweljitſch. Gott iſt gnädig; wollen hoffen, daß wir uns wiederſehen! Aber höre, ſei ja nicht zu gewiſſenhaft und laſſe Dir an nichts fehlen. Kaufe Dir ſo viel Du immer brauchſt. Dies Geld ſchenke ich Dir. Wenn ich nach drei Tagen nicht zurückkomme . . . .“

— „Was fällt Dir ein, Herr“ unterbrach mich Saweljitſch. „Ich ſoll Dich allein laſſen! Das laß Dir

nicht im Traume beikommen. Wenn Du einmal durchaus fort willſt, ſo muß ich mit und wär's zu Fuße: ich weiche nicht von Dir. Wie? ich ohne Dich hinter der wohlverwahrten Mauer bleiben! Da müßte ich verrückt ſein! Sage, was Du willſt, ich geh' mit Dir!"

Ich wußte, daß mit Saweljitſch nicht zu ſtreiten war, und erlaubte ihm, ſich zur Reiſe anzuſchicken. Nach einer halben Stunde ſetzte ich mich auf mein gutes Roß und Saweljitſch auf einen dürren, lahmen Gaul, welchen ihm einer der Stadtbewohner umſonſt überlaſſen, da dieſer nicht mehr im Stande war, das Thier zu füttern. Wir kamen ans Stadtthor; die Wachen ließen uns durch und wir entfernten uns von Orenburg.

Es fing zu dämmern an. Mein Weg führte an dem Flecken Berdo vorüber, dem Schlupfwinkel Pugatſchew's. Die Straße war verſchneit, doch ſah man über der ganzen Steppe Roßſpuren, die ſich täglich erneuerten. Ich ritt in ſtarkem Trab; Saweljitſch konnte mir kaum von fern nachkommen und rief mir jeden Augenblick zu: „Langſamer, um Himmels willen, langſamer! Meine verfluchte Kracke kann Deinem langbeinigen Teufel nicht nach. Was eilſt Du denn? Ja, wenn's zu einem Feſte wäre — aber hier, ehe man ſich's verſieht, iſt man unterm Henkerbeil .... Peter Andrejitſch .... lieber Peter Andrejitſch! ... Ach, Gott in Deinem Reich! Er iſt verloren, meines Herrn Kind."

Bald ſahen wir die Lichter von Berdo funkeln. Wir ritten an den Gräben hin, den natürlichen Befeſtigungen des Fleckens. Saweljitſch folgte mir ohne ſein klägliches Flehen zu unterbrechen. Ich hoffte glücklich an dem Ort vorüberzukommen, als ich auf einmal im Dunkeln dicht vor mir fünf mit Knitteln bewaffnete Bauern erblickte. Das war der Vorpoſten des Pugatſchew'ſchen Lagers. Wir wurden angerufen. Da ich die Parole nicht kannte, wollte ich ſchweigend vorüber; aber ſie umringten mich gleich und Einer von ihnen ergriff mein

Pferd am Zügel. Ich zog den Säbel und hieb den Bauer auf den Kopf. Die Mütze rettete ihn, doch wankte er und ließ den Zügel los. Die Anderen geriethen in Bestürzung und liefen davon. Ich benutzte diesen Augenblick, gab meinem Rosse die Sporen und sprengte fort.

Schon war ich bei dem Dunkel der hereinbrechenden Nacht außer Gefahr, als ich plötzlich, mich umsehend, Saweljitsch vermißte. Der arme Alte hatte auf seinem lahmen Pferde den Räubern nicht entspringen können. Was thun? Ich wartete einige Augenblicke auf ihn, bald aber war ich überzeugt, daß man ihn festhalte, und lenkte um, ihn zu befreien.

Als ich mich dem Graben näherte, vernahm ich aus der Ferne Geräusch, Stimmen und darunter die meines Saweljitsch. Ich ritt schneller und befand mich bald wieder unter den Wachtbauern, die mich einige Minuten zuvor angehalten. Sie hatten Saweljitsch von seiner Mähre herabgezerrt und wollten ihn binden. Mein Kommen erfreute sie. Sie stürzten sich schreiend auf mich und im Nu hoben sie mich vom Pferde. Einer von ihnen, wie es schien der Obere, verkündigte uns, daß er uns sogleich zum Kaiser führe. „Und unser Vater," fügte er hinzu, „hat nur zu befehlen, ob man Euch auf der Stelle hängen soll oder bis Sonnenaufgang warten." Ich widersetzte mich nicht, Saweljitsch that desgleichen und die Wachen führten uns im Triumphe fort.

Wir kamen über den Graben hinaus und traten in das große Dorf. In allen Häuschen brannte Licht. Lärm und Geschrei erscholl allenthalben. Auf der Gasse begegnete ich einer Menge Volks; aber Niemand bemerkte uns im Dunkeln und erkannte in mir einen Offizier aus Orenburg. Man führte uns geradeswegs nach einem Häuschen an der Straßenecke. Vor der Thür standen einige Weinfässer und zwei Kanonen. „Hier ist

der Palaſt," ſagte Einer der Bauern. „Gleich werdet Ihr gemeldet." Er ging ins Häuschen. Ich warf einen Blick auf Sawelsitſch: der Alte bekreuzte ſich und ſprach Gebete vor ſich hin. Lange wartete ich; endlich kam der Bauer wieder heraus und ſagte zu mir: „Tritt ein, unſer Herr hat befohlen den Offizier vorzulaſſen."

Ich trat in das Häuschen oder in den Palaſt, wie es die Bauern nannten. Es war von zwei Talglichtern erhellt und die Wände mit Goldpapier beklebt: übrigens ſah alles wie in einer gewöhnlichen Hütte aus: ein Tiſch und Bänke, eine Waſchkanne an einer Schnur, ein Handtuch an einem Nagel, eine Ofengabel in der Ecke und ein breiter Herd mit Töpfen umſtellt. Unter den Heiligenbildern ſaß Pugatſchew im rothen Kaftan, eine hohe Mütze auf dem Kopfe und die Arme gravitätiſch in die Seiten ſtemmend. Um ihn ſtanden einige ſeiner Hauptgenoſſen mit heuchleriſcher Ergebenheit. Man ſah, daß die Nachricht von der Ankunft eines Offiziers aus Orenburg in den Aufrührern eine gewaltige Neugier geweckt, und daß ſie ſich anſchickten, mich triumphirend zu empfangen. Pugatſchew erkannte mich auf den erſten Blick, ſeine erkünſtelte Würde war auf einmal verſchwunden. „Ah, Du biſt's!" rief er mir mit Lebhaftigkeit zu: „wie geht's? was bringt Dich her?" Ich erwiederte, daß ich in meiner Angelegenheit gereiſt und ſeine Leute hätten mich angehalten.

„Was iſt denn das für eine Angelegenheit?" fragte er mich.

Ich wußte nicht, was ich antworten ſollte. In der Vorausſetzung, daß ich mich vor Zeugen nicht erklären wollte, wandte ſich Pugatſchew zu ſeinen Kameraden und hieß ſie aus dem Zimmer gehen. Alle gehorchten bis auf zwei, die ſich nicht von der Stelle rührten.

„Sprich nur dreiſt in ihrer Gegenwart," ſagte mir Pugatſchew: „vor Dieſen habe ich kein Geheimniß." Ich that einen Seitenblick auf die Vertrauten des Pſeudo-

fürſten: Der Eine, ein ſchwächlicher, gebückter Greis, mit weißem Bart, hatte nichts Auffallendes an ſich, außer einem blauen Band, das ihm auf dem grauen Kittel über die Schulter hing. Den Andern aber vergeſſe ich zeitlebens nicht. Er war lang, ſtark, breitſchulterig und ſchien mir ein Mann von fünfundvierzig Jahren. Der fuchsrothe, dichte Bart, die grauen, funkelnden Augen, die aufgeriſſenen Naſenflügel und röthlichen Flecken auf Stirn und Wangen gaben ſeinem pockennarbigen, breiten Geſicht einen unbeſchreiblichen Ausdruck. Er trug ein rothes Hemd, einen kirgiſiſchen Schlafrock und Koſakenhoſen. Der Erſtere (wie ich nachher erfuhr) war der deſertirte Corporal Beloborodow, der Letztere Afanaſſi Sokolow (mit dem Beinamen Chlopuſcha), ein beſtrafter Verbrecher, der zwei Mal aus den Sibiriſchen Bergwerken entkommen war. Trotz der Empfindungen, die mich ausſchließlich bewegten, zog die Geſellſchaft, in die ich ſo unvermuthet gerathen war, meine Phantaſie mächtig ab. Da brachte mich Pugatſchew durch ſeine Frage wieder zur Beſinnung:

„Nun, ſo rede, weshalb biſt Du von Orenburg abgereiſt?“

Ein ſeltſamer Gedanke kam mir in den Kopf. Es ſchien mir, daß die Vorſehung, die mich zum zweiten Male mit Pugatſchew zuſammengebracht, mir Gelegenheit gäbe, mein Vorhaben ins Werk zu ſetzen. Ich beſchloß dieſelbe zu benutzen, und noch ehe ich meinen Entſchluß reiflich überdacht, antwortete ich auf die Frage Pugatſchew's:

— „Ich wollte nach Belogorsk, um eine Waiſe zu befreien, die dort mishandelt wird.“

Pugatſchew's Augen blitzten auf. „Wer von meinen Leuten,“ rief er, „wagt es, eine Waiſe zu mishandeln? Und hätte er eine Stirn von Eiſen, meinem Gerichte wird er nicht entgehen. Sprich, wer iſt der Schuldige?“

— „Schwabrin iſt der Schuldige," entgegnete ich. „Er hält jenes Mädchen in Haft, die Du bei der Pfarrerin krank geſehen, und will ſie mit Gewalt heirathen."

„Das ſoll mir Schwabrin entgelten!" ſagte Pugatſchew drohend. „Ich will ihm zeigen, was es bei mir heißt, Willkür üben und den Leuten Unrecht thun. Ich laſſe ihn hängen."

„Erlaube mir, ein Wort zu reden," verſetzte Chlopuſcha mit heiſerer Stimme. „Du haſt Dich beeilt, Schwabrin zum Commandanten der Feſtung zu ernennen, und jetzt beeilſt Du Dich, ihn aufhängen zu laſſen. Die Koſaken haſt Du ſchon dadurch verletzt, daß Du ihnen einen Edelmann zum Befehlshaber gegeben, ſo ſchrecke doch die Edelleute nicht, indem Du ſie auf die erſte Anklage hin ſtrafſt."

„Da iſt kein Grund zur Schonung und zur Gnade," ſagte der Alte mit dem blauen Band. „Schwabrin mag immerhin geſtraft werden: aber es wäre nicht übel, auch den Herrn Fähndrich tüchtig ins Verhör zu nehmen, warum er ſich denn eigentlich herbemüht. Wenn er Dich nicht für den Kaiſer anerkennt, ſo hat er auch bei Dir kein Recht zu ſuchen — wenn er Dich aber anerkennt, warum blieb er denn bis heutigen Tag in Orenburg mit Denen, die Dir widerſpenſtig ſind? Laß ihn doch ins Gerichtshaus führen und dort ein bischen einfeuern: mir iſt ganz ſo, als wäre ſeine Gnaden von dem Orenburger Commandeur abgeſchickt."

Die Logik des alten Böſewichts fand ich recht ſchlagend. Ein Schauer fuhr mir über den ganzen Leib bei dem Gedanken, in weſſen Händen ich mich befand. Pugatſchew bemerkte meine Beſtürzung: „Nun, Ew. Gnaden," ſagte er mir zuwinkend: „mein Feldmarſchall ſcheint gar nicht Unrecht zu haben — was meinſt Du?"

Der Spott Pugatſchew's gab mir meine Mannheit wieder. Ich antwortete ruhig, ich ſei in ſeiner Gewalt, und er könne mit mir verfahren wie ihm beliebe.

„Gut!“ sagte Pugatschew. „Jetzt sprich, in welchem Zustande befindet sich Euere Stadt?“

— „Gott sei Dank!“ erwiederte ich. „Recht wohl.“

„Recht wohl?“ wiederholte Pugatschew: „die Leute sterben ja Hungers!“

Es war wirklich so: ich aber meiner Eidespflicht gemäß, versicherte, das sei ein leeres Gerücht, man habe in Orenburg an Vorräthen vollauf.

— „Du siehst,“ fiel der Alte ein, „er lügt Dir ins Gesicht. Alle Flüchtlinge stimmen in ihrer Aussage überein, daß in Orenburg Hunger und Seuche wüthe, daß man dort Aas verzehre, und das noch mit Freuden — seine Gnaden aber versichert, man habe an Allem Ueberfluß. Wenn einmal Schwadrin gehängt werden soll, so laß doch an demselben Galgen auch diesen wackern Jungen aufknüpfen, daß Keiner den Andern zu beneiden hat.“

Die Worte des verfluchten Alten schienen Pugatschew wankend zu machen. Zum Glück fing Chlopuscha seinem Collegen zu widersprechen an. „Hör doch auf!“ sagte er zu ihm. „Bei Dir soll immer nur gewürgt und gemetzelt sein! Was bist Du denn nur für ein Recke? Sieh doch nur, wie morsch Du selber bist! Stehst schon mit einem Fuß im Grabe und willst durchaus noch Andere um's Leben bringen. Du hast wohl wenig Blut auf Deinem Gewissen?“

„Aber was bist denn Du für ein Heiliger geworden?“ entgegnete Beloborodow. „Wo hast Du auf einmal das Mitleid her?“

„Freilich,“ erwiederte Chlopuscha: „auch ich bin ein Sünder, auch diese Hand (hier ballte er die knochige Faust, und den Aermel aufstreifend entblößte er seinen behaarten Arm), auch diese Hand hat Christenblut vergossen. Aber ich habe meinen Gegner gemordet, nicht meinen Gast — im Freien, auf dem Kreuzweg, im dunkeln Wald, nicht zu Hause hinter dem Ofen — mit Kugel und Beil, nicht mit Weiberklatsch.“

Der Alte wandte ſich ab und murrte vor ſich hin: „Aufgeriſſene Naſe!....“

„Was brummſt Du da, alter Graubart?“ ſchrie Chlopuſcha auf. „Du ſollſt's ſchon kriegen für die aufgeriſſene Naſe! Auch Deine Zeit wird kommen, auch Du wirſt mit Gottes Hilfe die Zange koſten... Aber bis dahin ſieh Dich vor, daß ich Dir nicht den Bart ausreiße!“

„Meine Herren Generale!“ rief Pugatſchew ernſt, „hört auf zu zanken. Es wäre kein Unglück, wenn ſämmtliche Orenburger Hunde an einem Galgen baumeln, aber ein Unglück iſt's, wenn unſere Rüden ſich untereinander beißen. Nun, ſöhnt Euch aus.“

Chlopuſcha und Beloborodow erwiederten kein Wort und blickten einander finſter an.

Ich ſah die Nothwendigkeit ein, dieſem Geſpräch, das für mich ſehr ungünſtig enden konnte, eine andere Wendung zu geben, und ſagte zu Pugatſchew mit fröhlicher Miene: „Ach ja! beinahe hätte ich vergeſſen, Dir für das Pferd und den Pelz zu danken: ohne Dich würde ich die Stadt nicht erreicht haben und wäre auf dem Wege erfroren.“

Mein Kunſtgriff glückte mir. Pugatſchew wurde heiter. „Eine Schuld will bezahlt ſein,“ ſagte er winkend und blinzelnd. „Aber nun erzähle mir, was geht Dich denn das Mädchen an, welches Schwabrin mishandelt? Sie iſt wohl gar die Flamme Deines jungen Herzens? was?“

— „Sie iſt meine Braut,“ antwortete ich Pugatſchew, da ich ſah, daß die Luft günſtiger war, und es auch nicht nöthig fand, die Wahrheit zu verhehlen.

„Deine Braut!“ rief Pugatſchew. „Warum haſt Du das nicht früher geſagt? Ei, wir wollen Dich hübſch verheirathen und auf Deiner Hochzeit ſchmauſen!“ Darauf wandte er ſich zu Beloborodow. „Höre, Feldmarſchall, wir und der Herr Fähndrich ſind alte Freunde;

laß uns jetzt zu Abend eſſen. Gut Ding will beſchlafen ſein. Morgen wollen wir ſehen, was wir mit ihm machen."

Ich hätte auf die mir angebotene Ehre gern Verzicht geleiſtet, aber da war nichts zu thun. Zwei junge Koſakenmädchen, die Töchter des Hauswirthes, breiteten auf den Tiſch ein weißes Tuch, brachten Brot, Fiſchſuppe und einige Flaſchen Wein und Bier — und zum zweiten Male ſah ich mich an der Tafel Pugatſchew's und ſeiner ſchrecklichen Genoſſen.

Die Orgie, deren unwillkürlicher Zeuge ich war, dauerte bis tief in die Nacht. Endlich wurden die Zecher vom Rauſch übermannt. Pugatſchew ſchlummerte auf ſeinem Platze ein; ſeine Genoſſen ſtanden auf und gaben mir ein Zeichen, ihn zu verlaſſen. Ich trat mit ihnen hinaus. Auf Befehl Chlopuſcha's führte mich die Wache in das Gerichtshaus, wo ich auch Saweljitſch fand, mit dem man mich dort einſchloß. Mein alter Wärter war von Allem, was um ihn vorging, dermaßen betroffen, daß er gar keine Frage an mich that. Er legte ſich im Dunkeln hin und ächzte und ſeufzte lange; endlich fing er zu ſchnarchen an. Ich aber gab mich mancherlei Betrachtungen hin, welche mich die ganze Nacht kein Auge zuthun ließen.

Frühmorgens wurde ich zu Pugatſchew gerufen. Ich ging zu ihm. Vor ſeiner Thüre ſtand eine Kibitke, mit drei tatariſchen Pferden beſpannt. Das Volk drängte ſich auf der Straße. Im Vorſaal kam mir Pugatſchew entgegen. Er trug Reiſekleider, einen Pelz und eine Kirgiſenmütze. Ihn umgaben ſeine geſtrigen Tiſchgenoſſen, eine ſehr unterwürfige Miene annehmend, die in lebhaftem Widerſpruch zu Allem ſtand, was ich den Abend zuvor geſehen. Pugatſchew grüßte mich heiter und forderte mich auf, mit in den Wagen zu ſteigen.

Wir ſetzten uns hinein. „Nach Belogorsk!" rief Pugatſchew dem breitſchulterigen Tataren zu, der ſtehend

das Dreigespann kutschirte. Mein Herz schlug heftig. Die Pferde setzten sich in Bewegung, das Glöckchen erklang, die Kibitke rollte dahin ...

„Halt! Halt!“ erscholl eine mir nur zu bekannte Stimme, und ich erblickte Saweljitsch, der uns entgegen lief. Pugatschew ließ anhalten. „Lieber Peter Andrejitsch,“ schrie mein Wärter, „verlaß mich nicht auf meine alten Tage unter diesen Spitz ....“

„Ah, Du alter Graubart!“ sagte Pugatschew zu ihm. „Sehen wir uns doch noch wieder! Na, setze Dich hier auf den Bock.“

— „Dank Dir, guter Herr, Dank Dir!“ sprach Saweljitsch sich setzend. „Gott lasse Dich hundert Jahre leben und gesund sein, weil Du mich alten Mann bedacht und beruhigt hast. Zeitlebens will ich für Dich beten und den Hasenpelz werde ich nicht mehr erwähnen.“

Dieser Hasenpelz hätte Pugatschew zuletzt ernstlich erzürnen können. Zum Glück hatte der Usurpator die unzeitige Anspielung entweder nicht gehört oder nicht beachten wollen. Die Pferde trabten fort; das Volk auf der Straße blieb stehen und verbeugte sich tief. Pugatschew nickte mit dem Kopfe nach allen Seiten. Bald waren wir aus dem Dorfe und flogen über den glatten Weg hin.

Man kann sich leicht denken, was ich in diesem Augenblick empfand. In einigen Stunden sollte ich Diejenige sehen, die ich schon für mich verloren geglaubt. Ich malte mir den Moment unserer Zusammenkunft aus .... Ich dachte auch an ihn, in dessen Händen mein Schicksal war, und an den durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände mich ein geheimnißvolles Band knüpfte: ich erinnerte mich an das blutdürstige Wesen, an die jähe Grausamkeit des Mannes, der sich zum Befreier meiner Geliebten erbot! Pugatschew wußte nicht, daß sie die Tochter des Capitains Mironow war: der erbitterte Schwabrin konnte ihm Alles entdecken — Pugatschew konnte auch auf eine andere Art hinter die

Wahrheit kommen . . . Was wird dann mit Marien geſchehen? . . . Mich überlief's und die Haare ſtanden mir zu Berge.

Plötzlich ſtörte mich Pugatſchew aus dieſen Betrachtungen auf, indem er ſich mit der Frage zu mir wandte: „Worüber ſind Ew. Gnaden ſo nachdenklich geworden?"

— „Wie ſollte ich nicht nachdenklich werden!" antwortete ich ihm. „Ich bin Edelmann und Offizier. Geſtern zog ich noch gegen Dich zu Felde und heute fahre ich mit Dir in einem Wagen und das Glück meines ganzen Lebens hängt von Dir ab."

„Nun?" fragte Pugatſchew, „Dir iſt wohl angſt?"

Ich erwiederte, da er mich ſchon einmal begnadigt, ſo hoffte ich nicht blos auf ſeine Schonung, ſondern auch auf ſeine Hilfe.

„Da haſt Du Recht, bei Gott!" ſagte der Uſurpator. „Du ſahſt, wie meine Geſellen Dich ſcheel anblickten, ja, der Greis beſtand noch heute darauf, Du ſeiſt ein Szion, man müſſe Dich foltern und aufknüpfen: aber ich wollte nicht," ſetzte er leiſer hinzu, damit es Sawelijtſch und der Tatare nicht hören konnten, „denn ich gedachte an Dein Glas Wein und den Hasenpelz. Du ſiehſt, ich bin noch kein ſolcher Blutſauger, wie Eure Leute von mir behaupten."

Mir fiel die Feſtung Belogorsk ein, aber ich fand es nicht nöthig, ihn zu widerlegen und erwiederte kein Wort.

„Was ſpricht man denn von mir in Orenburg?" fragte Pugatſchew nach einigem Schweigen.

— „Man ſpricht, daß es ſchwer iſt, mit Dir fertig zu werden. Das muß man ſagen, Du haſt Dich gezeigt."

Das Geſicht des Uſurpators drückte befriedigte Eigenliebe aus. „Ja wohl!" verſetzte er mit froher Miene. „Krieg führe ich, wie nur Einer. Weiß man denn bei

Euch in Orenburg von meiner Schlacht bei Jusejewa? Vierzig Generale blieben, vier Heere nahm ich gefangen. Was meinst Du, würde der Preußenkönig sich mit mir messen können?"

Die Prahlerei des Räubers kam mir spaßhaft vor. „Wie denkst Du selbst," sagte ich ihm, „würdest Du wohl mit Friedrich durchkommen?"

— „Mit Feodor Feodorowitsch?*) Warum nicht! Komme ich doch mit Euren Generalen durch, und die haben ihn ja geschlagen. Bis jetzt waren meine Waffen glücklich. Nur noch einige Frist und es soll noch anders werden, wenn ich erst gegen Moskau vorrücke."

— „Du glaubst also wirklich auch Moskau anzugreifen?"

Der Usurpator ward eine Weile nachdenklich und sagte halblaut: „Gott weiß! mein Weg ist schmal; ich habe nicht genug Freiheit; meine Gesellen raisonniren zu viel. Es sind Spitzbuben und ich muß recht auf meiner Hut sein. Bei dem ersten Unfall kaufen sie ihren Hals mit meinem Kopf frei."

— „Siehst Du also?" sagte ich zu Pugatschew. „Wär's denn nicht besser, Du trittst beizeiten von ihnen zurück und vertraust Dich der Gnade der Kaiserin an?"

Pugatschew lächelte bitter. „Nein," versetzte er, „für mich ist Reue zu spät. Ich habe keine Gnade zu hoffen. Ich muß fortfahren, wie ich begonnen. Wer weiß? Vielleicht glückt mir's doch! Grischka Otrepjew hat ja doch in Moskau geherrscht!"

— „Weißt Du aber auch, wie er geendet? Man stürzte ihn zum Fenster hinaus, zerschnitt ihn, verbrannte ihn und lud mit seiner Asche eine Kanone, die man abfeuerte."

---

*) Das Volk russificirt die meisten deutschen Namen, besonders, die es am schwersten ausspricht. Aus Friedrich wird immer Feodor.

„Höre," sagte Pugatschew mit einer Art wilder Begeisterung, „ich will Dir ein Märchen erzählen, das ich in meiner Kindheit von einer alten Kalmückin vernommen. Einstmals fragte der Adler den Raben: sage doch, Rabe Du, wie kommt's, daß Du auf der Gotteswelt dreihundert Jahre lebst und ich im Ganzen nur dreiunddreißig? — Darum, Väterchen, weil Du lebendig Blut trinkst, ich aber mich von Aas nähre. Der Adler dachte: gut, das will ich auch versuchen. Gesagt, gethan. Adler und Rabe flogen zusammen aus. Da erblickten sie ein gefallenes Pferd. Sie ließen sich darauf nieder. Der Rabe fing zu picken an und fand es gut. Der Adler pickte ein, zwei Mal, dann schüttelte er die Flügel und sagte zum Raben: Nein, Bruder Rabe, eh ich mich dreihundert Jahr von Aas nähre, trinke ich mich doch lieber einmal mit lebendigem Blute voll — und dann mag's kommen, wie Gott will. — Wie gefällt Dir das Kalmückenmärchen?"

— „Sinnreich genug," entgegnete ich. „Aber von Raub und Mord leben ist nach meiner Meinung eben nichts anders als Aas fressen."

Pugatschew sah mich verwundert an und erwiederte nichts. Wir schwiegen beide, Jeder in seine Betrachtungen vertieft. Der Tatare stimmte ein melancholisches Lied an. Saweljitsch nickte schlummernd auf dem Bock. Die Kibitke flog über die glatte Schneebahn hin .... Auf einmal erblickte ich auf dem steilen Ufer des Jaik das Dörfchen mit den Pallisaden und dem Glockenthurm — und nach einer Viertelstunde waren wir in der Festung Belogorsk.

Zwölftes Capitel.

Die Waise.

Wir fuhren am Commandantenhause vor. Das Volk erkannte den Wagen Pugatschew's und lief uns scharenweise nach. Schwabrin empfing den Usurpator auf der Treppe. Er trug Kosakenkleider und hatte sich den Bart wachsen lassen. Der Verräther half Pugatschew aus dem Wagen und suchte in den kriechendsten Ausdrücken seine Freude, wie seinen Eifer an den Tag zu legen. Als er mich sah, ward er bestürzt, faßte sich aber gleich und streckte mir die Hand entgegen mit den Worten: „Auch Du bist unser! So hätt' es längst sein sollen!" Ich wandte mich von ihm ab und erwiederte nichts.

Das Herz blutete mir, als wir in das wohlbekannte Zimmer traten, in welchem an der Wand noch das Diplom des verstorbenen Capitains hing, wie ein klagendes Epitaph auf die Vergangenheit. Pugatschew ließ sich auf dasselbe Sopha nieder, auf welchem Iwan Kusmitsch zu schlummern pflegte, vom Murren seiner Ehehälfte eingewiegt. Schwabrin selbst setzte Pugatschew Branntwein vor. Er leerte ein Gläschen und sagte, auf mich deutend: „Schenke auch seiner Wohlgeboren ein. Schwabrin trat zu mir mit dem Präsentirteller — ich wandte mich abermals von ihm ab. Er schien ganz außer Fassung zu sein. Bei seinem gewohnten Scharfblick hatte er gewiß errathen, daß Pugatschew mit ihm unzufrieden war. Vor diesem hatte er Angst und mich sah er mistrauisch an. Pugatschew erkundigte sich nach dem Zustande der Festung, nach den Gerüchten über die feindlichen Truppen und dergleichen. Auf einmal fragte er ihn unerwartet: „Höre, was ist denn das für ein Mädchen, das Du in Haft hältst? Zeige sie mir doch."

Schwabrin ward todtenbleich. „Herr," sagte er mit zitternder Stimme .... „Herr, sie ist nicht in Haft .... sie ist krank ... sie liegt in der Oberstube."

— „So führe mich zu ihr," sagte der Usurpator aufstehend. Ausflüchte waren unmöglich. Schwabrin führte Pugatschew in das Zimmer Mariens. Ich folgte ihnen.

Auf der Treppe blieb Schwabrin stehen. „Herr," sagte er, „Ihr könnt von mir verlangen, was Ihr wollt, aber gestattet keinem Fremden, in das Schlafzimmer meiner Frau einzutreten."

Ich erbebte. „Also bist Du verheirathet!" sagte ich zu Schwabrin, und hätte ihn zerreißen mögen.

— „Still!" unterbrach mich Pugatschew. „Das ist meine Sache. Und Du," fuhr er fort, sich zu Schwabrin wendend, „raisonnire nicht und sperre Dich nicht; mag sie Deine Frau sein oder nicht, ich führe zu ihr, wen ich will. Kommen Sie mit, Herr Fähndrich."

An der Thüre des Zimmers blieb Schwabrin noch einmal stehen und sprach stockend: „Herr, ich sage es Euch im Voraus, sie hat das Nervenfieber und schon den dritten Tag redet sie in einem fort irre."

— „Mach auf!" rief Pugatschew.

Schwabrin suchte in seinen Taschen und sagte, er habe den Schlüssel vergessen. Da stieß Pugatschew mit dem Fuß an die Thür; das Schloß sprang ab, die Thüre ging auf und wir traten ein.

Ich blickte hin und war wie versteinert. Auf dem Boden kauerte in einem zerrissenen Bauernkleide Marie, bleich, hager, mit zerzaustem Haar. Vor ihr stand ein Krug Wasser, mit einem Stück Brot bedeckt. Als sie mich erblickte, fuhr sie zusammen und schrie auf. Wie mir damals geschah — ich weiß es nicht mehr.

Pugatschew sah Schwabrin an und sagte mit bitterem Lächeln: „Du hast ein schönes Lazareth!" Darauf trat er zu Marien: „Sprich, mein Täubchen, wofür

ſtraft Dich Dein Mann? Was haſt Du gegen ihn begangen?"

— „Mein Mann!" wiederholte ſie. „Er iſt mein Mann nicht. Ich werde nie ſeine Frau ſein! Ich wollte lieber ſterben und ich werde ſterben, wenn man mich von ihm nicht befreit."

Pugatſchew warf einen drohenden Blick auf Schwabrin. „Und Du haſt es gewagt, mich zu betrügen!" rief er. „Weißt Du, Nichtswürdiger, was Du verdienſt?"

Schwabrin fiel auf ſeine Knie .... In dieſem Moment erſtickte das Gefühl der Verachtung in mir allen Groll und Zorn. Mit Abſcheu ſah ich auf den Edelmann, der ſich einem entlaufenen Koſaken zu Füßen warf. Pugatſchew wurde weicher. „Diesmal will ich Dich noch begnadigen," ſagte er zu Schwabrin, „aber wiſſe, bei dem erſten Vergehen, das Du Dir jetzt zu Schulden kommen läßt, wird Dir auch dies angerechnet. Darauf wandte er ſich zu Marien und ſagte ihr freundlich: „Geh, mein ſchönes Kind, ich ſchenke Dir die Freiheit. Ich bin der Kaiſer."

Marie blickte raſch zu ihm auf und errieth, daß vor ihr der Mörder ihrer Eltern ſtand. Sie bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und fiel beſinnungslos hin. Ich ſtürzte mich zu ihr: aber in dieſem Augenblick drang meine alte Bekannte, Palaſcha, recht dreiſt in die Stube und ſprang ihrer Herrin bei. Pugatſchew trat hinaus und wir gingen alle Drei ins Gaſtzimmer.

„Nun, Ew. Gnaden!" ſagte Pugatſchew lachend. „So wäre das ſchöne Kind frei! Was meinſt Du, ſollen wir nicht nach dem Pfarrer ſchicken und ſeine Nichte trauen laſſen? Ich will recht gern Dein Ehrenvater ſein. Schwabrin iſt Brautführer, wollen ſchmauſen und trinken — und damit gut!"

Was ich befürchtete, traf ein. Als Schwabrin den Vorſchlag Pugatſchew's vernahm, gerieth er auſſer ſich.

„Herr!“ rief er in höchster Aufregung, „verzeiht, ich habe Euch belogen; aber auch Grinew hintergeht Euch. Dieses Mädchen ist keine Nichte des hiesigen Pfarrers, sie ist die Tochter Iwan Mironow's, der bei der Erstürmung der hiesigen Festung hingerichtet worden.“

Pugatschew heftete seine feurigen Augen auf mich. „Was ist denn das?“ fragte er zweifelhaft.

— „Schwabrin hat die Wahrheit geredet,“ erwiederte ich standhaft.

„Davon hast Du mir nichts gesagt,“ bemerkte Pugatschew, dessen Gesicht sich verfinsterte.

— „Urtheile Du selbst,“ antwortete ich, „wie durfte ich in Gegenwart Deiner Leute sagen, daß eine Tochter Mironow's lebt? sie hätten sie ja zerrissen — nichts würde sie gerettet haben!“

„Auch das ist wahr,“ versetzte Pugatschew lachend. „Meine Trunkenbolde hätten das arme Mädchen nicht verschont. Frau Pfarrerin hat wohl gethan, daß sie sie getäuscht.“

— „Höre,“ fuhr ich fort, als ich seine gute Stimmung wahrnahm. „Wie ich Dich nennen soll, weiß ich nicht und kümmere mich auch nicht darum; aber Gott ist mein Zeuge, daß ich mit meinem Leben Dir lohnen möchte, was Du für mich gethan! Nur fordere nicht von mir, was wider meine Ehre und mein christlich Gewissen ist. Du bist mein Wohlthäter, vollende, was Du begonnen, laß mich mit der armen Waise ziehen, wohin uns der Himmel führt; wir aber, wo Du auch sein magst und was mit Dir geschehe, wir werden tagtäglich zu Gott beten, daß er Deine sündige Seele errette.“

Pugatschew's strenges Herz schien gerührt. „Sei's drum!“ sagte er, „straf' ich, so straf' ich, begnad' ich, so begnad' ich, das ist meine Art. Nimm Deine Schöne, führe sie, wohin Du willst und gebe Euch Gott Liebe und Eintracht.“

Hier wandte er sich zu Schwabrin und befahl, mir für alle ihm untergebenen Festungen und Thore einen Passirschein auszufertigen. Schwabrin stand wie vernichtet. Pugatschew ging die Festung zu besehen, Jener folgte ihm; ich aber blieb zurück unter dem Vorwand, daß ich Anstalten zu meiner Abreise treffen wollte.

Sofort eilte ich nach dem Zimmer Mariens. Die Thür war verschlossen. Ich klopfte. „Wer ist dort?" fragte Palascha. Ich nannte mich. Da ließ sich drinnen die liebe Stimme Mariens hören: „Warten Sie, Peter Andrejitsch. Ich kleide mich um. Gehen Sie zu Akulina Pamphilowna, ich werde gleich dort sein."

Ich gehorchte und begab mich zum Pfarrer Gerassim. Er und seine Frau liefen mir entgegen. Sawelitsch hatte sie bereits von Allem in Kenntniß gesetzt.

„Willkommen, Peter Andrejitsch!" sprach die Pfarrerin. „So sehen wir uns mit Gottes Hilfe doch wieder! Wie geht es Ihnen? Wir haben alle Tage Ihrer gedacht. Und was hat Marie Iwanowna, mein armes Täubchen, in Ihrer Abwesenheit gelitten! . . . Aber sagen Sie, Liebster, wie sind Sie nur mit Pugatschew fertig geworden? Wie kamen Sie nur mit heiler Haut davon? Ei, das ist gut, gedankt sei dem Bösewicht auch dafür . . . ."

— „Hör' auf, Alte," unterbrach sie der Pfarrer Gerassim. „Mußt nicht Alles plaudern, was Du weißt. Es ist kein Heil im vielen Reden. Lieber Peter Andrejitsch, treten Sie ein, haben Sie die Güte. Ja, wir haben uns lange, lange nicht gesehen."

Die Pfarrerin setzte mir vor, was sie hatte, und sprach dabei ohne Unterlaß. Sie erzählte mir, auf welche Art Schwabrin sie gezwungen habe, ihm Marien auszuliefern; wie Marie geweint und sich von ihnen nicht habe trennen wollen; wie sie mit Marien in fortwährendem Verkehr gestanden durch Palascha (ein beherztes Mädchen, die auch den Urädnik nach ihrer Pfeife tanzen

lasse), wie sie Marien gerathen habe, mir einen Brief zu schreiben u. s. w. Ich meinestheils erzählte ihr in wenigen Worten, was mir begegnet. Der Pfarrer und die Pfarrerin bekreuzten sich, als sie hörten, daß Pugatschew um ihren Betrug wisse. „Herr Jesus, beschütze uns!“ rief Akulina Pamphilowna. „Gott, laß die Wolke vorüberziehen! Ei Schwabrin — das muß man sagen, ein sauberer Vogel!“

Im selben Augenblick ging die Thür auf und Marie trat ein mit einem Lächeln auf dem bleichen Gesicht. Sie hatte den Bauernrock abgelegt und war gekleidet wie früher, einfach und lieblich.

Ich ergriff ihre Hand und konnte lange kein Wort hervorbringen. Das Herz war uns beiden zu voll und wir schwiegen. Unsere Wirthe fühlten, daß sie überflüssig waren und ließen uns allein. Jetzt sprachen wir und sprachen und konnten uns nicht genug aussprechen. Marie erzählte mir Alles, was ihr seit der Einnahme der Festung widerfahren. Sie beschrieb mir alles Schreckliche ihrer Lage, alle Prüfungen, denen sie der elende Schwabrin unterworfen. Wir gedachten auch der frühern glücklichen Zeit. Wir weinten beide . . . Endlich eröffnete ich ihr mein Vorhaben. In der Festung, die unter der Gewalt Pugatschew's und unter dem Commando Schwabrin's war, konnte sie unmöglich bleiben. An Orenburg, das alle Noth der Belagerung litt, war nicht einmal zu denken. Ich schlug ihr vor, zu meinen Eltern zu reisen. Anfangs schwankte sie; die ihr bekannte unfreundliche Stimmung meines Vaters schreckte sie ab. Ich beruhigte sie aber. Ich wußte, daß mein Vater es sich zum Glück anrechnen und es für seine Pflicht halten würde, die Tochter eines verdienten, fürs Vaterland umgekommenen Kriegers bei sich aufzunehmen. „Liebe Marie,“ sagte ich zuletzt, „ich betrachte Dich für meine Frau. Wunderbare Verhältnisse haben uns unauflöslich verbunden; nichts in der Welt kann uns trennen.“

Marie hörte mich ruhig, ohne geheuchelte Schüchternheit, ohne gezierte Einrede. Sie fühlte, daß ihr Schicksal an das meinige geknüpft war. Doch wiederholte sie, daß sie nicht anders, als mit Einwilligung meiner Eltern meine Frau sein würde. Ich widersprach ihr auch nicht. Wir küßten uns innig, herzlich — und so war Alles unter uns entschieden.

Nach einer Stunde brachte mir der Uradnik den Passirschein mit dem Gekritzel Pugatschew's unterzeichnet, und rief mich zu diesem. Ich fand ihn im Begriff, sich auf den Weg zu machen. Ich kann es nicht ausdrücken, mit welchem Gefühle ich von diesem schrecklichen Menschen Abschied nahm, der ein Böſewicht, ein Wütherich für Alle war, nur nicht für mich. Warum sollte ich die Wahrheit nicht gestehen? In jenem Augenblick zog mich eine lebhafte Mitempfindung zu ihm hin. Ich hatte den glühenden Wunsch, ihn aus der Mitte der Uebelthäter zu reißen, die er anführte, und sein Leben zu retten, so lange es noch Zeit war. Schwabrin und das Volk, das sich um uns drängte, hinderten mich, Alles auszusprechen, was mir auf dem Herzen lag.

Wir schieden aufs freundschaftlichste. Als Pugatschew Akulina Pamphilowna in der Menge gewahrte, drohete er ihr mit dem Finger und winkte bedeutsam. Darauf stieg er in die Kibitke, hieß nach Berdo fahren, und als die Pferde sich in Bewegung setzten, bog er sich noch einmal zum Wagen heraus und rief mir zu: „Leb wohl, vielleicht sehen wir uns noch!" Wirklich sahen wir uns wieder, aber unter welchen Umständen!....

Pugatschew fuhr ab. Ich sah lange auf die weiße Steppe, über die sein Dreigespann hinrollte. Das Volk ging auseinander. Schwabrin verschwand. Ich kehrte zum Pfarrer zurück. Alles war zu unserer Abreise bereit und ich wollte nicht länger zögern. Unsere sämmtliche Habe wurde in einen alten Wagen des Comman-

danten gepackt. Die Fuhrleute spannten rasch die Pferde an. Marie ging, von den Gräbern ihrer Eltern Abschied zu nehmen, die hinter der Kirche beerdigt worden. Ich wollte sie dahin begleiten, aber sie bat mich, sie allein zu lassen. Nach einigen Minuten kam sie wieder still weinend. Der Wagen fuhr vor, Pfarrer Gerassim und seine Frau kamen auf die Treppe hinaus. Marie, Palascha und ich setzten uns in die Kibitke; Saweljitsch fand sein Plätzchen auf dem Bock.

„Leb wohl, Marie Iwanowna, mein Täubchen! Leben Sie wohl, unser lieber, einziger Peter Andrejitsch!“ rief die gute Pfarrerin. „Glückliche Reise und segne Euch beide der Himmel!“

Wir fuhren weg. Am Fenster des Commandantenhauses sah ich Schwabrin stehen. Sein Gesicht drückte finstern Groll aus. Ich wollte über den vernichteten Feind nicht triumphiren und wendete meine Augen nach einer andern Seite. Endlich kamen wir zum Thor hinaus und verließen auf immer die Festung Belogorsk.

Dreizehntes Capitel.

Die Verhaftung.

So unerwartet mit dem geliebten Mädchen vereinigt, um das ich noch am Morgen in so qualvoller Unruhe gewesen, traute ich mir selbst nicht, und mir war, als sei Alles, was mir begegnet, ein leerer Traum. Marie sah nachdenklich bald auf mich, bald auf den Weg, und schien sich noch nicht gefaßt zu haben, noch nicht zur Besinnung gekommen zu sein. Wir schwiegen. Unsere Seelen waren zu ergriffen. Unvermerkt erreichten wir nach zwei Stunden die nächste Festung, die auch Pugatschew untergeben war. Hier wechselten wir die Pferde.

An der Schnelligkeit, mit welcher dieſe angeſpannt wurden, an der eiligen Dienſtwilligkeit des bärtigen Koſaken, den Pugatſchew zum Commandanten eingeſetzt, ſah ich, daß man mich, Dank ſei es der Geſchwätzigkeit des Fuhrmanns, der uns hergebracht, wie einen Günſtling des Hofes aufnahm.

Wir fuhren weiter. Es begann zu dämmern. Wir näherten uns dem Städtchen, wo nach der Angabe des bärtigen Commandanten ſich eine ſtarke Abtheilung Mannſchaft befand, die mit dem Uſurpator ſich vereinigen ſollte. Die Wachen hielten uns an. Auf die Frage „Wer da?" antwortete der Fuhrmann laut: „Des Kaiſers Gevatter mit ſeinem Weiblein." Plötzlich umringten uns eine Menge Huſaren mit fürchterlichen Schmähungen. „Steig' aus, Teufelsgevatter!" ſagte ein ſchnurrbärtiger Wachtmeiſter zu mir. „Dir wollen wir das Bad heizen und Deinem Weiblein auch!"

Ich ſtieg aus der Kibitke und verlangte zum Obern geführt zu werden. Als die Soldaten in mir einen Offizier ſahen, hörten ſie zu ſchimpfen auf. Der Wachtmeiſter führte mich zum Major. Saweljitſch wich nicht von meiner Seite und ſprach vor ſich hin: „Da haſt Du die Kaiſersgevatterſchaft! Aus dem Regen in die Traufe.... Gott in Deinem Reich! wie wird das Alles enden?" Die Kibitke fuhr uns langſam nach.

Wir kamen nach einigen Minuten in ein hell erleuchtetes Häuschen. Der Wachtmeiſter ging mich zu melden und kehrte gleich zurück mit der Anzeige, Seine Hochwohlgeboren hätten keine Zeit, mit mir zu ſprechen, und habe befohlen, mich ins Gefängniß abzuführen, mein Weiblein aber zu ihm.

— „Was ſoll das heißen?" rief ich wüthend. „Iſt er denn verrückt?"

„Das kann ich nicht wiſſen, Ew. Wohlgeboren," antwortete der Wachtmeiſter. „Aber Seine Hochwohlgeboren befahl, Ew. Wohlgeboren ins Gefängniß abzu-

führen und Ihre Wohlgeboren zu Seiner Hochwohlgeboren zu bringen, Ew. Wohlgeboren!“

Ich lief die Treppe hinauf; die Soldaten dachten nicht daran, mich zurückzuhalten und ich eilte gerade ins Zimmer. Hier fand ich sechs Husarenoffiziere beim Pharospiel. Der Major hielt Bank. Wie groß war mein Erstaunen, als ich beim ersten Blick auf ihn Iwan Iwanowitsch Surin erkannte, denselben, der mir einst im Gasthofe zu Simbirsk Geld abgewonnen!

„Ist's möglich!“ rief ich. „Iwan Iwanitsch! bist Du's?“

— „Potztausend, Peter Andrejitsch! Welcher Zufall bringt Dich? wo kommst Du her? Wie geht's, Bruder. Willst Du nicht ein Kärtchen setzen?“

„Ich danke. Laß mir lieber ein Quartier anweisen.“

— „Wozu? Du bleibst bei mir.“

„Das geht nicht, ich bin nicht allein.“

— „Nun, so bringe Deinen Kameraden auch her.“

„Es ist kein Kamerad; ich bin .... mit einer Dame.“

— „Mit einer Dame! Wo hast Du die aufgefischt? Hehe Bruder!“ (Bei diesen Worten pfiff Surin so ausdrucksvoll, daß Alle zu lachen anfingen und ich ganz verlegen ward.)

— „Nun,“ fuhr Surin fort. „Es sei! Du sollst ein Quartier haben. Aber Schade, wahrhaftig!... Wir hätten hier geschmaust wie vormals .... Höre, Bursche! Warum kommt denn die Gevatterin Pugatschew's nicht? Oder sperrt sie sich etwa? Sagt ihr doch, daß sie sich nicht fürchten soll, es sei ein hübscher Herr, der ihr nichts zu Leide thun wird — und kriegt sie fest beim Kragen.“

„Was willst Du nur mit einer Gevatterin Pugatschew's?“ sagte ich zu Surin. „Das ist die Tochter des verstorbenen Capitains Mironow. Ich habe sie aus der Gefangenschaft befreit und führe sie jetzt zu meinen Eltern, bei denen ich sie lassen will.“

— „Wie! Du also warst es, den man mir so eben gemeldet? Ich bitte Dich, was soll denn das bedeuten?“

„Später erzähle ich Dir Alles. Aber jetzt um Himmels willen, beruhige nur das arme Mädchen, welches Deine Husaren ganz erschreckt haben.“

Surin traf sogleich Anstalten. Er ging selbst hinaus, Marien wegen des unwillkürlichen Misverständnisses um Entschuldigung zu bitten, und befahl dem Wachtmeister, ihr die beste Wohnung in der Stadt einzuräumen. Ich blieb zu Nacht bei ihm.

Nach dem Abendessen, als wir allein waren, erzählte ich ihm meine Abenteuer. Surin hörte mich mit großer Aufmerksamkeit. Als ich geendet, sagte er kopfschüttelnd, „Das ist schon Alles gut, Bruder, aber nur eins gefällt mir nicht — was treibt Dich der Teufel zu heirathen? Ich, als ehrlicher Offizier, lüge Dir nichts vor. Glaube mir, die Heirath ist eine Thorheit. Wie willst Du Dich nur mit einer Frau herumschleppen und Kinder warten? Pfui, laß das. Folge mir. Trenne Du Dich jetzt von der Capitainstochter. Den Weg nach Simbirsk habe ich gesäubert und gefahrlos gemacht. Schicke sie morgen allein zu Deinen Eltern und Du bleibe bei meinem Trupp. Daß Du nach Orenburg zurückkehrst, ist ganz unnütz. Du wirst den Aufrührern wieder in die Hände fallen, und ein zweites Mal kommst Du schwerlich von ihnen los. So wird der Liebesrausch schon von selbst vorübergehen und Alles wird sich machen.“

Obgleich ich nicht ganz seiner Meinung war, fühlte ich doch, daß Pflicht und Ehre meine Anwesenheit bei den Truppen der Kaiserin erfodere. Ich entschloß mich, dem Rathe Surin's zu folgen, Marien allein wegzuschicken und bei ihm zu bleiben.

Saweljitsch kam mich auszukleiden. Ich eröffnete ihm, daß er sich den andern Tag bereit halten sollte, mit Marien fortzureisen. Er machte Einwendungen: „Was fällt Dir ein, Herr? Wie kann ich denn Dich verlassen?

Wer wird Dich warten? Was würden Deine Eltern ſagen?"

Da ich den Starrſinn des Alten kannte, nahm ich mir vor, ihn durch Freundlichkeit und Herzlichkeit zu überreden. „Mein lieber Archipp Saweljitſch," ſagte ich ihm, „ſchlage mir's nicht ab, ſei mein Wohlthäter! An Bedienung wird es mir hier nicht fehlen, aber ich kann nicht ruhig ſein, wenn Marie ohne Dich abreiſt. Indem Du ihr dienſt, dienſt Du mir; denn ich bin feſt entſchloſſen, ſobald es die Umſtände erlauben, ſie zu heirathen."

Da ſchlug Saweljitſch die Hände zuſammen mit dem Ausdruck unbeſchreiblichen Erſtaunens. „Heirathen!" wiederholte er. „Das Kind will heirathen! Aber was wird der Vater dazu ſagen? Aber was wird die Mutter davon denken?"

— „Sie werden einwilligen, ganz gewiß einwilligen," antwortete ich, „ſobald ſie Marien kennen lernen. Auch verſpreche ich mir Deinen Beiſtand. Vater und Mutter trauen Dir. Nicht wahr, Du wirſt Dich für uns verwenden?"

Der Alte war gerührt. „Ach, Du mein guter Peter Andrejitſch!" verſetzte er. „Haſt Dich zwar früh entſchloſſen zu heirathen, aber Marie Iwanowna iſt auch ein ſo gutes Mädchen, daß es Sünde wäre, die Gelegenheit vorbeizulaſſen. Wohl denn, es ſei nach Deinem Wunſch! Ich will ſie begleiten, den himmliſchen Engel, und in aller Unterthänigkeit Deinen Eltern anzeigen, daß eine ſolche Braut keiner Mitgift bedarf."

Ich dankte Saweljitſch und legte mich in Einem Zimmer mit Surin ſchlafen. Aufgeregt und erhitzt wie ich war, plauderte ich viel. Surin ließ ſich anfangs ſehr gern auf das Geſpräch ein; nach und nach aber wurden ſeine Worte ſeltener und unzuſammenhängender. Endlich antwortete er mir auf irgend eine Frage mit Schnarchen und Pfeifen. Ich ſchwieg ſtill und bald folgte ich ſeinem Beiſpiel.

Am andern Tag frühmorgens ging ich zu Marien. Ich theilte ihr meinen Vorsatz mit. Sie erkannte ihn als vernünftig an und stimmte mir gleich bei. Der Trupp Surin's sollte noch denselben Tag aus der Stadt rücken. Es war also nicht zu zögern. Ich nahm auf der Stelle Abschied von Marien, nachdem ich sie Saweljitsch anvertraut und ihr einen Brief an meine Eltern gegeben. Marie fing zu weinen an. „Leben Sie wohl, Peter Andrejitsch!“ sprach sie mit leiser Stimme. „Ob wir uns wiedersehen oder nicht, das weiß nur Gott! aber in meinem ganzen Leben vergesse ich Sie nicht; bis zum Grabe bleibst Du allein in meinem Herzen.“

Ich konnte nichts erwiedern. Wir waren von Leuten umringt; in deren Gegenwart wollte ich mich den Gefühlen nicht hingeben, die mich bewegten. Endlich fuhr sie weg. Traurig und schweigend kehrte ich zu Surin zurück. Er wollte mich aufheitern, und ich glaubte selbst mich zerstreuen zu müssen. Wir verbrachten lärmend den Tag und Abends rückten wir ins Feld.

Es war zu Ende Februar. Der Winter, der die kriegerischen Anstalten erschwerte, ging vorüber, und unsere Generale schickten sich zu kräftigem Zusammenwirken an. Pugatschew stand noch immer bei Orenburg. Unterdessen zogen sich um ihn unsere Hilfstruppen zusammen und näherten sich von allen Seiten dem feindlichen Nest. Beim Anblick der Truppen ergaben sich die aufrührerischen Dörfer; die Räuberbanden ergriffen überall vor uns die Flucht und Alles verkündigte einen schnellen, glücklichen Ausgang.

Bald darauf schlug der Fürst Galitzin Pugatschew bei der Festung Tatischtschewa, zerstreute dessen Haufen, befreite Orenburg und schien den Empörern den letzten entscheidenden Schlag beigebracht zu haben. Surin ward um diese Zeit gegen eine Bande rebellischer Baschkiren ausgeschickt, die sich aber zerstreuten, noch ehe wir ihrer ansichtig wurden. Der Frühling hielt uns in einem

Tatarendörfchen zurück. Die Flüsse waren ausgetreten und die Wege unfahrbar. Wir trösteten uns in unserer Unthätigkeit mit dem Gedanken an eine baldige Beendigung des kleinlichen und langweiligen Krieges mit Räubern und Wilden.

Aber noch war Pugatschew frei. Er erschien an den Fabrikorten Sibiriens, sammelte dort neue Banden und trieb abermals sein verbrecherisches Wesen. Wieder verbreitete sich das Gerücht von seinen Erfolgen. Wir erfuhren die Zerstörung sibirischer Festungen. Bald darauf erschreckte die Nachricht von der Eroberung Kasans und dem Zuge des Usurpators gegen Moskau die Befehlshaber der Truppen, die sich sorgloser Ruhe hingegeben hatten, auf die Schwäche der verachteten Rebellen sich verlassend. Surin erhielt den Befehl über die Wolga zu setzen.

Ich will unsern Feldzug und die Beendigung des Krieges nicht beschreiben. Um es kurz zu sagen: das Elend stieg aufs Aeußerste. Die Regierung war überall aufgehoben, die Edelleute versteckten sich in den Wäldern. Räuberbanden tobten allerwärts; die Befehlshaber der einzelnen Truppen straften und begnadigten eigenmächtig; der Zustand des ganzen umfangreichen Bezirks, in welchem das Feuer wüthete, war ein schrecklicher .... Bewahre uns der Himmel, Russen in einem unsinnigen und schonungslosen Aufruhr zu sehen!

Pugatschew floh, verfolgt vom Obersten Michelson. Bald hörten wir von seiner gänzlichen Niederlage. Surin empfing die Nachricht von der Gefangennehmung des Usurpators und damit zugleich den Befehl, Halt zu machen. Der Krieg war beendet. Jetzt konnte ich endlich zu meinen Eltern fahren. Der Gedanke, sie zu umarmen und Marien zu sehen, von der ich gar keine Nachricht hatte, erfüllte mich mit Entzücken. Ich sprang wie ein Kind. Surin lachte und sagte die Achseln zuckend: „Nein! aus Dir wird nichts! Heirathest Du, so bist Du auf immer verloren.“

Indeß verbitterte mir ein seltsames Gefühl meine Freude. Der Gedanke an den mit dem Blute so vieler schuldlosen Opfer bespritzten Bösewicht und an die Strafe, die seiner harrte, beunruhigte mich unwillkürlich. Emeljan! Emeljan! dachte ich mit Verdruß, warum bohrtest Du Dir nicht ein Bajonett durch den Leib? warum warfst Du Dich nicht einer Kartätsche entgegen? Besseres konntest Du nicht thun! — Ja, ich muß es gestehen, der Gedanke an ihn war in mir unzertrennlich von dem Gedanken an die Schonung, die er mir in einer der schrecklichsten Minuten seines Lebens erwiesen, und an die Rettung meiner Braut aus den Händen des boshaften Schwabrin.

Surin gab mir Urlaub. Nach einigen Tagen sollte ich mich wieder im Schooße meiner Familie befinden und meine Marie wiedersehen ....

Plötzlich entlud sich über mich ein unerwartetes Gewitter.

An dem zu meiner Abreise bestimmten Tage, in dem Augenblicke, als ich schon im Begriffe war, mich auf den Weg zu machen, trat Surin zu mir ins Zimmer, ein Papier in Händen haltend, mit äußerst besorgter Miene. Es gab mir einen Stich ins Herz. Ich erschrak, ohne selbst zu wissen worüber. Er hieß meinen Diener hinausgehen und sagte, daß ihn etwas Besonderes zu mir führe. „Was denn?“ fragte ich unruhig.

— „Eine kleine Unannehmlichkeit,“ sagte er und reichte mir das Papier. „Da lies, das habe ich so eben erhalten.“ Ich las: es war ein geheimer Befehl an alle Regimentschefs mich zu verhaften, wo ich nur betreten würde, und sofort unter Bewachung nach Kasan zu der in der Angelegenheit Pugatschew's niedergesetzten Commission zu schicken.

Das Papier fiel mir fast aus den Händen. „Da ist nichts zu machen!“ sagte Surin. „Meine Pflicht ist, dem Befehle Folge zu leisten. Wahrscheinlich ist der

Regierung etwas von Deinem freundschaftlichen Verkehr mit Pugatschew zu Ohren gekommen. Ich hoffe, daß die Sache keine weiteren Folgen haben wird, und daß Du Dich vor der Commission rechtfertigst. Sei nicht traurig und fahre."

Mein Gewissen war rein, ich hatte keine Furcht vor dem Gericht; aber der Gedanke, den süßen Augenblick des Wiedersehens vielleicht noch auf Monate hinauszuschieben, erschreckte mich.

Der Wagen stand bereit. Surin nahm freundlichen Abschied von mir. Man setzte mich hinein; neben mir saßen zwei Husaren mit blanken Säbeln — und so fuhr ich über die Landstraße hin.

Vierzehntes Capitel.

Das Gericht.

Ich hielt mich versichert, daß an Allem meine eigenmächtige Entfernung aus Orenburg Schuld war. Ich konnte mich leicht rechtfertigen, denn Streifzüge waren nicht allein niemals verboten, sondern man munterte hierzu nach allen Kräften auf. Ich konnte nur einer übertriebenen Kampfwuth, nicht des Ungehorsams beschuldigt werden. Aber meine freundlichen Beziehungen mit Pugatschew ließen sich durch eine Menge Zeugen erhärten und mußten wenigstens sehr verdächtig erscheinen. Den ganzen Weg sann ich über die Verhöre, die mir bevorstanden, durchdachte meine Antworten und beschloß vor dem Gericht die reine Wahrheit auszusagen, da ich hierin das einfachste, aber auch sicherste Mittel sah, mich zu rechtfertigen.

Ich kam in das verheerte und abgebrannte Kasan. Auf den Straßen lagen an der Stelle der Häuser Haufen

von Kohlen und überall starrten rauchschwarze Wände ohne Dach und Fenster. Das waren die Spuren, die Pugatschew zurückgelassen! Man führte mich in die Festung, die mitten in der verbrannten Stadt unversehrt geblieben war. Die Husaren übergaben mich dem wachthabenden Offizier. Er ließ einen Schmied rufen. Man legte mir Ketten an die Füße und schmiedete sie fest. Darauf brachte man mich ins Gefängniß und ließ mich allein in einem engen, finstern Loch mit kahlen Wänden und einem kleinen Gitterfenster.

Ein solcher Anfang verkündigte mir nichts Gutes. Doch verlor ich weder Muth noch Hoffnung. Ich nahm zu dem Trost aller Betrübten meine Zuflucht, und nachdem ich zum ersten Mal die Süße des Gebetes genossen, das einem reinen, aber zerrissenen Herzen entströmt, schlief ich ruhig ein, ohne mich um das, was kommen sollte, zu bekümmern.

Am andern Morgen weckte mich der Gefangenwärter mit der Anzeige, daß ich vor die Commission gerufen werde. Zwei Soldaten führten mich über den Hof in die Commandantur, blieben im Vorsaal stehen und ließen mich allein in die inneren Gemächer. Ich trat in einen ziemlich breiten Saal. An einem mit Acten bedeckten Tische saßen zwei Männer: ein ältlicher General von strengem, kaltem Ansehen und ein junger Gardecapitain, freien, gewandten Benehmens und von sehr gefälligem Aeußern. Am Fenster saß an einem besondern Tische der Secretair mit der Feder hinterm Ohre und sich über das Papier neigend, bereit, alle meine Angaben zu protocolliren. Das Verhör begann. Ich wurde nach meinem Namen und Stand gefragt. Der General wollte wissen, ob ich nicht ein Sohn des Andrej Petrowitsch Grinew sei, und auf meine bejahende Antwort versetzte er düster: „Schade, daß ein so ehrbarer Mann solchen unwürdigen Sohn hat!“ Ich entgegnete ruhig, welcher Verdacht auch auf mir lasten möchte, so

hoffte ich mich von demselben zu befreien durch ein offenmüthiges Bekenntniß der Wahrheit. Meine Sicherheit gefiel ihm nicht. „Du bist ein pfiffiger Gesell," sagte er zu mir mit finsterer Miene, „aber wir haben auch noch mit Anderen zu thun gehabt."

Darauf fragte mich der junge Mann, bei welcher Gelegenheit und wann ich in Pugatschew's Dienst getreten und zu welchen Aufträgen er mich benutzt.

Ich erwiederte mit Unwillen, daß ich als Offizier und Edelmann niemals in Pugatschew's Dienste treten und keinerlei Aufträge von ihm annehmen konnte.

„Wie ging es denn aber zu," entgegnete mein Verhörrichter, „daß dieser Offizier und Edelmann allein vom Usurpator verschont blieb, während alle seine Kameraden aufs Schändlichste gemordet wurden? Wie kommt es, daß derselbe Edelmann und Offizier freundlich mit den Empörern zusammen schmaust und von dem Hauptbösewicht Geschenke annimmt, einen Pelz, ein Pferd und einen halben Silberrubel? Woher diese sonderbare Freundschaft, und worauf anders kann sie gegründet sein, als auf Verrath oder mindestens auf elenden, verbrecherischen Kleinmuth?"

Die Worte des Gardeoffiziers verletzten mich tief, und ich begann aufs Lebhafteste mich zu rechtfertigen. Ich erzählte, wie ich das erste Mal mit Pugatschew auf der Steppe zusammentraf während des Schneegestöbers; wie er mich bei der Einnahme der Festung Belogorsk erkannt und verschont habe. Ich sagte, daß ich mir allerdings kein Gewissen gemacht, den Pelz und das Pferd von ihm anzunehmen, die Festung Belogorsk aber hätte ich gegen den Bösewicht bis aufs Aeußerste vertheidigt. Endlich berief ich mich auf meinen General, der meinen Eifer während der unseligen Belagerung Orenburgs bezeugen konnte.

Der strenge Alte nahm einen offenen Brief vom Tische und las ihn laut vor:

„Auf Ew. Excellenz Anfrage in Betreff des Fähndrichs Grinew, der in den jetzigen Aufruhr verwickelt und zu dem Böſewicht in Beziehungen getreten ſein ſoll, welche der Dienſtpflicht und dem Eide zuwider, habe ich die Ehre anzuzeigen: Gedachter Fähndrich Grinew befand ſich zu Orenburg im Dienſte vom Anfang October des vergangenen Jahres 1773 bis zum 24. Februar d. J., an welchem Tage er ſich aus der Stadt entfernt. Von der Zeit iſt er nicht wieder bei meinem Commando erſchienen. Wie man von Ueberläufern hört, war er bei Pugatſchew und fuhr mit ihm zuſammen nach der Feſtung Belogorsk, in welcher er früher gedient. Was ſeine Aufführung anlangt, ſo kann ich ....“

Hier brach er das Vorleſen ab und ſagte mürriſch:

„Was bringſt Du nun zu Deiner Rechtfertigung vor?“

Ich wollte fortfahren, wie ich begonnen, und mein Verhältniß zu Marien eben ſo offen bekennen wie alles Andere. Plötzlich aber empfand ich einen unbeſiegbaren Widerwillen. Es fiel mir ein, daß, wenn ich ſie nenne, ſie der Commiſſion würde Rede ſtehen müſſen: und der Gedanke, ihren Namen unter die ſchändlichen Ausſagen der Verbrecher zu bringen, ja ſie ſelbſt mit ihnen confrontiren zu laſſen — dieſer Gedanke erſchreckte mich dermaßen, daß ich ſtecken blieb und mich verwirrte.

Meine Richter, die, wie es ſchien, von meinen Antworten ſich ſchon etwas günſtiger hatten ſtimmen laſſen, waren beim Anblick meiner Verwirrung aufs Neue gegen mich eingenommen. Der Gardeoffizier verlangte, daß man mich mit dem Hauptangeber confrontire. Der General hieß „den Böſewicht von geſtern“ hereinbringen. Mit Lebhaftigkeit wandte ich mich der Thüre zu, meinen Ankläger erwartend. Nach einigen Minuten hörte ich Ketten klirren, die Thür ging auf und hereintrat — Schwabrin. Ich erſtaunte über ſeine Veränderung. Er war fürchterlich hager und bleich. Sein Haar, ſüngſt noch pechſchwarz, war ganz grau geworden, der lange

Bart zerzauft. Er wiederholte seine Beschuldigungen mit schwacher aber dreister Stimme. Nach seiner Behauptung sollte mich Pugatschew als Spion nach Orenburg geschickt haben; meine Streifzüge hätte ich nur dazu benutzt, über Alles, was in der Stadt vorging, schriftliche Mittheilungen zu machen; zuletzt sei ich öffentlich zum Usurpator übergetreten, mit diesem von einer Festung zur andern gefahren, und hätte auf jede Weise gesucht, meine Verrathsgenossen zu stürzen, um ihre Stellen an mich zu bringen, wie die Belohnungen, welche Pugatschew austheilte. Ich hörte ihn schweigend und freute mich nur über Eins: Mariens Name kam nicht über die Lippen des elenden Verbrechers. Geschah es, weil seine Eigenliebe bei dem Gedanken an diejenige litt, die ihn mit Verachtung von sich gestoßen, oder glomm in seinem Herzen ein Funke desselben Gefühles, das auch mich schweigen hieß — wie dem auch war, die Tochter des Commandanten von Belogorsk wurde vor der Commission nicht genannt. Ich ward in meinem Vorsatz nur bestärkt, und als die Richter mich fragten, womit ich die Angaben Schwabrin's widerlegen könnte, erwiederte ich, daß ich mich an meine erste Erklärung hielte und weiter nichts zu meiner Rechtfertigung zu sagen wüßte. Der General hieß uns abführen. Wir gingen zusammen hinaus. Ruhig sah ich Schwabrin an, sprach aber kein Wort zu ihm. Er lächelte boshaft, und seine Ketten in die Höhe nehmend, gewann er mir einen Vorsprung ab und beschleunigte seine Schritte. Man führte mich ins Gefängniß zurück und ich kam nicht wieder zum Verhör.

Mir bleibt nun noch dem Leser zu berichten, wovon ich zwar selbst kein Zeuge gewesen, was mir aber so oft erzählt worden, daß sich die allergeringsten Einzelheiten meinem Gedächtniß eingeprägt, und daß es mir scheint, als habe ich unsichtbar dem Allem beigewohnt.

Marie wurde von meinen Eltern mit jener aufrich-

tigen Herzlichkeit empfangen, welche die Leute von altem Schrot und Korn auszeichnet. Sie sahen einen Gottessegen darin, daß sich ihnen die Gelegenheit bot, der armen Waise Zuflucht und Trost zu gewähren. Bald gewannen sie sie innig lieb, da es nicht möglich war, sie zu kennen, ohne sie zu lieben. Meine Neigung schien dem Vater keine Thorheit mehr, und die Mutter wünschte nichts sehnlicher, als daß ihr Peterchen die gute Capitainstochter heirathe.

Das Gerücht von meiner Verhaftung bestürzte meine ganze Familie. Marie hatte meinen Eltern so einfach von meiner seltsamen Bekanntschaft mit Pugatschew erzählt, daß dieselbe sie nicht allein nicht beunruhigte, sondern ihnen oft sogar ein herzliches Lachen abgewann. Mein Vater wollte nicht glauben, daß ich in die schändliche Verschwörung verwickelt sein konnte, deren Ziel der Umsturz des Throns und die Vernichtung des Adels war. Er nahm Saweljitsch streng ins Verhör. Der Alte verschwieg nicht, daß sein junger Herr Pugatschew besucht habe, und von diesem allerdings recht begünstigt worden sei, aber er schwur, von irgend einem Verrathe habe er nicht das Leiseste gehört. Meine Eltern beruhigten sich und warteten mit Ungeduld auf günstige Nachrichten. Marie war heftig aufgeregt, schwieg jedoch, da sie die äußerste Bescheidenheit und Vorsicht besaß.

Es vergingen einige Wochen .... Auf einmal erhielt mein Vater einen Brief aus Petersburg von unserm Verwandten, dem Fürsten ***. Der Fürst schrieb ihm von mir. Nach einer gewöhnlichen Einleitung eröffnete er ihm, daß der Verdacht wegen meines Antheils an den rebellischen Unternehmungen sich leider nur als zu gegründet erwiesen habe, daß ich einer exemplarischen Strafe nicht entgangen sein würde, daß aber die Kaiserin aus Rücksicht auf die Verdienste und das Alter des Vaters sich entschlossen habe, den verbrecherischen Sohn zu begnadigen und die Todesstrafe in lebens-

längliches Exil nach einer entfernten Gegend Sibiriens zu mildern.

Dieser unerwartete Schlag hätte meinen Vater beinahe getödtet. Er verlor seine gewöhnliche Standhaftigkeit, und sein (in der Regel stummer) Schmerz ergoß sich in die bittersten Klagen. „Wie!“ rief er einmal über's andere ganz außer sich. „Mein Sohn hat sich an den Unternehmungen Pugatschew's betheiligt! Gerechter Gott! was mußte ich erleben! Die Kaiserin erläßt ihm die Todesstrafe! Ist mir darum leichter um's Herz? Nicht die Strafe ist schrecklich: mein Urahn starb auf dem Schaffott, weil er das vertheidigte, was sein Gewissen heilig hielt; mein Vater litt zusammen mit Wolynski und Chruschtschew .... Aber daß ein Edelmann seinen Eid bricht, sich mit Räubern, mit Mördern, mit entlaufenen Halunken verbindet ... Schmach und Schande über unser Geschlecht!“ .... Von seiner Verzweiflung erschreckt, wagte die Mutter in seiner Gegenwart nicht zu weinen, und suchte ihn zu ermuthigen, indem sie ihm vorstellte, wie trügerisch der Ruf sei, wie unverläßlich die Meinung der Menschen. Der Vater aber blieb trostlos.

Mehr als Alle quälte sich Marie. Ueberzeugt, daß ich mich wohl hätte rechtfertigen können, wenn ich gewollt, errieth sie die Wahrheit, und hielt sich für die Urheberin meines Unglücks. Sie verbarg vor Allem ihre Thränen und Leiden, und sann unterdeß auf Mittel, mich zu retten.

Eines Abends saß mein Vater auf dem Divan und blätterte im Hofkalender, aber seine Gedanken waren anderswo und das Lesen machte nicht den gewöhnlichen Eindruck auf ihn. Er pfiff einen alten Marsch. Die Mutter strickte schweigend eine wollene Jacke und Thränen fielen dann und wann auf ihre Arbeit. Auf einmal erklärte Marie, die ebenfalls an ihrer Arbeit saß, daß sie nothwendig nach Petersburg reisen müßte, und

bat, ihr die Reise möglich zu machen. Die Mutter betrübte das sehr. „Warum nach Petersburg?“ sagte sie. „Mariechen, willst Du uns denn auch verlassen?“

Marie erwiederte, daß von dieser Reise ihre ganze Zukunft abhinge, daß sie die Protection und Hilfe einflußreicher Männer in Anspruch nehmen wolle als Tochter eines Mannes, der für seine Treue gelitten.

Mein Vater ließ den Kopf sinken; jedes Wort, das ihn an das vermeintliche Verbrechen seines Sohnes erinnerte, war ihm peinlich und klang ihm wie ein herber Vorwurf. „Reise, meine Liebe!“ sagte er zu ihr, „wir wollen Deinem Glück nicht hinderlich sein. Gebe Dir Gott einen rechtlichen Menschen zum Mann, nicht einen schurkischen Verräther!“ Er stand auf und ging aus dem Zimmer.

Als Marie mit meiner Mutter allein blieb, eröffnete sie ihr theilweise ihr Vorhaben. Meine Mutter umarmte sie mit Thränen und bat Gott um einen glücklichen Ausgang des Unternehmens. Marie wurde mit Allem versehen, und nach einigen Tagen machte sie sich auf den Weg, in Begleitung ihrer treuen Palascha und des guten Saweljitsch, der gewaltsam von mir getrennt, sich wenigstens in dem Gedanken tröstete, daß er meiner erklärten Braut diene.

Marie kam glücklich auf der Poststation Sophia (bei Zarskoje-Selo) an. Als sie hörte, daß der Hof sich damals in Zarskoje-Selo befand, beschloß sie hier abzusteigen. Es wurde ihr im Zimmer des Posthalters ein Eckchen hinter dem Verschlag eingeräumt. Die Frau kam mit ihr gleich ins Gespräch, nannte sich ihr als die Nichte des Hofeinheizers, und weihete sie in alle Geheimnisse des Hoflebens ein. Sie erzählte, in welcher Stunde die Kaiserin erwachte, Kaffee trank, spazieren ging, welche Großen sich damals in deren Nähe befanden, was sie gestern bei Tafel zu sprechen geruht, wen sie Abends empfangen — mit einem Wort, das Gespräch der Anna Wlassewna war einige

Seiten historischer Memoiren werth und wäre unschätzbar für die Nachwelt. Marie hörte sie aufmerksam. Sie gingen in den Park. Anna Wlassewna erzählte die Geschichte jeder Allee, jeder kleinen Brücke, und nachdem sie lange genug spaziert, kehrten beide, miteinander sehr zufrieden, nach Hause.

Am andern Tag stand Marie ganz früh auf, kleidete sich an und ging sacht in den Park. Es war ein herrlicher Morgen; die Sonne bestrahlte die Wipfel der Linden, welche der frische Hauch des Herbstes schon etwas gelb gefärbt hatte. Der große Teich schimmerte ruhig. Die erwachten Schwäne kamen hinter den Sträuchen hervorgeschwommen, welche die Ufer beschatteten. Marie ging um den schönen Rasenplatz herum, auf welchem erst kurz zuvor ein Denkmal zu Ehren der jüngsten Siege des Grafen Peter Alexandrowitsch Rumänzow errichtet war. Plötzlich wurde sie von einem weißen Hündchen englischer Race angebellt, das ihr entgegenlief; Marie erschrak und blieb stehen. In diesem Augenblick ließ sich eine angenehme weibliche Stimme hören: „Fürchten Sie nicht, er beißt nicht." Und Marie sah eine Dame dem Denkmal gegenüber auf einer Bank sitzen. Marie setzte sich auf das andere Ende der Bank. Die Dame betrachtete sie unverwandt, auch Marie hatte schon mit einigen Seitenblicken dieselbe vom Kopf bis zu den Füßen gemustert. Sie trug ein weißes Morgengewand, eine Nachthaube und ein Ueberkleid. Sie schien eine Vierzigerin zu sein. Ihr volles, rothes Gesicht drückte Ernst und Ruhe aus, und ihre blauen Augen wie ihr feines Lächeln waren von unbeschreiblichem Reiz.

Die Dame unterbrach zuerst das Stillschweigen.

„Sie sind wohl keine Hiesige?" sagte sie.

— „Ganz recht; ich bin erst gestern aus der Provinz hierhergekommen."

„Sie kamen wohl mit Ihren Eltern?"

— „Nein, ich bin allein hier."

„Allein? Aber Sie sind noch so jung."

— „Ich habe weder Vater noch Mutter."

„Sie sind gewiß in irgend einer Angelegenheit hier?"

— „Ja wohl. Ich will der Kaiserin eine Bittschrift überreichen."

„Sie sind eine Waise; haben sich wahrscheinlich über Unrecht und Kränkung zu beklagen!"

— „Nein, durchaus nicht; ich komme um Gnade zu bitten, nicht um Recht."

„Darf ich fragen, wer Sie sind?"

— „Ich bin die Tochter des Capitains Mironow."

„Des Capitains Mironow? Desselben, der in einer der Orenburgischen Festungen Commandant war?"

— „Ja wohl."

Die Dame schien gerührt. „Entschuldigen Sie," sagte sie mit noch freundlicherer Stimme, „wenn ich mich in Ihre Angelegenheiten menge. Aber ich bin oft bei Hofe; theilen Sie mir mit, worin Ihre Bitte besteht und vielleicht kann ich Ihnen helfen."

Marie stand auf und dankte ihr ehrerbietig. Die Dame hatte so viel Herzgewinnendes, und Alles an ihr flößte Vertrauen ein. Marie zog aus der Tasche ein zusammengefaltetes Papier und überreichte es ihrer unbekannten Gönnerin, die dasselbe für sich zu lesen anfing.

Erst las sie mit aufmerksamer, wohlwollender Miene; plötzlich aber veränderten sich ihre Gesichtszüge, und Marie, die mit den Augen jeder ihrer Bewegungen folgte, erschrak über den strengen Ausdruck dieses Gesichts, der einen Moment zuvor noch so ruhig und angenehm war.

„Sie bitten für Grinew?" sagte die Dame kalt. „Die Kaiserin kann ihm nicht verzeihen. Er schloß sich dem Betrüger an nicht aus Unkenntniß und Leichtgläubigkeit, sondern als ein sittenloser, schädlicher Taugenichts."

— „Ach, das ist nicht wahr!" rief Marie.

„Wie, nicht wahr!" versetzte die Dame ganz auffahrend.

— „Bei Gott, es ist unwahr, durchaus unwahr! Ich weiß Alles und will Ihnen Alles erzählen. Um meinetwillen allein hat er sich Allem unterworfen, was ihn betraf. Und wenn er vor Gericht sich nicht rechtfertigte, so geschah es nur, weil er mich in die Sache nicht verwickeln wollte." — Hier erzählte sie mit Lebhaftigkeit Alles, was meinem Leser schon bekannt ist.

Die Dame hörte sie aufmerksam. „Wo sind Sie abgestiegen?" fragte sie dann, und als sie hörte, bei Anna Wlassewna, warf sie lächelnd hin: „Ah! ich weiß schon. Leben Sie wohl, sagen Sie Niemanden was von unserm Begegnen. Ich hoffe, daß Sie recht bald eine Antwort auf Ihr Schreiben erhalten werden."

Mit diesen Worten erhob sie sich und trat in eine bedeckte Allee. Marie kehrte voll freudiger Hoffnung zu Anna Wlassewna zurück.

Diese schalt sie aus wegen des frühen herbstlichen Spazierganges, der, wie sie meinte, der Gesundheit eines jungen Mädchens nachträglich sei. Sie brachte die Theemaschine, und bei einer Tasse Thee hatte sie eben ihre endlosen Erzählungen vom Hofe begonnen, als auf einmal ein Hofwagen an der Thüre vorfuhr, und ein Kammerlakai mit der Meldung eintrat, die Kaiserin habe geruht, das Fräulein Mironow zu sich zu laden.

Anna Wlassewna stammte und gerieth in Bewegung. „Ach du mein Gott!" schrie sie: „Die Kaiserin ruft Sie zu Hofe! Wie hat sie denn nur von Ihnen erfahren? Aber wie werden Sie, meine Liebe, sich nur der Kaiserin vorstellen? Ich glaube gar, Sie können nicht einmal auf Hofmanier gehen .... Soll ich Sie nicht begleiten? Ich kann Ihnen doch wenigstens in etwas zu Hilfe kommen. Und wie wollen Sie denn in Reisekleidern fahren! Soll ich nicht zur Hebamme nach ihrer gelben Robe schicken?"

Der Kammerlakai erklärte, die Kaiserin wolle, daß Fräulein Mironow allein fahre, und so, wie man sie treffe

Da war nichts zu thun. Marie setzte sich in den Wagen und fuhr nach dem Palast, begleitet von Rathschlägen und Segnungen der Anna Wlassewna.

Marie fühlte, daß sie der Entscheidung unseres Schicksals entgegen ging: das Herz schlug ihr heftig und ihr Athem stockte. Nach einigen Minuten hielt der Wagen am Palast. Zitternd stieg Marie die Treppe hinauf. Die Thür ging vor ihr weit auf. Sie schritt durch eine lange Reihe leerer, prächtiger Zimmer; der Kammerlakai zeigte ihr den Weg. Endlich, als sie an eine geschlossene Thüre kamen, sagte er, daß er sie gleich melden wolle und ließ sie allein.

Der Gedanke, die Kaiserin von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ängstigte sie dergestalt, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Nach einem Augenblick ging die Thür auf und Marie trat in das Putzzimmer der Kaiserin.

Diese saß an ihrem Toilettentisch. Einige Hofleute umgaben sie und ließen Marien ehrerbietig durch. Die Kaiserin wandte sich freundlich zu ihr und Marie erkannte in ihr jene Dame, gegen die sie sich im Park so offenherzig ausgesprochen. Die Kaiserin rief sie zu sich und sagte lächelnd: „Ich freue mich, daß ich Ihnen Wort halten und Ihre Bitte erfüllen kann. Ihre Sache ist abgemacht. Ich bin von der Unschuld Ihres Bräutigams überzeugt. Hier haben Sie einen Brief, den Sie gefälligst selbst Ihrem künftigen Schwiegervater einhändigen wollen."

Marie empfing den Brief mit zitternder Hand und fiel, in Thränen ausbrechend, der Kaiserin zu Füßen, die sie aufhob und küßte. Sie sprach mit ihr Mehreres. „Ich weiß," sagte sie, „daß Sie nicht reich sind; aber bei der Tochter des Capitains Mironow stehe ich in Schuld. Sorgen Sie nicht für die Zukunft. Ihre Wohlfahrt ist meine Sache."

So entließ sie die arme Waise, nachdem sie sie aufs

Freundlichſte behandelt. Marie fuhr in demſelben Hofwagen nach Hauſe. Anna Wlaſſewna, die mit Ungeduld auf ihre Zurückkunft gewartet, überſchüttete ſie mit Fragen, auf die jedoch Marie ſehr unzuſammenhängend antwortete. Anna Wlaſſewna zürnte erſt über dieſe Gedankenloſigkeit, ſchrieb ſie jedoch der Schüchternheit des Provinzialmädchens zu, und war großmüthig genug, ſie zu verzeihen. Noch am ſelben Tage kehrte Marie aufs Land zurück, ohne daß ſie neugierig geweſen, nach Petersburg hineinzublicken ....

Hier brechen die Memoiren Peter Andrejewitſch Grinew's ab. Aus Familienüberlieferungen iſt bekannt, daß er zu Ende des Jahres 1774 auf einen Kabinetsbefehl ſeiner Haft entlaſſen wurde. Er war bei der Hinrichtung Pugatſchew's zugegen; dieſer erkannte ihn in der Menge und nickte ihm mit dem Kopfe, der einen Augenblick darauf todt und blutig dem Volke gezeigt wurde.

Kurz nachher heirathete Peter Andrejitſch Marien. Ihre Nachkommenſchaft lebt im Gouvernement Simbirsk in Glück und Ehren. Dreißig Werſte von *** liegt ein Dorf, welches zehn Gutsbeſitzern gehört. In einem Flügel des Herrenhauſes iſt ein eigenhändiger Brief Katharina's II. hinter Glas und Rahmen zu ſehen. Er iſt an den Vater Peter Andrejewitſch's gerichtet, und enthält die Rechtfertigung dieſes letztern, ſo wie Lobesäußerungen über den Geiſt und das Herz der Tochter des Capitains Mironow.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

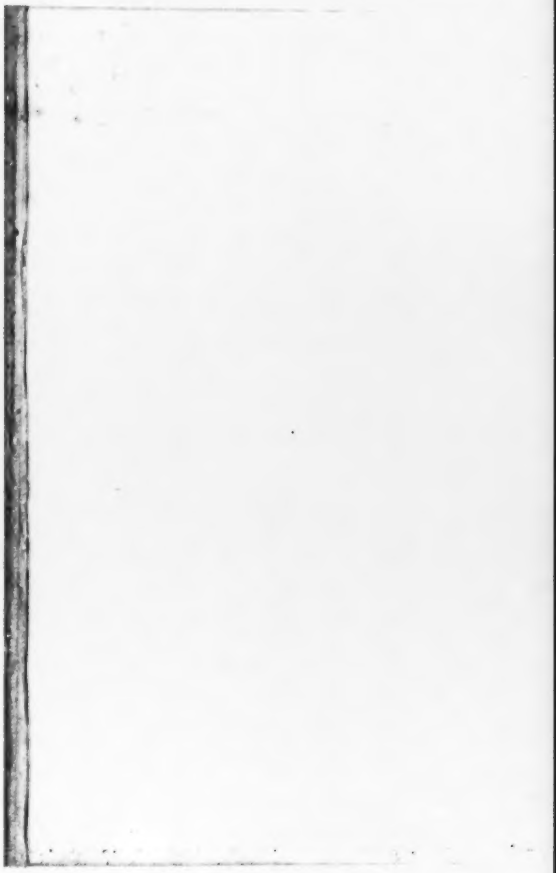
Berichtigungen.

Seite 157 Zeile 6 von oben statt diese Leute lies die Leute
" 164 " 4 v. u. ſt. Nachtblume l. Nachtviole
" 358 " 9 v. o. ſt. des Commandanten l. der Commandantin

Häufig ſind m und n verwechſelt.

Rußlands Novellendichter.

Zweiter Theil.



Rußlands Novellendichter.

Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen

von

Dr. Wilhelm Wolfsohn.

Zweiter Theil.

Nikolaus Pawlow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1848.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Nikolaus Pamlew 1

Erzählungen von Nikolaus Pamlew:

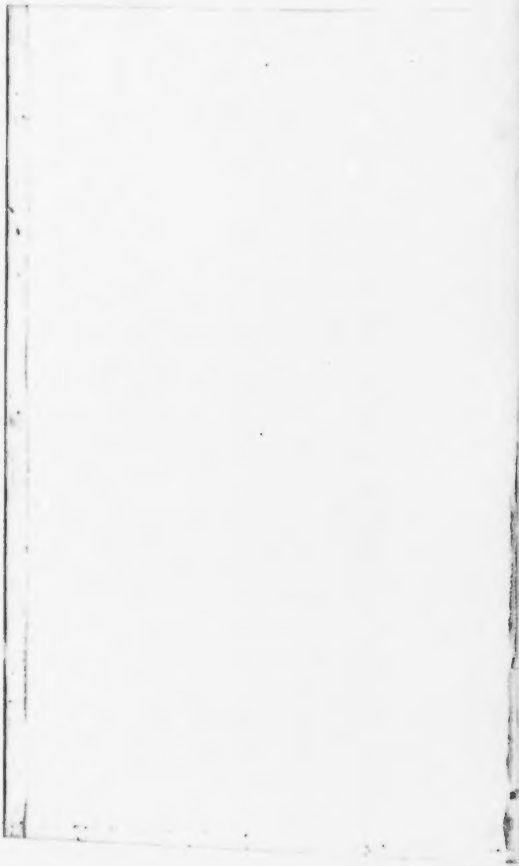
I. Der Maskenball 19

II. Der Namenstag 87

III. Eine Million 125

IV. Der Barbier 207

Nikolaus Pawlow.



An Friederike von T. in Dresden.

Der Dichter, welchen ich Ihnen hier öffentlich zuführe, hat seine poetische Wanderung großen Theils durch die Irrgänge des menschlichen Herzens verfolgt: aber der Genius des Schönen und Guten hat ihn nicht verlassen, und er konnte daher nur solche betreten, von denen, so dunkel sie sind, so tragisch oft ihr Ausweg, doch der Aufblick zum Lichte, zur Versöhnung möglich ist.

Diese Ueberzeugung gewann ich selbst aus den bittersten Wahrheiten seiner Darstellung, und wenn Jemand sie in mir stärken konnte, so waren Sie es, hochverehrte Frau, die Sie von dem verneinenden Geiste des Lebens in so seliger Ferne stehen.

Sie haben Das, was Sie über Pawlow aus meiner strengen, parteilosen Charakteristik in Jordans Jahrbüchern erfuhren, mit jener herzvollen Freundlichkeit aufgenommen, mit der Sie jede edle Regung in der Heimat wie in der Fremde anerkennen.

In dem Augenblicke, wo ich einige Gestalten aus seiner Feder in den Schwall der deutschen Uebersetzungsliteratur bringe, drängt es mich, die Ueberzeugung, die ich eben

aussprach, mir selbst, zu meiner eignen Beruhigung sittlich zu legitimiren, und ich kann es nicht besser, als indem ich diese Novellen zunächst Ihnen vorlege. Denn um Alles in der Welt möchte ich sie nicht mit den modernen Spiegelbildern des Irrthums und der Sünde verwechselt sehen.

Es giebt eine Tiefe des Lasters und der moralischen Gesunkenheit, an die nur das Erbarmen, nur die verhüllte weinende Liebe treten darf, um den letzten Zoll der Menschlichkeit zu entrichten, oder irgend ein Rettungswerk zu vollführen. Aber nur ein kranker, wüster Geschmack, der sich am Grausenhaften letzt, kann die künstlerische Beobachtung dahin leiten, und nur eine Neugier, die kein moralischer Ekel abhält, kann ihr dahin folgen. Bücher, die bei ihren Verfassern und Lesern diese Eigenschaften voraussetzen lassen, liegen heutzutage in vielen Werkstätten der Literatur und in manchem Damenboudoir.

Von solchen Schriftstellern ist Pawlow so weit durch seinen Schönsinn entfernt, wie Sie von solchen Leserinnen durch das hohe Reinlichkeitsgefühl Ihrer Seele.

Einige Bemerkungen über seine künstlerischen Eigenthümlichkeiten erlauben Sie mir hier an eine flüchtige Lebensskizze des Dichters anzuknüpfen.

Pawlow ist zu Moskau im Jahre 1805 geboren. Die furchtbare Katastrophe, welche bald die Zarenstadt betraf, hatte auch auf sein Schicksal großen Einfluß; denn die Franzoseninvasion führte den Ruin seines Vaters herbei, der, bis dahin ein vermögender Kaufmann, den Knaben mit allen Annehmlichkeiten des Wohlstandes umgab. Nach des Vaters Tode konnte er nicht länger

den Gymnasialunterricht fortgenießen, und der Nothbehelf, zu welchem die Familie griff, um seine Fähigkeiten nicht verrosten zu lassen, brachte ihn in eigenthümliche Bildungsverhältnisse, die jedoch seinen poetischen Geist nur förderten, ja, ihn weit früher zum Durchbruch kommen ließen, als es wohl sonst geschehen wäre. Nicht lange blieb er in dem Hintergrunde, in welchen ihn die plötzliche Verarmung der Seinigen gestellt: sein leuchtendes Talent drang vor. Noch sehr jung kam er auf die Universität, und verband sich innig mit Allen, die ihr Scherflein für die literarische Zukunft Rußlands abzutragen hatten. Im zwanzigsten Jahr und noch Student, folgte er dem Zug einer glühenden Liebe, heirathete und wurde schon ein Jahr darauf Witwer. So in raschem Wechsel von heftiger Leidenschaft, von Sorge und Trübsal heimgesucht, warf er sich in die stürmischsten Elemente der Gesellschaft, wo er zu einer reichen, oft aber auch sehr trostlosen Lebenskenntniß gelangte.

Neun bis zehn Jahre hindurch trieb er da umher, und sein geschmeidiges Wesen, seine behende Umsicht, die Geistesgegenwart und Selbstkraft, die ihm sein ungebändigter Stolz gab, haben ihn wunderbar gerettet in den drohendsten sittlichen Gefahren. Wenn auch nicht zu leugnen ist, wenn er auch mit kaum verwundener Bitterkeit fühlte, daß er dabei um manches unersetzliche, theure Erbstück des Glaubens gekommen, daß er seinen Halt oft nur in einem Selbstvertrauen fand, welches auf den Trümmern des Vertrauens zu Andern erbaut war: so geht doch aus den Thatsachen seines Lebens unbestreitbar hervor, daß er mit den Werkzeugen des

Verderbens seinen Geist geradezu gefeit. Mag sein, daß das Blut, in welchem er ihn gebadet, Drachenblut gewesen, der Strom, in welchen er ihn getaucht, ein Höllenstrom: aber der schützende Zauber ist ihm davon geblieben, wie bei den Heroen des deutschen und griechischen Mythus, und die Giftpfeile der Gesellschaft, die ein unerfahrnes Herz tödtlich verwunden, glitten an ihm ab. Er griff vielmehr mit der reizendsten Gewandtheit diese Pfeile auf, diese feingeschnitzten, goldschimmernden Pfeile, und legte sie zu seinem psychologischen Verrath, zu seinen dichterischen Mitteln. Von diesen hat er in jener unruhvollen Zeit wenig Gebrauch gemacht. Nachdem er frühe schon mit einigen Vorarbeiten über den jugendlichen Dilettantismus und die bloße Versuchsthätigkeit hinausgekommen war, entfesselte er nur dann und wann in Epigrammen und Liedern (mitunter von seltenem Vollklang) die augenblickliche Bewegung, und schärfte seinen Witz wie seine Gabe der Analyse in harmloser literarischer Kritik. Endlich als er den wiederholten Bitten eines Freundes nachgab und auf dessen Landgut in einer gesunden, frischathmenden Natur einen monatelangen Aufenthalt nahm, drängten ihn die günstigen Eindrücke seiner Umgebung ungemein zur Productivität, und der milde Hauch der Freundschaft wirkte reinigend auf sein Gemüth, in welchem sich die trübe Gährung niedersetzte. Zwar ließ sich keine Milde und Schonung mehr von seiner poetischen Intention erwarten, da er hauptsächlich die Schätze einer Weisheit benutzte, welche er der dämonischen Macht des Zweifels und den Truggestalten des Lebens abgerungen; zwar rüstete er sich mit schneidendem Spott, mit erkältender Ironie zu

Streifungen durch öffentliche und Privatzustände der Gesellschaft; aber auch die sonnigen Erinnerungen seines Herzens lagen wieder enthüllt vor ihm, und zu allen Eigenschaften, zu allen Mitteln seiner Dichternatur nahm er, wie ich Ihnen schon sagte, den Genius des Schönen und des Guten als sicheres Geleit.

1835 erschienen seine ersten Novellen, drei an der Zahl, von denen das Mittelglied ein Meisterstück poetischer Miniaturmalerei ist, die Anfangs- und Schlußnovelle aber in einer überraschenden Weise die Resultate nicht blos seiner Beobachtung darthun, sondern auch des Fleißes, den er daran gewendet, dieselbe in einer Art mitzutheilen, welche einer mit Stolz und Klugheit Hand in Hand gehenden Liebe die wohlberechnete Wirkung sichert. Es ist eine Liebe, die straft, ein Stolz, der sich im Gefühle für Menschenrecht adelt, und eine Klugheit, die der Liebe, wohin sie strafend eindringen will, ohne Kampf Thor und Thüre zu öffnen sucht — die dem Stolze den feinen, gefälligen Ausdruck giebt, womit er unangetastet durchkommt. Nicht die vor allen Augen liegende Sünde, und wär's auch eine solche, vor der die Schönheit nicht zurückbebt, hat Pawlow hervorheben wollen — über sie hatte ja doch schon das allgemeine Urtheil gerichtet: aber die feinversteckte zog er heraus, oft nicht einmal die active, sondern die passive Sünde, nicht einmal die sündliche Absicht, sondern das sündliche Mittel. Es war ihm nicht darum zu thun, nach der aufgeschossenen Saat des Lasters hinzuleiten, wohl aber auf den zartesten Keim desselben, nicht auf die Missethat, sondern auf ihren Geist. Er wies auf das moralische Unrecht, nicht in der Wildheit und Anarchie der Gewalt,

sondern wie es sich oft in die geschmackvollsten Formen der Cultur, in die heilsamste Ordnung des Gesetzes einschleicht; er zeigte, wie bei einer Verwirrung der edelsten Begriffe von Pflicht und Recht, von Nothwendigkeit und Willkür sich in dem Grundsatze des Einzelnen und in den Gesammteinrichtungen der Gesellschaft der Segen zum Fluche kehrt, der gute Wille zur bösen That. Uns begegnet hier die Lüge nicht in ihrer häßlichen Nacktheit, sondern in ihrer schönen Uebethüllung, und in dieser nicht sowohl Keckheit als Muthlosigkeit, nicht sowohl die Kraft zu heucheln, als die Ohnmacht, wahr zu sein.

Zu Allem dem bedurfte es unter den in Literatur und Leben obwaltenden Verhältnissen einer höchst geschmeidigen und vorsichtigen Darstellung. Wirklich hat Pawlow ein in Rußland neues Genre der Novelle gebildet, in welchem Alles aufgeboten wird, was in der Andeutung Wirksames ist, was die bloße Federzeichnung für eine poetische Physiognomik leisten kann.

Seine Darstellung breitet sich wie eine leichte, durchsichtige Decke über die Gesellschaft, bauscht nicht mit individuellen Ansprüchen, drückt nicht mit Maximen und Vorwürfen, hat keine Farbe von persönlicher Erbitterung — sie schmiegt sich an jede Form, an jede Bewegung, und kein Reiz in diesen, noch etwas, das den Sinn, den Zustand des Einzel- oder Gesammtlebens verräth, geht dem Anschauenden verloren.

Mit aller Vorsicht verfährt denn auch Pawlow bei der organischen Structur seiner Ideen. Er nimmt nie einen zu großen Anlauf, womit er über sein Ziel hinaus eilen könnte. Vielmehr schreitet er ruhig darauf zu,

ohne die Haſt einer Tendenz, aber auch ohne ſich durch Nebenſachen aufhalten zu laſſen. Den Ernſt, der ihm auf dieſem Wege begegnet, rennt er nicht um und dem Scherz weicht er nicht aus. Ganz zu dieſer Weiſe des Dichters paßt ſeine Sprache, von der ich Ihnen freilich in meiner Ueberſetzung nicht einmal ein Schattenbild geben kann. Vielleicht hat er zu viel an ihr gemodelt: aber ſie geht durch alle Kälte der Ironie, ohne daß ihre poetiſche Strömung ſtockt, und durch alles Feuer der Leidenſchaft, ohne in Empfindſamkeit zu ſchmelzen.

Kurz nach dem Erſcheinen der erſten drei Novellen wurde ihm die Ruhe und Häuslichkeit, die einen ſo wohlthätigen Einfluß auf ſeine Productivität geübt, dauernd zu Theil. Er vermählte ſich mit **Karoline von Jäniſch**, welche in letzter Zeit die ruſſiſche Literatur mit ausgezeichneten lyriſchen Dichtungen bereichert hat*). Dann ließ er ein zweites Kleeblatt von Novellen folgen (St. Petersburg 1839).

Jetzt nahm ihn aber auch eine practiſche Wirkſamkeit in Anſpruch, die, obgleich ſehr kurz geſteckt, ihm doch

*) In ihrem ſiebzehnten Jahre trat ſie mit einem Bändchen deutſcher Gedichte auf, theils eigne, theils Ueberſetzungen: „das Nordlicht ꝛc.“ Dresden 1833). Später erſchienen von ihr in Paris „Préludes“ (worin unter Anderm Balladen von Goethe, Uhland, Walter Scott und ein Bruchſtück aus dem Konrad Wallenrod des Polen Mickiewicz meiſterhaft in franzöſiſche Verſe übertragen ſind), ſowie eine „Jeanne d'Arc“, frei nach Schiller. Am entſchiedenſten aber hat dieſe Polyglottendichterin ihren Beruf in ruſſiſcher Sprache documentirt.

Gelegenheit gab, eine Menschenliebe und einen Rechtseifer zu bethätigen, die seinem Herzen große Ehre machen. Vom Generalgouverneur Moskau's in besonderen Aufträgen beschäftigt, wurde er oft zu entscheidenden Eingriffen in die Angelegenheiten der Gefangenen aufgefordert — und hier zeigte er, wie wenig er in der That am Menschen zweifelt, ja, wie ihm jeder Funke des Guten in einer Menschenseele hochheilig ist. Er vergaß Rücksichten, die tausend Andre, sogar weniger weltkluge Leute als er, an seiner Stelle genommen hätten; er vergaß seinen eignen Vortheil und vertheidigte gegen die einflußreichsten Machthaber nicht allein die unterdrückte, auch die nur geschmähte, verdächtigte Unschuld. Er fühlte es, daß ein einziges Trostwort, zu einem Unglücklichen gesprochen, oft mehr werth ist, als die glänzendsten Redensarten des Dichters, und die Bruderhand dem Hilflosen reichen, doch noch eine schönere That ist, als die gelungenste Novelle.

Man hätte indeß glauben sollen, daß bei den neuen Anregungen, die sein psychologischer Scharfsinn erhielt, auch sein Dichtergeist wiederholt neue Lebenszeichen von sich geben würde — und allerdings war und bleibt dies eine Forderung, die man ihm durchaus nicht erlassen kann! Aber er ist seitdem verstummt. Eine Menge der herrlichsten Entwürfe, die er seinen Freunden mitgetheilt, vielleicht auch schon zur Ausführung gediehen, trägt er noch mit sich herum, und viele Anfänge, die Bedeutendes versprachen, ruhen noch in seinem Pult. Wer mag bestimmt und haarklein anzugeben wissen, was ihn aufhält? Aber großentheils ist daran, wie ich schon früher einmal bemerkt habe, die Trägheit Schuld, die

in der Moskauer Luft liegt, und die sich ihm ganz besonders mitgetheilt zu haben scheint. Wer namentlich in den abmattenden Dunst jenes lässigen, bequemen Wohllebens hineingerathen ist und in jene russische Gastlichkeit, die der poetische Gegensatz des deutschen Spießbürgerthums ist, der kommt gewiß nicht so leicht zu einem anhaltenden Thun, das Stille und Abgeschiedenheit verlangt. Die meisten Moskauer Literaten vom bessern Schlag sind erstaunlich schlaff im Produciren. Sie verpuffen ihre besten Gedanken in den freundschaftlichen Zirkeln am Theetisch, werfen nur von Zeit zu Zeit ein Blättchen oder Büchelchen in die Welt hinein, und darüber werden sie alt.

So ist denn auch bei Pawlow der zweite Band seiner Novellen das Letzte von Bedeutung geblieben, was er bis jetzt veröffentlicht.

Ein Fehler tritt in ihnen hervor, der im ersten Bande weniger bemerkbar ist, und mit einigen Tadel abnöthigt. Unser Dichter selbst hat an einem seiner weiblichen Charaktere treffend gezeigt, wie wenig man mit den Schmeichelkünsten der Koketterie spielen darf, und wär's auch zu dem edelsten Zweck. In das Spiel mischt sich unmerklich ein kleiner Ernst, ein unwillkürlicher Trieb der Eitelkeit — es ist jedenfalls doch nur nur ein Mißbrauch der Schönheit, der sich rächt. Das ist nun aber bei jeder Koketterie, ob mit weiblichen Reizen — oder mit ästhetischen, wiewohl da freilich nur eine entfernte Analogie, und die nachtheiligen Folgen höchstens nur als solche analog sind: dort im Leben, hier in der Kunst. Aber genug, es wird nichts Gutes daraus.

Pawlow ist sich seiner Stolvorzüge bewußt, und darf

es sein. Er darf sich sagen, daß es ihm gelungen ist, den feinen, zauberischen Duft der vornehmen Gesellschaft über seine Darstellung zu hauchen. Er muß wohl selbst die neckende, schimmernde Grazie seines Vortrags fühlen, und Niemand wird ihm abstreiten, daß er sich davon eine besondere Wirkung versprechen kann. Nur sollte er sich hier eine scharfe Grenze ziehen, und die feine Manier der Gesellschaft, in die er eingreift, in seinem Ausdruck niemals überbieten. Es ist gewiß, daß in der raffinirten, kokettirenden Anmuth und Schönheit unsrer Salon- und Ballköniginnen jedes Flitterchen an seiner Stelle, jedes Augenblinzeln, jeder Zug um den Mundwinkel, jede Kopfbewegung, jedes Fallen der Locken u. s. w. In jedem Stäubchen dieser parfümirten Atmosphäre mag ein außerordentlicher Sinnenreiz liegen; aber die Muse, auch wenn sie sich in diese Atmosphäre versetzt, auch wenn sie um der Lebendigkeit ihrer Darstellung willen jene Wirkungen erzielt, muß diese Kleinigkeiten nicht bis ins Allereinzelnste auffangen! Wie sie selbst aus der großen, schönen Natur nur jene Züge zusammennimmt, die in ihr harmonisches Bild passen, so darf sie noch weniger aus dieser Ueberkünstelung, aus diesem Lappen- und Läppchenprunk jedes Fäserchen ausziehen.

Wenn Pawlow eine innere Regung veranschaulichen will, so gelingt ihm das oft mit einem bewundernswerthen Lakonismus. Zeichnet er aber Aeußerlichkeiten, so geht er bisweilen zu sehr ins Minutiöse ein, wie ich z. B. von der ganzen ersten Abtheilung des „Maskenballs" sagen muß, daß hier gar zu viel Decorationsschnörkel für die Handlung angebracht sind. Ja, damit

hat er ſich offenbar einen Misgriff zu Schulden kommen laſſen, der ihm hin und wieder Eintrag thut.

Dies abgerechnet, iſt ſeine Darſtellung überall von einer Prägnanz, Wahrheit und Fülle der Beobachtung, die in gar keinem Verhältniß zu der leichten Genrebilderei ſteht, deren er ſich bedient, und in der Viele auch nur die Aufgabe der Novelle ſuchen. Wenn auf den erſten Blick der entſchiedene, ja boshafte Hang, beſonders die Schwäche und Sündhaftigkeit des weiblichen Herzens bloszugeben, bei ihm unangenehm berührt, ſo beachte man dagegen, wie er mit der Anklage eine tiefſittliche Argumentation, und eine Buße, eine Strafe in Verbindung bringt, die Alles ſühnt, die jeden Silberblick der ſchlackigen Seele aufhüllt, dann aber wie er auch die Lichtſeiten der Frauennatur (z. B. im „Yatagan") mit ſo rührender Innigkeit hervorhebt. Glauben Sie nur, die gegen Frauenfehler am nachſichtsloſeſten ſind, kennen oft am beſten den Werth des Weibes. Hat doch unſer ritterlicher Wolfram von Eſchenbach das Bild deutſcher Frauentreue ſo tief in ſeinem Herzen getragen, wie nur Einer, und gleichwohl, Sie wiſſen, läßt er keine Gelegenheit vorbei, Jene, deren „Stimme ſo hell klingt, die aber zum Falſche ſchnell ſind", mit ſeinem derbkräftigen Humor zu geißeln.

Ueber die Männercharactere Pawlow's brauche ich kaum ein Wort zu ſagen. Hier iſt die Echtheit augenfällig. Sehen Sie nur, wie ſeine Männer lieben, wie bei ihnen ſich das Gefühl, die Idee geſtaltet, von der ſie ſich erfüllen laſſen. Er führt Ihnen die einfachſten Menſchen vor, er idealiſirt ſie mit keinem Zuge — dort einen recht praktiſchen, hier einen halbträndelnden Jüng-

ling — nichts Besondres, nichts Großes: aber nun, wenn auf einmal ein fürchterlicher Ernst den Jüngling zum Manne macht, wenn auf einmal die verschlossenen Quellen der Empfindung übersprudeln — bietet er uns nicht den ergreifendsten Anblick der einfachen Mannes-kraft? Und wenn das Schicksal sie höhnt, verfolgt, wenn alle Dolche der verschworenen feindlichen Mächte in ihrer Seele stecken, wie imponirend ist dann ihr oft wortleser Schmerz! Sie hüllen sich noch im Falle in den Mantel des Stolzes, ja, des Egoismus, wie Cäsar in seine Toga, um mit männlicher Würde zu fallen.

Was Pawlow's subjectiven Antheil betrifft, die Art nämlich, wie dieser in seiner Darstellung hervortritt, so wüßte ich keinen der jüngeren Poeten, der in seiner ganzen Kunstpraxis entschiedener jene Stimmung kundgegeben hätte, die der früh verstorbene russische Dichter Lermontow so schön in folgendem Zuruf aussprach:

„Wenn Gram sich zu Dir schleicht, wenn sich mit Sturm und Braus
Die Leidenschaft Dein Herz erschlossen,
Tritt auf den lauten Markt der Menschen nicht hinaus
Mit Deinem rasenden Genossen!

Erniedrige Dich nicht, und bringe nicht zu Kauf
Bald Deinen Zorn, bald Schmerzensstaune,
Und decke nicht die Schwär der Seelenwunden auf,
Daß Dich das blöde Volk bestaune!

Was geht's uns an, ob Du gelitten oder nicht?
Was kümmert's uns, wie Du getrauert?
Welch thöricht Hoffen Dir von Deiner Kindheit spricht,
Vom spöttelnden Verstand bedauert?

O blicke hin: Da geht verbei, wie spielend nur,
Die Menge auf gewohnten Wegen —
Ihr festlich Antlitz trägt Dir keiner Sorge Spur
Und keine Thräne Dir entgegen!

Und doch ist Einer kaum, den Schmerz und Qualen nicht
In schwerer Prüfung niederbogen,
Dem nicht Verlust und Schuld auf seinem Angesicht
Die allertrüben Furchen zogen!"

Mit solchem festlichen, thränenlosen Antlitz läßt Pawlow seine Persönlichkeit durch seine Darstellung ziehen. Ganz wie sein Doctor im „Maskenball", der die erschütternde Geschichte des Freundes mit dem besonnensten Anstand erzählt und dabei auch die allermateriellsten Nebendinge nicht vergißt, spricht er Ihnen von fremdem, aber wirklichem Leid — so gemessen, scheint's, so ruhig, und ohne im Geringsten aus seiner kalten Fassung zu kommen: doch lauschen Sie ihm nur den Moment ab, wo sein Auge rollt, wo es aufglüht: — welch ein brennendes Mitgefühl, welch ein verhaltener Ingrimm! . . . O gewiß, das ist ein Mann, der nöthigen Falls auch noch fester auftreten vermag, als mit dem leichten, tänzelnden Schritt auf dem glatten Parquet.

Als Randzüge zu dieser Skizze will ich über Pawlow's äußere Erscheinung, wie sie auf mich gewirkt, und über die Entwickelung seines Characters aus meinen früheren Mittheilungen nur ein paar Stellen hersetzen:

— „Ein Doppeleindruck von Jugend und Alter, wie er mir noch gar nicht vorgekommen! Etwas in

der Art jener nordischen Dämmerung, von der man nicht weiß, ob sie noch dem Abend oder schon dem Morgen angehört. Ich konnte nicht unterscheiden, war's eine späte Jugend oder ein frühes Alter, was dieses getheilte zweifelhafte Licht auf das ganze Wesen des Mannes warf, und dieses Widerspiel seiner Geberdung hervorrief, in der eine fast ceremonielle Säuberlichkeit mit einfacher Würde, und eine unbewachte Lebhaftigkeit mit verständiger, selbst künstelnder Berechnung wechselte. Diese liebenswürdige Weichheit, diese gefällige Rundung auf der einen, und diese spitzen Härten auf der andern Seite, dies auffahrsame Entgegentreten und diese lauernde Schmiegsamkeit, dieses Vordrängen einer schwunghaften Natur und das Nachkeuchen einer trägen, dieses gesellige Verschwimmen und zugleich ein gewohnheitliches Anhäkeln ꝛc."

— „.... hätte ich auch nichts früher von dem geistreichen Manne gehört, schon sein erstes Begegnen reizte mich vielfach zum Aufmerken. Als noch ein Horaz versichern mußte, daß auch unter schmutzigem Gewande ein gutes Herz schlagen könne, war sicherlich jeder interessant, an dem sich's zeigte; wir aber dürfen das Horazische Thema so umsetzen, daß auch im stutzerhaften Frack eine bedeutende Persönlichkeit stecken kann, auch durch Glaceleder ein Händedruck ehrlich gemeint sein mag — und gewiß hat Jeder schon etwas Anziehendes, an dem sich dies bewährt. Pawlow läßt das gleich vermuthen: er ist so offenbar naturkräftig in einer eben so unverkennbaren socialen Ueberfeinerung. Ich entdeckte an ihm bald so viel große Züge im Großen neben kleinlichen im Kleinen, daß ich mir sagen mußte, der Mann

bethätige ein ſo ſalomoniſches Princip, und wiſſe ſo hübſch närriſch mit den Narren zu verkehren, als weiſe mit den Klugen ꝛc.“

— „Knaben- und Jünglingsalter hatten bei ihm eine ſchwer zu bezeichnende Grenzlinie, und auch damit erinnert er an die nordiſche Natur, in der zwiſchen Frühling und Sommer faſt gar keine Uebergänge ſind. Sehr früh entwickelte ſich bei ihm eine ſpeculative Kraft, aber in umgekehrter Richtung als die philoſophiſche: es war eine Transſcendenz nach der Erfahrungsſeite, ein Abſtrahiren nicht vom wirklichen, ſondern vom Phantaſieleben. Bis zur Verzweiflung quälte ſich ſchon der Knabe ab, die empiriſche Quadratur jedes transſcendenten Zirkels zu finden. Mit einem in ſolcher Frühe unerhörten Kampf zwiſchen Glauben und Wiſſen überrumpelte er gleichſam die Seelenvermögen ſeines Alters, die gewöhnlich noch in ſüßem Frieden ruhen; dieſer Friedensbruch ſcheint ſich an ihm gerächt zu haben, denn jetzt iſt in ihm ſo viel unbewußtes Glauben, und ungeglaubtes Wiſſen — er entbehrt den Troſt des Einen und den Genuß des Andern! Lange vor der naturgeſetzlichen Zeit trat ſein Geiſt unter die Waffen, und darum iſt's vielleicht geſchehen, daß er jetzt bei voller Streitkräftigkeit ſchon als ausgedienter Krieger im Invalidenhauſe des Indifferentismus ſitzt ....“

Doch nein! Er ſitzt noch nicht darin — er hat noch nicht ausgedient. Dieſe harten Worte ſchrieb ich in jenem unfrommen Aerger, der ſich ſo oft an unſere frommen Wünſche hängt — und wie freudig will ich ſie widerrufen, wenn er ſeine moskowitiſche Träg-

heit abſchüttelt und uns beweiſt, daß er ſein Schwert noch nicht in die Scheide geſteckt.

Dann ſollen Sie, verehrte Frau, auch wieder die erſte ſein, der ich die frohe Kunde bringe.

Leipzig, im März 1847.

Wilhelm Wolffsohn.

Erzählungen von Nikolaus Pawlow.

I.

Der Maskenball.

I.

In den erſten Tagen des vergangenen Januar ſtand in einem der älteren Häuſer Moskau's um elf Uhr Abends ein kleiner, hagerer Mann von ſechzig Jahren nachläſſig an den Marmorfuß einer koloſſalen Porphyrvaſe gelehnt. Die Gunſt des Schickſals hatte um ihn einen engen magiſchen Kreis gezogen, an welchem Viele mit ehrerbietiger Scheu vorübergingen, und in den Niemand einzutreten wagte. Eine ſolche Abwehr gegen die immer zerſtreute, immer unachtſame Menge konnte ihn indeß vor mannigfachen Begrüßungen und Verneigungen nicht ſchützen. Unaufhörlich ſtörten ſie dieſe ſorgloſe Stellung, dieſe Erholung des Greiſes. Oft antwortete er den Gäſten mit einem bloßen Lächeln oder er reichte nur die Hand hin, oft trennte ſich auch ſeine ganze Geſtalt vom Marmor. Aber das glänzende Gewirr des Maskenballes, die prächtige Mannigfaltigkeit der Coſtüme, die ſchönen Frauen — Alles dies lenkte übrigens ſeine Aufmerkſamkeit von einem gewiſſen Gegenſtande nicht ab, noch riß es ihn aus ſeiner eigenthümlichen Unterhaltung. Er horchte nicht auf die quiekenden, verſtellten Stimmen, er griff nicht jene wunderſamen, verführeriſchen Worte auf, die in die Luft geworfen, ins Ohr geraunt, von Keinem errathen werden und

doch tief in Jemandes Herz fallen. Er hatte sein eigenes Vergnügen. Ich erfasse ihn jetzt in dem interessantesten Moment des rauschenden Abends, und vielleicht in dem allerglücklichsten seines Alters. Durch die Zeit vom Mitspielenden zum Zuschauer degradirt, hatte er keinen Antheil an dem frohen Treiben des Balles und kein Mitgefühl für die kleinlichen Entzückungen, für die kleinliche Verzweiflung, für diese Millionen Blicke und Hoffnungen, die im Walzer vor ihm glänzten oder in den Quadrillen aufglühten. Gewiß hätte er der unwiederbringlichen Jahre gedacht und bedauert, daß er kein Herz mehr habe für solche Eindrücke, keinen Kopf für solche Pläne, wenn er hier nicht eine Ausbeute gefunden, die dem Greisenleben unentbehrlich, die einzige Belustigung in gewissem Alter — wenn er nämlich nicht gewußt hätte, wo er den Spott der Enttäuschung und das beißende Wort der Erfahrung anbringen sollte. Der Greis muß denn doch thatsächlichen Gebrauch machen von seiner unfreiwilligen Gleichgültigkeit, seiner wohlerworbenen Stumpfheit, er muß ja gelegentlich mit seinem unseligen Vorzug prahlen können: wie freut er sich daher, wenn er Euch wegen eines Versehens sticheln, wenn er sich über Voreiligkeit lustig machen kann, wenn es ihm möglich ist, ein Mislingen vorauszusagen und die Irrthümer einer feurigen Jugend zu beobachten. Wer nichts mehr erwartet, der überredet sich gern, daß jede Erwartung thöricht und nichtig sei. Diesen Lieblingsgedanken hätschelte der Alte, wie er sich an der kaum verhohlenen Ungeduld seiner reizenden Nichte weidete, einer zwanzigjährigen Wittwe. Sie, ein kostbarer Edelstein in der prächtigen Fassung eines phantastischen Anzuges, stand an einer andern Seite der Vase. Hier war das Centrum der Ballwelt, hier war der Genius des Abends, welcher die Blumen der Poesie unter die Menge warf. Um sie her drängten sich die Masken: bald, der Geschichte gleich, trugen sie ihr verdrießliche Wahrheit,

bald, wie eine Novelle, ſchmeichelnde Lüge vor. Sie verſchwendeten ihre haſtige Beredſamkeit, ſie ſuchten einander zu unterbrechen, zu verdrängen, zu überſchreien; aber ſeltſam, Keinem gelang es, die junge Wittwe zu wahrhafter Neugier zu reizen. Keiner traf den ſichern Ton, der die Einbildungskraft eines Weibes herausruft, bei dem ſie unbedingt auffährt — jenen lockenden Klang, dem ſie träumeriſch nachgeht, ſo daß ſie plötzlich Alle verläßt, mitten in einer undurchdringlichen Menſchenmenge nur Einen ſieht, ſich mit ihm vereinſamt, hinter eine Säule ſich birgt, ein unbemerkbares Plätzchen ſucht, ihm allein ihr Ohr, ihr Auge, ihre Seele hingiebt und fragt: „Wer biſt Du?“ ... und ſich froh in das Labyrinth ſeiner Maskeradenerdichtung verliert.

Eine Maske indeß veranlaßte ſie, ſich fortwährend umzuſehen. Dieſe trug ein breites, ſchwarzes Kleid mit goldenen Flitterchen. Ein ſpitzes Mützchen, mit den Zeichen des Zodiacus umwunden, in der Hand ein goldner Stab, ein Gürtel vorn mit Brillanten beſetzt, und die gefurchten Züge einer ſchrecklichen Alten, das waren die ſonſtigen Einzelheiten ihres Anzuges. Uebrigens widerſprach ihr Blick ſehr dieſem falſchen Aeußern, denn er ſchimmerte jugendlich durch die Oeffnungen des angelegten Geſichtes. Lange ſtand ſie ſchweigſam, regungslos, nur ihr goldener Stab bewegte ſich von Zeit zu Zeit, als nähme er allein alle Eindrücke auf, Alles, was ihr die Augen und Ohren hinterbrachten, dieſe Kundſchafter der Seele. Sie ſah, ſie berechnete vielleicht, wie viele maleriſche Stutzer auf die Gräfin von fern durch die Zwiſchenräume der Köpfe blickten, mit ſichtlichem Verlangen näher zu treten — aber die verweichlichten Schritte und die artigen Herzen taugten nicht zum Ankämpfen gegen die Menge. Sie ſah, wie mancher Offizier kraftvoll und ſelbſtvergeſſen in die feindlichen Reihen eindrang, wie vom Himmel mitten in den engen Kreis hineinfiel und, mit hellem Sporenklang auftretend,

seine männliche Gestalt zärtlich neigte, um sich dem anmuthigen Weibe zu nähern und sie an seinem kühnen Arm fortzuziehen ... Ich weiß nicht, warum das Bild fremden Triumphes dieser Maske so am Herzen lag, und was sich unter derselben barg — Schönheit oder Häßlichkeit. Nur mußten nicht alle Geheimnisse der Welt dieser Zauberin bekannt gewesen sein; denn in ihrer Würde, in ihrer eisigen Ruhe verrieth sich eine concentrirte Neugier, die Absicht zu beobachten. Sie bemühte sich nicht, Jemandes Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sie suchte nicht die kleinen Genüsse weiblicher Eigenliebe; ganz erfüllt von irgend einer undurchdringlichen Idee wandte sie sich langsam und gravitätisch umher, allen Bewegungen der muntern Wittwe folgend. In diesem Augenblicke ging das Leben der vermeinten Zauberin völlig in dem Glanze eines fremden Lebens auf; in diesem Augenblicke erinnerte sie an jene unberechenbare Zahl von Menschen, die in die Welt gesandt ohne eigenes Geschäft, ohne eigne Physiognomie, nur zum Ruhm oder Fluche Andrer; Leute, die man sich nur neben Andern denken kann, und die ohne Andere so wenig existiren, wie der Trabant ohne den Planeten, der Neid ohne Ruhm, die Rache ohne Beleidigung. Endlich mochte ihre Unthätigkeit die Maske doch langweilen; sie kam hinter der Vase hervor und trat unter die Menge. Wenn man auch bei ihr von keinem veränderten Gesichtsausdruck auf eine veränderte Gedankenrichtung schließen konnte, so deutete doch wenigstens der goldene Stab Manches über die inneren Bewegungen der Unbekannten an. Erst drehte er sich in ihren Händen als das einzige Wesen, das sie zum Märtyrer ihrer Launen, Scherze oder ihres Aergers bestimmt hatte; jetzt sank er an ihrer Gestalt herab und streckte sich ruhig blinkend auf dem schwarzen Kleide hin, als habe er auf Befehl der Herrin seinen Platz einem andern Spielzeug abgetreten.

Die Maske näherte sich der Wittwe.

„Gräfin," sagte sie, gebückt wie eine Alte, jene Aussprache nachahmend, welche uns die Zeit umsonst lehrt, und geheimnißvoll berührte sie fast das Ohr der Angeredeten: „Ich lese in Ihrem Herzen, alle Falten desselben sind meiner Wissenschaft offen; Sie lachen, aber Sie langweilen sich, Sie hoffen, aber Ihre Hoffnung ist — Dunst." ....

Die Gräfin wandte den Kopf und sah über die Schulter nach der Maske hin, wie ein Weib, das jedem unerwarteten Angriff mit wohlgeübtem Gesichte zu begegnen weiß.

„Es giebt Leute," fuhr die zudringliche Maske flüsternd fort, „auf die auch Ihre Augen nicht wirken."

— „Gewiß?" Bei diesem Worte lächelte die Gräfin mit hinreißender Naivetät.

„Ah, Sie merken nicht!... Ja, Sie sind unglücklich, aber Ihnen ist nicht zu helfen. Wollen Sie, so erkläre ich Ihnen, was gewesen ist und was sein wird."

— „Ich liebe nicht, den Sinn von etwas zu erforschen, was ich nicht gleich verstehe." Dabei wandte sich die Gräfin mit solcher Leichtigkeit ab, als hätte sie es wohl verstanden.

Sie wurden sofort getrennt. Die Maske verschwand. Rauschend nahmen Andere ihre Stelle ein. Unterdeß vertheidigte sich die Nichte auch gegen die stummen Angriffe des Onkels. Die Zauberin wollte mit böser Allwissenheit ein Weib erschrecken, aber dieses Weib fürchtete gutmüthigen Spott. Wie sehr man auch ihre Aufmerksamkeit zerriß, wie sehr auch ihre Zunge und ihr Lächeln sich nach allen Seiten richten mußte, so konnte doch weder das Chaos der Worte, noch das Schimmern der Gesichter oder die blendende Buntfarbigkeit sie völlig einnehmen. Sie vergaß keinen Moment, daß wenige Schritte von ihr der prüfende Greis stand.

Freundlich aber spöttisch blickten auf sie seine klei-

nen, ſchelmiſchen Augen. Sie bahnten ſich unaufhörlich neue, luftige Wege zu ihr: dort über den Kopf eines Zwerges, der ſich an einen Rieſen berandrängte, da zwiſchen reitenden Schultern, zwiſchen prächtigen Locken: ſie ſchlichen ſich immer wieder zur Gräfin, trafen ſie aber nie unvorbereitet. Denn ſie ahnte bei Zeiten ihre Annäherung und begegnete ihnen mit jener behenden, unbegreiflichen Weitſicht, mit welcher die Schildwache den Offizier vorausſieht, mit der ein Untergebener auf dem Balle einen Blick des vergeßlichen, zerſtreuten Obern auffängt, um ſich vor ihm zum zehnten Male zu verbeugen. Was auch um ſie vorging, wovon man mit ihr ſprechen mochte, immer bemerkte ſie den Oheim, ihre Blicke trafen ſich, und es ſchien, als ob ſie ihm mit dem Ausdruck ihres lieblichen Geſichtes haſtig wiederholte: „hier bin ich, Alle ſind hier ....“ Doch in dieſem eifrigen Verlangen, den Spott zurückzuſchlagen, in dieſem Wunſche ſich zu wehren, in dieſer ewigen Bereitſchaft zur Antwort verrieth ſich die Gräfin — denn ſich rechtfertigen, heißt das nicht oft eingeſtehen? So war's auch. — „Alle ſind hier!“ Aber ſobald ſie ſich von dem Einfluß dieſes magnetiſchen Lächelns frei fühlte, das bei aller Gutmüthigkeit, bei all ſeiner harmloſen Unbedeutenheit den ganzen Bau weiblichen Stolzes erſchütterte, das zu unerträglicher Offenheit herausforderte, und um deswillen ſie während des ganzen Balles neben der Vaſe hätte ſtehen bleiben mögen — ſobald ihr der Greis entrückt war und in dem Strom der Masken verſchwand, o, in dieſem Moment war die Lorgnette an den Augen der Gräfin wie angewachſen; ihr neugieriger, heller Blick loderte in Freiheit auf, umfaßte mit einem Male den ganzen Saal, bohrte ſich raſch in die Züge eines Jeden, ſuchte bis zur Thür hindurchzugleiten, jede Ecke auszuſpähen .... in dieſer Minute hörte ſie ſelbſt das Geräuſch ferner Tritte, das Raſſeln eines Wagens, ſie ſah und fühlte Alle .... Ich rede hier nicht von den

ſie Umgebenden. Mit ihnen verfuhr die Gräfin wie mit dem Werke eines Freundes; ſie lächelte nämlich entzückt juſt an ſolchen Stellen, wo eine Thräne gehofft wurde. Doch bald entfiel die Lorgnette ihren Augen, die begeiſterte Minute war kurz; wieder erſchien der Onkel, wieder Cavaliere, Damen. Nun mußte ſie ihnen den geſtohlenen Moment bezahlen, mußte ihnen unabläſſig verſichern: „Ich bin Euer, mein Ohr, meine Zunge, meine Seele gehört Euch“ — und freigebiger verſchwendete ſie ihre Worte, zeigte ſich aufmerkſamer, heiter, lebhaft, bezauberte mit ihrer Allerweltsfreundlichkeit und ihrer wohlfeilen Theilnahme.

Die Gräfin hatte ein weißes Gazekleid an. Feſt an ihrer üppigen Bruſt und ihrer ſchlanken Taille anliegend, weitete es ſich auf einmal in tauſend nachläſſige Falten, und breit und majeſtätiſch fiel es ihr zu den Füßen herab, wo ſich eine leichte, ſilberne Weinguirlande um daſſelbe ſchlang. Wie die Binde eines Ritters, die ein Geſchenk der Liebe oder das Ehrenzeichen für eine edle That iſt, wallte ihr ſanft von der rechten Schulter unter den linken Arm eine roſige Schärpe, und auch hier ſchimmerten an der Kante ſilbergeſtickte Weinblätter. Die dunkelbraunen Haare hinderten nicht durch eigenſinniges Geringel das volle Leuchten der Schönheit, und warfen keinen Schatten auf die traumhafte Weiße des Geſichtes; ruhig und einfach ſchmiegten ſie ſich an die Schläfe, ließen den vordern Theil des Hauptes andern Zierden der Natur frei und vereinigten ſich hinten in einem dichten, ſtarken Geflecht, welches zu beiden Seiten zwei Schleier, roſa und weiß, umflatterten, mit zwei Firmamenten ſilberner Sterne überſät. Einige zitternde Löckchen fielen aus dieſem Geflecht, das aus dem alten Griechenland vom Haupte der Diana genommen war. In ihrer Hand hielt die Gräfin einen Strauß vielfarbiger Anemonen, und auf ihrer Stirn funkelte ein Morgenſtern aus Brillanten. Doch erin-

nerte an ihr, die jungfräulichen Farben ihres Anzuges ausgenommen, nichts an die patriarchalische Einfachheit und Unschuld des Morgens. Sie glich vielmehr dem Abendstern, welcher die Seele nicht besänftigt, sondern die Phantasie aufregt und dem Schlaflosen leuchtet. Ihre Hauptschönheit waren ihre glänzenden Augen; sie glänzten im eigentlichsten Sinne des Wortes. Immer Funken sprühend, strahlend, machten sie es unmöglich, ihre Farbe zu beobachten. Gott weiß, woher bei uns dieser ungewöhnliche Glanz kommt, diese Erscheinung des Südens! Hängt er von der materiellen Beschaffenheit des Organes ab, oder schimmert in ihm irgend ein hochmüthiger Theil der Seele durch? Nur schreibe man ihn ja niemals unauslöschlichen Gefühlen des Herzens zu. Bei uns im Norden sind glänzende Augen treuloser, als matte — das ist nicht unsere Natur, das ist Täuschung, Versuchung, das ist ein leuchtendes Aushängeschild desselben Winters, das ist derselbe Schnee, nur von der Sonne beschienen.

Und diese Augen senkte die Gräfin nicht .... als ein Wesen, dem das Schicksal befohlen, munter über die Erde hinzuschweben, ohne zu bemerken, was dort geschieht, ohne an irgend einem Kummer hängen zu bleiben. Ihre langen, aufwärts gebogenen Wimpern, ihr herrlich gerundetes, leicht erhöhtes, rosiges Kinn — alle ihre Züge richteten sich stolz nach dem Himmel, und man brauchte nur zu ihren Füßen sich zu befinden, um von ihr nicht gesehen zu werden.

Nun denke ich, muß man wohl errathen, wie die kitzeligen Worte der Maske auf sie gewirkt und was sie empfand, als der unermüdliche Oheim langsam die rechte Hand in die Weste steckte, während er durch die linke das Uhrkettchen gleiten ließ, und wie eine gezierte Braut zweideutig den Kopf neigend, in dem allermitleidigsten Tone sagte: „Meine Liebe, es ist schon halb zwölf.“ Dabei heftete er lauernd seine Blicke auf die Nichte. Nach

deren klugem, sorglosem und möglichst heiterm Lächeln zu schließen, hatte diese Bemerkung des Greises gar viel zu bedeuten.

Doch was erwiedern auf eine eben so verständliche, als wohlangebrachte Wahrheit? Und wie eine solche Wahrheit ungestraft lassen? Die Gräfin klopfte ihm mit ihrem Strauß auf die Finger, lehnte ihren Arm auf die Schulter eines Cavaliers, flog ein paar Mal dahin und verschwand in den regenbogenfarbigen Wellen der Costüme. Die Musik eines unsichtbaren Orchesters tönte harmonisch durch den duftigen Saal. Doch nein, das war kein Saal! Was ist denn ein Saal, dieses charakterloseste aller Zimmer? Nackte Wände, eine Reihe Stühle, ein häuslicher Marktplatz, auf dem das Familienleben keine Spuren und keine Erinnerungen zurückläßt.... Das war ein Gastzimmer, welches zuweilen in einen Saal umgewandelt wurde, ein Saal in alterthümlicher Einrichtung eines Gastzimmers. Es hatte noch ganz die Gestalt, die den Vorfahren gefiel; noch hatte es der moderne Geschmack nicht verdorben und keine Verarmung geplündert. Die leichtgewölbte Decke stützte sich auf ein Karnies, das mit seinen korinthischen Säulenschnörkeln kühn vorragte, und die himmelähnliche Rundung von den geraden Linien der Erde abtheilte. Oben befanden sich an entgegengesetzten Enden zwei geheimnißvolle Vertiefungen, die mit unzähligen, blendenden Lichtern wie umgittert waren. Goldene Amorpfeile schimmerten an den seidenen Vorhängen über den hohen, schmalen Fenstern. Schwere Bronze glänzte auf Malachit und Mosaik. — Was aber einen sinnigen Moskauer mehr denn Alles in Verwunderung setzen konnte, das waren die mit freigebiger Hand ausgestreuten Kunstgegenstände, ein nicht blos zu sinnlichem Genuß verschwendeter Reichthum: der Kamin aus carrarischem Marmor, ein italienisches Meisterwerk, die Vasen von südlicher Eleganz, die Bilder, welche vom Kar-

nies bis dicht an die sammtnen Divans und Sessel, auf denen einst die Großmütter geruht, alle Wände bedeckten. Da war keine Stelle, wo Ihr Euch von dem zauberischen Eindruck des Marmors, des Lichtes, der Malerei erholen konntet. Hier der betende Mönch von Rubens, dort ein Portrait Van Dyk's, eine Venus von Tizian .... und wolltet Ihr etwa einen boshaften Blick hinter diese Bilder werfen, Ihr fändet da nicht die nackten Merkmale kleinlicher Berechnung: da ist derselbe kostbare Stoff, derselbe stolze Reichthum, der für sich vergoldet, nicht für Euch. Nun füllt dieses Gastzimmer oder diesen Saal mit Costümen aller Völker, aller Jahrhunderte und der weiblichen Phantasie, belebt es mit einer glänzenden Menge, mit den schönsten Perlen Moskaus — und vergeßt, daß es eine andere Welt, ein anderes Leben giebt, und macht Euch kein Gewissen hier von dem Plunder, dem Gassenschmutz der Menschheit, von der unsinnigen Misernte auszuruhen. Versetzet hierher die Gräfin, mit ihrem rosa- und weißen Schleier, der im Walzer so dicht um die halbentblößten Schultern flattert ....

Als ihr Tänzer mit ihr an ihren frühern Platz herangehüpft kam, hatte sich hier eine neue Person eingefunden. Der scherzhafte Greis fiel einen Augenblick aus seiner Rolle, eine gutmüthige Freude verdrängte den Ausdruck des Spottes, und er sagte zu dem Gaste, indem er freundschaftlich dessen Hand drückte:

„Ah! Doctor, endlich sieht man Sie auch; sind Sie lange wieder da? Ich glaubte, Sie kämen gar nicht mehr, vergessen mich ganz ...."

Darauf bog er sich zurück und lehnte sich wieder an den Marmor. Der Doctor senkte seine klugen Augen, ließ seine Hand zur vollen Verfügung des Wirthes und stand mit einer starren Verbeugung da. Das erste Begegnen nach langer Trennung, selbst bei noch so vertrauten Menschen, fängt nie damit an, womit der Abschied

geendet, ſondern gewöhnlich mit gezwungenen Manieren und mistrauiſcher Höflichkeit, namentlich von Seiten des niedriger geſtellten Freundes, und vollends gar von Seiten eines Arztes, dem es nur lieb ſein kann, wenn ſich ihm die Gelegenheit bietet, kalt zu erſcheinen, da er freundſchaftliche Verbindungen zu fürchten hat. Die Freundſchaft zahlt blos mit Gefühlen, mit der Münze des Herzens. In ſeinem bedeutungsvollen Aeußern zeigte ſich viel ſeltſam Widerſprechendes. Die weiße Halsbinde, die einzige auf dem Maskenballe, und der graue, ſtruppige Backenbart; die tiefen Runzeln auf der Stirn und die dünnen, ſchwarzen Brauen; die Reſte halb dunkeln, halb grauen Haares am Hinterkopf und an den Schläfen (in ſolchem Verfalle, daß man ſah, wie wenig es ſich der Mühe verlohnen, oder wie wenig er Zeit haben mochte, ſich um ſie zu kümmern) und die rothen Backen, ein Zeichen des ewigen Appetites der Aerzte!

Nach und nach fing er an ſich zu beleben, wie die Statue Pygmalions, und kam in ſeine urſprüngliche Verfaſſung, d. h. er ſetzte ſich wieder auf den Fuß, auf welchem er ſeit undenklicher Zeit mit dieſem Hauſe ſtand. Der Doctor war ein ruſſiſcher Deutſcher, und ſprach daher beſſer ruſſiſch als ein Ruſſe. Seine Erwiederung auf den Gruß des Wirthes erſchien erſt wie ein ſchwankes Reis, dann faßte ſie Wurzel und zuletzt wuchs ſie als vielaſtiger Baum in die Höhe, der alle geſunden Theile der Geſellſchaft umſchlang. Der Kranken, das verſteht ſich, war er überdrüſſig. Er erzählte, daß er kaum Zeit gehabt, ſich umzukleiden, er ſei eben aus Petersburg zurück — und ſchon hatten ſeine Finger mehrmals in die ewig offene Tabaksdoſe gegriffen, und blieben einigemal tiefſinnig in der Luft ſchweben. Je mehr er ſeine Beredtſamkeit entfaltete, deſto ſichtlicher war's, daß er ſich ſelbſt hörte: eine Gewohnheit, die ihm hier recht zu Statten kam, da ihn der Freund bald nicht mehr hörte. Endlich gewahrte auch die Gräfin den Doc-

tor: sie flog auf ihn zu, drückte ihm herzhaft die Hand und zeigte sich hocherfreut. Ihr Erscheinen aber gab dem Gespräche gleich eine andere Wendung, und brachte die Gedanken des alten Oheims wieder in das frühere Gleis.

„Es ist mir sehr lieb, daß Sie gekommen sind," sagte er traurig. „Ich muß mit Ihnen ernstlich sprechen wegen der Gesundheit meiner Nichte . . ."

— „Bitte, hören Sie ja nicht auf den Onkel," unterbrach sie ihn, und um ihn ganz aus dem Gespräche zu verdrängen, trat sie näher an den Doctor heran. „Nichtwahr, das Costüm der Cirkassierin ist reizend?"

„Reizend," erwiederte der Doctor, welcher die Cirkassierin gar nicht sah, und lächelte so geschickt, daß sein Lächeln nicht frech erscheinen konnte, wenn die Gräfin wirklich krank war, und nicht dumm, wenn sie gesund war."

In diesem Augenblicke seufzte neben ihr eine Maske, raunte ihr ächzend ins Ohr: „O weh, er wird nicht kommen," und verschwand.

„Sehen Sie," fuhr der Hausherr fort, „von Ihren gewöhnlichen Mitteln erwarte ich nichts, auch die Homöopathie wird nichts helfen, vielleicht aber der Magnetismus . . ."

Der Doctor lächelte deutlicher.

— „Aber was machen wir hier! Setzen wir uns doch zum Whist . . . Olga, meine Liebe, sei nicht böse, ich kann wirklich nicht dafür . . ."

Die Musik spielte das Ritornell der französischen Quadrille, und ein Offizier stand vor der Gräfin in stummer Erwartung. Sie lächelte, und sah sich nach allen Seiten um. Auf einmal näherte sich ihr wieder eine Maske in weißem Domino — wahrscheinlich eine Alliirte der andern — stellte sich zwischen sie und den Cavalier, und flüsterte ihr zu: „Da ist er!" wobei sie nach der Thüre blickte. Rasch wandte sich die Gräfin von der

Thüre weg, ihre Augen sahen nun nirgends hin, ihr Gesicht ward ruhig, es schwanden von demselben alle Zeichen der Erregtheit und der Ungeduld; doch sprach sich darin nicht die Ruhe des Glückes aus, nicht jene Gewißheit, ein Ziel erreicht zu haben, über das hinaus es keines mehr giebt. Eine reizende Schüchternheit zeigte sich in ihren Bewegungen, eine gewisse Nachdenklichkeit in ihren Zügen. Wo ist die geheimnißvolle Zauberin, wo die Unheilsprophetin, die ihr eben geweissagt, daß er nicht kommen würde? ... Sie werden ihn sehen, ihn und sie ... o, hier ist es so hell, hier sind so viele Zeugen für einen Triumph! ... Die Gräfin reichte dem Cavalier zerstreut ihre Hand und führte ihn in das Carré, das sich nahe am Eingang des Saales bildete. Er sprach ihr etwas von „vis-à-vis, vis-à-vis," was sie aber nicht zu hören schien. Ihr Oheim begab sich in die entfernten Zimmer, der Doctor wankte ihm nach.

„Wer ist das?"

— „Ich sehe ihn zum ersten Mal."

Diese Frage und Antwort wechselten, wie sie neben einander in der ersten Tour der Quadrille hinschritten, eine schöne Jüdin und ein Schriftsteller, der Prosa schrieb, aber von Allen Poet genannt wurde. Schriftsteller mag man auf einem Balle fragen, nach wem man will, sie kennen Niemand.

„Wie hübsch er ist!" sagte eine junge Türkin, die Lorgnette emporhebend; „er hat etwas à la Fradiavolo."

„Das also gefällt Ihnen!" versetzte ihr modebildähnlicher Cavalier mit stolzem Gefühl seiner Würde, indem er gewandt vortrat, die zweite Tour zu beginnen, und mit einer verzweifelten Enttäuschung auf das grüne Blatt im Knopfloch seines Frackes blickte.

„Ja, Lewin ist ein reicher Mann," gab ein corpulenter, finsterer Greis Jemanden zur Antwort, klopfte dabei mit den Fingern auf seine Dose, und sah nach

der Decke, offenbar überzeugt, daß unter diesem Gemenge von Worten er allein etwas Rechtes gesagt.

Vier Augen maßen sofort den „reichen Mann“ vom Kopf bis auf den Fuß.

Inzwischen bewiesen einige Cavaliere ihren jungen Damen, daß er nur zufällig einen Schnurrbart trage, aber nie Militair gewesen sei; andere dagegen behaupteten steif und fest, daß er in der Garde gedient habe.

Die Gräfin allein, wiewohl sie von allen Tanzenden der Thüre vielleicht am nächsten stand, hatte nicht im Mindesten Acht auf ihre Umgebung, sondern sie sprach im freundlichsten Weltton mit dem Offizier, der ihr zugefallen und sich durch wunderbare Schweigsamkeit auszeichnete. Sie beschäftigte sich mit ihm so eifrig, als wollte sie unbedingt den Ton seiner Stimme herausbekommen, und seine Seele aufrütteln, die wahrscheinlich nur für Großthaten des Krieges empfänglich war.

Viele Masken, durch die Quadrille verdrängt, rauschten davon in die anstoßenden Gemächer — und auf einmal war's, als ob sich der Saal lichtete, die Bilder erschienen prächtiger, es war ein Augenblick, in welchem sich unwillkürlich Alles poetisch ausnahm — in welchem gleichsam der Luxus seinen Triumph feierte. Eine gewisse Einheit des Schönen beseelte diese reizenden Gestalten und verschiedenen Völkertrachten, verband den Westen mit dem Osten, die Vergangenheit mit der Gegenwart: es waren eigenthümliche Erscheinungen, wie verzaubert von der Musik, die sich hier im Tacte vor den Denkmälern einer gestorbenen Kunst bewegten, es war ein eigenthümliches Leben, das in unzählige Stücke gerissen, aber unverwüstlich, immer neu und geschwätzig sich hier umhertummelte, wie wenn es die regungslose Schönheit des Marmors und der Gemälde höhnen wollte. Und gelüstete es Euch etwa, um diese Masse von Leben vollständig zu betrachten, ihre beiden Seiten zusammenzuhalten und auch die linke ihres Festklei-

des anzusehen, diese Zeichen einer unvermeidlichen Zerstörung, diese Todtenflecken, welche sie tanzend unter Gold und Perlen zu bergen sucht — fiele es Euch etwa ein, von einem Ende des Saales nach dem andern über das kleinliche Geschlecht unseres Jahrhunderts hinzublicken: so sähet Ihr unter der hellen Kerzenbeleuchtung auf diesem vielfarbigen Grunde, recht in der Mitte des ganzen Bildes, die ruhige Gestalt eines hochgewachsenen Mannes in schwarzem Domino scharf hervortreten.

Was will er hier? was will dieses Gesicht, halb schön, halb leidend, diese Andeutung eines bittern Geheimnisses, einer verwundeten Seele? .... Wahrhaftig! .... wir können nicht mehr in unseren vier Wänden leiden, und uns dort unsichtbare Tröster erweinen .... Am Ende macht er's absichtlich den Byronshelden nach, um uns ein neues Zerrbild derselben vorzuführen, und mit einem von Leidenschaften verkohlten Herzen zu prunken? ... Nicht doch! die Mode ist vorbei. Jetzt muß man Allen gleich sein; dieses Interessantscheinen ist lächerlich geworden, denn unseren kühnen, tiefsinnigen Napoleon's, unseren düsteren, zerstreuten Byron's, allen diesen wandelnden Elegieen glaubt man nicht mehr: Keiner von ihnen trug quälende Gedanken, Keiner stumme Verzweiflung in der Seele.

Lewin stand an der Thüre. Vor ihm tanzte Alles. Der lange Schnurrbart und hohe Wuchs gaben ihm ein männliches Ansehen. Auf seinen bleichen, eingefallenen Wangen sah man zwei rothe Flecken. Es war zu bemerken, daß er bei der Toilette sich Mühe gab, sein starkes Haar in die gehörige Ordnung zu bringen: aber eine künstliche Frisur gelingt niemals der Genialität und dem Unglück. Im Gegensatz zu dem Eindruck seines Schnurrbarts und Wuchses hatte die Haut seines Gesichtes noch allen Reiz der Schwäche, die ganze Durchsichtigkeit der Unschuld: überhaupt lag in seinen

Zügen etwas Stilles, Heiliges, wie wenn er unter dem Einfluß einer verzehrenden Krankheit hier erschienen wäre, die, bevor sie uns den häßlichen Stempel der Zerstörung aufdrückt, bevor sie den Körper rasch mit der Erde vereinigt, erst noch dem Fleische das thierisch Materielle nimmt, vom Gesichte die grelle Farbe abstreift, und in den Augen das wollustige Feuer auslöscht, so daß auf einem Moment die verblaßte Schönheit zärtlicher, der erlöschende Blick tugendhafter wird.

Lewin war dreißig Jahre alt. Er kam zwei Monate vor diesem Balle nach Moskau. Die Wenigen, die ihn kannten, wußten nur zu sagen, ob er reich oder arm, jung oder alt sei, ob er im Dienste oder nicht, ob er verheirathet oder ledig — ich meine jene geringfügigen Lebensumstände, jene gewöhnlichen Nüancen, jene hervorstechenden Aeußerlichkeiten, an die sich der Eigennutz der Gesellschaft heftet; um seinen innern Menschen aber, um die Reihe von Gedanken und Gefühlen, die er durchlebt, kümmerte sich Niemand. Lewin beschränkte sich auf einen engen Kreis von Bekannten, und besuchte häufig den Oheim der Gräfin. Wenn man ihn in Gesellschaft sah, ließ sich schwer entscheiden, woraus er sich weniger machte, aus den Menschen oder aus der Einsamkeit. Selten belebten sich seine großen, matten Augen: doch es glich einem krankhaften Auflodern. Oft lächelte er, aber es war das Lächeln der Freundlichkeit, nicht des Vergnügens. Wovon man mit ihm sprechen mochte, er hörte Alles mit gleicher Aufmerksamkeit und ging auf eine Erörterung jedes Gegenstandes ein. Sein Herz schien Wärme, sein Geist Umfang genug zu haben für die ganze Welt — und doch ließ er sich niemals hinreißen, verrieth nie den Wunsch auf sich anzuspielen, nie einen ausschließenden Lieblingsgedanken, den er gern mit den umhergestreuten Perlen einer gebildeten Unterhaltung besetzt hätte. Er behielt geradezu keinen Hauch irgend eines Eindruckes, und wollte nichts behalten; er

hatte die kalte Neugier und das unerschütterliche Wesen eines Engländers, er war wie das Meer, das jeden Fluß gastlich aufnimmt, worauf sich aber dann keines einzigen Spur finden läßt.

Mitten unter Menschen, die einander so ähnlich sind, die sich durch keinen besondern Zug unterscheiden, wo man oft einem seltsamen Ausdruck moralischer Unthätigkeit, willenlosen Bewegungen und gedankenlosen Blicken begegnet, wo die Seele sich eines eigenen Opiums bedient, das sie vor beständigem Leben wahrt — mitten unter solchen Menschen überraschte er die Gräfin.

Ein schönes Weib kann nicht glauben, daß man wirklich gegen sie gleichgültig sei. Wenn daher Lewin nur ein Wort sprach, so prophezeite sie sich noch tausend, die er verheimliche, die er aufspare für unbestimmte Gelegenheit .... Wie standhaft aber mußte sie sein, und wie viel weltliche Verstellungskunst aufbieten, wenn er eine Kleinigkeit, die ihm in die Hände fiel, eben so aufmerksam betrachtete, wie das schönste Werk des Schöpfers, wenn er mit seinem schonungslosen Antheil Alles ausglich, was ihn umgab, ohne zwischen dem Langweiligsten und Anziehendsten, zwischen Schönheit und Häßlichkeit einen Unterschied zu machen! O dieses Zimmer, dasselbe, in welchem jetzt die Gräfin tanzt und seine Anwesenheit nicht bemerken will, dieses Zimmer war mehr als einmal Zeuge ihrer Qualen, die ihr um so unerträglicher wurden, da sie sie in ihrem Herzen verschloß. Sprach er mit dem Oheim von der Londoner Feuersbrunst, von den spanischen Zuständen, so wurde ihr kein einziger Blick mehr zu Theil, und die Arme mußte, um nur wieder an sich zu erinnern, sich in die spanischen Zustände mengen. Nahm er bei Tische neben ihr Platz, so geschah dies ganz zufällig, und es brauchte nur Jemand sich mit einer Bemerkung über das Wetter an ihn zu wenden, so konnte sie gleich sehen, wie bereitwillig er antwortete.

Einmal blieben sie allein. Es war Abends. Die ausglimmenden Brände fielen im Kamin zusammen, die Flamme wurde mit jedem Augenblick vielfarbiger, luftiger und züngelte über die glühenden Kohlen hin, immer weniger deren Oberfläche streifend. Ein noch in Anwesenheit Anderer begonnenes Gespräch stockte, erlosch — es paßte nicht zu diesen Phantasiegebilden, die aus der sterbenden Flamme aufstiegen, zu diesen Herzensgebilden, mit denen die glänzenden Augen eines Weibes die prächtige Einsamkeit bevölkerten. Das Gespräch wurde abgebrochen. Lewin saß nachlässig, ganz in sich versunken; er hatte den Kopf zurückgeworfen, die Füße ausgestreckt, und auf einmal fing er an die Gräfin zu betrachten, wie wenn er lebendige Wurder gesucht, Erinnerungen hätte verkörpern wollen, wie wenn er etwas Unmögliches verlangt hätte, und nun bei ihr verweilte, um sich zu beruhigen. Sie fuhr zusammen, bückte sich rasch, um die Kohlen aufzurühren, erhob sich dann wieder, und sank leise in den Sessel; malerisch fielen ihre Arme über die alterthümliche Lehne, und ihr bezauberndes Gesicht strahlte von einer unerklärlichen Seligkeit: sie hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt, aller seiner Blicke, aller Geheimnisse seines Herzens .... Noch einige Sekunden, und die Gräfin erbebte .... Er war ganz bleich geworden — eine tiefe Trauer umzog seine Augen, die immer fester, immer aufmerksamer sie anblickten, und ihr näher zu rücken schienen; sein Haar wallte ihm in größerer Unordnung ums Haupt — er sah schrecklich aus und mitleiderregend ....

„Was ist Ihnen? ... Ihnen wird übel? ..." rief die Gräfin, sich nach allen Seiten umsehend, und griff nach der Klingel; es wurde ihr ängstlich zu Muthe in dem großen Zimmer, allein mit dem langen Manne.

Als sie sich aber furchtsam zu ihm umdrehete, saß

vor ihr wieder der alte Lewin. Er wärmte sich ganz ruhig am Kamin und lobte dessen Basreliefs.

Die Gräfin stutzte; sie schlug die Hände ineinander, preßte sie an den Gürtel, richtete sich gerade auf, wie ein zwölfjähriges Mädchen vor ihrer Gouvernante, und blickte Gott weiß wohin. Das war ein Blick ohne Glanz, der Blick einer Seele, die in einer Welt von Vermuthungen umherschweift. Was war's, das sie erschreckt hatte? ein Ausbruch entwickelter Leidenschaft, oder ein Anfall von Schwindel, oder ihre eigne Einbildung? .... Als Frau behielt sie später natürlich nur das im Gedächtniß, daß er sie unerträglich fest angesehen — und da sie in solchen Fällen neugierig war, wie ein russischer Leser (der gleich über Alles Rede und Antwort will: „woher, warum, wozu, ist's wahr?"), suchte sie mehrmals Lewin dahin zu bringen, daß er ihr die verdächtige Ursache jener verführerischen Erscheinung erkläre.

„Ach, treten Sie nicht so nahe zum Kamin," sagte sie ihm einmal, „es wird Ihnen wieder übel werden, wie damals . . ."

— „Wann denn? ich kann mich nicht besinnen," erwiederte Lewin, und mit einer Gleichförmigkeit zum Umkommen fuhr er fort in einem Buche zu blättern.

Die Funken ihrer schönen Augen waren nutzlos verstreut, wie Saatkörner auf einem unfruchtbaren Boden.

Er blieb unbegreiflich, kalt, unaufmerksam, und doch sollte man denken, was hätte er sonst beim Alten zu suchen, wenn er dort nicht die Gräfin zu sehen hoffte, die zwar in einem andern Hause wohnte, aber auch seit einiger Zeit sehr oft bei dem leiblichen Oheim sich einfand? Und warum wäre er sonst so entgegenkommend? Man mochte ihn ins französische Theater einladen, oder auf den Boulevard, oder zu Balle — er folgte mit Bereitwilligkeit . . . nur durfte man ihn allerdings nicht auf die Probe stellen und ihn nichts errathen lassen.

„Heute bin ich dort und morgen fahre ich dahin“ — solche Worte waren bei ihm verloren, wie wenn man sie ihm gar nicht gesagt hätte; er war weder dort, noch kam er dahin. Die Gräfin gerieth in Wallung.

Im Dunste der rauschenden Winterfreuden, im Glanze der Schönheit und Jugend, des Reichthums und uneingeschränkter Freiheit hatte sie den Wahn ihrer Allmacht in sich genährt, einen Wahn, der Frauen und Schriftstellern unentbehrlich ist, damit sie sich den trostlosen Gedanken an Schwäche vertreiben: aber das zärtliche Kind ihrer Einbildung floh erschreckt bei dem Begegnen eines Menschen, der stark war durch jene Wirklichkeit, durch jene spottende Macht, jene Thatkraft, vor der sich Blicke senken und Herzen erheben. Umsonst erschien sie ihm in den lockenden Verwandlungen des Tages, in dem Morgen-, Mittag- und Abendstaat, die mit der Leichtigkeit desselben Geschmackes erfunden werden und mit demselben quälenden Gefühl: alle Wunder des Luxus und die reizenden Formen der Natur, das vom Winterhauch geröthete Antlitz, das geheimnißvolle Schimmern der Blicke durch schwarzen Schleier, die schmeichelhaftesten Gedanken, in eine gebildete Sprache gekleidet, die Sorgfalt, mit der sie ihre Bewegungen den seinigen anpaßte — alle diese Strahlen drangen nicht in jenen Zauberkreis, in welchem der unerschütterliche Lewin stand .... Oft griff er nach dem Hute, wenn die Gräfin eintrat, und zwar so langsam, so dreist, daß sich nicht einmal annehmen ließ, er wolle aus einer wohlweisen Furcht sich gleich der Versuchung entziehen. Kaum war er aus der Thüre, so begann der Oheim über die Nichte zu spötteln, und sie — sie blieb dann bei dem Alten länger als gewöhnlich: wenn sie aber nach Hause fuhr, setzte sie sich nicht mehr gravitätisch in die Mitte des Wagens, sondern sie drückte sich, in den Mantel eingenummt, still in eine Ecke. Uebrigens machte sie es genau, wie ein Philosoph, der aus der weiten Welt nur die Thatsachen hervorhebt, die

sich in sein System bringen lassen. Sie bemühte sich nämlich in Lewin's Betragen nur solche Züge wahrzunehmen, in denen sie etwas zu sehen glaubte, was ihrem eigensinnigen Verlangen entsprach. Das waren Momente, wo der schaffende Forschungsgeist des Weibes einen unglaublichen Entwickelungsgrad erreicht. Alles, was im menschlichen Wesen Gedankenloses ist, Schritte, ohne bestimmte Richtung, Blicke, die der Eigenwille der Gewohnheit ziellos hingeworfen, Allem wußte sie bei Lewin einen besondern Sinn zu geben, Alles beseelte ihre schöpferische Phantasie.

Die Gräfin deutete sich jedes seiner Worte, und fand in jedem — sich. Um ihm jene Unbeugsamkeit zu nehmen, welche sie so sehr anzog, um ihm die Unabhängigkeit zu rauben, die Jeden beleidigt, strich sie eigenmächtig aus seinem frühern Leben, aus seinem täglichen Sein alle Regungen, Gedanken und Gefühle, die er nicht von ihr oder in ihrer Nähe erhalten.

Schon waren Viele in ihr Geheimniß eingedrungen; auf dem Maskenballe wurden ihr viele beißende Anspielungen zugeraunt — und die Gräfin übertäubte sich selbst mit ihren Worten, als Lewin am Eingange des Saales erschien, in welchem diese Erzählung entstand.

Er grüßte sie von fern, da es ihm unmöglich war, ihr näher zu treten; darauf verlor sie ihn aus dem Gesicht.

Unter Vielen ist Gleichgültigkeit auffallender, auf dem Balle ist ein Weib am anfeuchtendsten. Er hatte sich nicht als Zuschauer ein Plätzchen an ihrem Carré gesucht, er harrte nicht in der Entfernung schweigsam und regungslos auf einen flüchtigen Blick von ihr . . . ."

Die rauschenden Umwälzungen der Maskerade brachten sie endlich doch mit ihm zusammen.

„Sie langweilen sich, Sie tanzen nicht?" sagte sie, bescheiden zu ihm die Blicke erhebend, die zum ersten Mal ängstlich geworden, und berührte ihren Blumenstrauß mit den Lippen. Es war etwas Inniges in

ihrer Stellung und ihrer Stimme. Sie erwartete eine Antwort mit aller Aufmerksamkeit, die man Jemanden nur unter vier Augen erweist, sie, die gewohnt war, nach allen Seiten umherzuschauen und alle Welt um sich zu suchen, wenn sie sprach.

Lewin stand, seinem Aussehen nach zu schließen, in einer sehr gereizten Stimmung vor ihr. Seine matten Augen glänzten, seine Wangen glühten, aber das scharf umschriebene Roth lag auf ihnen fleckenartig und verlor sich nicht allmälig im Weiß des Gesichtes. Wieder eine seltsame Erscheinung, wieder so etwas wie die Scene am Kamin.

— „Ich langweile mich auf Bällen niemals," entgegnete er — und vielleicht um die unnützen Bemühungen der Gräfin von sich abzulehnen, fügte er hinzu: „Mir machen die Leute Spaß — sehen Sie, wie viele sind hier, und ich erwarte von Keinem etwas."

Die Gräfin drehete sich nach der Wand um, wo ihr kein Gesicht begegnen konnte, ließ ihren Strauß auf den Rahmen eines Bildes nieder, und sprach, indem sie dieses betrachtete:

„Mit Ihnen darf man nicht reden: wir Alle glauben, daß unsere Gegenwart, unsere Unterhaltung Ihnen wenigstens etwas Vergnügen gewährt — wenn auch kein Glück . . . ."

— „Ei Gräfin, sein Sie doch großmüthig! wollen Sie denn durchaus nicht zugeben, daß wenigstens ein Geschöpf auf der Erde bleibt, dessen Glück nicht von Ihnen abhängt? Da Alle Ihnen Wahrheit reden, warum verlangen Sie denn, daß ich allein Ihnen lüge? . . ."

Lewin schlug die Augen nieder und zupfte an den Spitzen seines Domino. Die Gräfin wandte sich ab.

Einige Minuten vergingen, und noch immer stand sie auf demselben Fleck, und betrachtete noch immer dasselbe Bild. Die Gewohnheit, was im Herzen vorgeht, für sich zu behalten, die glatte Oberfläche aber, die vor

der Gesellschaft alle Tage zur Schau gestellt wird, in unantastbarer Gleichmäßigkeit zu bewahren — verließ sie.

Sie suchte einen Halt für ihre aufgeregten Gedanken: aber die Menschen, die Costüme, die Gestalten auf der Leinwand entglitten ihren Blicken; nur ein Kopf schimmerte ihr deutlich von fern, bestrahlt von allen Lichtern — dort bewegte sich das Gespenst, das sie nicht leben ließ! Aus dieser Welt, wo sie gebot, wo sie Opfer forderte, versetzte die Gräfin sich in eine Welt der Selbstverleugnung — jetzt war sie bereit zu Opfern, zu Demüthigungen, die mit jedem wahrhaften Gefühle verbunden sind, zu Thränen, die belächelt werden, zu Allem, was man Liebe genannt haben würde.

Da trat aus der Menge die bekannte Maske hervor, die finstere Zauberin, und im Ohre der Gräfin erscholl das unerträgliche Geflüster:

„Verfolgen Sie ihn nicht mit den Augen; das Grab hätte Sie nicht gehindert — aber ein Brief, ein schrecklicher Brief . . . .“

Die Maske berührte kaum das Parquett, auf ihrer Schulter ruhete der goldene Stab und ihre Blicke lachten.

Die Gräfin drückte irgend einer Dame die Hand, gab ihren zudringlichen Cavalieren etwas zur Antwort und that einige Schritte nach der Seite hin, wo Lewin stand; bald jedoch wendete sie sich ab von den blendenden Lichtern, von der seelenlosen Pracht, trat ans Fenster und warf einen flüchtigen Blick gen Himmel. Der hatte seine Lichter, seine Pracht; dort glänzten durch das öde Dunkel die Sterne, die himmlischen Brillanten, der eine heller, der andere blässer, und hinter ihnen noch viele, viele, die wir nicht sehen, deren Strahlen seit der Erschaffung der Welt noch nicht zu uns gelangt sind. Einen Moment tauchte ihr Geist in dieser bodenlosen Tiefe, wo es einen allmächtigen Willen giebt: aber wie überträgt man den auf die Erde?

Unterdeß erschienen im Saale mehrere überflüssige

Gesichter mit dem Ausdruck von Verdruß oder Freude. Das Gesicht des Doctors war ungemein belebt, und wahrscheinlich hätte die Gräfin dies der poetischen Wirkung des Seelenverlustes zugeschrieben, wenn sie nicht ein neuer Umstand überrascht hätte — eben so angenehm als schmerzlich. Sie sah wie der Doctor auf Lewin zueilte, dessen Hand ergriff und nahe daran war, den Bekannten zu umarmen und zu küssen. Sie sah auch, welchen unbegreiflichen Eindruck der Doctor auf Lewin hervorgebracht, wie dieser dem grauen Haar und den Runzeln eine Zärtlichkeit erwies, die ihre Blicke, ihr Lächeln, alles Jugendliche der Schönheit und alles Schöne der Jugend ihm niemals abgewinnen konnten.

Die Gräfin schlug die Mazurka aus und lächelte neidisch. Lange hatte sie gezaudert, auf einen Augenblick wartend, wo sie sich dem Doctor nähern könnte, ohne Lewin zu begegnen. Endlich gelang es ihr in dem Gewirre das der Mazurka voranging, während die älteren Personen ihre Plätze änderten, und Stühle herbeigetragen wurden, dem Doctor einige Worte zu sagen.

„Sie kennen ihn?" fragte sie mit hastiger Neugier.

— „Ja wohl, ich kenne ihn," erwiederte der Doctor bedeutsam, wie Einer, der augenblicklich errathen, von wem die Rede sei, und darauf begann er Lewin in den Himmel zu heben. Die Gräfin aber unterbrach sogleich diese Salve beredten Lobes.

„Ich muß mit Ihnen sprechen, folgen Sie mir . . ."

Blitzschnell verließ sie den Doctor. Er fing an sich von der Stelle zu bewegen und leise vorwärts zu schreiten, ohne Jemand zu stoßen, wobei er sich immer vorbog, um die Gräfin nicht aus den Augen zu verlieren. Sie schritt rasch, sah sich oft um und ließ ihren heimlichen Aerger an ihren Blumen aus, wenn sie um des Doctors willen stehen bleiben mußte, der, weil er keine Zeichen des nahen Todes an ihr bemerkte, und weil jeder Zoll an ihm Artigkeit war, sich langsam hin und her

drehte, wie ein Schiff, welches der Wind von dem schimmernden Leuchtthurm zurücktreibt.

Endlich schöpfte die Gräfin Athem. Der Doctor gelangte ins Freie und verdoppelte seine Schritte.

Vor ihnen dehnte sich eine lange, helle Reihe von Zimmern, von jenen namenlosen, unnützen und allerliebsten Zimmern, in die man sich so gern aus dem Saale zurückzieht, um sich aufs Sopha zu werfen. Dort schweiften keine Masken herum, dort begegnete man nicht mehr ermüdeten Gesichtern. Hie und da Spuren des Alters, ein Portrait der Großmutter, eingedrückte Sessel, Alles erinnerte an die Vergangenheit, mahnte an ein erloschenes Familienleben, das weder Ueberlieferungen, noch Harnische und Schwerter zurückgelassen, sondern nur was einem träumerischen Sinne sagen konnte, daß vielleicht auch irgend eine Gräfin sich hierher geflüchtet, von ähnlicher Empfindung gequält.

Sie öffnete eine Thüre, trat ein.... Hinter dieser Thüre war keine helle Beleuchtung mehr: nur in zwei durchsichtigen Vasen von weißem Marmor glomm etwas Feuer, auf einem runden Tischchen mit bronzner Einfassung brannte eine etruskische Lampe und ein breiter Lichtstreif zog sich über den Teppich hin. An der Wand hing ein ovaler Spiegel im Goldrahmen, ein kleines Ruhebett war mit einem Pantherfell bedeckt, und daneben standen zwei Armsessel. Der Doctor blickte hinein, und eine seltsame Unentschlossenheit verzögerte seinen Schritt. Er schien nicht zu wissen, ob er eintreten sollte oder nicht. Die Töne der Masurka klangen ihm zauberhaft ins Ohr.... Vor ihm ein trauliches Zimmer, Einsamkeit, geheimnißvolles Dämmerlicht und ein reizendes Weib.... Sie hatte ihn allein aus dem menschenvollen Saal gezogen.... Vielleicht gedachte er seiner Jugend — aber im Spiegel fielen ihm seine wenigen Haare und zwei, drei Runzeln in die Augen. Der Doctor ließ den Kopf sinken, öffnete die Dose, sah hinein, rührte mit zwei

Fingern seinen aromatischen Tabak um und folgte der Gräfin.

Aber wie groß war seine Verwunderung! Kaum hatte er die Schwelle überschritten, so ergriff sie ihn an beiden Händen und Thränen rollten über ihre Wangen.

II.

„Was haben Sie, Gräfin, was ist Ihnen? beruhigen Sie sich!“ sagte der erstaunte Doctor, und unterdeß suchte seine rechte Hand sich von selbst loszumachen, wahrscheinlich um der alten Gewohnheit zu folgen und der erschütterten Frau an den Puls zu fühlen, in welchem ohne Zweifel der geheime Grund dieser unbegreiflichen Thränen liegen mußte. Jeder beeilt sich auf seine Weise zu erklären, warum die Menschen weinen und lachen; Jeder hat seine ausschließende, seine einzige Lieblingsursache, welcher er die mannichfaltigsten Erscheinungen auf dem menschlichen Gesichte zuschreibt: Einer dem Gelde, ein Anderer der Seele, ein Dritter dem Puls.

Die erste Bewegung der Gräfin war eine wirklich aufrichtige; der erste Ausbruch ihres von Neugier gequälten und von einer offenbaren Kälte beleidigten Herzens sprengte die Ketten, die so anstandsvoll aber auch so gewaltsam die Schritte des Weibes fesseln und ihre Lieben schließen. Fern von dem geschmückten Saal, von einer geschnörkelten Bildung, hier in einem Zimmer, das für den warmen Erguß der Seele so recht bestimmt zu sein schien, hier stand die Gräfin in aller Einfachheit eines untröstlichen Kummers. Unter hellen Thränen sah sie den Doctor an, drückte ihm die Hände und fragte in Einem fort: „Wer ist er? was ist er? Erklären Sie mir ihn.“

Der Arzt des Körpers bemühete sich, für die aufge-

regte Seele ein Recept aus seinen Worten zusammenzusetzen, und bat die Gräfin wiederholt, sich zu beruhigen: aber auf sie wirkten nicht mehr die Heilmittel der Ermahnung.

— „Doctor, mein bester Freund, spotten Sie meiner nicht" — versetzte sie und fuhr sich mit drei weißen, dünnen, durchsichtigen Fingern leicht über die Stirn. Sie bog das Haupt sanft zurück, ihren halbgeöffneten Lippen entströmte leise ein fieberhafter Athem und die müden Augenlider sanken, von den schwarzen, langen Wimpern beschattet. In diesem wundersamen Hinträumen, in dieser verführerischen Erschlaffung, von der Stille und dem Halblicht eingeschläfert, flüsterte sie in zugleich keckem und bangem Tone: „Ich bin unglücklich, wahrhaft unglücklich" — darauf bebte sie zusammen, sprang von dem Doctor weg, warf sich in den Lehnstuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die Thränen tropften ihr unaufhaltsam auf die Rosaschärpe.

Ihr Freund war in einer schwierigen und kläglichen Lage. Eine Frau wandte sich an ihn in einem Augenblicke der Offenherzigkeit, der Leidenschaft, wie an einen todten Stein, wie an einen Menschen, der keine eigenen Gedanken und Wünsche haben durfte. Sie zog sich mit ihm von Allen zurück, nur damit er sie höre oder ihr von einem Andern spreche, sie forderte von ihm mechanisches Hören oder mechanisches Reden, sein eignes Dasein strich sie, wie Napoleon das des Bourrienne gestrichen, wenn er mit ihm, oder richtiger gesagt, mit sich selbst von seinen fabelhaften Entwürfen sprach. Es ist ein Unglück, Freund zu sein! .... Es ist peinlich, den Vertrauten eines Napoleon oder einer zwanzigjährigen Wittwe abzugeben!

Der Doctor blieb wie versteinert auf dem Fleck, sah ihre Thränen und schien sie nicht zu verstehen. Die heißen Thränen einer verzehrenden Eigenliebe sind ja so ähnlich warmen Liebesthränen.

„Lassen Sie ihn, Gräfin, denken Sie nicht an ihn.“ — „Warum? weshalb?“ fragte sie, sich vom Sessel erhebend, und ihre Augen waren auf einmal trocken. Der Doctor schwieg, scharrte mit dem rechten Fuße über den Teppich und betrachtete die Spitze seines Stiefels. — „Um Himmels willen, halten Sie das für keine Weiberlaune .... Doctor, liebster Doctor, ich war verheirathet, aber ich fühle .... Mein Gott! was ist denn das für ein unbegreiflicher Mensch!“ —

Hier sprach die Gräfin in abgebrochener, unzusammenhängender Weise von ihrer Bekanntschaft mit Lewin, aber ausführlich, klar und lebendig schilderte sie alle seine Seltsamkeiten — Seltsamkeiten, die sie noch vor einigen Tagen sich zu ihren Gunsten auszulegen gewußt, die sich ihr aber jetzt in aller Nacktheit einer verzweifelten, erschreckenden Bedeutung zeigten. Sie hatte nicht die Kraft sich zu gestehen, daß ihr Niemand helfen könne, und nun klagte sie, grämte sich, ärgerte sich, bat — als wäre der Doctor mit jener fabelhaften Allmacht begabt, die ein Weib von uns verlangt, wenn sie sich mit ihrem Kummer an uns wendet. Uebrigens konnte sein anhaltendes Nachdenken, seine ernste Miene wirklich eine solche Meinung einflößen, und eine Frau in diesem Wahne bestärken. Nachdem er sich überzeugt, daß die Gräfin nicht krank sei, daß ihre Erschütterung keinen physischen Grund hatte, gab er sich keine Mühe mehr und ward still: aber aller Ausdruck von Theilnahme, an den sich ein Gesicht gewöhnen kann, das von früher Jugend der Gefälligkeit gegen Andere gewidmet ist und jeden Tag sich fremder Krankheit anpaßt, die artigste Aufmerksamkeit und das Durchschimmern eines tiefen, traurigen Sinnens — alles Dies trat jetzt am Doctor hervor, Alles zeigte, daß er nicht gleichgültig zuhörte. Nur ein leises Klopfen seiner Finger auf die Dose (das Zeichen unwillkürlicher innerer Ruhe, eines verborgenen Stolzes, mit welchem man fremdem Leiden be-

gegnet, that dieser schönen, würdevollen Haltung bisweilen Eintrag, und widersprach dem Anschein, als sei er mit ganzer Seele bei der Gräfin. Endlich erwähnte diese die Zauberin. Ungeduld blitzte aus ihren Augen, sie häufte Fragen auf Fragen, kaum aber entfuhren ihren Lippen die quälenden Worte: „das Grab und ein schrecklicher Brief", kaum verlangte sie den Schlüssel zu diesem Räthsel, als das Gesicht des Doctors aufflammte. Hatte die weibliche Offenheit, den Liebkosungen eines Kindes gleich, ihn aufs Tiefste gerührt, oder trat eine furchterliche Erinnerung lebendig vor seinen Geist? Er kam aus seinem Nachdenken heraus, er war nicht mehr der kalte Arzt, mit heilsamen Rathschlägen, mit niedergekämpften Empfindungen und ewiger Diät — nein, seine klugen, ernsten Züge und sein Büschel graues Haar gewannen eine andere Bedeutung.

„Ach, Gräfin, wonach fragen Sie mich? Das ist eine lange Leidensgeschichte mit unerhörter Entwickelung! .... Wie soll ich Ihnen antworten? Was thun zwei, drei Worte? Die werden Ihre Neugier nicht völlig befriedigen, es ist unmöglich, daß Sie ihren ganzen furchtbaren Sinn fassen. Wenn ich spreche: der und der ist gestorben — was ist damit gesagt? Reicht es denn an das Geschehene? kann es auf Sie wirken? Ans Bett des Sterbenden muß man treten und alle Vorbereitungen zum Tode verfolgen."

Der Doctor bückte sich, die Blumen aufzuheben, welche die Gräfin fallen ließ.

— „Ach Gott, so erzählen Sie doch, erzählen Sie Alles, ich will Ihnen ja gern zuhören," sagte sie mit klagender Stimme und sank wieder in den Sessel zurück, während bei dieser Bewegung ihre Gazeschleier malerisch aufeinanderwallten. Sie suchte sich einen recht bequemen Sitz, wie man in einer heißen Sommernacht im Bette die kühlere Stelle sucht. „Schonen Sie mich, erlassen Sie mir den Beweis, daß ich nicht aus eitler Neugier in

Sie dringe. Ich kann nicht leben, wenn ich nicht Aufschluß über ihn erhalte. Doctor! ich lasse Sie nicht heraus, Sie müssen mir Alles erzählen, was er gedacht, empfunden, was ihm widerfahren."

„Hören Sie, Gräfin," entgegnete der Doctor, sie mit Rührung ansehend: „Sie sind noch so jung, daß ich auf Sie einen Eindruck zu machen fürchte, der Ihrem Herzen ganz neu sein wird. Es ist aber Sünde, gewisse Gedanken, Gefühle und Qualen einer so jungen Frau, wie Sie, mitzutheilen."

„Ich bin kein Kind mehr," versetzte die Gräfin halb lächelnd.

„Und dann weiß ich nicht, ob mir ein Recht zusteht über ein fremdes Geheimniß ...."

— „Ich glaube," unterbrach ihn die Gräfin, sich rasch emporrichtend, „Sie müssen überzeugt sein, daß ich Sie nicht verrathe, wenn ich überzeugt bin, daß Sie mich nicht verrathen."

Der Doctor setzte sich.

— „Ich bin einem Menschen begegnet, den ich nicht begreife; ich werde seinethalb gepeinigt, ich will wissen, was ihn in einen so seltsamen Zustand gebracht, und bitte Sie .... das ist Alles .... Haben Sie um mich keine Sorge, und fürchten Sie nicht, meine Aufmerksamkeit zu ermüden. Ich gehe nicht mehr in den Saal, es ist dort heiß und unerträglich. Sie tanzen nicht und bis zum Souper ist's noch lange."

Der letztere Grund schien auf den Doctor mächtig gewirkt zu haben. Die Gräfin saß auf dem äußersten Rande des Stuhls und verwendete kein Auge von ihm, er aber sah zu Boden und schnupfte. Ein dünner Strahl, der Wiederschein einer Million Strahlen, drang durch die leicht angelehnte Thüre und schimmerte einsam auf den Blumen des dunkeln Teppichs, auf dem Goldrahmen des Spiegels. Ein Nachhall der schmetternden Mazurka klang leise und melancholisch durch dieses

düstere, böse Zimmer, wo man sich anschickte, eine fremde Seele mit dem Anatomirmesser des Wortes zu zerlegen, und an Alles zu greifen, was in fremdem Unglück anziehend ist, wo man sich gewissermaßen verschwor gegen das lebendige Licht, gegen die munteren Töne und die harmlose Heiterkeit.

„Aber Gräfin, wie ist's mit der Mazurka?" fragte der Doctor auf einmal und hob den Kopf in die Höhe.

— „Ach, Du lieber Gott, ich will ja nicht tanzen."

„Aber Ihr Onkel?"

— „Der wird denken, daß ich nach Hause gefahren bin."

„Ein Umstand aus seinem Leben ist Ihnen bekannt, und vermuthlich errathen Sie, was die Zauberin mit dem Grabe gemeint hat."

Die Gräfin stützte sich auf den Arm, neigte ihr Antlitz auf die Seite und ließ es in der Hand ruhen. Der Doctor machte sich's im Sessel so bequem als möglich, setzte die Spitze seiner länglichen Dose an die Stirn und sprach mit finsterer Miene weiter:

„Aber ihr zweites Wort!.... Es ist mir unbegreiflich, wie sie um das Vorhandensein dieses Briefes wissen kann!.... Wer ist sie!.... was ist das für ein merkwürdiges Weib! Auf welche Art gelang es ihr, in die gräflichste Tiefe eines Familienlebens zu dringen und eine Scene zu belauschen, die Niemand gesehen, die keine anderen Zeugen hatte, als ein trübes Lämpchen und das Bild des Heilands!.... Ach, Gräfin, warum haben Sie den frohen Saal verlassen, die heitre Gesellschaft und den Ort Ihres Triumphes?.... Sie begehen eine Sünde, wenn Sie mich zum Reden zwingen, blos um einen augenblicklichen Verdruß, eine augenblickliche Neugier zu beschwichtigen...."

— „Doctor, Sie wissen meine Aufrichtigkeit nicht zu würdigen, Sie verstehen mich nicht," sagte die Gräfin mit der sanftesten Stimme, wobei sie unverwandt auf

ihren Freund blickte, und mit dem Ausdruck milden Vorwurfs leise den Kopf schüttelte.

„O, werden Sie mir nicht gram," versetzte der Doctor, mit beiden Händen seine Dose umfassend und sie ans Kinn haltend; „ich wollte nur noch sicherer sein, daß meine Indiscretion sich durch eine wichtige, dringende Ursache entschuldigen läßt, Ihnen nur andeuten, mit welcher Ehrfurcht ich meiner Erzählung begegnet sehen möchte: Sie werden von wahrhaften Leiden hören, die Niemand angehen und die Niemand verdient hat; aus ihnen folgt nichts, sie beweisen nichts, aber wenigstens können sie jetzt, das erste und das letzte Mal, zu etwas nützen, wenigstens zeigen sie Ihnen einen der interessantesten Menschen in einem solchen Lichte, daß Sie, und wenn er einen noch so mächtigen Eindruck auf Sie hervorgebracht, ihn gewiß jener wilden Empfindung überlassen werden, gegen die es keine Waffe giebt, jener Herzensleere, die weder Ihre Schönheit, noch Ihr Geist, noch Ihre Liebenswürdigkeit auszufüllen vermag."

Die Gräfin machte eine Bewegung, schlug die Augen nieder und zog den Zipfel ihres Schleiers unter dem Ellbogen hervor.

„Ja, da geht er noch, sieht, spricht; noch zeigt sich Antheil für Alles, was um ihn geschieht, auf seinem Gesichte, in seinen Reden und Bewegungen, aber das ist nichts, als bloße Gewohnheit, es ist eine Verzweiflung, die selbst zu murren aufgehört hat, es ist der Gehorsam des Schauspielers, welcher auch den überflüssigen Akt des Drama's denn doch zu Ende spielen muß. Glauben Sie indeß nicht, daß Sie auf Ihrem prächtigen Maskenballe ein Opfer blinden Unbedachtes, ungezügelten Herzensdranges und ungebändigter Leidenschaften in ihm gesehen haben; glauben Sie nicht, daß er die Todesstille der Seele mit den genußreichsten Stürmen erkauft hat! Allerdings wenn man mitten unter diesen frohen Gesichtern und all dem flimmernden Staat in seine

Züge blickt, auf ihren einförmigen, träumerischen, krankhaften Ausdruck, so fallen Einem die Verirrungen einer heißen, tobenden Jugend ein und die unausbleibliche Enttäuschung; man sagt sich unwillkürlich: „Dahinter steckt wohl Reue oder ein Gewissensvorwurf!“ Nein! Er hat sich nichts vorzuwerfen. Nie wich bei ihm die Vernunft dem Herzen; nie überschritt sein bescheidenes Gefühl die Grenzen dieser friedlichen Erde, auf der er geboren ist, und des bleichen Himmels, der seinen Gesichtskreis umgiebt. Ein solcher Charakter hat nichts Lockendes für die weibliche Phantasie; aber ich will Ihnen nur Wahrheit reden, bittere Wahrheit.

Sie lebten noch nicht in Moskau, als er nach seiner Rückkehr aus dem Auslande hier in Gesellschaft erschien. Da hätten Sie ihn sehen sollen! Jetzt ist er nicht zu erkennen ... aber damals! ... Es war [illegible] etwas zu erdenken, womit das Schicksal diesen [illegible]bling nicht schon belehnt hätte! Außerordentlicher Reichthum, Ansehen, zwei und zwanzig Jahre, die sorgfältigste Erziehung, ein erleuchteter Geist, und dazu die reinste Sittlichkeit, ein unverdorbenes Herz! Er hatte keine Gelegenheit, mit dem Leben von jener Seite in Berührung zu kommen, die den Menschen befleckt; er hatte es nicht nöthig, die weltliche Geschmeidigkeit zu erlernen, sich jede eigene Meinung aus dem Sinne zu schlagen, um höflichst einer fremden Platz zu machen und fortwährend andere Leute bald um ihren Schutz zu bitten, bald um ihren Rath, bald um die Erlaubniß zur Existenz. Auf ihm lastete nicht das Joch gesellschaftlicher Unterthänigkeit. Er reichte die Hand nicht hin, um zu gewinnen, lächelte nicht, um sich gefällig zu erweisen. Die Welt fühlt gleich den unabhängigen Menschen heraus und beeilt sich Dem zu schmeicheln, den sie nicht zum Schmeichler erniedrigen kann. O, wie nahm sie ihn auf! Doch Lewin war nicht geschaffen, sich im Wirbel augenblicklicher Eindrücke hinreißen zu lassen und sich mit der Nah-

rung zu begnügen, die seiner Eitelkeit geboten wurde. Er verzichtete bescheiden auf die erste Rolle im Salon, trat hinter Andere zurück und bemühte sich nie, seine glänzenden Vorzüge geltend zu machen. Vergeblich hätten Sie in ihm die leicht zu befriedigende Eigenliebe und die leicht erregbare Einbildungskraft der Jugend gesucht. Nur die zarte Gesichtsfarbe, der helle Blick — das war an ihm jugendlich. Sein Geist aber begriff und erreichte schon alle Gemessenheit des Alters (was heutzutage nicht mehr die Frucht der Erfahrung, sondern des Verstandes ist). Während um ihn her Alles taumelte, Der durch seinen Anzug, Jener durch ein Lächeln glücklich war, ein Anderer sich über Geräusch und Helle freute, stellte sich Lewin die Frage, wie er dieses Leben auszufüllen hätte, mit welcher Thätigkeit, welcher Beschäftigung — nach welchem Ziele er ringen sollte.

Ihn quälten nicht jene Wünsche, Forderungen und Entwürfe, die in keinem Verhältniß zu den natürlichen Fähigkeiten stehen — ein charakteristischer Zug unseres Zeitalters, worin man vielleicht die Spuren eines Napoleon und Byron erkennen mag; er hatte nie jenes Streben nach einer namenlosen, undenkbaren Großthat empfunden, er litt nicht an jenem Gram, an jenem Gewirre allenthalben aufgegriffener Gedanken, die in unserm Klima, auf unserm Boden nicht fortkommen, die hier weder Wurzel fassen, noch Früchte tragen. Er fühlte überhaupt nicht den Beruf, das Werkzeug einer unsichtbaren Macht zu sein, in großen Verhältnissen zu wirken, oder sich in seinem Kabinet zu vereinsamen und der Märtyrer irgend einer schöpferischen Idee zu werden: sich aber einer geringfügigen, werthlosen Arbeit zu opfern, sein ganzes Leben sich damit zu trösten, daß er, gleich der Ameise, ein Sandkorn zu dem Bau des allgemeinen Besten beigetragen — nun, Sie können sich denken, ob einem Egoisten des neunzehnten Jahrhunderts so etwas möglich war? Nachdem er seine Verstandes- und

Seelenkräfte mit der Kälte eines fremden Beobachters ermessen, stellte er sich in die Reihe gewöhnlicher Menschen: aber bei all dieser Unparteilichkeit hielt er sich doch (wie der Mensch nun einmal seltsamer Weise ist!) für den Mittelpunkt im Kreise Anderer, suchte er doch eine Laufbahn, auf der er alle Lebensstrahlen in sich vereinigen könnte, und wenn er auch keine Ansprüche auf Ruhm, auf Bewunderung machte, so verabscheute er doch tief das Amt eines nützlichen, tugendhaften Opfers.

Was hatte nun ein solcher Mensch vor sich, der aller Einwirkung auf Andere sich begab und das Leben nicht umzuändern gedachte, sondern es so nehmen wollte, wie es ist? Etwa die Gesellschaft der großen Welt? ... Aber da fand er nichts nach seinem Sinn, nichts, was einen langen Tag und ein langes Leben verkürzen kann, nichts, was aufregt, erfreut und den Geist in fortwährender Bewegung erhält — ja, nicht einmal die geringste Nothwendigkeit der Gemeinschaft, des Beisammenseins. Dort schien es ihm an dem hauptsächlichen Bande zu fehlen, das ihn an die Sorgen und Genüsse des Salons hätte fesseln können; man hatte da nicht dieselbe Empfänglichkeit für die Wandlungen der Idee, wie für die Veränderungen der Mode. Man kam zusammen ohne die Hoffnung, etwas zu hören, ging auseinander ohne den Wunsch, sich wieder zu begegnen. Keiner wartete auf den Andern, Keiner übergab dem Andern etwas. Ideen und Persönlichkeiten ließen keine Spur zurück und erregten kein Interesse. Wer Jemand ablöste, war völlig gleich, Jeder hatte nur einen gewissen Raum im Zimmer einzunehmen. Es war ein mechanisches Aneinanderketten, phosphorisches Leuchten ohne Wärme: hier gab es nichts, womit sich ein Leben ausfüllen ließ, worin man sich auf die Dauer nur vergessen konnte. Hier begegnete Lewin keiner Einmüthigkeit in Scherz, in Freude oder Unwillen, in den Meinungen; er fand weder jene gesellige Sympathie, welche Menschen in einen engen Kreis

verbindet, die aus einem Bedürfniß ihrer Bildung hervorgeht und ihr Gespräch durchgeistigt — noch jene flüchtigen, unerschöpflichen Fragen, die in die zartesten Saiten des Herzens greifen, die jeden Augenblick ersterben und wieder aufleben, und den Sinn erfrischen — er fand weder Glauben noch Ueberzeugung, mit einem Worte, wenn er nach Hause ging, hatte er kein einziges Bruchstück eines Gedankens davon getragen, keine Andeutung irgend eines Gefühls, das Theilnahme erweckte, mit dem man ein paar Stunden durchleben konnte .... Aeußere Geschäftigkeit und keine innere, Luxus für die Augen und keiner für die Seele — kein Bezug des vergangenen Tags zum künftigen, keine Erinnerung .... mit dem Nachhausefahren war Alles vorbei. In solchen Augenblicken habe ich ihn oft sich in den Sessel werfen sehen, den Kopf ermattet von Müßiggang, das Herz leer, nur die Füße von Bewegung ermüdet ....

Verzeihen Sie, Gräfin — ich theile Ihnen nicht meine Ansichten mit, sondern die seinigen. So erschien ihm die vornehme Welt, als Sie noch nicht da waren."

— „Fahren Sie fort, fahren Sie fort," sagte die Gräfin. Sie lehnte jetzt das Haupt zurück und sah bald auf die etruskische Lampe, bald auf das Pantherfell.

Der Doctor fuhr fort:

„Ein drückendes Gefühl der Einsamkeit bemächtigte sich seiner; eine seltsame fixe Idee nagte an seinem Herzen. In den überfülltesten Sälen und Gastzimmern kam er sich allein vor. Weder der schönste Putz, noch das freundlichste Wort konnte den traurigen Blick beleben, der überall Sinn, Bedeutung, Sympathie suchte. Das war sein erstes Leiden. Er sah sich in den großen geräuschvollen Salons: um ihn her so viele Menschen, die alle so glänzend, so leicht-gewandt, so langweilig-geschäftig waren; er ging herum und wußte nicht, was er anfangen sollte: sprechen? wovon und mit wem? —

tanzen? wozu? — Karten spielen? es war ihm ja nicht um den Gewinn zu thun! Da mied er die vornehme Welt. Aber wohin nun? wo wollte er eine Beschäftigung finden für sein unnützes Dasein, für seinen hochmüthigen Egoismus? wo einen solchen Strom von Eindrücken, daß er in ihm ganz untertauchen könnte und keinen Augenblick zur Besinnung käme? in welchem Winkel ließ sich dem Leben jenes Ziel abringen, das seinen leidenschaftlichen Geist und sein grübelndes Herz fesselte? — Er stieg von den Höhen der Gesellschaft herab, betrat niedere Stufen. Das Schöne will Ruhe: wenn eine antike Statue sich bewegte, so wäre sie nicht mehr schön. So erklärte er sich die Nothwendigkeit von Dem, was er gesehen, und suchte vertraute Unterhaltungen. Da loderten ja frei die Gedanken, da gab es ja ununterbrochene Bewegung. Oder er eilte auf die Straße hinaus: da wogte ja wenigstens das öffentliche Treiben, da strömten immer neue Bilder, neue Gegenstände zu, da hatte das Leben eine Bedeutung, da hieß Leben — Schauen. Aber in den warmen Gesprächen, in den freundschaftlichen Umarmungen, da gab sich Ungeschmack für Aufrichtigkeit, Geschrei für Ueberzeugung, da war die einzige Idee: Alles ist gut oder Alles ist schlecht. Auf den Straßen, den Spaziergängen alle Tage dieselben Gesichter, dieselben Wagen; überall die Weisheit mit ihrer Ruhe, das Glück mit seiner Einförmigkeit. Das Laster selbst trat in solcher Rohheit entgegen, daß es Einen nöthigte, tugendhaft zu bleiben.

Sie können sich nicht vorstellen, Gräfin, in welchen Zustand die launenhafte Seele Lewin's durch diese sonderbare Weltanschauung gerieth. Er wußte nicht, was er mit seinem Gelde beginnen, wo er sich hinwenden sollte. Mit Schrecken sah er auf die unglücklichen Opfer des Müßigganges, der Eitelkeit und der Ohnmacht: mit Schrecken dachte er, daß auch er in die

Reihe dieſer elenden Verlaſſenen würde treten müſſen, daß auch an ihm Jeder ſeines Weges vorbeigehen würde, er möge noch ſo freundlich thun aus Neid und noch ſo giftig ſein vor Schmerz. Ja, Gräfin, träge Augen, in denen der geſtrige Gedanke erliſcht, leere Worte, auf die Niemand Acht giebt — das war es, was mein Freund am meiſten fürchtete. Eine erkünſtelte Thätigkeit aber mochte er nicht: ſich einreden, daß ihm das Herz beim Leſen auswärtiger Zeitungen heiß ſchlage — das war ihm nicht möglich, noch hätte es ihm genügt. Er zog ſich zurück, machte keine Beſuche, und bei ihm zu Hauſe ſah es wie in öden, unbewohnten Stuben aus. Zwar der Schreibtiſch, die Teppiche, die Sophas bezeugten die Anweſenheit eines Menſchen: aber es war, als ob dieſe Teppiche Niemand betrete, auf dieſen Sophas Niemand ſitze. Keine einzige Ecke, keine Stelle, von der ſich hätte ſagen laſſen: da hat er gearbeitet, da hat er nachgedacht, da ausgeruht; überall todte Einförmigkeit — Alles aufgeräumt, ſauber, zum Leben eingerichtet, aber nichts vom Leben erwärmt.

Endlich fand er eine Löſung der großen Frage, endlich entdeckte er jenes Ziel des Daſeins, das ihm nicht gleich von ſelbſt in die Augen gefallen war. Ich traf ihn einmal in einer Aufregung, die ſchwer zu beſchreiben iſt. Wie Sie ihn jetzt ſehen, werden Sie nicht glauben, daß es eine Zeit gab, wo ihn mathematiſche Berechnungen des Verſtandes und die Hoffnung auf die Zukunft in Feuer bringen konnten. Damals pflegte ich ihn jeden Tag zu beſuchen, und er nahm mich immer in derſelben Weiſe auf, ſo gleichgültig, ſo trocken, wie man es eben nur gegen einen vertrauten Freund ſein darf, den man alle Tage ſieht. Er lag ſchläfrig im Lehnſtuhl, wandte langſam den Kopf zu mir und reichte mir die Hand. „Ah, guten Morgen! ſetzen Sie ſich, wollen Sie eine Pfeife oder eine Cigarre?“ — Damit fing gewöhnlich unſer Geſpräch an. Ich wußte das im Vor-

aus, und mein Ohr hatte sich schon so sehr an diese Laute gewöhnt! ... Zu gewissen Stunden waren sie mir schon Bedürfniß. Ich wußte, daß ich bei ihm nichts Neues finde, konnte ihm aber auch nichts bringen. Jede Neuigkeit, mit der ich zu ihm eilte, die meinen Gang belebte, wenn ich seinem Kabinet mich näherte — ein neues Buch, eine neue Hochzeit, eine Wundercur und was sonst für kleinliche Tagesereignisse uns beschäftigen — Alles erstarb mir auf der Zunge, sowie ich über die Schwelle trat. Es war mir unmöglich, ihm damit unter die Augen zu kommen. Um ihn wehte jene Kälte, in der eine Art abschreckender Majestät liegt, jener Gram, den man nicht zu zerstreuen wagt. Einmal aber öffne ich die Thüre, fühle schon, wie der Ausdruck meines Gesichtes ernster wird, meine Schritte langsamer, trete ein .... und denken Sie sich mein Erstaunen! ... Er springt auf und rennt, ohne mich anzusehen, aus einer Ecke des Zimmers in die andere. Ich stand wie versteinert. Ihm aber strömten die Worte von den Lippen, als habe er nur gewartet, daß Jemand komme, um laut aussprechen zu können, sich laut zu überreden, wovon er sich schon im Stillen überredet.

„Doctor," sagte er mir: „wonach habe ich gestrebt, was habe ich gesucht? Zerstreuung, Glut, Erregung: aber alles das erzeugt Ueberdruß, das stumpft früher oder später die Seele ab. Und dann, warum will ich vom Leben fordern, was es nicht erfüllen kann, warum benutze ich nicht, was es mir bietet? Umgestalten kann man's doch nicht; man muß sich ihm fügen. Aber auch den allergewöhnlichsten Erscheinungen desselben, den geringfügigsten Handlungen des Menschen läßt sich etwas abgewinnen, womit man seine Tage durchbringt. Die Welt, die Gesellschaft entspricht nun einmal nicht der Idee, die ich mir von ihr gebildet — mit ihr ist nichts anzufangen; nun muß ich in eine Lage zu kommen suchen, daß mich nicht die Qual und der Schmerz

der Einsamkeit ihr in die Arme wirfe, daß ich mir nicht den Kopf zerbreche, wie ich den Abend hinbringe, die Zeit todt schlage, daß ich Niemand aufzusuchen brauche mit dem unerträglichen Durst nach warmer Empfindung und frischen Gedanken. Geben Sie Acht, wie allerliebst diese Welt erscheint, wie anziehend diese Menschen, wenn man sich nur so einrichtet, daß man keine einzige ernste, wichtige Frage ihnen zur Entscheidung vorzulegen hat. Befriedigt man nur auf irgend eine Art ohne sie die tieferen Herzensbedürfnisse und findet sich bei ihnen blos zu flüchtiger Unterhaltung ein, in bedeutungslosen Stunden, dann sind sie gewiß von hohem Reiz. Ja, die Gesellschaft hat man als Kurzweil zu betrachten — wie die geputzten Puppen, mit denen ein Kind bei fremden Leuten vergnügt spielt, wenn es am Mutterbusen sich wärmen kann. Doctor, ich muß heirathen, das ist meine einzige Rettung! Das Gefühl, welches man im Herzen eines geliebten Weibes hervorruft, muß ein volles und beruhigendes sein. Familie — o hier sehe ich ununterbrochene Seelenthätigkeit, die angenehmste Beschäftigung des Geistes, das sind wesentliche Sorgen, unabhängige Genüsse, das ist das Ewige auf Erden."

Die Heirath wurde nun sein Lieblingsgespräch. Jeden Tag wiederholte er mir, wie er sich einzurichten gedenke, wie er das Haus ausschmücken, die Zimmer meubliren wolle, und bei der Gelegenheit machte er im Geiste schon zahllose Ausgaben. Oft malte er sich das schöne Stillleben aus, den freundlichen Blick der Gattin, die häuslichen Morgenstunden, die einsamen Abende .... Zum ersten Male erschienen mir menschliche Träumereien von solcher Haltbarkeit und Bestimmtheit ... Was er erwartete und hoffte, das war Alles so ausführbar .... Manchmal schien er zu vollkommener Glückseligkeit nichts weiter zu bedürfen, als eines Blickes oder eines Händedrucks. „An dieser Thüre," sagte er, „werde ich leise weibliche Tritte hören, diese Thüre wird sie öffnen, wird

an meinen Seſſel treten, meine Hand ergreifen und ſo zärtlich drücken“.... Seine Wangen rötheten ſich bei dieſem Gedanken — ich aber pflegte ganz beſtürzt über die ungeheuern Ausgaben darzuſitzen und ſchweigend zu berechnen, was das koſten würde....“

Die Gräfin lächelte.

„Einmal am Sylveſterabend waren wir beide auf dem öffentlichen Adelsballe. Der Kerzenglanz, das Geräuſch und die eigene Feierlichkeit, mit welcher dieſer Abend in Moskau begangen wird, gefielen mir ungemein. Aber es war ein Gedränge — nicht zum Durchkommen. Beſonders drängten ſich Alle an der Baluſtrade, die, wie Sie wiſſen, links am Eingange des Saales iſt. Hier wollte Jeder tanzen und ſtehen. Jeder ſuchte nach Kräften, mit ſeiner Dame hier in ein Carré zu gelangen, und wir würden uns dieſe allgemeine Strömung nach einem Punkte nicht ſo leicht erklärt haben, wenn wir nicht gewußt hätten, daß Theilung und Meſſung der Menſchen ewige Leidenſchaft ſei. Aus irgend einem Grunde mußte doch Vielen in den Sinn gekommen ſein, es zeige von gutem Geſchmack, und daß man zur vornehmen Geſellſchaft gehöre, wenn man an der Baluſtrade tanze — dieſe ſei die Ariſtokratie des Saals. In der That concentrirte ſich Alles, was durch Namen, Schönheit, Putz und ſonſt durch irgend eine geſellſchaftliche Berühmtheit glänzte, an dieſer verzauberten Stelle. Hier ſtand — Lewin; hier ſtand auch ich, Gott weiß wozu. Ich, den man nur in halberleuchtetem Zimmer braucht, wo man auf den Zehen ſchleicht und leiſe ſpricht, ich war hier völlig überflüſſig, aber mein Nachbar, mein Nebenmann.... o, eine unſichtbare Macht, ein magnetiſches Band brachte ihn mit jedem Gegenſtande in Berührung, der nur in die Augen fiel, mit jedem Herzen, das noch ſchlug. Er war der Brennpunkt, in welchem ſich die Strahlen von allen vier Seiten ſammelten. Bekannte und Unbekannte, wer nur

vorbeikommt, wer ſtehen bleibt — der iſt ihm morgen ſchon Freund, zählt ſich morgen ſchon zu ſeinen Verwandten. Ich ſtand daneben: aber vor ihm allein entfaltete man alle Schätze der Pracht und Schönheit — Brillanten, Blumen, Gaze — als wäre er in dieſer zahlloſen Menge der Einzige, der die Helle des koſtbaren Steins und den Duft der Blumen zu würdigen wüßte, als hätte ihm das Schickſal eine ſo außerordentliche Fülle von Empfindung zugetheilt, daß er damit ausreichen könnte für die Freundſchaft und Liebe der ganzen Welt. Vor mir ſchimmerte kein Blick, der an ihm vorübergegangen wäre, keine Hand, ſchien es, die nicht mit Freundlichkeit die ſeinige erfaßt hätte. Vernichtet von einer ſolchen Nachbarſchaft, verſchwand ich im Abgrund fremder Macht. Ich war eins mit ihm, ſah, wünſchte, hoffte für ihn. Ja, meine Seele hatte ſich aus Theilnahme, aus einem Trieb zur Thätigkeit, aus dem Wunſche, ſich zu verſichern, daß auch ſie lebe, in die Seele eines Andern verſetzt.

Sie glauben kaum, wie viel Stolz da Ihren Doctor anwandelte, der ohne ſein Mitgefühl für den Freund zur peinlichſten Unthätigkeit verurtheilt geweſen wäre, in dieſem Gewimmel, wo Alles durcheinander lief, ſprach, tanzte, und Keiner krank wurde. Ich beobachtete Alle mit Antheil, ohne mich von irgend einer Größe abſchrecken zu laſſen. Sanfte Gemüthsart, die ſich in den Zügen ausſprach, hinreißende Schönheit, glänzende Erziehung, alle dieſe mannigfachen Glücksweiſſagungen, dieſe Verheißungen vollkommner Seligkeit, die um uns her in Blick und Wort und Lächeln ausgeſtreut wurden — Alles war unſer, Alles legte das Schickſal meinem Freunde zur Auswahl vor. Wo nun, dacht' ich, in welcher Ecke dieſes Saales birgt ſich das Geſchöpf, das ihm einen freundlichen Verkehr mit den Menſchen erneuern hilft, das ihm erklären wird, weshalb wir uns abmühen, wonach wir ſtreben.

Ihm ſtand der ganze Saal offen, er brauchte ſich in kein ariſtokratiſches Eckchen einzuengen: ſein Herz ſcheute weder Unberühmtheit noch Armuth, dieſe erklärten Laſter unſerer Zeit, und ſein Vermögen erlaubte ihm, nicht zu bedenken, daß er Frau und Kinder haben würde. — Beneidenswerthe Freiheit, ſich nach augenblicklicher Eingebung, im Zuge des reinſten, uneigennützigſten Gefühls eine Gefährtin wählen zu können, da oder dort, in dem einen oder dem andern Ende des weiten Saales!.... Ich dachte mir irgend ein entferntes, durch keinen Namen ausgezeichnetes Carré und darin irgend eine Ankömmlingin aus einem unbekannten Winkel Rußlands, arm, ſchüchtern, beräubt, vom Licht geblendet, von der überraſchenden Pracht erdrückt ... wenn er vor ihr erſchiene ... und ... Plötzlich berührte mich Lewin mit der Lorgnette und fragte: „Wer iſt das?....“ Ich folgte der Richtung ſeiner Augen. Was ſoll ich Ihnen von dieſem Momente ſagen, wo ein einziger Blick über Tage und Jahre, über das ganze Schickſal eines Menſchen von ſo herrlicher Begabung entſchied, und alle ernſten Fragen löſte, um die er bleich wurde und ſich abhärmte in ſchlafloſen Nächten! Was ſoll ich Ihnen von dieſem liebreizenden, unbeſchreiblich anziehenden Weſen ſagen?.... Wenn ich ſie mir jetzt vergegenwärtige, wie ſie mir damals auf dem Balle erſchien, ſo muß ich gleich all meinen Unwillen, alle Abneigung und Härte vergeſſen, die die Folge eines erfahrungsreichen Lebens ſind. So ſehr flößte ſie Ehrfurcht vor der Weiblichkeit ein, ſo ſehr ſtimmte ſie zur Verſöhnung mit der Menſchheit!

Sie, Gräfin, kommen auf Bällen aus der Bewegung nicht heraus, Ihnen läßt man keinen Augenblick Ruhe, aber gewiß ſahen Sie manchmal mit Antheil auf Diejenigen, die ſitzen bleiben. Alle tanzten, nur ſie nicht. Schon darin lag etwas, das ihr die Seele zuwendete. Um ſie machte ſich Niemand zu ſchaffen, keiner der glän-

zenden Cavaliere, die gewöhnlich zum Rahmen einer anerkannten Schönheit dienen oder zur Bürgschaft noch wesentlicherer Vorzüge; aber ich bemerkte an ihr weder Betrübniß, noch zerstreute Blicke, in denen sich ein brennendes Verlangen ausgesprochen hätte, daß Jemand zu ihr käme. Ungeachtet ihrer Jugend schien sie es doch gelernt zu haben, sich unter den Menschen zu vereinsamen, schien über die Welt gar nicht zu murren, und sie weder um ein Plätzchen in ihren Belustigungen, noch um ein Wort in ihren Gesprächen zu bitten.

Sie kam mir wie ein Opfer vor, wie Eine, die von Allen vergessen und verstoßen worden, die aber Allen verziehen, weil diese Verstoßung sie unabhängig gemacht.

Ihre Züge stachen denn auch so ganz ab von den sorgenvollen und trübmüthigen Gesichtern. Sie stand vor uns an der Balustrade, die sie mit den Fingern der kleinen Hand kaum berührte. Eine leichte Röthe belebte ihre blassen Wangen, in ihrem Haar stak eine weiße Rose. Sie hatte nichts Auffallendes, nichts Ueberraschendes; je mehr ich sie aber ansah, desto unleidlicher wurde mir die Menge, desto unerträglicher der Lärm und unerquicklicher der Tanz. In ihren ruhigen, bescheidenen Blicken war etwas ganz Anderes, etwas wie der sanfte Schein eines Heiligenlämpchens, welches die einzige Bestimmung hat, das Asyl des Gebetes zu erleuchten. Die eigene Zartheit und Schwächlichkeit ihres Körperbaues veranlaßte allen ihren Bewegungen zu folgen, und rief ein Gefühl von Besorgniß hervor, daß sie dem ersten Eindruck erliegen, jeder Einwirkung sich hingeben möchte. Und doch äußerte sich in diesem Gesicht auch eine unbegreifliche Kraft. Nichts, schien es, vermochte ihr Ohr und ihr Auge zu reizen, nichts ihren innern Frieden zu stören ...."

— „Wie gern höre ich Sie," bemerkte die Gräfin. „Sie erzählen mir Ihre eigene Geschichte; ich verstehe, Sie verliebten sich in sie."

„Aufrichtig gesagt, wäre ich nicht ein vollständiger

Sklave der Freundſchaft geweſen, und an die Rolle des Zuſchauers gewöhnt, ſo hätte in ihrer Gegenwart ſich leicht in mir Neid regen können, daß es Menſchen giebt, die nicht blos geſchaffen ſind, Andere zu heilen. Doch ich will nicht von mir reden. Mit großer Mühe fand ich Jemand, der ſie mir nennen konnte: ſo wenig war ſie bekannt.

Nach meinen Worten ſetzen Sie nun wohl voraus, daß ich hier auf die Entwickelung einer Leidenſchaft komme, daß ich Ihnen von einem Liebeswahnſinn erzählen will, von einem unbeſonnenen Schritte, der in einem Augenblick des Schwindels geſchah. Nein! Lewin traute dem plötzlich erwachten Gefühle nicht; er war gewiſſermaßen unfähig, der erſten Bewegung zu folgen, und aus Verzweiflung, aus Ungeduld einen Fehler zu begehen. Lange, lange lernte er ſie kennen. Zuletzt fing er an das Haus zu beſuchen, gewöhnte ſich an ſie und ſie an ihn. Alle Maßregeln wurden ergriffen, daß weder ſein Herz, noch fremde Unaufrichtigkeit ihm einen Streich ſpielte. War es Mistrauen in die eigenen Vorzüge, oder Mistrauen gegen ein völlig unbemitteltes Mädchen, genug, ich ſchwöre Ihnen, er prüfte und beobachtete ſo ängſtlich, ſo langſam, daß ich die Geduld verlor. Ich wußte längſt, daß er ihr gefiel, und ſie ihm, und konnte ihm dieſe übertriebene Bedächtigkeit nicht verzeihen. Es war etwas Unangenehmes zu ſehen, daß der Reichthum mit ſo vieler Sorgfalt ſich vor der Armuth verwahrte. Uebrigens ſprach er kein einzig Mal irgend einen Zweifel gegen mich aus; darin, aber auch darin allein, war er nicht offen gegen mich. Doch was hätte er auch gegen dieſes bezaubernde, unſchuldsvolle Geſchorf einwenden können? Und hätte es ja in ihrem tiefſten Herzen eine Stelle gegeben, wohin keines Menſchen Blick, kein Gedanke, kein Gefühl eindringen konnte, wo nur der Klang jedweden Goldes hineinhallte — ſo mußte das ſchon eine unabweisliche Nothwendigkeit des Lebens ſein,

oder ein Verbrechen, das man nicht einmal argwehnen darf.

Er heirathete.

Oft, wenn uns etwas höchst lockend erscheint, sagen wir uns: das ist ein Wahn, und waffnen uns mit dem Verstande dagegen; aber wir vergessen, daß wir mit solchem Ausdruck nur unsern Neid übertäuben und unsern Stolz befriedigen; wir wollen uns nicht gestehen, daß es keinen Wahn giebt, daß jeder Wahn für irgend Jemand Wirklichkeit ist. — Gräfin, ich war Augenzeuge, ich habe es selbst gesehen! Alle meine Sinne und mein Herz sind noch voll von den wohlthuenden Eindrücken jenes friedlichen Glückes. Das geregelte Leben, welches man in unserer Zeit mit allen Kräften herzustellen sucht, war dort so einfach eingerichtet, daß das Gewöhnliche daran überraschte. Es hatte nichts Wunderbares, nichts, was eine glühende Phantasie nährt, es war ruhig, still, einförmig, wenn Sie wollen — der ganze Reiz desselben lag in der prosaischen Wahrheit und Rechtmäßigkeit des Gefühls, und doch erscheint es mir jetzt in einem magischen Lichte. Ich weiß mich auf alle Ereignisse der Reihe nach zu besinnen, aber ich kann es mir nicht auf natürliche Weise erklären, ich kann die Gegenwart mit der Vergangenheit in keinen Zusammenhang bringen.

Lewin bewohnte ein Haus mit seinem alten Oheim. Seine Frau bezauberte den Greis. Im nähern Umgang mit ihr trat ihr vielseitiger Geist und ihr feines Gefühl immer deutlicher hervor. Geschah es aus völligem Mangel an Eitelkeit, oder aus einer der Jugend angemessenen Schüchternheit — sie suchte nie vor einem Fremden zu prunken, nie dessen Aufmerksamkeit zu fesseln, so gewichtig sein Urtheil in der Gesellschaft sein mochte. Sie spartе ihr Lächeln, ihre Beredtsamkeit und das Leben ihrer blauen Augen für die Unterhaltung mit den Ihrigen, mit ein paar Freunden. Sie können sich denken, wie eine solche Concentrirung dem Manne ge-

fallen mußte. Nachdem er mit logischer Strenge und Berechnung zu Werke gegangen war, sah er nun keinen Grund mehr, sein Gefühl in die Regeln der Weisheit einzuzwängen, ließ ihm freien Lauf, und es entwickelte sich bis zum äußersten Grade.

Eine feste, tiefe Anhänglichkeit zeigte sich bei ihm auf jedem Schritt, ohne jedoch die Frau im Mindesten zu behelligen. Sie wurde geliebt, aber nicht mit Liebe verfolgt. Sie hatte volle Freiheit in Allem. Vom ersten Augenblick an brachte er ihr leise, unmerklich die Ueberzeugung bei, daß ihre Vorzüge werthvoller, höher, besser wären als sein Reichthum, und gewiß erinnerte sie nichts, wem von ihnen dieser angehörte. Konnte etwa irgend ein Gelüst oder Wohlthätigkeit, eines der lebhaftesten Bedürfnisse ihrer Seele, sie zu unvorhergesehenen Ausgaben hinreißen, so war der Mann schon im voraus darauf gekommen, damit sie gar nicht Zeit hätte, sich zu bedenken. Unaufhörlich sorgte er dafür, daß sie sich jeden Augenblick nach ihrer Willkür schaffen könnte, und fand hierin einen unaussprechlichen Genuß. Ich begriff das. In ihrem Geschmack, ihren Wünschen und Launen schienen sie ganz übereinzustimmen. Sie beschränkten sich zwar auf einen engen Kreis von Freunden, kamen aber auch bisweilen in zahlreiche Gesellschaften. Lewin sah die Menschen nicht mehr mit jenem edlen Murren an, mit jenem bittern Unmuth .... Die ganze Welt war auf einmal lieb und gut geworden, der Umgang mit Menschen unentbehrlich, Pflicht, Zerstreuung, und jene Ideen, deren Wahrheit er so verzweifelt und beredt nachgewiesen, erklärte er für bizarr, nutzlos und gesellschaftswidrig. Oft pflegte er im behaglichen Gefühl seiner Unabhängigkeit, sich am Kamin wärmend, den Blick auf die Frau geheftet, mit mir Das und Jenes zu besprechen, zu discutiren: aber mitten im heißesten Moment irgend einer wichtigen Discussion über Wissenschaft, Kunst oder ein zufälliges Ereigniß — ergriff er plötzlich ihre Hand, betrachtete ihre Finger .... und

ich ſah, daß es ihm mit all den wichtigen Fragen Scherz geweſen, und nur mit ihrer Hand Ernſt ſei.

Früher ſchreckte er mich durch ſeine Kälte, jetzt brachte er mich in einen Zuſtand moraliſcher Auflöſung. Ich freute mich an dieſem Bilde, aber es übte einen bewältigenden Einfluß auf mich und nahm mir die Luſt zu Allem. Beſchäftigung, Streben, Kenntniſſe, Ruhm — an Allem wurde ich irre, an Allem zweifelte ich: der Glaube an ſein traulich Eckchen und an ſein Weib verdrängte bei mir jeden andern Glauben, welchem der Menſch ſich irrthümlich hingiebt. Die täglichen Erſcheinungen dieſes einfachen Lebens hatten für mich einen ſo mächtigen Reiz, daß ich oft von meinem Wege abbog ... ja, dies fremde Glück brachte mich um viele Piſten. Statt zu den Kranken eilte ich zu den Geſunden, ihre Luft zu athmen. Bei ihnen blieb Alles neu, friſch, jung. Noch war die geringſte Kleinigkeit nicht beſtaubt, noch war keine einzige Bewegung, keine freundliche Miene zur kalten, ſtarren Gewohnheit geworden, in welcher man nachgerade das urſprüngliche Gefühl nicht mehr erkennen kann, das ſie hervorgerufen. Zu einer beſtimmten Zeit kamen ſie zuſammen, beſprachen ſich, lachten ... nicht weil dies auch geſtern geſchehen war, ſondern weil es ſie heute glücklich machte. In ſo gebildeter Weiſe ſie mit einander umgingen, ſo herrſchte doch unter ihnen nicht der leiſeſte Zwang. Sie bewegten ſich ſo frei, ſo leicht, wie wenn ſie für ſich allein wären, thaten weder ihrem Geiſte, noch ihrer Stimmung Gewalt an, ſie ſchienen nichts von jenen feinen Nöthigungen zu kennen, die in Anweſenheit eines Andern, ſelbſt des Nächſten und Liebſten, unvermeidlich ſind.

Mit jeder Stunde entfaltete die liebenswürdige Frau Lewin's immer mehr ihre verborgenen Eigenſchaften; Alles, was Erziehung und eigenes Nachdenken in ſie gelegt, kam zum Vorſchein. In der Regel ſchweigſam und mehr zum Hören als zum Reden geſchaffen, ließ ſie jetzt zu-

weilen ſich in ein lebendiges Geſpräch ein; aber es mußte freilich etwas ſehr Intereſſantes ſein, um ſie hinzureißen. Auch wandelte ſie nur des Abends, wo ſie überhaupt aufgeregter war, die Luſt an, ihre Lieblingsgedanken und Lebensbetrachtungen mitzutheilen, die ſie ſo ganz für ſich angeſtellt. Dann hielt ihre Hand mit der Nadel auf dem Canevas ſtill; unverwandt blickte ſie auf uns, ihre Augen waren ruhig, und nur die Stimme, die bezaubernde Stimme verrieth ihr inniges Durchdrungenſein von Dem, was ſie ſprach. Wie ſchön und edel fuhr ſie auf, wenn eine überraſchende Bemerkung, ein glücklicher Ausdruck ſie traf! ... Nichts Hohes und Bedeutendes blieb bei ihr unerwiedert. Die feinſte Anſpielung entging ihr nicht. Alles, was man von Ideen und Nüancen in ein einziges Wort legen kann, berührte ſie elektriſch ... ſie begriff es, und neigte ſich beſcheiden über ihre Stickerei. Ich ſah, horchte und machte Schlüſſe auf Schlüſſe. Wie glücklich muß er ſein, dacht' ich, wenn die Frau ſpricht! wie glücklich, wenn ſie erröthet! Oft aber, wenn mir eine blendende Luxuskleinigkeit in die Augen fiel, oder wenn ich zufällig das ganze Zimmer überblickte, oder wenn ich auf Lewin hinſah, wie er gemächlich im Lehnſtuhl ruhete, überkam mich eine ſeltſame, unwillkürliche Beklommenheit .... Um uns athmete Alles den Egoismus des Glückes! Dieſes Gaſtzimmer war nicht für Fremde eingerichtet, ſondern zu eigenem Gebrauch, man ſchonte es nicht, ſondern machte ſich darin bequem. Zwei, drei Bilder von ausgezeichneten Meiſtern, ein Pianoforte, ein Kamin, mehrere Bücher und Journale, Möbeln für alle Launen des Körpers — nichts Prunkvolles, aber Alles ſo ſchön, daß es einem Palaſt zur Zierde gereicht haben würde. Jeder Gegenſtand erinnerte an die Fortſchritte der Kultur, an Glanz und Geräuſch, und doch war es die Poeſie der Einſamkeit, die Stille des Herzens, die hier am reizendſten erſchien. In den Blicken und Geſichtern las ich: laßt Euch von

dieſen vier Wänden nicht locken, wir verſetzen ſie, wohin Ihr wollt, ſie aber verlieren ohne uns alle Bedeutung — und ich trat vom Fenſter zurück, recht in den Hintergrund des Zimmers, um das Geraſſel auf der Straße nicht zu hören, um mich ſo weit als möglich in dieſe wunderſame Welt zu vertiefen.

Lewin war ein guter Muſiker, ſeine Frau zeichnete gern; ihr Arbeitskabinet, das beſonders reich und geſchmackvoll verziert war, konnte man von der Stelle ſehen, wo der Mann am Klavier ſaß. So hatten ſie Alles einzurichten gewußt! Kein Vergnügen entging ihrer zärtlichen Aufmerkſamkeit. Oft traf ich ſie des Morgens Beide bei ihrer Beſchäftigung: viele Zimmer trennten ſie, aber alle Thüren waren offen .... das Parquett, die Bronze, der Marmor ſchimmerte in der Sonne .... Lewin ſpielte, indem er den Kopf zurückbog, und von fern aus dem entgegengeſetzten Ende des Hauſes ſah ſich ein weibliches Geſicht nach ihm um. Ich ſetzte mich und hörte ihm zu. Es verging eine halbe Stunde, eine Stunde. Auf einmal verſchwand das Geſicht; darauf erſchien ſie geputzt, ſtattlich, ſanft drückte ſie dem Manne die Hand, und mit den Worten: „Ich fahre, mein Lieber, Adieu, Doctor," verließ ſie uns wieder. Er blickte ihr nach, dann drehete er ſich heiter und ruhig zum Klavier um mit der ſchönen beneidenswerthen Gewißheit, daß ſie wieder kommt. Und wenn ſie wieder kam, hatte ſie manchmal die Idee, den Hut nicht abzulegen, die Schärpe nicht abzubinden, damit auch ihr Mann ſich an Dem ergötzen könne, was vielleicht Andern gefallen hatte, damit ihm kein Eindruck verloren ginge, den ſie auf Andere gemacht. Ich vergaß mich, wenn ich ſie anſah. In jeder Stunde, die ich bei ihnen zubrachte, des Morgens, des Abends oder zu Mittag fragte ich mich: Wo iſt denn Unglück, Mühſal, wo die Schwierigkeit, einen Lebenszweck zu finden? Das Geſchick hatte für Lewin ſo mütterlich geſorgt, daß er

nicht einmal etwas von den Beſchwerniſſen kannte, die ſo oft mit großem Beſitz verbunden ſind. Seine Güter verwaltete der Onkel, und er hatte nur das Vergnügen Geld auszugeben.

Seine Frau blieb ſich immer gleich. Bei ihrem Charakter hätte ſie freilich jeden Kummer verſchwiegen, hätte unbemerkt im Stillen geweint — aber man wahrte ſie ja auch vor der leiſeſten Unruhe. Ihr gleichmäßiges, ſanftes, ſinnendes Weſen zeigte, daß ſie neue Eindrücke, Gegenſätze und Extreme weder liebte noch vertrug, und da ließ man ihr denn die ganze Gotteswelt ohne Veränderungen erſcheinen. Höchſtens konnte ſie ſich einen dunkeln Begriff von dem fortwährenden Wechſel der Freude und Trauer bei den Menſchen machen. Wenn aber ihr Herz doch zuweilen errieth, was da draußen vorging, außerhalb der Wände ihres Hauſes, wenn die Stimme der Noth doch auf irgend eine Weiſe in das Damenboudoir drang, das ſo voll von Gold und Spitzen und Blonden war, wenn ſie es für unumgänglich hielt, in ihrem Manne Antheil zu erwecken, ihr Mitleid zu geſtehen — o dann, ja blos dann kam ſie aus ihrer gewöhnlichen Stimmung heraus. Einmal ſah ich ſie, wie ſie zu ihm ins Kabinet eilte .... hin war die Ruhe, der ſchmachtende Ausdruck .... Eifer im Geſichte, die Augen, zu weinen bereit .... ganz wie ein gekränktes Kind: ſie war ſich nicht mehr ähnlich! .... Sie ſprach ein paar Worte zu Gunſten eines Armen, aber ſo ſchmerzvoll .... Der Mann ſprang auf, und dies war das erſte und einzige Mal, daß er ſie in meiner Gegenwart küßte .... Gott! wie mag es in ſeinem Herzen ausgeſehen haben in dieſer ſeligen Zeit! Ich bewunderte nur, wie der Menſch ſo biegſam iſt, wie derſelbe, der ganz und gar verzweifelt, ſich auch ganz und gar tröſten kann! Heiter, freundlich und ſchon etwas ſtolz, war er nicht mehr der frühere ſtille Jüngling, der taſtend in der Welt umherirrte, ſondern der gereifte Mann, deſſen Vernunft ein

festes Gebäude aufgeführt, und im Voraus errathen hatte, daß es dem Herzen gefallen würde. Wenn er jetzt ein Buch in die Hand nahm, so that er es mit der Kälte eines Kritikers, mit der Ueberzeugung, er werde vor der hohen Weisheit darin nicht erschrecken. Er war gern unter Leuten; aber in Gesellschaft, wie in seinem Hause, sah er bisweilen Alle an und Keinen, und dieser kecke, zerstreute, sorglose Blick sagte uns: wenn ich Eurer überdrüssig bin — so lasse ich Euch nicht zu mir; wenn Ihr Euch mir aufdrängt, so mache ich mich von Euch los, wenn Ihr mich locken wollt mit Eurem hohen Ziel, mit dem Rauschgold Eurer Bewegung, so spreche ich: Ihr lügt!

Er war so glücklich, Gräfin, daß sein Glück Keinem den Weg vertrat, daß ihn Niemand beneidete. Er stand entweder höher oder niedriger, als alle Menschen, die da streiten, kämpfen, sich mühen und abquälen und hoffen.

So verging beinahe ein Jahr. Da mußte ich auf einige Tage in ein Dorf bei Moskau zu einem Kranken. Der Sohn desselben, ein allerliebster junger Mann, der mit der Frau Lewin's zusammen erzogen worden war, und dann und wann meine Freunde besuchte, hatte nach mir geschickt. Auf einmal erhalte ich dort einen Zettel: „Bitte, kommen Sie bald; meine Frau hat sich auf dem Ball erkältet und ist etwas unwohl." Ich eilte nach der Stadt, gleich zu ihnen. Es war an einem Abend, ich erinnere mich noch wie heute. Schon im Vorsaal wurde die Thüre leise aufgemacht; die allgemeine Behutsamkeit und Ordnung zeigte, daß noch keine Gefahr vorhanden sei, daß die Kranke nicht sterbe. Ich trete ein .... o Gräfin, zum ersten Mal fand ich sie so vollkommen schön, wie ihre Seele! Ihr fehlte sonst immer etwas Lebendigkeit, Feuer, Farbe, die der frischen Jugend so ansteht ... die Krankheit half diesem Mangel ab. Halb sitzend, halb liegend ruhte sie auf einer Ottomane. Ihren Hals umschlang ein blauer Flor; die eine Hand

war ausgeſtreckt, die andere ſchimmerte durch die dichten Locken an der Wange. Ein feines Kettchen um die Stirn hielt ihr Haar zuſammen; ſie hatte ein prächtig geſticktes Ueberkleid an, und ich bemerkte an ihr faſt etwas wie Koketterie, was mir völlig neu war. Ihre Augen glänzten, die trockenen Lippen umſchwebte ein Lächeln, und das hochgeröthete Geſicht ſtand im völligen Widerſpruch mit der weichlichen Lage des Körpers. Das Lockenköpfchen hob ſich lebhaft, die Züge hatten nicht ihre ſonſtige Ruhe und Milde, es ſprach ſich in ihnen Geſchäftigkeit, Erregtheit, Leidenſchaft aus. Ringsumher herrſchte eine ehrfurchtsvolle Stille. Das Unwohlſein der angebeteten Frau, das keine Angſt einflößte, aber das Vergnügen verſchaffte, ſie zu pflegen, breitete über das ganze Haus etwas Romantiſches, Geheimnißvolles. Der Mann ſaß ihr zu Füßen, und ſeine Hand auf das reizende Füßchen legend, blickte er ſie ſo zärtlich an, daß man ſich hätte erklären mögen, woher die grauſame Fähigkeit des Menſchen, an Krankheit Gefallen zu finden. Er ſprach in Einem fort, aber in ſeiner Stimme war nichts von männlicher Härte. Er ſuchte ſie durch launige Erzählungen zu unterhalten, aber das Launige war mit ſolcher Vorſicht erdacht, daß es nur ein Lächeln abgewann, keineswegs jedoch zum Lachen zwang. Weiter traf denn auch nichts ihr Ohr, als ſeine Worte: ſonſt hörte man hier keine Bewegung, keinen unerwarteten Laut, nach dem man ſich hätte umwenden können. Wo war der Glanz der Bronze hin, das Flackern des Kamins, der Kerzenſchimmer? Kein Strahl gelangte zu ihr in ſeiner natürlichen Geſtalt, man nahm dem Feuer alle Kraft, die Nerven zu erſchüttern. Denken Sie ſich das Entzücken des Arztes, wenn man ſeine Kranke ſo in Acht nimmt! Sie begreifen, wie man da unbewußt Diejenigen beneidet, die den Gegenſtand ihrer edeln Liebe mit einer ſo ausgeſuchten Zärtlichkeit, mit einer ſo koſtbaren Sorgfalt umgeben können. Ich fand ſie in einem fieberhaften

Zustande und verschrieb natürlich ein Recept. Da wurde Lewin noch aufgeräumter und begann sogar etwas lauter zu sprechen. Am andern Tage ging es der Kranken besser, am dritten ebenfalls und bald konnte sie wieder ausfahren.

Nach einiger Zeit jedoch zeigten sich abermals dieselben Symptome. „Nein, meine Liebe," wiederholte Lewin, „nun lasse ich Dich lange nicht heraus." Gegen Abend kam gewohnlich der Onkel, und wir setzten uns in häuslichem Kreise zum Thee. „Doctor," rief sie von ihrer Ottomane lächelnd: „ich bitte, hören Sie meinen Mann nicht und lassen Sie mich ins Concert." Es war damals irgend ein Concert angekündigt. Auch ich lächelte. Alle gaben sich heiter mit ihr ab. Der Mann fuhr fort, sie zu unterhalten. Er sowohl, wie der alte Onkel beachteten ihre leichtsinnige Bitte so wenig, wie die Laune eines kranken Kindes, das noch Zeit haben würde, sich zu vergnügen, und bei der Gelegenheit befriedigten sie ihre Eigenliebe, indem sie mir medicinische Bemerkungen machten und Rathschläge ertheilten. Der Fall, wie Sie sehen, schien durchaus nicht bedenklich, war noch kein solcher, bei dem die weisen Betrachtungen ein Ende haben und der blinde Glaube eintritt. „Ihre Nerven sind erstaunlich reizbar," sagte Lewin. „Sie muß früher zu Bette gehen," bemerkte der Onkel. — „Ja . . . früher zu Bette gehen . . ." erwiederte ich, und ein Schauer durchfuhr mich: denn ich — ich allein sah, wie ihre Augen fortwährend glänzten und welche Röthe auf ihren Wangen spielte. Ich trat in die anderen Zimmer und blickte an den Wänden umher: schön, köstlich, prachtvoll! aber draußen schnitt mir der Frost ins Gesicht — wo nimmt man die laue Luft und den warmen Himmel her, wie versetzt man nur gleich diese herrliche, aber so äußerst zarte Pflanze in die fernsten Zonen! . . . . Mir bebte das Herz, wenn ich Lewin's Stimme nur von weitem hörte; ich fühlte, daß Furcht hier entsetzlich sei, daß ein zu frü-

der Schreck ihm eine überflüssige Qual bereiten würde: aber ich hatte nicht die Kraft, mich auf meine Kunst zu verlassen. Ich zitterte, einen Augenblick zu verlieren. Wie weh that es mir, meine Bangigkeit zu bekennen, wo man so viel Hoffnung auf mich setzte! Meine Zunge war gutmüthiger, als meine Wissenschaft, sie versagte der unbarmherzigen Einsicht den Dienst. Indessen trat ich gleich im Anfange der Krankheit zum alten Onkel: „Es wäre doch gut," sagte ich, „Sie zögen noch einen Arzt zu." — „Warum nicht gar!" rief er verwundert, „ihr ist heute besser, wir würden ohne allen Grund meinen Neffen in Angst jagen." — „Bitte, bitte, sie ist keineswegs in Gefahr, aber man muß vorbeugen." .... Nachdem ich es gesagt, ging ich in das entfernteste Zimmer.

Jetzt, Gräfin, von diesem Augenblicke begann die neue Leidensperiode meines Freundes, deren unerwarteten Schluß meine Wissenschaft durchaus nicht ahnte. — Man hinterbrachte es ihm .... er suchte mich auf .... Als die Thüre aufging, glaubte ich sein Herz klopfen zu hören, und ich allein sei an Allem Schuld. Er war nicht mehr derselbe. Er kam nicht die Frau zu unterhalten, sondern den Arzt zu verhören. „Was fällt Dir ein, Doctor? sie geht ja noch herum, spricht, lächelt, noch bin ich mit ihr so glücklich ...." Ich stürzte auf ihn zu, versicherte, betheuerte, schwor — nun gab es keine heilige Wahrheit für mich, ich konnte seinen Blick nicht ertragen! Der Trost wirkte, der erste Anfall des Schrecks ging vorüber. Wie hätte er aber auch auf einmal die Möglichkeit eines solchen Unglücks fassen, wie sich denken können, daß meine Furcht gegründet sei! Gab es doch noch so viele Mittel, die die menschliche Weisheit aufgehäuft, hatte man doch so viele Leute, so viele Thränen, so viel Geld! .... Er wurde nachdenklich, drückte mir die Hand und wiederholte einige Male mit fester Stimme: „Im Frühjahr reise ich unbedingt mit ihr ins Ausland." In Gegenwart seiner Frau war

Lewin noch immer heiter; aber schon trat eine gewisse Unaufrichtigkeit zwischen ihnen ein. Sie wußte nicht mehr, was er auf dem Herzen hatte, aus welchem Grunde er nachlässiger ihre Hand ergriff und dreister vor ihr saß. Hin war die Freiheit des Umgangs, die sorglose Offenherzigkeit des Glückes: er konnte sich nicht mehr in sich versenken, still nachsinnen, im Lehnstuhl sich seinen Träumereien überlassen; er hatte jetzt kein eignes Leben, nichts, was ihm selbst gehörte, außer einem dunkeln Gefühle, das er sich noch nicht nannte; er hing an ihren Blicken, verfolgte ihre Gedanken, horchte auf ihre Athemzüge. Nur wenn er aus dem Zimmer trat und mir und meinen Collegen leise nachschlich, verriethen seine Züge alle schrecklichen Geheimnisse seines Herzens. Ich fürchtete mich nach jener Seite umzuwenden, wo er von ferne aus irgend einer Ecke Jeden von uns betrachtete, wenn wir uns im Kreise versammelten, unsere Wissenschaft zu erschöpfen. Mir war's, als belauschte dieser Mensch eine Verschwörung gegen sein Leben.

Noch gaben wir die Kranke nicht auf und schonten ihn, machten ihm Hoffnung. Ihm aber war es nicht mehr um Respect vor seinem Scharfsinn zu thun; er verlangte von uns Allmacht, ein Wort des Trostes und fragte nicht, auf welche Beweise wir uns stützten. So umgewandelt war er auf einmal, er, der noch gestern mit uns stritt, uns widerlegte; es war etwas Grauenhaftes darin, etwas Grauenhaftes in dieser Nöthigung, wieder zum Kinde zu werden ....

Gräfin, hören Sie, die Mazurka ist zu Ende, man geht wahrscheinlich zum Souper ..."

— „Ich esse nichts," bemerkte sie lebhaft und rückte ganz an die Ecke des Stuhles vor. Es begegnete ihr vielleicht das erste Mal, daß sie von ihrem natürlichen Egoismus sich so weit hinreißen ließ, selbst den Anstand zu verletzen und nicht zu bedenken, daß der Doctor vielleicht die Gewohnheit habe, zu Abend zu essen.

Er blickte eine Zeit lang unverwandt nach der Thüre, darauf fuhr er fort:

„Die Kranke verließ die Ottomane, zog das gestickte Ueberkleid aus und kämmte sich die Haare glatt. Mit ihrem Putz sah es nun anders aus; doch blieb der Mann nach wie vor bei ihr. Ueber ihrem Bette hing noch derselbe reiche Stoff: aber schon drangen in ihr Schlafgemach neue, fremde Gesichter. Des Morgens und Abends war ihr Bett von allen berühmten Aerzten der Stadt umringt .... Man warf sich uns um den Hals, weinte vor uns, überschüttete uns mit Geld — mit einem Worte, es war kein Grund mehr vorhanden, einem Menschen nicht zu helfen: aber die Krankheit griff um sich, langsam, still, ruhig, wie ihr Opfer. Sie erpreßte keinen Schrei, keinen lauten Seufzer, keinen jener heftigen Schmerzensausbrüche, welche die Gesunden mit starrem Grausen oder mit Schluchzen erwiedern. Hier wurde man nicht plötzlich erschreckt; dem armen Lewin blieb Zeit und Ruhe, alle Gedanken durchzunehmen, alle Qualen nach einander zu empfinden, den stufenweisen Gang der Zerstörung zu beobachten und zu begreifen, was er verlor.

Seine Frau schwand hin, wurde von Stunde zu Stunde schwächer und vermochte nicht mehr durch's Zimmer zu gehen, ohne sich auf Jemandes Arm zu stützen; die Jugend war ihr Unglück und beschleunigte die Entwickelung der Krankheit. Am Tage trieb ihn oft die Blässe ihrer Wangen fort; aber die Liebe verfolgte ihn überall. Die Frau wollte ihn immer um sich haben, ihn immer ansehen, als drängte es sie, den Mann für die ganze frühere Zeit schadlos zu halten, in der sie sich nicht gern offen dem Zuge ihres Herzens hingegeben, nicht alle Zärtlichkeit geäußert, deren sie fähig war. — Am Abend täuschte ihn ihre Röthe; er konnte es nicht glauben, daß Schönheit und Tod dieselben Merkmale haben; dann blieb er ruhig im Gastzimmer stehen, wo

sie so oft beisammengesessen: vor ihm die Stickerei, ein paar aufgeschlagene Bücher .... Er nahm eins in die Hand, blickte zerstreut hinein und legte es dann mit erstaunlicher Sorgfalt an dieselbe Stelle, in derselben Ordnung zurück. Seine Augen sagten uns: „Rühret dieses Buch nicht an, schlaget es nicht zu, sonst möchte meine Frau, wenn sie aufsieht, die Seite nicht finden, auf der sie geblieben."

Allein weder Hoffnungsstrahlen, noch Aeußerungen der Liebe konnten den ehrfurchtsvollen Schrecken an der Thüre ihres Schlafgemachs bannen. Dort barg sich hinter den zärtlichsten Liebkosungen, hinter der sorglichsten Aufmerksamkeit, hinter den unverwandten Blicken, hinter Allem — Mitleid, Trauer, Angst oder Täuschung. Die Hand, welche Lewin küßte, fing schon zu zittern an, die Wangen, die er betrachtete, fielen ein. Nur die Seelenvermögen wagte die Krankheit nicht anzutasten; ihr fiel die körperliche Schönheit allein zum Opfer, die geistige aber erhielt sich wie zuvor: dieselbe Demuth und Ergebung, die mich so überraschte, als ich dieses liebreizende Weib auf dem Adelsballe sah, als die weiße Rose in ihrem Haar stak. Das Gefühl der Unabhängigkeit nahm bei ihr den Charakter einer merkwürdigen Unerschrockenheit an, nicht jener, welche die Gefahr herausfordert, sondern einer, die nicht murrt. Sie wurde sogar mittheilender, gesprächiger, trotzdem daß ich unablässig drang: „Sie dürfen nicht sprechen." Bisweilen jedoch hatte sie auch Minuten, in denen sie Niemand zu sehen, nichts zu hören schien. Dies war besonders in der Nacht der Fall, wenn das Fieber stieg. So trat ich einmal zu ihr mit der Arznei. Der Mann war nicht zugegen. Sie hielt in der Hand einen Schlüssel. Lange, lange stand ich vor ihr. Sie hatte die Augen offen, rührte sich aber nicht, es war, als ob sie mich nicht sähe. Endlich sagte sie: „Hören Sie, Doctor!" wandte sich nach dem Schlüssel und war wieder

ganz abwesend. Ich entschloß mich zu fragen: „Wünschen Sie etwas?“ — „Nein, später!“ erwiederte sie, „nicht wahr, später? .... Sie werden mich doch retten .... geben Sie die Arznei ....“ Dabei weinte sie und lächelte. Sie können sich denken, was ich ihr da sagte. Sie steckte den Schlüssel in ein Ridicule und legte dieses neben sich.

Wir sahen uns endlich gezwungen zu erklären, daß wir für ihr Leben nicht ständen, und wußten nur nicht, wem wir zuerst diese Mittheilung machen. Wer wird sie mit mehr Gleichmuth entgegennehmen? .... Alle weinten um sie; der Hof stand voll von Wagen, in den Gastzimmern eine Menge Verwandte, Freunde .... Man möchte fragen, wie Einer nur sterben kann, wenn so viele Leute wollen, daß er lebe? .... Mich beauftragte man, Lewin vorzubereiten. Ich näherte mich demselben Kabinet, Gräfin, in welchem er so klug seinen Lebenszweck berechnet .... Tausend Gedanken schwirrten mir durch den Kopf .... das Herz wollte mir brechen .... zitternd öffne ich die Thüre, trete ein .... und finde ihn vor dem Spiegel, wie er sich die Haare pomadisirt, den Backenbart streicht, das Gesicht reibt. „Was soll das?“ fragte ich, „wo wollen Sie hin?“ — „Wie denn!“ antwortete er, sich zu mir umdrehend: „ich habe sie erschreckt, sie sagt, ich sei abgefallen; sehen Sie doch, ob ich jetzt voller erscheine?“ Hier brach er in Thränen aus und warf sich mit dem Kopfe auf den Tisch. Die Worte erstarben mir auf der Zunge. Vor seinem Schmerze verstummte Alles. Wenn er durch die Gastzimmer ging, wagte Niemand zu ihm zu treten, noch ihm Trost zuzusprechen. Alle schienen auf ihn hinzudeuten und sich zuzuflüstern: Seht, dieser Mensch schläft nicht, ißt nicht — er stirbt mit ihr.“ Das Schicksal erließ ihm keine einzige Nüance des Leidens. Am zweiten oder dritten Tage nach unserer Erklärung (er wußte noch nichts davon) es war der Geburtstag seiner Frau. Die nächsten Verwandten gingen

zu ihr hinein; Alle waren aus Aufmerkſamkeit feſtlicher geputzt, als gewöhnlich, Alle hatten, um ſie zu tröſten, ihr Geſchenke gebracht. Ich ſehe noch wie heute eine goldene Schnalle, die ſie in der abgemagerten Hand hielt und ihrem Manne, vielleicht um ihm noch einen Augenblick Hoffnung einzuflößen, mit den Worten reichte: „Nimm, mein Lieber, lege ſie in meine Toilette, ich trage ſie, wenn ich das erſte Mal wieder ausfahre.“ Vor der Tafel ging der alte Onkel unſchlüſſig umher, quälte ſich ab und drang in mich: „Sagen Sie doch, ſollen wir ihm gratuliren, ſollen wir ihre Geſundheit trinken oder nicht?“ — Dieſe fürchterliche Annäherung zwiſchen Leben und Tod überſtieg alle menſchliche Geduld. Es erſchien Einem dies Alles noch viel ſchrecklicher, weil es in großen Gemächern geſchah, mitten in Glanz und Reichthum, bei den höchſten Bemühungen, welche die Wiſſenſchaft, die Liebe, das Gold nur aufzubieten vermag. Heilmittel aus allen Weltgegenden waren herbeigeſchafft. Und dieſer türkiſche Shawl über den Füßen der Sterbenden — dieſe Pracht in ihrem letzten Zimmer auf Erden, dieſelbe Pracht, die ſie empfing am erſten Tage ihres Glücks! . . . .

Im ganzen Hauſe zeigten ſich ſchon Geſichter, die man früher nie geſehen. Leute, die früher die Schwelle nie zu betreten wagten, blickten jetzt aus allen Ecken; es trat ein Moment allgemeiner Gleichheit ein; eine gewiſſe Dreiſtigkeit der Thränen verdrängte die furchtſame Ehrerbietung. Jeder Abſtand hörte auf. Alle, denen ſie wohlgethan, die ſie von Sorgen befreit, Alle rückten ihr von Stunde zu Stunde näher.

Ich brachte ihr noch immer Arznei. Einmal, es war des Abends, hatte ſie wieder denſelben Schlüſſel in der Hand, doch verſteckte ſie ihn jetzt gleich bei meinem Erſcheinen. Ich weiß nicht, warum diesmal ihre matten, ſtarren Blicke und beſonders dieſer Schlüſſel mir ſo ſchrecklich vorkamen . . . „Iſt mein Mann hier?“ fragte ſie.

Er war nicht da. „Doctor, sagen Sie mir aufrichtig, werde ich sterben, werde ich bald sterben?“ ... Diese Worte, die schwache, krankhafte Stimme, in der noch die Liebe zum Leben vortönte, thaten mir unsäglich weh. Mir wurde doppelt leid um sie. Ich schämte mich meiner Furcht. Als ich ihr eine ausweichende Antwort gab, unterbrach sie mich mit einer Anstrengung, die ich ihr gar nicht mehr zugetraut. „Hören Sie auf, jetzt ist Lügen Sünde — ich habe noch Vieles vor — bei Gott beschwöre ich Sie, sagen Sie mir die Wahrheit!“ .... Ich schwieg. Da trat der Mann ein. Sie wischte sich die Hand mit dem Tuche ab — das war der letzte Zug weltlicher Aufmerksamkeit, ich erinnere mich dessen deutlich — und streckte sie ihm leise entgegen: „Ich danke Dir, mein Lieber!“ Er griff nach ihrer Hand, und stürzte aus dem Zimmer.

Einige Stunden darauf versammelte sich das ganze Haus zu beten. Mit welcher Bangigkeit traten Alle von der Thüre ihres Schlafgemachs zurück, als der Augenblick kam, wo sie mit dem Geistlichen allein bleiben sollte. Dort Stille, Andacht, Gott — hier die Menschen und mit ihnen aller Wirrwarr der Verzweiflung! Im anstoßenden Zimmer waren nur wir Beide. Lewin stand am Fenster und blickte hinaus. Neben ihm das geheimnißvolle Flüstern der Beichte, der letzte Laut seines geliebten Weibes, neben ihm Alles zerstört, der Kopf verwirrt, das Herz verödet — und dicht vor ihm erleuchtete Häuser, die Riesenstadt mit ihren unzähligen Lichtern, eine endlose Welt, überfüllt von lebendigen Menschen ... da und dort, in der Nähe und Ferne, allüberall, wo nur ein heller Punkt schimmerte, ein lebender Mensch! ... Ganz Moskau war auf den Beinen, die Wagen der ganzen Welt rollten über diese Straße; sie flogen vorbei mit ihren brennenden Laternen .... Alles ging, fuhr, eilte irgend wohin .... Alles sprach zu ihm: „Sieh, wir sind gesund, wir leben,

wir werden noch lange leben ....“ Er lehnte sein Gesicht an die Fensterscheiben. Wilde Empfindungen, welche die Sittlichkeit, die Religion, die Bildung verdrängt, traten hervor und sträubten sich gegen diese Bewegung. Alles, was er gelitten, alle Nächte, die er durchwacht, waren deutlich in seinen gramentstellten Zügen ausgeprägt. Mir bangte, er würde auf mich zustürzen, von mir Rechenschaft verlangen für die Ohnmacht der Wissenschaft ... Auf einmal hörten wir Seufzer, etwas wie leises Schluchzen .... einige Schritte von uns war nichts mehr von unserm Murren und unserer Liebe .... auf einmal erschollen ganz vernehmlich die Worte: „Kraft meines Amtes vergebe ich und entbinde ....“ Ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust; er griff sich mit beiden Händen in die Haare, und mir schien es, als wollte er seinen Kopf in zwei Stücke zerreißen. Bald aber traten andere, bittere Gefühle an die Stelle der gräßlichen Verzweiflung ... helle Thränen tropften ihm aus den Augen, er warf sich mir um den Hals und fragte mich mit klagender Stimme: „Doctor, ist es denn gar nicht möglich, sie zu retten?“

Ich ließ ihn nicht ins Schlafzimmer: sie hatte mich darum gebeten. Sie wollte noch einige Minuten allein bleiben, auch dauerte er sie zu sehr. Endlich aber traten wir ein ... Alles still, lautlos, dunkel ... Ich blickte furchtsam hinter den Schirm .... auf dem Tischchen am Bette stand ein alterthümliches Christusbild, ein Erbstück der Familie, davor brannte ein Lämpchen. Zwei, drei Strahlen fielen von der goldenen Einfassung und den Diamanten auf ihre bleiche, hagere Wange. Sie lag mit geschlossenen Augen, mit der einen Hand drückte sie das Portrait ihres Mannes an die Brust .... Auf ihrem Gesicht war eine gewisse Seelenruhe, jener unveränderliche Ausdruck des Körpers, wenn er ausgelitten. Gräfin, ich warf einen Blick auf sie ... und mich verlangte nach Tageslicht, nach menschlichem

Treiben und Gedränge ... Eine Angst überwältigte mich, gleich jener unerträglichen, die der Schlaflose empfindet in einer langen Nacht, wenn er sich umherwirft und fragt: Wird es denn bald Tag? .... Einsamkeit, Stille, friedliches Glück, Familienleben — Alles kam mir jetzt schrecklich vor, es war mir schrecklich, nur zu Hause zu bleiben, allein zu sein, oder mit Jemanden unter vier Augen. „Sie schläft," flüsterte Lewin. Ich weiß nicht, ob in diesen Worten nicht etwas Hoffnung war. Er schlich ans Sopha, wo sie ihn nicht sehen konnte, winkte mir mit der Hand und legte sich hin. Ich trat hinaus und wartete im andern Zimmer — unterdeß aber ging dort Folgendes vor, wie er mir im ersten Moment der Besinnung erzählt hat.

Lange lag er da und sah unverwandt auf sie .... sie rührte sich nicht .... auf einmal öffnete sie die Augen und blickte umher .... ihm schien es, als ob ihr Ohr noch auf etwas lauschte, ihr kalter, seltsamer Blick noch etwas betrachtete. Er wollte aufspringen — da sieht er, wie ihr Haupt sich bewegt, sich emporrichtet .... Staunen, Schrecken, vielleicht auch Neugier fesselte ihn ans Sopha .... „Doctor," sagte er mir nachher mit angstvoller, bebender Stimme: „Das war nicht meine Frau, meine liebe, sterbende Frau, es war ein Gespenst, das sich erhob, mich zu Tode zu martern." Das Lämpchen beleuchtete ihr ganzes Gesicht — er sah sie an und konnte sie nicht erkennen: nichts Früheres, nur die Haube und das Nachtkleid, die noch zu ihrer Ausstattung gehörten .....

Sie stützte sich mit der einen Hand aufs Kissen und die andere zitterte an ihren Lippen, an die sie das Portrait ihres Mannes preßte, um es so heiß, so innig zu küssen, als sie nur vermochte. Ihre Augen waren mit einem unerklärlichem Gefühl auf das Bild des Heilands gerichtet, dahin neigte sie fortwährend ihr Haupt und ihre Thränen flossen stromweis. Endlich fiel der Shawl

von ihren Füßen, ſie ſtand auf, ganz weiß .... hielt ſich am Bette, am Tiſchchen, ſah immer auf das Chriſtusbild, küßte immer wieder das Portrait, bewegte ſich fort, that einige Schritte und verſchwand in einer dunkeln Ecke des Zimmers ...."

— „Da iſt ſie!" — rief die Gräfin, vom Seſſel ſpringend. Ihr Geſicht flammte auf und erbleichte. Sie faßte den Doctor an und wies auf den Spiegel.

Wirklich zeigte ſich im Spiegel ein ſeltſames Profil mit wirrem Haar, todtenblaſſen Wangen. Der Doctor lief hinaus und ließ die Thüre ganz offen: ein lauter Walzer ertönte, ein helles Licht drang ins Zimmer, und von neuem erſtrahlten die wundervollen Augen der Gräfin und ihr Brillantſtern.

Nach einigen Minuten kam er zurück, ſchlug die Thüre zu, und die Erſcheinung verſchwand, die Muſik verhallte, im Zimmer wurde es dunkler. Die Gräfin ſtand zweifelhaft, als könnte ſie ſich nichts natürlich erklären, als fragte ſie: „Woher dieſes Geſicht, dieſe Muſik, dieſes Licht, wo iſt dieſe Frau?"

Der Doctor ſetzte ſich nicht mehr; er war glühendroth, ſah aus und benahm ſich wie Einer, der etwas erzählt, ohne ſich zu bekümmern, ob man ihn hört oder nicht.

Er griff an die Thürklinke und ſagte, indem er ſich zur Gräfin vorbog: „Sprechen Sie mit ihm nicht, treten Sie nicht zu ihm, ſehen Sie ihn nicht an ...."

„Hier," fuhr er fort, „hier haben Sie ſein Geheimniß: er hörte, wie ein Schloß klang, und wieder bewegte ſich im Dunkeln etwas Weißes, und wieder erſchien ſie — nur wankten ihre Füße jetzt noch langſamer, und ſie trug ein Päckchen Papiere in Händen .... Mit zitternden Fingern hielt ſie ſie ans Lämpchen, raffte ſie eilends vom Tiſch auf und ſchob ſie in die Flamme, um nur ſchnell von ihrem vernichtenden Geheimniß zu befreien, nur ſchnell, ſo lange das Herz noch Furcht, Eigenliebe, Stolz hat, ſo

lange noch der fromme Wunsch sich regt, Jemand von einem durchbohrenden Gefühle zu retten. Die Papiere loderten, sie starrte hin, sich mit beiden Händen auf den Tisch stützend, und als die Flamme erlosch, als das kleinste Streifchen verglomm, da rang sich ein tiefer, schwerer Seufzer aus ihrer Brust, da schien sie erst auf-zuathmen .... Alles war verbrannt, Alles hin; kein Mensch konnte diese Asche mehr entziffern; ja, sie selbst konnte sich nicht mehr verrathen, sie hinderte der Tod. War es die Angst des Verbrechens, das im Leben sich selbst nicht scheut und am Grabe sein bloßes Andenken fürchtet — oder war es die Größe einer Tugend, die alle ihre Werke für Gott allein bewahrt und auf Erden keinen Lohn für sie erhalten will? .... Sie hatte Alles begraben, und nun ward sie schwächer, fiel fast um .... da auf einmal blitzten ihre erloschenen Augen wieder auf, ihr Blick heftete sich auf den Boden, ihre Hand streckte sich nach etwas aus: aber zwischen sie und den Gegenstand ihres letzten Wunsches, ihrer letzten Sehnsucht trat schon die Ewigkeit — Gott wollte es nicht! Auf dem dunkeln Teppich schimmerte noch ein weißes Blättchen — aber der Körper versagte ihrer Seele den Dienst .... Das Portrait fiel ihr aus der Hand, und ihre Züge waren noch eines solchen Ausdrucks von Trauer fähig, daß Lewin Mitleid ergriff: er sprang auf ... sie fuhr zusammen, erhob ihre Arme und stürzte ihm mit einem Schrei entgegen .... In diesem Augenblicke hörte ich, wie etwas Lebloses zu Boden fiel .... Ich lief hinein .... finster, todt ... Ich holte Licht ... eine Leiche lag, neben ihr der umgestürzte Tisch, die Scherben des Lämpchens und Asche — die andere stand aufrecht vor mir, aber bei der regte sich noch die Hand, streckte sich mir entgegen und zeigte ein Blatt Papier: darauf schlangen sich kecke Züge, daraus wehte ein eigener Wohlgeruch, ein Hauch seliger Lebensstunden ....

Das war Lewin, den Sie ſo eben im Spiegel ſahen: er ging aus dem Saal in das Zimmer nebenan, weil er Demjenigen begegnete, der dieſen Zettel geſchrieben." —

Der Doctor war nicht mehr da, und die Gräfin ſaß noch immer im Lehnſtuhl; es wurde ſtill um ſie; auf dem Teppich und dem Spiegelrahmen flimmerte kein einziger Strahl, nur die durchſichtige Marmorvaſe erleuchtete das Zimmer mit ihrer geheimnißvollen, halbroſigen Flamme. Endlich ging die Thüre auf und hereinragte die hohe Geſtalt eines Lakaien mit langem Stab.

„Was giebt's?" fragte die Gräfin erſchrocken.

— „Ich löſche die Lichter, Excellenz."

„Iſt denn der Ball zu Ende?"

— „Alle ſind nach Hauſe gefahren, Excellenz."

„Und der Onkel?"

— „Hat ſich auf ſein Zimmer begeben, Excellenz."

„Laß meinen Wagen vorfahren."

Sie ſtand auf, trat an den Spiegel, warf einen Blick hinein, hob die Augen nach der Decke und ſagte laut:

„Er muß die Schwindſucht haben."

In den großen Gemächern ſchimmerten noch ein paar Mal beim Schein einer einzigen Kerze ihre Gazeſchleier.

Lewin iſt irgendwohin gereiſt — zu ſterben.

II.

Der Namenstag.

Jul. What's in a name? that which we call a rose.
by any other name would smell as sweet.
Rom. . . . . .
My name, dear saint, is hateful to myself.

Shakspeare. *Rom. and Juliet.*

Ich machte einmal die Bekanntschaft einer Familie, welche das Schicksal früh vom Schauplatz abgerufen hat. Der Tod ereilte sie an verschiedenen Enden Rußlands, und ihr Andenken ist vielleicht nur in meinem Herzen zurückgeblieben. Den Mann raffte die Cholera in Beßarabien hin, die Frau starb an der Auszehrung in einem Dorfe des Gouvernements Saratow, und der unmündige Sohn folgte sehr bald seinen Eltern in den Armen einer Orenburger Gutsbesitzerin. Ich will meine verstorbenen Bekannten nicht nennen: an ihre Namen knüpft sich kein der Menschheit erwiesener Dienst, keine ihr vererbte Idee. Sie gingen vorüber wie gewöhnliche Menschen; sie waren und sind nicht mehr — das ist die Geschichte ihres Daseins.

Aber die Vorsehung, welche der Natur eine so bunte, ausdrucksvolle Mannigfaltigkeit verliehen, hat jedes Wesen mit einem besondern Zuge bezeichnet: darum ist der Mensch überall gleicher Aufmerksamkeit werth, darum treffen wir in dem Leben eines Jeden, was er immer gewesen sei, und wie er seine Zeit zugebracht habe, irgend ein Gefühl, ein Wort oder ein Ereigniß, worüber der zur Betrachtung geneigte Kopf nachdenklich wird. Sehet hin auf den friedlichsten Erdbewohner, auf den Geringsten der Menschen: in ihm findet der forschende Geist nicht weniger Nahrung wie in jenem, welchen die Wo-

gen des Lebens Angesichts der ganzen Welt von Land zu Lande tragen, den sie entweder auf den Gipfel unsterblichen Glückes heben oder in den Abgrund unsterblichen Elends schleudern. Ein starker Charakter äußert sich oft im engen Kreise, unter dem Dache der Familie: der launenhafte Zufall wählt bisweilen ein unscheinbares Opfer, und seine belehrenden Schläge fallen ohne Zeugen mitten ins häusliche Stillleben, wie der Blitz einen Wanderer trifft, welchen der Sturm auf menschenleerer Steppe überrascht.

N. war ein Mann von dreißig Jahren, als er mir das erste Mal begegnete. Er hatte sich eben verheirathet. Es ist schwer, fast unmöglich, mit Worten jenen Glücksrausch wiederzugeben, welcher damals sein Haupt umnebelte. Die Frau war ihm Freund und Geliebte und Lebensziel — und kurz, alles, was uns fesselt, was die Augen erfreut und die Seele hinreißt. Jung, heiter, anmuthig hatte auch sie, wie es schien, alle ihre Wünsche an den einen Mann geheftet und sich ihm mit Innigkeit hingegeben. Sein heller Verstand, seine feine Lebensart gefiel mir, und ich suchte ihm näher zu kommen. In Stunden des Entzückens ist der Mensch mit Allen zufrieden, und schließt Jeden an sein warmes Herz. N. war gern mit mir zusammen, und wir wurden, wie man zu sagen pflegt, gute Freunde. Ich ging oft zu ihm, und ergötzte mich nicht ohne etwas Neid an dem Bilde häuslichen Glückes. Mann und Frau waren wie für einander geschaffen, lebten in einander. Beide hatten auf ihr Theil Geist, Liebenswürdigkeit, unabhängige Verhältnisse überkommen. Wenn ich sie ansah, dachte ich: das ist ungeheuchelte Zuneigung, das herzliche Liebkosungen, das ungekünstelte Freude! Ich erinnere mich, daß ich in jener Zeit mir nur Eines wünschte: eine Frau wie die meines Freundes; ich weiß, daß ich damals eine solche weder mit der sichersten Aussicht auf die Unsterblichkeit meines Namens, noch mit einem Generalsrange

vertauscht hätte. N. erzählte mir alle Umstände seiner Verheirathung: wie er im Saratow'schen Gouvernement ein Mädchen kennen gelernt, die Tochter aufgeklärter Eltern, wie er sich verliebt und gefallen habe, wie er der Gegenstand ihrer ersten Liebe, der ersten Entzückungen ihres jugendlichen Herzens gewesen, das vom Treiben der Residenz unberührt war. N. sprach mir unaufhörlich von seinem Vornehmen, aus dem Dienste zu treten, und sich auf dem Lande mit seiner Frau und seinen Büchern niederzulassen. Das war sein Lieblingsgedanke; er hielt eine solche Lebensweise für die allerruhigste und angenehmste. Um endlich dies Vorhaben zur Ausführung zu bringen, begab er sich auf kurze Zeit nach Petersburg, wo er noch mancherlei Angelegenheiten ordnen wollte; die Frau aber fuhr mit ihrer Tante nach dem Dorfe, das er zu seinem künftigen Aufenthaltsorte gewählt hatte. Wir schieden, ich sah ihn anderthalb Jahre nicht, und glaubte ihn nie wieder zu sehen.

Einmal saß ich im Theater und erwartete mit Ungeduld das Ende der Vorstellung: ich gähnte, und blickte ziellos nach allen Seiten, da trat in eine Loge ein Mann, dessen Gesicht mir auffiel: bekannte Züge ... ich sah hin ... das war N. Er hatte sich in ein weitläufiges Gespräch mit einer Dame eingelassen, und ich bemühte mich lange vergeblich, seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Zuletzt bemerkte er mich doch und kam herunter. Mit welchem Vergnügen, mit welcher Neugier stürzte ich ihm entgegen! Er war sichtlich erfreut über mich: aber gelassen, wie ein gesetzter Mann sich freut. Es versteht sich, daß ich ihm eine Menge Fragen vorlegte; er antwortete einsilbig, daß er vor drei Tagen ganz nach Moskau übersiedelt, daß man auf dem Lande unmöglich bleiben könne, schon die Nachbarn quälten Einen todt. Ich fragte ihn nach der Frau, er ließ sich aber nicht viel über sie aus. Man denke sich mein

Erſtaunen. Wir verabredeten, daß ich den andern Tag bei ihm ſpeiſe und trennten uns. Er eilte in dieſelbe Loge zurück, einer bekannten Schönheit den Hof zu machen. In ſeinem Gange bemerkte ich eine Veränderung: er hinkte ein wenig.

Wieder kam ich nun in dieſes Haus, das mich einmal veranlaßt hatte, von häuslichem Leben, einer trauten Gattin, vom Einklang zweier Herzen zu träumen, wieder trat ich in dieſen Tempel, den einſt die hellen Strahlen der Freude erleuchteten, wo jeder Laut, der mein Ohr traf, der Nachhall einer bezaubernden Liebe geweſen. Ich fand Alles wie zuvor: dieſelben Teppiche, dieſelben Blumen, dieſelbe Bronze; die Hausfrau empfing mich wie ſonſt — aber die ſchönſte Roſe hatte bereits ihre Frühlingsfriſche verloren; ihre Blicke waren trübe, ihre Schritte langſam, ihre rothen Wangen gebleicht. Der Vorhang ging auf, und die beiden Gatten ſpielten vor mir den zweiten Act ihres Lebens. Da ſah ich keine Gleichheit mehr zwiſchen ihnen, ſie hatten ſchon verlernt gegenſeitig ihre Gedanken zu errathen, ihren Wünſchen zuvorzukommen; da erinnerte der Mann mit jedem Worte, mit jedem Blicke, daß er das Haupt des Weibes ſei. Eine unerbittliche Gleichgültigkeit gegen ſie äußerte ſich in ſeinem ganzen Benehmen, in tauſend Kleinigkeiten, und ich überzeugte mich, daß es in der Natur keinen Moſchus gebe, welcher das Leben der ſterbenden Liebe verlängerte, keine Brenngläſer, die das erkaltete Herz des Mannes wieder entzünden könnten. Im Umgange mit ſeiner Frau beobachtete N. gewiſſenhaft alle äußern Vorſchriften des Weltanſtandes: aber wie ſetzte er ſie moraliſch herab! Sie mochte ſagen was ſie wollte, er hatte überall etwas einzuwenden. Seine Einwendungen waren artig, aber hinter dieſer Artigkeit barg ſich beißender Spott. Wollte die Frau ein neues Kleid haben, wollte ſie in eine Abendgeſellſchaft, ſo war der Mann nicht dagegen, aber mit einer bewunderns-

werthen Beredtsamkeit zog er gegen weibliche Eitelkeit, gegen weiblichen Unverstand zu Felde. Mengte sich die Frau ins Gespräch, so fing er an Betrachtungen über Schicklichkeit, über Klugheit anzustellen, und bewies höflich aber schonungslos, daß es sich für Frauen gar nicht schicke mitzureden, daß sie über nichts vernünftig sprechen könnten. Wie oft scherzte sie sich über seine Ausfälle hinweg, und schien mir versichern zu wollen, es sei ihm das nicht Ernst, er sei noch immer der Alte und liebe sie noch wie sonst! .... Ein Kennzeichen des Schwachen, dachte ich, wenn er mit dem Starken ringt.

Mit einem Worte, alle Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, alle Tugenden, die ihrem Geschlechte so gut stehen, konnten das Vergangene nicht mehr zurückrufen. Eine so auffallende Umwandlung, ob ich gleich in ihr den natürlichen Gang einer leidenschaftlichen Liebe sah, erregte doch meine Neugier im höchsten Grade. Je näher ich N. kam, desto aufrichtiger wurde er gegen mich; doch berührte er in unsern Gesprächen nie seine Frau, als wäre sie gar nicht vorhanden. Er hinkte, und als ich ihn nach der Ursache fragte, antwortete er: „Eine Kugel . . ." und weiter nichts.

Eine geraume Zeit nach seiner Ankunft in Moskau geschah es einmal, daß wir Beide uns tief in die Nacht hineinsprachen. Die Rede kam auf das schöne Geschlecht. Er erhitzte sich, was selten der Fall war, die Worte strömten ihm von den Lippen, und sein Gesicht drückte Unwillen aus. Ich sehe noch sein bitteres Lächeln, mit dem er mir sagte: „Nur ein Kleingeist oder ein Unerfahrener kann wahrhaftes Glück von einem Weibe erwarten; ein Weib muß zu augenblicklichem Ergetzen dienen: wer sie aber mit andern Augen ansieht, wer in ihr ein reines, erhabenes Wesen zu finden glaubt, der irrt sich kläglich. Sie ist so schwach geschaffen, daß ihre Kraft nicht ausreicht, das ganze Leben in Einem Gefühle und Einer Richtung zu verharren. Sie ist immer

unter fremdem Einfluß, und wie soll man sich auf Den verlassen, der keine Selbständigkeit hat? Ein Weib liebt leidenschaftlich und ist doch im Stande einen Andern zu heirathen, denn Großmutter und Mutter und Tante können sie überreden. Ein Weib ist klug, aber nie geradsinnig. Sie will immer glänzen, verdunkeln. Ein Weib ist zärtlich, gut — aber zum Ueberdrusse. Sie ist siebzehn Jahre alt — munter, blühend; man sollte glauben, all ihr Sinnen sei unschuldsvoll wie eine Kindesseele, das sei ein reiner Engel, kaum zur Erde herabgeflattert, die ihm noch nicht die weißen Flügel habe beschmutzen können: aber das siebzehnjährige Kind ist schon verliebt, weiß seine Liebe schon zu verbergen, und kann ohne Erröthen Dem ewige Treue schwören, den es nicht liebt. O, ich bin in der Hinsicht ganz enttäuscht .... Weiber, Trüffeln und Champagner — das ist mir einer'ei!"

Mit diesen Worten öffnete er ein Fach im Schreibtisch, zog ein kleines Heft heraus, reichte es mir und fügte lächelnd hinzu:

„Da, lies, Dir kann's zu Statten kommen; hier hat einer meiner Freunde ein gar seltsames Ereigniß beschrieben."

Ich habe das Manuscript aufbewahrt, daß ich von N. erhalten. Hier ist es.

Wer durch Räsan gereist ist, kennt gewiß den Stephan Nikititsch, ist gewiß bei ihm abgestiegen, und hat gehört wie er mit seinem Madeira prahlt. Ich erinnere mich noch lebhaft an jenen regnerischen Herbst, an jene finstere Nacht, in welcher kein einziger Stern am Himmel schien, und die Postpferde mich kaum an die Thüre des Räsanschen Gasthofes bringen konnten. Ich war ein Märtyrer meiner Ungeduld! Ich hätte die Jah-

reszeit ändern, die Wege verbessern, ich hätte ein Zauberer werden mögen, um nur recht schnell in die Arme meines angebeteten Weibes zu fliegen. Welche Mühe gab ich mir, ja unverzüglich weiter zu fahren, wie fest widerstand ich allen Versuchungen des Stephan Nikititsch, der mir versicherte, er habe Beefsteaks und Cotelettes und Madeira aus Petersburg. Aber auf der Station fehlte es an Pferden. Ich befahl, welche zu miethen, ungeachtet die Fuhrleute und Diener betheuerten, daß man hinter Räsan nicht fortkommen könne und ich zu Nacht bleiben müsse. Diese Vorstellungen wirkten wenig auf mich, aber ich war gezwungen zu warten. Ich bestellte Abendessen und dachte an das Ende meiner Fahrt.

Es vergingen kaum zehn Minuten, als sich in dem anstoßenden Zimmer Töne einer Guitarre und einer Mannesstimme hören ließen. Ach, welche Stimme! Leidenschaftlich für Musik, wie ich bin, wagte ich mich nicht zu rühren, damit mir ja keine Note entginge. Jemand sang zuerst einige Strophen aus der Ballade:

„Warum, warum zerrisset Ihr
Der Herzen Bund?"

Darauf:

„Erloschen ist das Tageslicht ..."

Die Nacht, meine Liebesträumereien, meine melancholische Stimmung — alles das rief in mir den Gedanken hervor, daß diese hellen, glutvollen Töne einem von schwerem Kummer gepreßten Herzen entströmten. Ich schlich leise an die Thür, um den Unbekannten durch's Schlüsselloch zu beobachten, und das gelang mir. Er saß aufs Sopha hingestreckt, die großen blauen Augen an die Decke geheftet; langes braunes Haar fiel ihm unordentlich über die breite Stirn, die eine große Narbe hatte, wie es schien, die Spur eines Säbelhiebes; er trug den rechten Arm in der Binde, im linken hielt er

die Guitarre. Er hatte einen Militairrock an; im Knopfloch hing das Georgenkreuz.

Man erräth leicht, daß ich die Bekanntschaft des interessanten Offiziers zu machen wünschte. Auf meine Frage, wer es sei, sagte man mir: der durchreisende Stabsrottmeister S. [Der Familienname war aus einem Vornamen gebildet *)]. Ich ließ ihn um Erlaubniß bitten, ihn zu besuchen, er kam mir aber zuvor und erschien selbst. Es war ein Mann von mittlerm Alter, hohem Wuchs und stattlicher Haltung. Seine Gesichtsfarbe trug die rauhen Spuren von Unwetter und Hitze, aber die Züge waren ausdrucksvoll. Vor mir stand kein Dutzendmensch. Ich begrüßte ihn recht von Herzen, mit der ganzen Fülle der Empfindung, die mir sein Gesang eingeflößt; er drückte mir die Hand mit sichtlichem Vergnügen. Aber gleich Anfangs kam mir vor, daß er nicht sehr gesprächig sei, und daß seiner Zunge weltliche Geläufigkeit fehle. Da die Mittheilungen Reisender gewöhnlich mit Antworten auf die Fragen „woher? wohin?“ beginnen, so erfuhr ich, daß er aus der activen Armee komme, und sich in Tambow, Saratow und einigen anderen Städten aufhalten müsse. Wir hatten denselben Weg zu fahren, obgleich nicht weit; wir kamen überein, zusammen abzureisen, und er willigte gern, einen Abstecher in mein Dorf zu machen, wohin ich zum Namenstage meiner Gattin eilte. O, wie wird sie sich freuen, dachte ich, über einen solchen Gast ... sie, die Sängerin in tiefster Seele! ... Wir setzten uns zum Abendessen; ich ließ zwei Flaschen guten Weins aus meinem Wagen

*) Es ist dies eine feine Anspielung, die im Verlaufe der Geschichte dem deutschen Leser verständlich sein wird, wenn ich ihm bemerke, daß eine solche Bildung von Familiennamen besonders bei Leibeigenen häufig vorkommt. Um sich's leicht zu machen, wählen diese am liebsten ein Patronymikon, wie Jefremow, Semenow und ähnliche. A. d. Ü.

holen, und Stephan Nikitiſch that ſeinen Champagner dazu. Unſere Phantaſie entzündete ſich, die Zunge ward freier. Der wunderſame Unbekannte umſtrickte meine Seele durch ſeine hinreißende Stimme, ſein männliches Aeußere, durch die Kriegsabenteuer, deren kurze Geſchichte ich auf ſeinem weißen Kreuze, an der zerhauenen Stirn und dem verbundenen Arme las. Er ſprach von Muſik und Krieg; ſeine Augen glänzten von Begeiſterung, Glas auf Glas wurde geleert. Ich bemerkte, daß mein ſchmeichelhafter, freundlicher Empfang mächtig auf ihn gewirkt hatte; er ward heiterer. Das ſchrieb ich damals der Herzensgüte zu; jetzt würde ich mir eine ſolche Heiterkeit einfacher erklären — aus befriedigter Eigenliebe. Damals war ich jung, glücklich!

In den Reden des Offiziers zeigte ſich nichts von Prahlſucht, aber ſeine kühnen Ausdrücke verriethen ein ungebändigtes Gefühl. Er ſah drein, wie ein unerſchrockener Nachbar des Todes, und ſein flammender Blick hätte die unzugänglichſte Schöne erſchüttern können. Da war Alles durcheinandergewirrt: Leben und Tod und Muſik und Bajonette. Als es mir einfiel, ihn nach ruſſiſcher Weiſe zu fragen: „Iſt nicht der und der Namensvetter Ihr Verwandter?“ erwiederte er mit boshaftem Lächeln: „Meine Verwandten kennen Sie nicht — und ſie ſchieren Sie auch den Teufel!“ Es verſteht ſich, daß ich nach einer ſolchen Antwort ſeine ſämmtlichen Verwandten in Ruhe ließ. Aber der Wein hatte nun auch mir die Zunge gelöſt. Die Zaubermacht des Champagners verſetzt uns immer zu den Gegenſtänden unſerer Zärtlichkeit. Wie das Geſpräch von Muſik und Krieg auftauſchte, kam ich mit meinem Herzensglück dazwiſchen, mit häuslichem Leben, mit dem geliebten Weibe. Ich hatte aber nicht ſobald einige Worte von den Entzückungen ehelicher Liebe vorgebracht, als das Geſicht des Fremden ein trübes Sinnen umwölkte. Er ſchlug mit dem Glaſe auf den

Tisch, und fing an unruhig im Zimmer auf und abzugehen.

— „Was ist Ihnen?“ fragte ich.

„Ach, erinnern Sie mich nicht an Liebe, an Frauen,“ versetzte er — „ich habe auch geliebt .... ja ....“

Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner breiten Brust, und er schwieg. Die Neugier stachelte mich. Ich will mich nicht darüber auslassen, welche Kunstgriffe ich anwandte, ihn zum Reden zu bringen, und noch bis heutigen Tag weiß ich nicht, was die Ursache seiner Offenherzigkeit war. Habe ich ihm Vertrauen eingeflößt, oder verrieth der Wein das Geheimniß, oder verhehlte er es darum nicht, weil er Niemand fürchtete?

Er rief: „Champagner!“ — ergriff das ungeleerte Glas, warf sich aufs Sopha, und indem er mit der linken Hand seinen schönen Schnurrbart drehte, begann er etwa folgendermaßen zu erzählen:

„Als ich zur Welt kam, hätte nicht eine redselige Zigeunerin zu prophezeien gewagt, daß dieser Rock auf meinen Schultern, dieses Kreuz auf meiner Brust ruhen würde. Wärterinnen haben meine Kindheit nicht gepflegt, mir keine Wiegenlieder gesungen, und meine Mutter erschrak nicht, wenn ich barfuß auf die schmutzige Straße lief. Nicht dieser Wein (hier zitterte das Glas in seiner Hand) war bestimmt mir den Kopf zu erheitern, und wäre ich meinem Schicksale gefolgt, so säße ich nicht mit Ihnen zu Tische.

Für Kurfergeld lehrte man mich lesen und schreiben; aber ich lernte fleißig, denn eine leidenschaftliche Gesanglust bemächtigte sich meiner von früher Kindheit an, und der Rang eines Kirchensängers ward das Ziel meiner Eitelkeit. Ich versäumte keinen einzigen Gottesdienst in der Pfarrkirche, trat gravitätisch mit dem Lichte voran bei Leichenbegängnissen, schmetterte heller als alle Andern im Volkschor, und brummte laut Gebete beim Schluß der Messe. Nicht lange ließ man mich unter

dieſen beſcheidenen Genüſſen aufwachſen: man nahm mich weg von der Pfarrkirche, von Vater und Mutter. Das iſt lange her: aber noch jetzt dringen mir Thränen in die Augen, wenn mir zufällig ſo recht in den Sinn kommt, wie ich damals geweint habe.

An einem Tage — es war der Stern meines Lebens, meine zweite Geburt, das Zeichen des Decorationswechſels — an einem Tage beſah man mir Lippen und Zähne; aus dieſer Schau entnahm man, daß ich zur Flöte geſchaffen ſei, und that mich fort, das Flötenſpiel zu erlernen. Ich weinte, aber da war keine Seele, in der mein wehrloſer Schmerz einen Wiederhall gefunden hätte; Keiner drückte den Knaben an die warme Bruſt, und bemühte ſich mit Liebkoſungen ihm die Thränen abzutrocknen.

Man wollte mich zu einer Puppe aufputzen für die lüſterne Langeweil für den üppigen Müſſiggang — aber die Muſik hat ihren Zögling gerettet! Ihr danke ich Alles; ſie hat das Band geknüpft zwiſchen dem Augenblicke meiner Geburt und den Jahren meines Lebens; ſie hat mir das Herz eines Weibes zugewendet, das mir unzugänglich geweſen wäre, wie die Felſen des Kaukaſus dem Koſakenpferde.

Es iſt wahr, faſt hätte auch die Muſik meinen Kopf in ein verſtimmtes Inſtrument verwandelt, meine Gedanken in falſche Noten; aber am Rande des Verderbens, an der Grenze menſchlicher Verzweiflung hat ſie mir Tröſtungen gereicht, die keinem Kummer und Niemandes Willkür unterliegen. Ich ſtand in der letzten Reihe der Menſchen — und ſang, ich irrte umher, flüchtig, ohne Obdach — und ſang, ich ſchluckte hartes Brot — und ſang .... O, ſo lange noch eine Saite, noch ein Laut die Luft erſchüttert, kann nur eine Hälfte meines Weſens leiden, aber die andere wird immer genießen! Gezwungen begann ich das Flötenſpiel zu lernen: bald aber trieb ich es leidenſchaftlich und meine muſikaliſchen Fähigkeiten entwickelten ſich. Viele Jahre

vergingen; da wurde ich nach und nach mit berühmten Künstlern in Moskau bekannt, gab die Flöte auf, machte große Fortschritte auf der Violine und im Klavierspiel, zuletzt beschäftigte ich mich ausschließlich mit dem Gesange.

Die Musikliebhaber hielten mein Talent hoch, luden mich zu Quartetten ein, ließen mich singen, aber in ihren Augen war ich eben nur ein Musikant, ein Sänger, oder besser gesagt, eine Maschine, die da spielt und singt, der man während des Spieles das Gesicht zuwendet und nachher den Rücken kehrt. Man lobte mich, aber dieses Lob klang so gnädig, man bewunderte mich, und zum Zeichen hohen Beifalls klopfte man mir auf die Schulter; man nannte mich ein Genie, aber so gleichgültig, so ruhig, daß es augenscheinlich war, wie Niemand sich an meine Stelle wünschte, wie Jeder dachte: „du bist ein Genie, aber was thut das zur Sache?“ man hob mich in den Himmel, aber so aufrichtig, so beleidigend, wie der Mensch Alles erhebt, was er nicht beneidet, wie er großmüthig in Entzücken geräth über den Niedrigergestellten.

Ich fing an Unterricht zu geben, und damit verdiente ich mir Geld. Der Zufall führte mich einem jungen Manne zu, welcher den Andern durchaus unähnlich war. Ein Enthusiast für Musik, ein glühender Verehrer der Kunst, stellte er den Vorzug des Talentes fast höher als alle anderen Vorzüge; mich, den Ausgestoßenen aus der Zahl der Menschen, die sich nennen lassen, mich, den Musikanten, setzte er bei Tische neben irgend einen Collegienrath! Ich gestehe, daß sein Benehmen mir Anfangs sonderbar vorkam; ich war so etwas noch nicht gewohnt. Er fragte nicht, wer ich war, woher; er behandelte mich wie alle Anderen, und das machte mich oft erröthen. — Mir war's so neu, so unbequem, wenn er mit mir in Anwesenheit Vieler ein Gespräch anknüpfte, oder mir einen Platz anbot .... Glauben Sie

nur, nicht den Muth zu haben sich zu setzen, nicht zu wissen, wie und wo man sich setzt, das ist das peinlichste Gefühl! Dafür lasse ich jetzt meine damaligen Leiden an dem ersten Besten aus, der mir in den Wurf kommt. Begreifen Sie wohl das Vergnügen, auf ein höfliches Wort grob zu antworten, kaum mit dem Kopfe zu nicken, wenn man ehrerbietig vor Ihnen den Hut zieht, und sich nachlässig in den Sessel hinzulehnen Angesichts eines wohlanständigen Reichen, eines feinen Herrchens?

Der junge Mann, mein Wohlthäter, liebte mich wie seines Gleichen, wie einen Freund. Die ganze Zeit, die ich frei hatte, brachte ich bei ihm zu. Er verschaffte mir die Mittel, mein Talent zu vervollkommnen, gab mir Bücher zu lesen, lehrte mich sprechen wie ein Mensch, ohne zu erröthen, ohne zu glauben, ich verdiene die Ehre nicht, daß man mit mir sich unterhalte. Mit einem Worte, er schuf mich um, er wusch den Rost ab von meinem Verstande, von meiner Seele.

Ich griff mit Heißhunger nach den Büchern: sie befriedigten meine Wißbegier, aber sie beleidigten mich zugleich; sie sprachen mir nur von Andern, nie von mir selbst. Ich sah in ihnen Gemälde aller Sitten, aller Leidenschaften, aller Gestalten, alles dessen, was athmet und sich bewegt — nur mich traf ich nirgends! Ich war ein Wesen, ausgeschlossen aus der Büchercorrespondenz der Menschen, ein reuloses, unwichtiges, das keinen Gedanken eingiebt, von dem sich nichts sagen läßt, dessen man nicht einmal erwähnen darf .... Ich war ärger als ein erschlagener Soldat, als eine zugestopfte Kanone als ein zerbrochenes Bajonett oder eine gesprungene Saite ....

Jeder hat ein Jahr, einen Tag, an welchem das Schicksal das Entscheidungsurtheil über sein ganzes Leben ausspricht, und entweder den warmen Glauben an leichtsinnige Hoffnungen verhöhnt, oder sie in einem

lebendigen Bilde verwirklicht, sei es in Gestalt eines Weibes oder in Goldsäcken. In dem Leben eines Jeden giebt es, wie im Fieber, eine Krise, einen zwölften Tag — ein häuslich Waterloo .... Auch ich hatte ein solches Jahr, einen solchen Tag.

Der Mann, von dem ich abhing, übersiedelte in eine Provinz, mit der Absicht, dort auf seinem Gute die Wirthschaft zu verbessern und die Einkünfte zu vermehren. In derselben Provinz, in demselben Kreise befand sich auch das Dorf meines Wohlthäters. Aus nachbarlicher Gefälligkeit wurde mir erlaubt, bei ihm zu bleiben; ich genoß schon einige Freiheit.

Wir eilten hin längs des steilen Wolgaufers, und musikalische Pläne durchschwärmten unsere Köpfe. Aber ich weiß nicht, warum meine Gedanken sich verdüsterten, und die Klänge heimatlicher Lieder meinem Herzen näher, verständlicher wurden als selbst der unsterbliche Mozart ....

Mein Kunstgenosse hatte viele Dorfnachbarn; er machte mich mit einigen bekannt, pries meine Begabung, und so kam ich bald zu hohen Ehren bei denjenigen, die nicht wußten, was sie mit den Fingern und der Stimme ihrer Töchter anfangen sollten, und bei denen das Klavier wie ein todtes Capital da stand. Als fremder aus Moskau angekommener Musikus wurde ich Lehrer auf den Dörfern. Hier, ich gestehe es, erwies man mir mehr Achtung als in der Residenz, aber gewiß nur weil mein Beschützer Niemanden meine Geschichte erzählte, und es überhaupt dieser Aufschlüsse nicht bedurfte. Dazu gab mir schon sein Benehmen gegen mich ein großes Gewicht. Alles ging gut, einförmig.

Eines Tages lud man mich auf ein benachbartes Dorf zu einer ehrwürdigen alten Dame ein, um ein gewisses Fräulein, das eben angekommen war, zu accompagniren. Ich war etwas unwohl und hatte keine Lust. Aber man redete mir zu, versicherte mir, daß, wenn

ich's ablehnte, ich das Fest verderben würde. Es war der Namenstag der Alten, und ihre Enkelin sollte unbedingt vor einer bunten Versammlung singen.

Die Wichtigkeit des Umstandes bewog mich. Ich bezwang mein Unwohlsein, zog meine besten Kleider an, und fuhr hin. Sie müssen wissen, daß ich schon ziemlich dreist vor einer zahlreichen Versammlung im Salon erscheinen konnte. Wenn ich sage „ziemlich dreist," so ist das so viel, daß ich nicht mehr auf den Zehen schlich, daß ich schon mit dem ganzen Fuße auftrat, und meine Beine sich nicht mehr verwickelten, obgleich sie noch nicht jene reizende Freiheit hatten, mit der ich sie jetzt übereinanderlege, unterschlage, mit der ich jetzt scharre, stampfe .... Ich konnte schon in Gegenwart Vieler aus einem Ende des Zimmers in das andere gehen und laut antworten; immer aber war ich ruhiger, wenn ich mich an irgend eine Ecke hielt. — —

Wie heiter ging die Sonne an jenem Tage auf! O, jetzt erst fühle ich, wie gut ich ihn im Gedächtniß behalten habe! .... Er ist hier, ganz hier (dabei schlug sich der Offizier mit starker Hand an die Stirn). Mir ist, als erinnere ich mich noch an jede Welle der Wolga, an jedes Blümchen, an jedes Gesicht, jeden Ton, an Alles, was ich damals erblickt und gehört. Ich könnte Ihnen diesen Tag mit derselben ermüdenden Genauigkeit schildern, mit demselben erdrückenden Aufzählen von Worten und Umständen, mit welchem die jungen Weiber ihre gestrigen Unterhaltungen und Toiletten beschreiben und die alten ihre Träume.

Es war ein heller, wunderschöner Tag, wie es wenige unter unserm Himmel giebt! ....

Ich fuhr längs der Bergseite der Wolga hin. Von den Sonnenstrahlen gestreift wallte sie friedlich zwischen ihren ungleichen Ufern. Ruhig floß sie dahin, wie ein schwaches Bächlein. Hie und da spielten auf ihr Bauerknaben in ihren Kähnen .... nirgends eine Woge, nir-

gends eine rasche Strömung .... O wie ergötzte ich mich an unserer Wolga! Ein kühles Lüftchen umwehte mich. Etwas Duftiges war in der Atmosphäre, etwas Zauberhaftes auf dieser Wasserfläche, auf diesem Meere von Grün längs der Wiesenseite. Die Natur mochte wohl auch ihren Namenstag feiern, wie die Gutsbesitzerin, zu der ich eilte. In jenem Augenblicke war ich mehr Mensch, war mehr Musiker als jemals. Ich wollte singen, ich empfand Begeisterung .... Aber nicht lange regte dieses Emporwallen innerer Glut mein Talent auf. Endlich kam ich da an, wo ich der allgemeinen Regel nach so viele schwerhörige, unempfängliche Seelen treffen mußte, wo ich wahrscheinlich vom Allegro ins Andante, vom Adagio ins Allegro springen und mein Spiel der quiekenden Stimme irgend eines Dorffräuleins bald langsam nachschleifen, bald über Hals und Kopf nachjagen sollte. Das qualvolle Amt eines Lehrers hatte mir Gleichmuth und Engelsgeduld beigebracht, und gesenkten Hauptes machte ich mich schon auf eine harte Prüfung gefaßt. — Vor mir rollte eine sechsspännige Kalesche der Treppe zu; ich wollte ihr nach, aber auf der Terrasse vor dem Hause standen Gäste, und ich hatte nicht Seelenkraft genug zu einer so kühnen That. Bei solchen Gelegenheiten rief in mir etwas zu meinem größten Verdrusse: „du und eine Kalesche — das ist himmelweit weit von einander!“ Ich verlor den Muth, ließ meinen Wagen an der Ringmauer, und schlich unbemerkt ins Haus. Auf dem Vorsaale ging die Noth erst an. Man mußte mich melden, und ich sollte nun allein eintreten. Sie können sich denken, was in meinem Herzen vorging; aber wohl oder übel, ich mußte mich entschließen. Lange machte ich mir das Haar zurecht, schüttelte den Staub ab, endlich trat ich ein — es versteht sich, etwas von der Seite und mich an die Wand haltend. Zum Glück ermuthigte mich das Bild, das sich mir zeigte.

Eine Menge Dorfnachbarn und Nachbarinnen hatten sich da versammelt; aber eine gewisse originelle Unordnung herrschte in dieser Schar. Eine Unordnung in Allem, in den Kleidern, in den Stellungen und Gesichtern. Das freie, sorglose Feldleben, mit seiner Wildheit, seiner Nachlässigkeit, seiner Willkür, spiegelte sich in dieser Gesellschaft. Hie und da schimmerte weibliche Ziererei durch, hie und da blickte ein Gesicht hervor, das wie aus den Wolken gefallen war. Dort ein gedrehter Schnurrbart, da ein ungekämmter Kopf, hier eine Weste, mit Goldkettchen umschlungen, dort ein ungeplättetes Kleid, aber gleich daneben auch eine Haube aus Moskau von der Schmiedebrücke, gleich daneben eine schmuckanliegende Taille und prächtig frisirtes Haar. Ich dachte: da brauch' ich nicht ängstlich zu sein — und trat zur Wirthin.

Eine ziemlich gebrechliche Alte saß im Lehnstuhl, die Füße auf einen Schemel legend; vor ihr lag ein in Canevas gesticktes Kissen, welches sie den neben ihr sitzenden Damen zeigte, während ein unverkennbares Gefühl von Stolz, mit Zufriedenheit gepaart, von Zeit zu Zeit ihr Lächeln, ihre erloschenen Augen belebte. — „Das hat mir Alexandrine geschenkt" — wiederholte sie, und wandte sich würdevoll bald auf die eine, bald auf die andere Seite.

Ich hatte mich bereits dreimal vor ihr verneigt, und wahrscheinlich hätte ich dies wegen des Kissens noch eine geraume Weile fortgesetzt, wenn nicht ein junges Mädchen, das ich in der Verlegenheit nicht einmal ordentlich ansah, sie leise gestoßen und ihr etwas ins Ohr geflüstert hätte, vermuthlich über mich: denn sie drehte sich sofort um (und mit ihr die ganze ehrenwerthe Versammlung), erhob sich vom Sessel und sagte: — „Ah, das sind Sie, Verehrtester! Danke bestens, daß Sie sich herbemüht haben. Wladimir Semenowitsch hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie sollen ein großer Musikus sein.

Zu mir iſt meine Enkelin zu Beſuche gekommen, die auch muſikaliſch iſt. Saſchenka*), komm doch her!“ . . .

Und die, welche Saſchenka heißen mußte, trat näher. Wahrlich, mir ſtand der Sinn nicht nach Saſchenka: Aller Augen waren auf mich gerichtet, und ich brannte wie im Feuer. Indeſſen blickte ich furchtſam auf die Enkelin — und mein Herz flüſterte mir: ſie muß gut ſingen!

— „Ich ſtelle Ihnen meine Enkelin vor,“ ſprach die Alte weiter. „Das iſt einmal eine leidenſchaftliche Muſikliebhaberin! . . . . Bitte, beſuchen Sie mich öfter: Sie werden mit ihr ſingen; ſie darf ja nicht vergeſſen, was ſie gelernt. Aber wo iſt Wladimir Semenowitſch? warum kam er nicht mit Ihnen?“

„Geſchäfte haben ihn in die Stadt gerufen,“ erwiederte ich: „er wird vielleicht heute Abend noch zurück ſein.“

— „Der böſe Menſch!“ verſetzte ſie: „hat mich Alte ganz vergeſſen! Dafür muß ich ihn auszanken. Sie kann er nicht genug leben. Wollen Sie nicht, Verehrteſter, das Geſchenk anſehen, das mir heute Alexandrine beſchert?“ — hier ſtreckte ſie mir beide Hände entgegen mit dem unausſtehlichen Kiſſen.

— Wirſt du mich bald loslaſſen! dachte ich, und unterdeß ſah ich unverwandt hin, und verneigte mich ungeſchickt, und bewegte die Lippen, gleichſam als lobte ich das unſchätzbare Geſchenk. Endlich hatte die Alte genug und ſagte: „bitte, gefälligſt Platz zu nehmen;“ ihre Gäſte hörten auf, mich vom Kopf bis zu den Füßen zu meſſen, weil Jemand anders gekommen war; ich trat vom Schauplatz ab und athmete auf.

Als der Krampf der Schüchternheit in mir nachließ, erinnerte ich mich gleich meines erſten Blickes auf Alexandrine und ihres erſten Eindrucks auf mich.

*) Diminutivum von Alexandrina wie von Alexander.

„Sie muß gut singen!“ das war Alles, was sich mir in ihr ankündigte. Im natürlichen Lauf meiner musikalischen Gedanken begann ich aus einer Ecke des Zimmers dieses Wesen zu beobachten, das gut singen mußte.

Ich will Ihnen nicht sagen, daß sie mir gefiel, ich kann das nicht sagen; mit dem Worte gefallen hängt der Gedanke an Gleichheit zusammen: Alexandrine aber stand mir so fern im bürgerlichen Leben, daß ich es nicht einmal so bald inne geworden wäre, wenn sie mir wirklich gefallen hätte. Nein, dieses Gefühl konnte bei ihrem ersten Begegnen meiner Seele nicht nahe kommen, welche die Erniedrigung so ängstlich gemacht hatte. Ich blickte auf sie, wie auf ein Bild, das nicht käuflich ist, das man nicht erstehen kann, wie auf Noten, von denen ich die zauberische Harmonie ihrer Töne ablas — ich blickte auf sie nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Musikant. Indessen betrachtete ich diese blauen, von einem eigenthümlich träumerischen Leben erfüllten Augen, diese Wangen, die eine zarte Frühlingsröthe umspielte, und die malerische Unordnung ihrer blonden Haare, die leichte Haltung, das rasche Füßchen. Sie hatte ein weißes Kleid an, im blauen Gürtel stak ein Blumenstrauß. Sie lief immer wieder zur Großmutter hin, weil diese sie unaufhörlich rief.

Wäre ich damals gewesen, was ich jetzt bin, so hätte ich auf dem Gesichte Alexandrinens, in ihrem Gange, ihren Reden jene Einfalt eines unerfahrenen Herzens gelesen, das rein ist, wie der Schnee auf den Gipfeln des Elborus, jenen Muth der Unschuld, die den morgenden Tag nicht fürchtet, weil sie nicht weiß, was sie fürchten soll, jene Wärme einer Seele, die nicht ermattet ist von Liebe, noch von Kummer, noch von Freude .... Dies hätte sich mir offenbart, wenn ich das gewesen wäre, was ich jetzt bin — aber nein, damals drückte ich mir alles dies anders aus. Ich dachte nur: „wie gut muß sie sein!“

Während ich die junge Sängerin betrachtete, rückte meine Hand unwillkürlich an der Halsbinde, oder, wie wir auf russisch sagen, ich suchte mich unwillkürlich schön zu machen. Errathe Einer die Ursache menschlicher Bewegungen! Die Alte fing wieder mit mir über etwas zu sprechen an, aber ihren Redefluß unterbrach der Liqueur und der laute Ruf: „Das Essen ist aufgetragen!“

Bei Tische wäre ich wie in der Wüste da gesessen, weil ich Niemand kannte, wenn ich nicht zum Nachbar einen gewissen Musikliebhaber bekommen hätte. Er quälte mich halb todt mit seiner musikalischen Geschichte: wie er die Violine und das Cello erlernt, wie er sich aus seinem Gesinde ein Orchester zusammengesetzt, wieviel ihm das gekostet, wie ihm das H moll-Concert gefalle, das er einstudire, zuletzt lud er mich zu sich ein. Es war langweilig, ihn zu hören, aber ich hatte doch bei Tische an ihm wenigstens eine Stütze. Denn immer zu schweigen, im Kreise Unbekannter war mir eben so peinlich, wie laut vor Allen zu sprechen.

Ich aß bescheiden, fern von der Wirthin, an einer demüthigenden Ecke der Tafel, und in Folge eines besondern Unterscheidungssinnes der Diener wurde mir jede Speise zuletzt gereicht; daher geschah es, daß von einer Menge Krebse mir nur ein einziger zukam, Spargel aber, Salat und Erdbeerpastete sah ich nur in ehrerbietiger Entfernung. Doch alle diese geringfügigen Umstände vermochten meine Empfindlichkeit nicht zu reizen; ihr stand eine bessere, ernstere Probe bevor. Nicht weit von mir saß ein Herr, Schweigen auf den Lippen, Melancholie im Gesichte, hager, und von höchst sentimentalem Aussehen. Gegen das Ende der Mahlzeit löste sich erst seine Zunge, und er fing an über den Tisch weg sich mit Jemanden zu unterhalten. Ich wandte darauf nicht die geringste Aufmerksamkeit, da mich mein Nachbar ganz in Beschlag genommen hatte, als auf einmal

mein Herz erbebte, mein Gesicht erglühte und meine Augen an diesem hagern, empfindsamen Manne wie angeheftet blieben. Mein feines Gehör hatte seine Worte aufgefangen:

— „Ich habe heute ein gutes Geschäft gemacht, habe zwei Musikanten verkauft, zu tausend Rubel das Stück."

Mein Nachbar raunte mir ins Ohr: „Da sieht man gleich, daß es kein Musikkenner ist; ich nehme für keinen von den meinigen zwei tausend Rubel."

Sie begreifen, wie mir zu Muthe war, was ich hätte thun mögen — aber das war eine andere Zeit! Jetzt würde ich Keinem rathen, in meiner Gegenwart sich über die häuslichen Angelegenheiten seines Orchesters auszulassen; damals aber konnte ich nur erröthen, erzittern und mit dem Schmerze tief verletzten Gefühls nach der andern Ecke des Tisches hinübersehen, dahin, zu der lieben Alexandrine, gleichsam um in ihren guten, menschenfreundlichen Zügen Schutz zu finden gegen die Beleidigung, um mich zu trösten, mich zu versöhnen mit den Menschen, nachdem ich ihrem edeln Gesichte ansah: sie wird das nicht sagen, sie wird keinen Musikanten verkaufen! Ja, das war so."

(Dem Offizier kamen Thränen in die Augen; er erhob sich, ging im Zimmer auf und ab, darauf füllte er die Gläser aus der dritten Flasche Champagner und fuhr fort):

„Die Tafel ging zu Ende wie gewöhnlich: man aß sich satt, lärmte sich müde und stand auf. Lange konnte ich mich nicht fassen nach jenen harten Worten. Ich verlor mich unwillkürlich in Sinnen, fand nirgends Platz, und der hagere Mann scherwenzelte immer in meiner Nähe, ja, als er hörte, daß ich Musiker sei, eilte er sogar auf mich zu, um sich mit mir zu unterhalten.

In dieser trüben Stimmung kam über mich die Stunde der Musik. Alles schwärmte auseinander nach

verschiedenen Seiten. Ich stand allein auf der Terrasse, vor welcher ein großes Rundtheil mit einer vollständigen Blumensammlung besetzt war. In der Ferne erschollen die Lieder der betrunkenen Bauern, die ebenfalls am Namensfeste ihrer Herrin geschmaust hatten. Die Sonne senkte sich. Ich war ganz vertieft in Gedanken an mein Loos, als auf einmal Alexandrine vor mir erschien.

— „Ich weiß nicht warum," sagte sie, „meine Großmutter will durchaus haben, daß ich singe. Wollen Sie nicht gefälligst nachsehen, was ich singen soll? Ich singe nie vor Leuten, und bin so ängstlich ...."

Ihre Stimme, ihre Worte erfrischten meine Phantasie; ich trat ans Klavier: aber noch waren wir nicht einig, was sie singen solle, noch hatten wir keinen Versuch machen können, als die Großmutter herangewankt kam, hinter ihr die Damen, und darauf versammelten sich fast Alle. Mein Tischnachbar, als Kenner, setzte sich hinter meinen Stuhl, und der hagere Mann, wie eine Gottesstrafe, mir gerade vor's Gesicht. Aber jetzt war er nicht mehr im Stande, mich zu beleidigen; wir hatten nichts mehr mit einander gemein. Meine Finger berührten die Tasten, meine Seele schwang sich in eine andere Welt, wo wir uns nicht begegnen konnten.

Alexandrine stand neben mir in sichtlicher Bangigkeit. Unruhig hob sich ihre Brust, weiß wie eine Taube im Sonnenschein. O, als nach einigen Accorden dieser Brust die ersten Töne entquollen, noch zitternd, furchtsam — wahrlich, da wären mir die Finger fast erstarrt, die Noten entschwanden mir .... ich drehte mich zu ihr um .... Wissen Sie, was Contralto ist, diese Verbindung von Stärke und Weichheit, von Kraft und Zartheit, von Ueppigkeit und Mannheit, diese Verbindung, deren Mangel im Sopran so fühlbar ist? Wissen Sie was blaue Augen und sechzehn Jahre sind .... dieser glänzendste Moment des weiblichen Lebens, dieser schönste, bezaubernd volle Accord des Schöpfers, ein Accord, in

welchem Himmel und Erde zusammenklingt, und wie man ihn weder bei Haydn noch bei Mozart findet! ... Alexandrine hatte einen reinen Contralt — zwar noch nicht ausgebildet genug, aber sie war sechzehn Jahre alt, aber sie hatte blaue Augen. Ihre Stimme wurde immer sicherer, immer kühner, und mein Herz bebte vor Entzücken! ....

Sie schwieg. Rings umher erscholl es von albernen, eingelernten Ausrufungen; Alles lobte, ich allein vermochte kein Wort zu sagen. Die Großmutter küßte ihre Enkelin, und wandte sich gleich zu mir mit der Frage:

„Wie finden Sie, Verehrtester, singt sie gut, meine Kleine?"

— „Vortrefflich," erwiederte ich, und ärgerte mich über mich selbst wegen der kalten Antwort.

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen," fuhr die Alte fort, und bemerkte natürlich wiederholt, daß ihr Wladimir Semenowitsch viel von mir erzählt habe. Alexandrine flatterte umher, ohne die geringste Aufmerksamkeit auf mich zu wenden. Nie regte sich in mir so viel Eigenliebe, wie in jenem Augenblicke! .... Unbemerkt, schweigend dazusitzen, während Alles ringsherum ohne Zusammenhang, ohne Sinn plauderte, und sie sich nicht einmal dachte, daß ich allein sie empfunden hatte! Sie dahin zu bringen, daß auch sie mich ansehen, mich hören mußte — dieser ehrgeizige Gedanke griff in alle Saiten meines Herzens. Meine Schüchternheit verschwand: für mich war Keiner mehr da, weder die Großmutter, noch der Nachbar und der hagere Mann und der ganze sinnlose Haufe. Vor mir stand das Klavier und Alexandrine. Ich weiß nicht, wie ich gesungen; aber sie trat immer näher an mich heran, sie hörte auf sich nach den Seiten umzusehen, ihre Augen hafteten an dem Sänger. O, um die Seele zu umstricken, braucht man nicht zu sprechen, braucht nicht sprechen zu können — man muß singen! Worte sind Verstand, Töne

ſind Seele; Worte ſind beſchränkt wie der Verſtand, nur Töne ſind ſchrankenlos wie die Seele. Ich will Ihnen nicht all das Gerede wiedererzählen, womit die lebensloſen Lippen meiner Zuhörer in mich einſtürmten. Ich beachtete ſie nicht, ich hörte ſie nicht. Alexandrine wurde nachdenklich; ſchon weidete ich mich an dem Eindrucke, der aus der Geſammtheit aller meiner Seelenvermögen hervorging: aber mein Triumph währte nicht lange. Ich träumte, daß ich ihr gleich ſei, daß wir im Reiche der Kunſt lebten .... ich vergaß, wer ich war! .... Da trat ſie auf einmal ſchüchtern zu mir, und einige Worte, die ſie leiſe ſprach, brachten mich ſo zu mir ſelbſt, daß ich erröthete, vom Stuhle aufſtand und wieder die Großmutter und den Nachbar und den hagern Mann erblickte. Alexandrine hatte mir etwas auf franzöſiſch geſagt: ſie dachte nicht, daß man gut ſingen und doch dieſe Sprache nicht verſtehen könne, ſie glaubte, daß ich in ihren Begriffen erzogen ſei, und daß die Gleichheit des Talentes uns auch in Allem ausgliche — aber ſie hatte ſich geirrt und mir das Herz zerriſſen. Ich erinnere mich nicht, wie ich mit der verfluchten Phraſe fertig wurde. Wladimir Semenowitſch kam, der Geſang ward wiederholt, mir wurde leichter. Alexandrine ſprach nun ruſſiſch mit mir, ſprach viel, ſprach ſüß. Als ich mit meinem Wohlthäter mich zum Wegfahren anſchickte, führte mich die Großmutter bei Seite, erneuerte die Aufforderung, daß ich ihrer Enkelin Unterricht geben ſolle, und ſchob mir einiges Geld in die Hand. Ich nahm es nicht. Alexandrine rief mich auch, aber Gottlob, ſie gab mir kein Geld. Wir fuhren nach Hauſe. Der Contralt, die blauen Augen und die franzöſiſche Sprache kamen mir nicht aus dem Sinne. Der Mond beſchien die Wolga, aber die Knaben ſpielten nicht mehr auf ihr, und der Wind bewegte ſie ſtürmiſch.

Es iſt lächerlich! — gleich den andern Tag machte ich mich ans franzöſiſche ABC: Wladimir Semeno-

witsch ward mein Lehrer. Was habe ich nicht für Qualen ausgestanden! Meine Zunge war verhärtet von den Jahren; vergebens bemühte ich mich, ihre Hartnäckigkeit zu brechen; sie behielt den Charakter der ersten Erziehung. Dafür, ich kann es Ihnen versichern, hat aber auch Niemand die Franzosen mehr verflucht als ich.

Wie soll ich Ihnen meine wunderbare Geschichte zu Ende erzählen? Wie soll ich Ihnen ihre Reden, ihre Blicke, ihre Liebe wiedergeben, die mein Herz veredelte, und in mir einen rachedurstigen Unwillen, ein nicht zu dämpfendes Murren hervorrief? Die Liebe zeigte mir deutlicher als alle Betrachtung, daß unter mir Keiner stand, und über mir so Viele!.... Sie errathen leicht, wie oft ich Alexandrinen sah. Ihr Haus glich einer vollständigen Einsiedelei: die Großmutter und sie. Oft blieben wir allein. Wir sangen, und da sangen sich unsere Herzen aneinander!

Damals entstellte diese Narbe noch nicht meine Stirn, und mein Gesicht war noch nicht von der südlichen Sonne verbrannt. Ich war jünger. Sie können sich nicht denken, mit welcher kindlichen Freude sie mir entgegen lief, wenn ich kam, in welchem Feuer ihre Augen glänzten, wenn ich sang.

Ach, wahre Neigung zur Kunst muß man auf dem Lande suchen, in dörflicher Abgeschiedenheit, wo Ueppigkeit und Tand das Gefühl nicht ersticken, wo unter schmucklosem Kleide ein frisches Herz schlägt. Wenn Sie wissen wollen, ob Sie gut singen, ob in Ihnen der heilige Funke des Talentes glimmt, so müssen Sie nicht in der Residenz singen, es muß Sie ein sechzehnjähriges Mädchen mit blonden Locken hören.

Allein mit Alexandrinen war ich nicht mehr ängstlich, sprach kühn; ein thörichtes Gefühl, als wäre ich ihr gleich, betäubte in mir jede Mahnung an mein Verhältniß. O, es war die Welt der Musik, die Welt der Leidenschaft! Wenn ich aber Alexandrinen verließ, sah

ich mich in der wirklichen, und maß im Geiste die unermeßliche Kluft zwischen uns.

Da konnte sich keine Hoffnung mehr regen, da half mir nicht mehr die menschliche Leichtgläubigkeit. Kein noch so träumerischer Sinn konnte ein Luftschloß bauen, in welchem wir uns beide gefunden hätten, Arm in Arm. Drückender Gedanke! Indessen sann ich schon jetzt, das Joch des Schicksals von mir abzuwerfen. Ich wußte, daß Alexandrine nicht die meinige sein könne, aber ich konnte nicht leben ohne sie, aber ich wäre der unglücklichste Mensch gewesen, hätte sie mich nicht geliebt, und ich glaube, ich würde Den ermordet haben, der uns getrennt hätte. Die Tage vergingen. Ich kann es nicht ausdrücken, was ich damals durchdacht und durchgefühlt. Ich beeilte mich zu leben: für mich gab es keine Zukunft. Längst erriethen wir, daß wir uns liebten, aber wir sprachen es nicht aus, als hätte eine Ahnung uns beide zurückgehalten, als hätten wir vorausgesehen, daß das Wort „ich liebe" schrecklich sein würde, daß mit ihm Vorurtheile, Verbrechen, Tod entgegentreten. Es war ein Ziel, das ich nicht zu erreichen wünschte; nachher blieb mir nichts. Ich konnte meinen Liebestraum nicht verwirklichen, nun, so wollte ich immerfort träumen, ins Unendliche diesen schwankenden Zustand zweier Herzen ausdehnen, und keine Entwickelung dieses bezaubernden Dramas hervorrufen. Aber wie hält man sich in den Grenzen der Vernunft zurück, wie sagt man sich: Du gehst nicht weiter?

Oft, wie das zu geschehen pflegt, gaben wir einander Andeutungen über unser Geheimniß. So stand ich einmal hinter Alexandrinen, als sie ihrer Mutter „Rußlan und Ludmilla"*) vorlas. Den Vers: „ich liebe dich nicht, Schäfer," sprach sie mit Nachdruck, während sie mit dem Finger das Wörtchen „nicht" zuhielt, und

*) Ein Gedicht Puschkin's.

mich verſtohlen anblickte. Solcher Andeutungen gab es von beiden Seiten viele, endlich kam es zu einer Erklärung.

Einmal begab ich mich des Abends hin. Wir waren im Saale und ſchickten uns an zu muſiciren. Die Alte beſchäftigte ſich in einem entfernten Zimmer mit der Patience. Alexandrinens Augen waren verweint, und ehe ich noch fragen konnte, warum, ſagte ſie traurig:

— „Denken Sie nur, ich ſoll die Großmutter verlaſſen, wir müſſen uns trennen.“

Ich erinnere mich nicht, was ich ihr antwortete; ich weiß nur, daß meine Wangen glühten, daß ich mit beiden Händen ihre zitternde Hand hielt, auf die meine hellen Thränen fielen, auf der meine Küſſe brannten. Sie entzog die Hand, während ihre Lippen einen Eid ſprachen, daß ſie Niemand lieben würde, als mich, daß ſie nur mich und keinen Andern heirathen wolle.

— „Was ſagten Sie? wem haben Sie geſchworen?“ rief ich — und das Blut ſtockte in meinen Adern, Nebel umhüllte meine Augen. — „Ach, Sie ſind nicht für mich geſchaffen, Sie haben einen andern Weg vor ſich. Für Sie iſt Liebe da, und Glück und Blumen und Frühling und die ganze Gotteswelt; wie können Sie an mich denken? Wer bin ich? woher?“

Alexandrine zerfloß in Thränen; furchtſam, mit geſenktem Blick flüſterte ſie Betheuerungen, welche die reinſte, uneigennützigſte Leidenſchaft athmeten, in denen jeder Laut Empfindung war, tiefe, wahrhafte Empfindung. O, wie war ſie ſchön, wie war ich ſtolz in dieſem Augenblicke! .... Ich ſah ein neues Leben vor mir, eine neue Welt! .... Zum erſten Male ſchwieg die Verzweiflung in meinem ſtürmenden Herzen, zum erſten Male hörte die Vernunft auf, mich zu martern. Ohne Angſt, mit der ganzen Leichtgläubigkeit der Liebe, mit aller Sinnloſigkeit der Hoffnung ſprach ich zuletzt mein Urtheil aus:

— „Wissen Sie, wen Sie vor sich sehen, wissen Sie, wer vor Ihnen steht, wissen Sie, wem Sie Treue geschworen haben? .... Ich bin ein Leibeigener."

Ich hatte es kühn ausgesprochen, und erschrak. Ich fühlte auf einmal, daß wir einander nicht mehr gleich waren, und ließ ihre Hand los.

Nicht so schnell stürzte ich vom Pferde, als ein Persersäbel meinen Scheitel traf, wie meine Alexandrina erbleichte und mir auf den Arm sank. Auf diesem Arm, den eine Türkenkugel gezeichnet, hat sie gelegen! .... Zartes Geschöpf! Ein einzig Wort warf sie um! Ich brauchte nur mich zu nennen, um die glühendste Liebe zu erschrecken .... Werden Sie es glauben? ohne Mitleid fiel mein erster Blick auf ihre gebrochenen Augen, auf ihr todtenblasses Gesicht .... Eine tiefe Verachtung der weiblichen Schwäche erkältete mein Herz. Ich hatte ja nur ein Wort gesagt, ich war ja noch immer derselbe! .... Wo waren nun jene beredten Blicke, jene rosigen Wangen, jenes erste Frühlingsleben, jener helle Glanz der Schönheit und Jugend? Die Ohnmacht beleidigte mich und die Liebe.

Aber kaum war diese Idee in mir aufgestiegen, als ich mich besann, daß auf meinem Arm die liebe, gute, gefühlvolle Alexandrine lag, der Engel, der meine Seele erleuchtet mit einer reinen Flamme, die Quelle der edelsten Regungen meines Herzens, mein einziger Gedanke, mein Adel, meine Ehre, mein Ruhm! ....

Ich preßte sie krampfhaft in meine Arme, ich küßte sie — sie erwachte nicht einmal von diesem Kusse. Auf meinen Ruf eilten Diener herbei und die Großmutter."

(Der Offizier stellte das geleerte Glas hin, stützte den linken Ellbogen aufs Knie, legte den Kopf auf die Hand und wurde nachdenklich. Um uns her schlief Alles. Er saß schweigend einige Minuten. Darauf fing er, ohne seine Stellung zu ändern, weiter zu erzählen an):

— „Was ist Dir? Du bist verstört? Du weißt

wohl schon?“ sagte mir Wladimir Semenowitsch, als ich zu ihm ins Zimmer trat.

„Was denn? ich weiß nichts,“ erwiederte ich.

„Ich komme so eben von Deinem Herrn,“ fuhr Wladimir Semenowitsch fort. „Ich habe ihm zuletzt zehntausend Rubel für Dich angeboten. Er sagte, jetzt würde er's mit Vergnügen nehmen, aber es sei ihm unmöglich. Wie ich erfahren habe, kann er darum nicht, weil er das Dorf, dem Du zugeschrieben bist, und Dich selbst verspielt hat. Aber verzweifle nicht; ich denke, wir werden schon Mittel finden, mit Deinem neuen Herrn fertig zu werden, obgleich er, wie ich gehört habe, ein harter Mensch sein soll. Wo willst Du hin?“

„Ich gehe auf mein Zimmer schlafen ....“

Ich trat hinaus, ich ging, ohne zu wissen wohin. Mein ganzes Blut stieg mir zu Kopfe, eine Ewigkeit von Leiden drängte sich in die Eine Nacht zusammen — o wahrlich, ich habe damals meinen Leidenszoll entrichtet für diese und jene Welt! Welche schreckliche Bilder schwebten vor meinen Augen! Eine Stimme raunte mir ins Ohr von Tod, von Rache .... Bald schien mir's, ich sehe das Hochzeitsmahl, bei welchem Alexandrine neben dem Bräutigam sitze, und ich, ich stehe hinter ihrem Stuhl mit dem Teller in der Hand, und der Bräutigam befiehlt mir: „Peter, gieb Wasser her!“ Bald schien es mir (hier lachte der Offizier auf, aber seine Lippen bebten, man sah es, im Fieber des Zornes), als erblickte ich meinen Herrn am Spieltisch, auf welchem Haufen Goldes und Karten liegen, wie er bleich, mit wirrem Haar, die Fünf hinhält und ruft: „Zugeschlagen! Alles geht drauf, nehmen Sie auch den Peter .... ich habe ihn um kein Geld loslassen wollen, aber sei's, zugeschlagen ....“ und die Fünf fällt auf die rechte Seite.“

Diese widerwärtigen Gesichte verfolgten mich, wie ich längs der breiten Wolga hinging. Sie wogte zu

meinen Füßen. Ich erinnere mich, daß ich an ihrem steilen Ufer dastand, ich blickte hinunter in den Abgrund, ich maß die Entfernung zwischen Leben und Tod — ich erinnere mich, daß ich mich auf einmal in dem Schlafzimmer meines Herrn fand .... Das Lämpchen brannte vor den Heiligenbildern, und die ersten Strahlen der Morgenröthe drangen durch die geschlossenen Läden. In meiner Hand war ein Rasirmesser. Ich trat behersi ans Bett, mit dem Muthe eines Mörders zog ich den Vorhang zurück .... aber — ich rede Ihnen die Wahrheit — meine Hand sank noch früher, als ich bemerkte, daß Niemand im Bette war. Ja, ich hätte nicht die Kraft gehabt zu einer solchen That. Jedenfalls aber bin ich der Vorsehung Dank schuldig, daß er nicht zu Hause geschlafen. Er spielte noch — und verspielte sein Letztes. Schade, daß ich ihm nicht mehr begegnen kann! Wahrscheinlich hat er geahnt, daß er auf der Erde sich nirgends vor mir würde bergen können, und barg sich drei Ellen unter der Erde. Gott verzeihe ihm! .... Er hat wohl gethan, daß er mich auf die Karte gesetzt.

Ich stand am Bette, alle meine Glieder bebten, ein kalter Schweiß troff mir vom Gesicht, und meine Zunge wiederholte kaum hörbar: „Böserwicht, Mörder!“ .... Krank an Leib und Seele warf ich mich vor den Heiligenbildern hin, aber ich vermochte nicht zu beten — ich hatte keinen einzigen klaren Gedanken, kein einziges faßliches Gefühl. Alles wirrte sich durch einander: Liebeswahnsinn und Haß und Demüthigung und Stolz und Paradies und Hölle. — Da lag ich und blickte starr auf das Crucifix, und suchte mich zu erinnern, was es bedeute. Mein Herz pochte so laut, daß ich erschrak: mir war's, als käme Jemand. Entsetzt sprang ich auf, versteckte das Rasirmesser, und eilte aus dem Schlafzimmer, wie Hamlet, welchen der Schatten des Vaters verfolgt. Im Vorsaal brannte das Licht herab, und der

Diener, mein College, welcher den Herrn erwartete, schlief fest. Jetzt kam ich zur Besinnung und begab mich nach Hause, konnte mich aber nicht mehr beruhigen. Eine Aenderung meiner Verhältnisse war mir Nothwendigkeit geworden, die Luft, ohne die ich nicht athmen konnte. Sibirien, Hunger, Kälte, die Bergwerke Nertschinsk's — Alles dies zählte ich mir an den Fingern ab in der einen Nacht, und zog den Schluß, daß mir dort wohler sein würde. Am andern Tag entfloh ich, zog einen Kittel an, ließ das Haar herabhängen und den Bart wachsen. Ich wollte nach Art der russischen Flüchtlinge mich bis nach Odessa durchschlagen, und wenn ich aufgegriffen würde, mich für Einen ausgeben, der sich der Heimath nicht erinnert. Das Ziel meiner Flucht war: entweder unter das Militair zu kommen, oder durch meine eigne Hand zu sterben. — Wenn ich mich als Soldaten dachte, so erglänzte mir irgend ein Strahl von Hoffnung, und gleich erschien mir Alexandrine mit ihrem Lächeln. Zu Hause ließ ich einen Brief, daß ich mich in die Wolga gestürzt. Alles kommt auf den Entschluß an — ich entschloß mich, und mir ward leichter.

Da ich die Wege nicht ordentlich kannte, und von den Schlupfwinkeln, in welchen gastfreie Wirthe die wagehalsigen Gesellen Rußlands beherbergen, nicht die geringste Kunde hatte, irrte ich umher wie Kain. Die nackte herbstliche Erde war oft mein Bett, und vertrocknetes Brod meine Nahrung. Aber auf der äußersten Stufe der Erniedrigung und der Armuth, Aug' in Auge mit dem Leben, von welchem das Schicksal mir alle verführerischen Hüllen abstreifte, das es mir ohne allen Aufputz in häßlicher Nacktheit zeigte — o da hatte ich meine feierlichen Momente!

Stellen Sie sich einen Menschen vor, der ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Bekannte, kurz, der allein steht auf der Erde, nur mit der Erinnerung an eine gewisse Stimme, an ein gewisses Weib! Denken Sie sich, wie

dieſer Menſch auf der unabſehbaren Steppe dahin geht, zu dem mit Millionen Sternen beſäeten Himmel emporblickt und ſingt: ich ſang, was ſie geſungen hatte.

Und nun denken Sie ſich die Kreiszelici, das Kreisgericht, das dumpfe Gefängniß der Kreisſtadt, ſtellen Sie ſich gebrandmarkte Geſichter vor, und ſolche, die zum Brandmal beſtimmt, geſchaffen ſind: das waren meine Richter, meine Wohnung und meine Genoſſen.

Man griff mich auf als Paßloſen und führte mich zum Polizeicommiſſär. Der faßte mich, bevor noch das Verhör anging, am Kragen und holte aus. Aber Gott rettete uns Beide. Der Wächter der Ordnung und des Geſetzes wollte wahrſcheinlich nur die Sache gehörig anfangen und mich nur ſchrecken, nicht ſchlagen: ich aber ſah ſchon den Augenblick, wo der unbeſtechliche Richter mit den Füßen nach oben an den Spiegel fliegt.

„Ich erinnere mich meiner Verwandten nicht; ich weiß nicht, wie ich heiße, ich weiß nicht, wie man die Städte und Dörfer nennt, durch die ich kam und in denen ich mich aufhielt, ich kenne Niemand, ich weiß nichts" — das antwortete ich dem Polizeicommiſſär und auf dem Kreisgerichte, während ich meine Stimme zu mildern und eine Miene von Unterwürfigkeit anzunehmen ſuchte. Man machte mir den Prozeß als einem Heimathvergeſſenen, und der Prozeß währte lange. Endlich ſchlug die Stunde meiner Erlöſung. Alles in der Welt nimmt ein Ende, ſo endigte auch meine Angelegenheit. Ich ward verurtheilt unter's Militair geſteckt zu werden, und kam in eines der Arreſtantenregimenter. Womit ſoll ich mein damaliges Entzücken vergleichen?.... Ein Vogel, der am Feſte der Verkündigung aus dem Käfig gelaſſen wird, ein Verbrecher, der unter dem Henkerbeile begnadigt wird, könnten Ihnen einen Begriff von dem Gefühle geben, mit welchem ich den grauen Rock*)

*) Soldatenrock.

anzog!... Keinem erschien das Soldatenleben in so reizenden Farben! Ich athmete frei, ich blickte kühn, mich schreckte nicht mehr die herrschaftliche Laune, ich war nicht mehr ein Diener der Menschen, sondern des Todes: ich wußte, daß der sein Opfer nicht herausgiebt. Damals entspann sich der persische Krieg. Ich fiel natürlich unter meinen Kameraden auf. Meine Stimme, mein musikalisches Talent gewann Theilnahme. Ich vertraute mein Geheimniß einem guten Obern, und kam in die active Armee. Endlich breitete sich auch vor mir eine Zukunft aus: das Schlachtfeld, die Bajonette!.... Mehr als einmal küßte ich meine Soldatenuniform und benetzte sie mit Thränen.... O, ich werde ihr dankbar sein, bis meine Augen Erde bedeckt! Die beschwerlichen Feldzüge, die brennende Sonnenhitze, alle Strapazen des Krieges erstickten meine Seelenkräfte nicht, nahmen mir weder Muth noch Hoffnung. Keinen Augenblick murrte ich gegen mein neues Loos; vielmehr war ich vor Freude darüber außer mir, es hatte mich zum Menschen gemacht! Wie ein Kind wiederholte ich mir: Du bist Soldat! und mein Herz schlug froh, und ich lächelte keck, wenn ich meines Herrn gedachte. Mit welchem Beben der Begeisterung sah ich zum ersten Male jenes Feld, wo die Menschen ohne Wahl fallen, wie's eben kommt, wo Lebensverachtung jede menschliche Bevorzugung aufhebt, und Den am höchsten stellen kann, der am niedrigsten stand!.... Mit welcher verzweifelten Entschlossenheit stürzte ich mich voran, als ich zum ersten Male den wilden Ruf des Todes und des Sieges hörte! „Die Flinte in den Arm, vorwärts, marsch!" Ich mußte an irgend Jemand meine ganze Vergangenheit rächen. In jedem Perser sah ich meinen Herrn und eine Staffel zur Hand Alexandrinens.

Nach jener Schlacht, in welcher wir unter einem Hagel feindlicher Kugeln im Sturm über die Brücke schritten, das Lied singend: „Ueber die Brücke, die

Brücke hin,'* erhielt ich die erste Belohnung, das Georgenkreuz für Soldaten. Es wurde mir auf die einstimmige Erklärung meiner Kameraden zuerkannt."

Der Offizier schloß seine Erzählung, aber er fügte noch halblaut hinzu, indem er sich auf das Sopha zurücklehnte und die Augen zudrückte: „ob sie wohl ihren Eid gehalten hat?" Die Talglichter waren längst gewechselt worden, die vierte Flasche Champagner geleert, und die Pferde standen in Bereitschaft. Ich gestehe, ich ärgerte mich, daß ich mich beeilt hätte, ihn zu mir einzuladen .... Er kam mir schrecklich vor, und ich empfand eine unwillkürliche Abneigung gegen ihn, ohne mir den Grund erklären zu können. Aber nun war nichts zu thun. Auf dem Wege suchte ich von ihm zu erfahren, wer sein ehemaliger Herr gewesen, wer Wladimir Semenowitsch sei und Alexandrinek ich sagte, es sei möglich, daß ich ihm Auskunft über sie geben könnte. Er wollte aber Niemand nennen. Er meinte, Alexandrine könne ihn leicht vergessen haben, warum also den Ruf eines jungen Mädchens besiecken, die selbst nicht gewußt, was sie that, die wahrscheinlich ihren guten Namen sich erhalten, wenn sie auch einen Eid gebrochen!"

So gesprächig er beim Wein gewesen war, so schweigsam wurde er nachher, und schlief den ganzen Weg. Wir kamen den Abend vor dem Namensfeste meiner Frau spät an. Man sagte mir, daß sie unwohl und schon zu Bette sei. Ich verging vor Ungeduld, sie nach der langen Trennung wiederzusehen, konnte mich aber nicht entschließen, sie zu wecken: es gab kein Glück, das ich nicht geopfert hätte für ihre Gesundheit, für einen Augenblick ihrer Ruhe.

*) Ein Volkslied. Hier wird ein historisches Factum erwähnt. A. d. U.

Wie freute sie sich über mich den andern Tag! Es röthete sich ihr blasses Gesicht, die schwachen Aeuglein erglühten. Ich verkündigte ihr, daß ich einen Gast mitgebracht, sie konnte ihn aber nicht empfangen, und nicht einmal mit uns zu Tische gehen, versprach jedoch gegen das Ende der Tafel hereinzukommen, wenn es ihre Kräfte erlauben sollten.

Zu uns hatten sich viele Nachbarn versammelt, die mit großer Ehrerbietung meinen Offizier ansahen. Wie hübsch war er in seiner Uniform! Welches männliche Aeußere! welch stattliches Wesen! welcher Ausdruck in seinen Zügen! Das schöne Haar, die Wunden, die breite Brust, mit Kreuzen behängt — Alles zog die Aufmerksamkeit an, regte die Einbildungskraft auf. Doch war er vom Räsanschen Gasthofe her noch sichtlich angegriffen, denn er blieb Anfangs sehr nachdenklich. Ueber Tische waren wir ziemlich laut, obgleich meine Nachbarn nicht den Muth hatten, sich recht gehen zu lassen in Anwesenheit des prächtigen Offiziers. Zuletzt wurde auch er lustig; das Fest belebte sich immer mehr, und ich ließ meiner Frau sagen, daß wir ihre Gesundheit trinken.

Eben ging bei Tische die ungebundenste Fröhlichkeit los, als die Thüre ihres Zimmers sich öffnete, und sie erschien, noch matt, schwach. Alle erhoben sich. Ich trat zu ihr, um ihr den Offizier vorzustellen; als ich aber die Hand ausstreckend mich zu ihm umwandte mit den Worten: „Hier ist meine Frau ....“ stand er wie versteinert, rührte sich nicht vom Platze, und seine Augen starrten sie an .... Rings herum riefen Alle: „Wir haben die Ehre, Ihnen zu gratuliren, Alexandra Dmitrijewna, zu dem Tage ihres Schutzengels!“ *) ....

Sie that einige Schritte zu dem Offizier, kaum aber hatte sie begonnen: „ich freue mich sehr, daß ....“ als

*) Heiligen.

ſie fürchterlich erblaßte, näher zu ihm hintrat, ohne je doch weiter ſprechen zu können, wankte, ſich auf meinen Arm ſtützte und mir zuflüſterte: „Mein Guter, mir iſt übel.“ Der Offizier rührte ſich nicht, öffnete den Mund nicht, und ſah unverwandt auf meine Frau. Ich führte ſie weg. Als ſie auf ihr Bett ſank, wiederholte ſie noch mit brechender Stimme: „Ich hätte nicht hineingehen ſollen — ich bin noch ſo ſchwach!“ Ich glaube, ich warf ihr einen vielſagenden Blick zu.

Als ich in den Speiſeſaal zurückkehrte, betäubten mich Alle mit Fragen: „wie befindet ſich Alexandra Dmitrijewna? wie iſt's ihr? ſie hätte ſich wohl nicht hereinbemühen ſollen.“ Ich dachte wahrlich nicht ans Antworten. Er ſtand noch immer da, noch immer derſelbe, ſchrecklich wie der Schatten im Macbeth!.... Er wandte noch immer den ſtarren Blick nicht von der Thüre, durch welche meine Frau gegangen war. Endlich bogen ſich ſeine Knie, wie von ſelbſt, er ſetzte ſich, ließ das Glas aus der Hand los, und biß ſich in die Lippen.

Todesſtille währte bis zu Ende der Tafel fort.

Darauf grüßte mich mein Reiſegefährte ſchweigend und verſchwand....

Die, welche ihm Treue geſchworen, Die, welche er geküßt....

(An dieſer Stelle ſind im Manuſcript mehrere Worte unleſbar: es iſt Dinte darauf geſpritzt, allem Anſchein nach, weil die Feder hier aufs Papier geworfen wurde.)

Ich ſah einmal — wie ſie heimlich weinte.... mir .... wurde enge mit ihm unter einer Sonne.... wir trafen uns.... ſtürzten Beide. Er ſtand nicht wieder auf, ich hinke.

III.

Eine Million.

I.

An einem Nachmittage kurz vor Ostern rollte um zwei Uhr eine prächtige viersitzige Kalesche mit großem Ungestum an den Eingang des Twerschen Boulevards *). Das kleine Vorreiterchen gerieth in eine schwer zu beschreibende Wuth, als irgend eine unter dem Namen Kutsche in Moskau umherschwimmende Arche und eine unglückselige Droschke den stolzen Lauf des Prunkwagens hemmten. Das Knäblein eiferte sich ab, so schnell als möglich vorzufahren, schrie, drängte, trieb mit aller Unverschämtheit eines Menschen, der selbst zu fahren glaubt, wenn er Andere fährt. Allein es fanden sich in der Gotteswelt noch Herrschaften außer der seinigen. Je heftiger er lärmte, desto langsamer rührten sich Kutsche und Droschke, desto träger und gröber sahen sich die Kutscher derselben um; denn es ist angenehm, wessen Enthusiasmus es auch sei, mit Kälte zu übergießen, und im grauen Kittel einem kirschrothen Kaftan den Weg zu sperren. Während der Vorreiter sich so quälte vor eitel Vergnügen, ein Theilchen der glänzenden Equipage zu sein, hegten seine geruzten Herrinnen dasselbe Gefühl im Herzen, dieselbe Triebfeder unserer Handlungen, dieselbe Ehrsucht, ohne die Niemand auf Spaziergängen erschiene, jene guten Leute etwa ausgenommen, die verurtheilt sind, unablässig über den Erdball zu fra-

*) In Moskau.

zieren. Aber Jeder iſt auf ſeine Weiſe ehrſüchtig. Der Diener tanzte auf dem Pferde, ſeine feierlichen Gebieterinnen ſaßen unbeweglich; er ſah einige Schritte vor ſich hin, ſie hatten bereits den ganzen Boulevard überblickt, hatten ſchon Zeit gehabt, dieſen ſonnenerhellten, bäumebeſetzten, ſandbeſtreuten und mit gewiſſen Geſichtern, Hütchen, Blumen, Schirmen, Stöcken angefüllten Raum zu fragen: ſind Viele hier? oder: iſt er da?

Einige Damen, die an das Ende des Boulevards traten, warfen zwei, drei Blicke hin, wandten ſich raſch um und gingen ſchneller als zuvor. Einige junge Männer dagegen blieben ſtehen: das Bild verdiente Aufmerkſamkeit. Das außerordentlich reiche Geſchirr, das Achſelband des Großmächtigſten aller Lakaien, die modiſchen Mäntel, die wundervollen Schleier, mit einem Worte, die ganze Maſſe der Equipage und alle ihre Einzelheiten brachten einen ungemein mächtigen Eindruck auf das Gemüth hervor, zumal die friſche Luft und warme Sonne des Frühlings uns erſtaunlich zu poetiſchen Liebesgedanken und zum Neid ſtimmen. Was ſich hier zeigte, bot ſich als etwas Ganzes, Vollendetes, imponirend und reizend zugleich. Hier war alles zuſammengehalten, Pferd, Menſch und Erzeugniß der Menſchenhand ſo ſchön, daß es mir ordentlich leid that, als man aus dem Wagen ſtieg.

Doch laſſen wir diejenigen, die in der Glut flatterhafter Jugend (wenn es noch eine flatterhafte Jugend giebt) nur unter das liebe Hütchen blicken und durch das Zaubernetz der Schleier dringen möchten! Geſellen wir uns lieber jenen Weiſen, die beim Geraſſel der entzückenden Equipage, beim Glanz des umhergeſtreuten Goldes, die kaltblütige und einzige Frage aufwerfen: Was iſt das? Der Aderlaß eines Siebzigers oder das Spielzeug eines erſtarkenden Kindes? das letzte Aufflackern des Lämpchens, ein ſterbender Reichthum — oder ein neugeborener? In beiden Fällen ſehen die Wagen gleich aus; in beiden Fällen iſt man in Verlegenheit,

zwischen zwei Extreme gestellt, getheilt zwischen Tod und Leben — und wissen muß man doch unbedingt, wer morgen stirbt, und wer gestern geboren worden, entscheiden muß man doch, wie die Equipage entstanden, vom Capital, auf Borg oder von Renten? Es giebt freilich Wappen und Livreen, die die öffentliche Meinung längst gerichtet: die betrachten wir gleichgültig, bei ihnen ruht unser Kopf aus, unser Geist zweifelt nicht, keinerlei Façon, keinerlei Rappen, kein Wuchs des Lakaien mehr verführt unsere enttäuschte Seele; wir sehen sie an ohne die mindeste Herzensbetheiligung: aber es giebt auch Fälle .... da fährt ein Wagen am Boulevard vor, und wir werden nachdenklich. Etwas Unbekanntes, Neues, Ungesehenes — und doch ist Alles hier so reich, und doch schimmern hier lebensvolle Blicke, glüht jungfräuliche Röthe! Oft fällt die überraschende Equipage recht mitten in die Hauptstadt hinein, ohne Vorbereitungen, ohne Vorreden, ohne daß ein vorangegangener Ruf, daß nur ein Laut diejenigen verkündigt hätte, die sie zu führen bestimmt ist .... Ja, es geschieht bisweilen, daß Sie zu Balle eingeladen, in ein Haus kommen, eine auserlesene oder vielmehr zusammengelesene Gesellschaft treffen, Alles vor sich in dem breitesten Maßstab sehen, Alles großartig, verschwenderisch, üppig, lange Sterlets, den feinsten Wein .... schön, aber dieses Haus, wann wuchs es denn auf dem Moskauer Boden empor? Dieser Hausherr mit seinen Töchtern, wo kam er her? ....

Wir fragen und glauben doch unwillkürlich daran; denn wir haben Grund an alles Unerwartete, Neue, Junge zu glauben, das tief im Innern Rußlands versteckt lag, das nicht aus Petersburg kam, nicht in Moskau gealtert ist. Es ist schlimm, wenn die herrliche Equipage einem berühmten, d. h. abgetragenen Namen gehört, noch schlimmer, wenn dieser Name in irgend einer Zeile unserer Geschichte vorkommt. Je länger Einer gelebt hat, desto mehr Zeit hatte er, zu verleben.

Der Lakai ließ den Tritt herab. Eine Dame und ihre drei Töchter stiegen aus. Wiewohl sie alle mit jener verfeinerten Gesuchtheit gekleidet waren, die außerhalb des Toilettenzimmers sich in schöne Einfachheit verwandelt, mit jener Sorgfalt, die in der Kunstvollendung unsichtbar wird — wiewohl, sage ich, jede von ihnen ein gleiches Theil mütterlicher Liebe und väterlichen Geldes für ihre Toilette erhalten zu haben schien, so ließ sich doch errathen, mit welcher die Eltern sich ganz besonders im innersten Herzen beschäftigen, auf welche sie ihre schönsten, glänzendsten und zärtlichsten Berechnungen stützten, welche sie zuerst zu verheirathen hofften und somit auch wünschten. Je mehr Töchter, desto erkennbarer ist diese Eine, diese Wichtigste, der Anker und die Flagge der Familie. Ich rede nicht einmal davon, wie es im Hause, im Salon ist .... aber selbst im Freien, auf dem Boulevard! .... Auch hier zeichnete sich Fürstin Sophie vor ihren Schwestern aus — worin? Gott weiß! im Blick, im Gang, in der Bewegung des Lorgnons, in den Falten des Kleides — sie zeichnete sich aus, wie derjenige, der zu handeln angewiesen ist, der Thatenberuf in sich trägt, wie der Redende vor dem Zuhörer, wie der Vortrab vor dem Nachtrab.

Auf sie blickte die Mutter, als sie den Boulevard betrat, und ihr wurde vor den Schwestern der Vorzug eingeräumt, an der Seite zu gehen. Alles, was die Grenzen des Gewöhnlichen überschreitet, fällt bei uns sehr auf und sticht sehr in die Augen — erstlich, weil Moskau viel freien Raum hat, und zweitens, weil wir in unserer Gesellschaft, wie am Himmel, nicht jeden Tag eine Verletzung der herrschenden Ordnung sehen. Darum zog Fürstin Sophie (die ich keineswegs erdichte, wiewohl mir das Dichten angenehmer wäre) darum zog sie immer und überall die Aufmerksamkeit auf sich, eine gewissermaßen auch beleidigende Aufmerksamkeit, unbefriedigend für ernste, positive Absichten, doch äußerst

ſchmeichelhaft für die Eitelkeit. Ihr ſchöner Wuchs paßte für zwei verſchiedene Jahrhunderte, verſöhnte zwei Generationen. Sie war nicht ſo hoch, daß ein Mann aus der unſern es nicht gewagt hätte, den Blick zu ihr zu erheben, und im Walzer an ſie zu denken gefürchtet hätte — aber auch nicht ſo klein, daß ein würdiger Sprößling der Zeiten Katharina's nicht vortrefflich mit ihr eine Mazurka hätte tanzen können. Ein Wuchs, dem, wenn man will, der Makel der Mittelmäßigkeit anhaftete, in welchem ſich keine Leidenſchaft der Natur zeigte, weder ihr Geiz noch ihre Verſchwendung — der aber doch gefiel ... Eine von Linien, die ſich ins Unendliche dehnen oder meiſt zu bald abbrechen, ermüdete Seele ruhte an dieſem Ebenmaße aus, an dieſem normalen Weſen, das nicht zu ſehr von uns zum Himmel wegſtrebte und nicht auf der Erde ſich verlor.

Ich würde hier gewiß kein Wort über die Toilette der Furſtin ſagen, ich würde mich um den Leib nicht kümmern, und den Geiſt der Materie vorziehen, wenn der Erzähler nicht die Pflicht hätte, ein Weib zu ſein, d. h. ſich ſchonungslos an alle Kleinlichkeiten zu heften. Von dieſen lebt er; man will Einzelheiten von ihm, und Einzelheiten — o, das iſt das Reich des Weibes! Ihr Blick, ihr flüchtiger, blitzſchneller Blick, wird, indem er eine Thräne wahrnimmt, kein einzig Bändchen überſehen. Wenn ſie eine lange Reihe von Unglücksfällen treu und feinfühlig erzählt, bemerkt ſie dabei ganz beſtimmt, wie die Unglückliche gekleidet war. Daher mag es nicht ſeltſam erſcheinen, wenn ich nach Brauch und Sitte auf die allergewöhnlichſte Weiſe verfahre, und nun auch erzähle, daß die Furſtin ein kaſtanienbraunes Seidenkleid angehabt, daß ein Ponceauſhawl ihr über den linken Arm hing, und ein Lilazweig, der Erſtling des Lenzes, ihr Baſthütchen ſchmückte. Sie warf den Blondenſchleier zurück, und es zeigte ſich ihr Geſicht, Bewunderung fordernd und verführeriſch. Die überraſchende Weiße, das

helle Roth der Wangen und die blauen Augen — das zeichnete die schöne Russin aus, die rüstige Tochter des Nordens, nicht verbrannt von der südlichen Sonne noch krankhaft verzärtelt von der träumerischen Empfindsamkeit Deutschlands. Diese Kraft und Frische des Winters spiegelte sich auch in ihrem Gange: an ihr ließ sich nicht das Geringste von jenem Schwanken einer ermatteten Haltung, jenem schmachtenden Kopfsinken, jenen Abneigungen von der geraden Linie bemerken, die der lustwandelnden Dame gestattet und dem marschirenden Soldaten verboten sind — kein einzig Zeichen jener privilegirten Schwäche, um derentwillen bei uns die Männer nichts Eiligeres zu thun haben, als dem schönen Geschlecht einen Sessel zu bringen, wenn es steht, und den Arm zu stützen, wenn es geht. Die Fürstin trat sicher auf, aber es schien, als brauchte sie sich gar nicht zu fest aufzulehnen, sie schien so leicht, als könne sie sich in der Luft halten, und so kraftvoll, als sei die leiseste Berührung der Erde ihr schon Stütze genug. Ihre Augen schimmerten nicht schmachtend, besaßen nicht jene dem Blau angeborne Eigenschaft, die man leicht erlangen kann, wenn man die ganze Zeit einen und denselben Gegenstand betrachtet; sie hatten sich noch nicht auf Eines geheftet; sie waren zerstreut, hofften noch auf Alles und Alle, und blickten daher in Abwesenheit des künftigen Helden dieser Erzählung nach allen Seiten.

Ich will auch einen Fehler der Fürstin nicht verschweigen, wenn das übrigens ein Fehler ist. Wenigstens sagen es die Ausländer, und darauf gestützt, sprechen sie den Kernrussen europäische Gesichtsbildung ab. Es handelt sich um die Erhöhungen an den Wangen, um die Ausbildung der Backenknochen, die an der Fürstin ziemlich bemerkbar war, und eine Beimischung mongolischen Blutes zeigte, was aber den Adel ihrer slavischen Formen nicht im Mindesten beeinträchtigte. Diese Erhöhungen gaben ihren Zügen einen Ausdruck von Scharfsinn, Witz,

oft aber auch von Schlauheit, beſonders wenn ſie ſeitwärts blickte. Ihr Seitenblick offenbarte viel europäiſchen Geiſt, viel gebildeten Sinn, gleichwohl lag darin etwas Orientaliſches! Die Größe, Form, Farbe ihrer Augen gehörte einem europäiſchen Stamm, doch hatte es den Anſchein, als ſähe ſie Jemand nicht an, um ihre Seele zu zeigen, ſondern vielmehr um ihm in die Seele zu blicken. Wie das Beil der Cäſar'ſchen Legionen ſich in die Hellebarde unſerer Straßenwächter verwandelt, die griechiſchen Vaſen in unſere Krüge, die Conſuln des alten Roms in Handelsconſule, ſo hatten bei der Furſtin umgekehrt die Augen ihres Stammes, von den Generationen umgeſtaltet, ihren angeerbten Charakter verloren, ſich verſchönert, vergrößert, von Wildheit zur Aufklärung, von Hinterliſt zur Feinheit ſich gebildet: es waren angenehme, edle, denkende Augen, nur ein wenig tiefliegend, nur entflog ihnen bisweilen ein elektriſcher Funke, welchen der Urahn ſeinem ſpäteſten Nachkömmling überliefert: da ſah man Aſien, da ſchimmerten die Völker, die einſt von deſſen Ketten ſich losgeriſſen — Jemand zielte hinter einem Buſch, Jemand blickte mit einem Köcher in der Hand auf die wilde Roßheerde.

Das Erſcheinen der alten Furſtin mit ihren Töchtern brachte eine merkliche Wirkung auf Viele hervor, und belebte einige todte Geſichter. Wenn es ſchon überhaupt bei uns ſchwierig iſt, Bekannten zu begegnen, damit man etwas ſagen und etwas hören kann, ſo iſt es noch ſchwieriger, auf dem Boulevard eine Beſchäftigung zu finden: Thätigkeit blüht in Moskau nur auf der Iljinka (dem großen Handelsviertel) und im engliſchen Club*). Man hätte daher ſehen ſollen, mit welcher Ungeduld junge Leute und alte Hageſtolzen nach der

*) Wo gut gegeſſen, getrunken, geſpielt — auch geleſen wird. A. d. Ü.

Ehre strebten, neben der Fürstin Sophie einherzugehen. Sowohl der, welcher noch auf Abenteuer wartete, als der, welcher bereits auf den Lorbeeren längst vergangener Abenteuer ruhte, beeilte sich auf diesem Posten zu glänzen, als gäbe es hier mehr Gefahren und folglich mehr Ruhm. Ein Bild der weltlichen Zerstreuung, ein harmloser Spaziergang, unschuldige Tagesgenüsse und zugleich die einzige Arbeit derer, die nichts zu thun haben!.... Es ist angenehm, die Vergnügungen des Müssigganges zu beobachten, es ist angenehm zu sehen, wie man in Moskau spazieren geht, sich herumbewegt — am angenehmsten aber berührte es den Blick, daß von jedem Gesichte, dem es gelang, sich in einer Reihe mit dem Gesichte der Fürstin zur Schau zu stellen, sofort die Langeweile verschwand. Wer jedoch an der Fürstin aufrichtigen Antheil genommen, wer sie von fern herzlich, uneigennützig lieb gewonnen hätte, sie, ihre Jugend, ihre Schönheit, ihren Hut und ihren Shawl; wem es eingefallen wäre, die Reden, Bewegungen und Blicke ihrer eifrigen Begleiter in deren Gedanken zu übersetzen — für Den hätte sich etwas Bitteres in den Eindruck ihres Triumphes gemischt. Es ist schmerzlich, wenn uns Niemand bemerkt, aber noch schmerzlicher oft, wenn uns Alle bemerken. Sie ging im vollen Glanze ihres Boulevardruhmes, und unaufhörlich Jemand neben ihr — bald Einer vom Kaukasus, bald aus Petersburg, aus Frankreich, England, bald Einer aus Moskau. So wenig zahlreich auch unsere Bevölkerung ist, so stoßen doch bei uns oft die verschiedendsten Theile der Welt zusammen. Europäer und Moskowiten, Touristen und Stubenhocker, wer schon gereist oder wer noch reisen wollte — mit einem Worte Alle und Jeder hielten es für ihre Pflicht, sich der Fürstin zu nähern, Jeder machte sich an ihrer Seite bemerklicher; doch trat Keiner zu ihr mit jener Aengstlichkeit, die uns bürgt, daß mit den Füßen sich auch die Seele nähert, Keiner blieb im

Schatten zurück, Keiner versteckte sich hinter Andere, um sie bescheidentlich von fern zu betrachten und sich leise umzuwenden, um vor der Menge die Reinheit seiner Gedanken zu bergen, und das Heiligthum seiner Empfindung nicht auf den Markt zu schleudern. Im Gegentheil, sobald sie sie erblickten, beschleunigten sie allesammt ihre Schritte, verließen ihre Bekannten und gingen dreist auf sie zu: darauf folgte eine Scene, je von der Meinung abhängend, die Jeder von sich selbst und von der Rolle hatte, zu welcher ihn die Vorsehung bestimmt. Der Eine warf ein wenig den Kopf zurück, spielte mit seinem Spazierstocke, zeichnete in den Sand, und ohne sich ein einzig Mal zur Fürstin umzudrehen, schien er ihr nur zu sagen: „Diese Halsbinde habe ich in London gekauft, diesen Stock in Paris — mich sehen Sie nicht wieder, o ich sah noch ganz andere Dinge“.... Der aus Petersburg Angekommene war höflicher, aufmerksamer, neigte sich recht liebenswürdig zu ihr, sah Niemand an als sie, bat, sie möchte sich seiner erbarmen, er befinde sich in der Provinz *) ohne Jemand zu kennen, seine Bekannten, Freunde, Verwandten, der Wirbel seiner Thätigkeit, seines gesellschaftlichen Lebens, seines Ruhmes, Alles sei dort an den prächtigen Ufern der Newa. Die bescheidenen Bewohner der ersten Residenz **) sprachen ihr zumeist von der Musik (o diese Musik! vor der ist nicht durchzukommen!) erwähnten den Park, doch waren unter ihnen auch solche, die sehr geschickt den Pariser nachkünstelten, oder sich als Petersburger stellten. Bald sahen die Herren sorglos Gott weiß wohin, bald suchten sie sich vor Einsamkeit zu retten, bald litten sie an dem Modeübel, höher als die Menge zu stehen, bald kamen sie sich wie verwaist auf

*) Eine Anspielung auf die unter den Petersburgern sehr häufige Geringschätzung der alten Zarenresidenz. A. d. Ü.

**) So wird Moskau genannt. A. d. Ü.

dem Moskauer Boulevard vor: wieder andere gingen neben der Fürstin mit einem solchen Ausdruck in den Zügen, als habe ihr Kopf gar keine Ruhe vor europäischen Ideen, als ließen Don Carlos und die Doctrinairs sie nicht schlafen, als sei sie kein lebendig Wesen, kein Weib mit schönen Augen, sondern nur ein Werkzeug des Schicksals, bestimmt zur Reform und Wiedergeburt der Staaten.

Mutter und Schwestern störten weder sie noch die Herren, mengten sich nicht in ihre Gespräche, wollten gar nicht sehen, was neben ihnen vorging. Die alte Fürstin gab willfährig ihre Tochter allen Blicken und Worten preis, so daß das liebe Fräulein von den Ihrigen ganz verlassen war — aber dafür ließ sich auch wetten, daß sie auf dem Balle keinen einzigen Tanz sitzen blieb, daß es keinen glänzenden Ball ohne sie geben konnte, daß sie auf dem Boulevard sich keinen Augenblick allein sah, d. h. in weiblicher Gesellschaft, daß im Salon, überall, wo eine Versammlung, wo Leute, Männer sich befanden, sie nicht zu missen war — überall war sie die Nothwendigkeit, die Macht, das Gesetz. So ließ die Welt sie erfahren, wie angenehm es sei, die Erste zu sein, ließ sie das Glück der Ungleichheit kosten — aber wenn das Geräusch um sie verstummte, die Lichter erloschen, die Anbeter auseinander gingen, suchte das Auge des armen Mädchens umsonst im Dunkel der Nacht eine tröstliche Erscheinung, vergebens jagte ihre Phantasie Träumen nach, sie hatte nichts in ihrer Erinnerung festzuhalten, auf nichts zu hoffen .... Auszeichnung, Ruhm, Ehren, Alles verschwand spurlos; Niemandes Schatten drang in ihr Zimmer, Niemandes Blick verfolgte sie, und nie sah sie in einem Blicke zärtliche Gedanken an Glück, oder böse Absicht auf Vermögen, niemals Liebe noch Eigennutz, sie sah nichts Ernstes, keine einzige solide Idee, keine einzige jener sicheren Ketten, die den Mann so fest an das Weib fesseln. Dann ge-

lobte sie sich, die Welt zu verlassen, sagte sich von ihr los, und zürnte, daß es im Ballsaale keinen Winkel gebe, wo sie eben so im Dunkeln, eben so einsam wie in ihrem Zimmer sitzen könnte. Putzhandlung — Schneider — neuer Aufsatz — neues Kleid — Spielzeuge, die derselbe Modewirbel bringt und fortträgt — das war der Begriffskreis, in den sie die Gesellschaft stellte. Man hielt ihre Launen heilig, fing jeden Blick auf, verstand die leiseste Bewegung, aber nur um sie wie ein Kind zu ergötzen und den Menschen zur Sache herabzuwürdigen. Sie spielte in dem Schicksale der Männer etwa dieselbe Rolle, die das Fenster im Schicksale des Gemäldes spielt. Wem eine gute Beleuchtung Noth that für sein Pariser Stöckchen, seine Londoner Halsbinde oder eine Falte an der Stirn, welche die Eigenliebe nicht den Jahren, sondern dem Tiefsinn zuschrieb, der eilte unbedingt zu ihr. Sie existirte zum Nutzen Anderer, sie war die Sonne, von deren Millionen Strahlen kein einziger auf sie selbst fiel, sondern alle auf gewisse Planeten. Man erlaubte ihr zu leuchten — ohne Neid und ohne Nebenbuhlerschaft. Die Fürstin sah, wie man sich gegen Manche ganz anders benahm, wie man vor Vielen, die, schien es, doch ihres Gleichen waren, sich nicht so offen in Liebenswürdigkeiten zu erschöpfen wagte: denen folgte man von fern, trat verstohlen zu ihnen, sprach mit ihnen im Vorübergehen; die bewachte Jeder vor dem Andern, die zog man nicht hervor zur Schau der Menge — dafür aber erschienen diese Zurückgezogenen, Bescheidenen, diese stillen Gäste der geräuschvollen glänzenden Welt auf einmal unerwartet am Lebensziele, mit der für Frauen unentbehrlichen Errungenschaft, erschienen — auf den Arm des Mannes gestützt. O, in solchen Augenblicken empfand sie vielleicht das Schreckliche der Berühmtheit, das Unerträgliche der Auszeichnung, da war ihr Herz vielleicht von demselben Gedanken oder richtiger, von einem ähnlichen getroffen, wie

der, welcher Othello malte, als er es bedauerte nicht ruhmlos in der Oede seines Afrika gestorben zu sein. — Von allen Seiten drang die Stimme der Wahrheit zu ihr, alle Verhältnisse der Gesellschaft zeigten ihr die reinvolle Wirklichkeit, alle Tagesereignisse lehrten ihr die Bedeutung der Welt, alle Gesichter sprachen ihr: „Ihr Geist ist hinreißend, Ihre Heiterkeit belebt unsere todte Natur, Ihre Augen erregen unsere Phantasie, wir beten Sie an, vergöttern Sie, von allen vier Weltgegenden legen wir den Tribut der Bewunderung Ihnen zu Füßen, Ihre Soireen sind reizend, Ihr Haus prachtvoll eingerichtet, Ihre Verwandtschaft kann man sich nicht besser wünschen; wir wissen, daß in Ihrer Aussteuer lauter Battist, Spitzen und Blonden sein werden — wir kennen die ganze Größe und Wichtigkeit Ihrer Verbindungen — doch was hilft's! Begnügen Sie sich mit unserm Beifallsruf, und fordern Sie nicht Hand und Herz von uns, überlassen Sie das Geschöpfen, die weniger ausgezeichnet, weniger liebenswürdig und schön sind, die kein großes Haus machen, keine Brüder haben, aber viel Seelen oder Geld.

Es war drei Uhr. Die alte Fürstin sah nun aufmerksamer Jedem, der sich Sophien näherte, ins Gesicht, schlug dann eine Secunde die Augen nieder, und fuhr darauf mit gesteigerter Neugier fort in die Ferne zu blicken, als spähte sie nicht blos in den Salons, sondern auch auf dem Boulevard nach einem Retter ihrer Tochter.

„Er wird sie heirathen," sagte eine Dame, sich von einem Manne in grauem Hute abwendend, als derselbe aus einer Seitenallee in die mittlere zu gelangen suchte.

Diese Worte waren an einen schöngekleideten jungen Mann gerichtet. Er schien sich über die Gelegenheit zu freuen, und ließ sich in Lobpreisungen seines Geschlechtes ein.

— „Kann man uns nun noch der Geldgier beschul-

digen?“ ſagte er. „Wie viele Reiche heirathen arme Mädchen!“ Dieſes Thema diente ihm zu ferneren Folgerungen, die er mit glühender Verſicherung ſchloß, es gehe nichts Erquickenderes für das Auge, nichts Wohlthuenderes für das Herz, als eine Verbindung des Reichthums mit der Armuth, als ein großmüthiges Vergeſſen aller irdiſchen Berechnung, mit welchem man ſein Gold dem Andern zu Füßen legt. Er gab ſogar fein anzuhören, daß die Frauen ſolcher erhabenen Handlungen weniger fähig ſeien: aber die kaltblütige Dame widerſprach ihm nicht, und bemerkte nur, man habe mehr reiche Freier als reiche Bräute, weil das Geſetz den Töchtern weniger als den Söhnen zugeſtehe — ſie bemerkte das ſo leichthin, ſo heiter, daß Jeder gewiß bei ſich gedacht hätte: jenes unſchuldige, feſtgeſchnürte Geſchöpf, das neben ihr geht, trifft das Geſetz nicht, und dieſer bösgeſinnte Jüngling wirft umſonſt ſo zärtliche Blicke auf ſeine Glanzſtiefel!

„Freilich, freilich,“ ſagte (ein begonnenes Geſpräch fortſetzend) in einer Gruppe ſolider Männer ein Mann von ſtarkem Körperbau, bekannt im engliſchen Club durch ſeinen geſunden Verſtand, ſeine unumſtößliche Logik und fünfzigtauſend Rubel Einkünfte — „freilich kann man das juſt keine Thorheit nennen; geſcheit iſt er, das hat er ſchon bewieſen: allein ich geſtehe, an ſeiner Stelle thäte ich's nicht. Erſtens muß die Frau unbedingt die Hälfte von dem Vermögen des Mannes haben: das iſt mein Grundſatz; ich, zum Beiſpiel, für meine Perſon, brauche es nicht — aber ihretwegen, ich will, daß ſie nicht im Mindeſten von mir abhängig ſei. Unabhängigkeit, meine Herren, Unabhängigkeit! ... Zweitens iſt dieſe Fürſtin ....“

— „Die Hälfte! aber mit Ihrem Grundſatz ruinirn Sie mich!“ rief eine Stimme entſchiedener Oppoſition zur Antwort.

„Mein Gott, mit ſeinem Vermögen!“ erſcholl es

unter einigen ältlichen jungen Leuten. „Ich hätte ja längst schon die ganze Welt bereist, hätte am Fuße der Pyramiden eine Cigarre geraucht, wäre durch alle Winkelgäßchen von Paris gelaufen, hätte mich in allen Tabernen Londons satt gegessen — warum versauert er nur in diesem öden Moskau?" Alles das galt dem Manne im grauen Hut. Während er ruhig, wie es schien, in sich versenkt und mit sich selbst beschäftigt, auf die junge Fürstin zuging, vergaßen alle Anderen sich und ihren Egoismus um seinetwillen, nahmen sein Leben durch, zählten sein Geld, ließen sich damit in Unternehmungen ein, legten Spinnereien an, machten Reisen in den Mond, und gaben ihm von Weitem verschiedene heilsame Rathschläge, wie es immer mit demjenigen geschieht, der um keine bittet und keine anhört. Nach und nach wurde er der Mittelpunkt des Boulevards. Von allen Seiten flogen die blutdürstigen Gedanken der Spaziergänger auf ihn zu, sogar zwei Studenten nahmen Theil an der allgemeinen Angelegenheit, und bewiesen so durch ihr Beispiel, daß lebende Menschen interessanter sind als todte Wissenschaften.

Die Wahrheitsliebe indeß fordert mich auf, von diesem Kreislauf einige würdige Personen des schönen Geschlechts auszunehmen, in deren ganzer Haltung sich die Gewißheit aussprach, heirathen zu können, wann es ihnen beliebte, in deren Herzen Petersburg mit seinem Granit, der Garde, den Kammerjunkern und dem diplomatischen Corps nistete. An sie reichte nicht der gemeine Klatsch, sie berührte nicht der unnöthige Neid. Sie gingen so schnell vorüber, als könnten sie an nichts Moskauischem haften, und blickten auf Moskau so hoch herab, wie Humboldt vom Tschimborasso auf die arme Erde geblickt. Sodann schwammen noch einige Jünglinge in akademischer Uniform *), allen Lebensunruhen fremd, über

*) Sämmtliche russische Studenten haben ihre Uniform. A. d. U.

dieses stürmische Getriebe hinweg. Ihre Gesichter zeigten, daß es auch auf dem Boulevard möglich sei die Seele zu retten; sie gingen einsam, sahen wild und tiefsinnig auf diese klägliche Menge, wo Keiner wußte, was sie gehört, Keiner über Hegel gelesen, und die Leute nach den Gesetzen Gott weiß welcher Philosophie lebten, athmeten und spazierten. — Von der jungen Fürstin traten Alle zurück, wohl fühlend, daß der Scherz dem Ernste weichen müsse. Er fand sich allein neben ihr — er, der Einzige, den das Schicksal wie eigens geschaffen hatte, die tiefen Herzenswunden zu heilen, welche ihr die artige, unmenschliche Welt geschlagen. Mutter und Schwestern kamen sofort aus dem Zustand der Ruhe heraus; mit zärtlicher Sorgfalt begannen sie sogar an dem Gespräche Theil zu nehmen, das sie nicht anging; wahrscheinlich begriffen sie nicht, daß der Eifer zu helfen oft dem Erfolg im Wege ist. Ihr neuer, ersehnter Begleiter glich nicht im Mindesten den früheren. Er war sauber, wenn man will, reich gekleidet, aber gewissermaßen solid, belehrend für den Verstand und gefahrlos für die Phantasie. Was er anhatte, war vom besten, kostbarsten Stoff, aber der Rock erschien etwas länger als gehörig und war um einen Knopf zu hoch zugeknöpft. Seinen schönen Stock mit einem herrlichen antiken Griff aus Rom oder Neapel hielt er so einfach, so wenig flattrig, als wären Stöcke zum Nutzen und nicht zum Vergnügen da, als trüge man sie auch auf dem Boulevard nur, um nöthigenfalls eine Stütze an ihnen zu haben. Englischer Luxus und Maß im Anzuge, russische Sorglosigkeit im Gange — das wäre an ihm Jedem in die Augen gefallen, wenn er sich nicht durch noch andere, wichtigere Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet hätte. Sein braunes Gesicht, seine dichten und ein wenig überhangenden Brauen erschienen plötzlich in einer Linie mit den hellen Gesichtern der Fürstentöchter, mit den muntern Farben ihres Putzes, und dieser Ge-

genſatz ſtöße ein derartiges Gefühl von Unruhe ein, daß Einem leid wurde, daß man zum Schutze des Schwachen und zum Angriff auf den Starken hätte herbeieilen mögen. Die ganze Familie wandte ſich zu ihm, aber nicht mehr um ein paar fliegende Worte, flüchtige Blicke zu wechſeln und ſich dann wieder abzuwenden — neben ihnen ſchritt kein Boulevardſtutzer her, es war das Schickſal, die Zukunft, die zu errathen ſo angſtigend und angenehm zugleich iſt. Seine Anweſenheit legte die Pflicht auf, ſeine Gedanken zu theilen, ſeine Züge zu betrachten, mit ſeiner unſchmiegſamen Natur zuſammenzufließen. Fürſtin Sophie war nicht mehr dieſelbe; an ihrer Stelle ſtand ein anderes Weſen, ihr vollkommen gleich in den Formen, aber verſchiedenen Sinnes. Der jugendliche Leichtmuth, die hinreißende Flatterhaftigkeit und die momentane unbewußt glückliche Stimmung — alles das erſtarb in ihr beim Anblick des braunen Mannes und ſeiner ernſten Haltung. Vor ihm durfte man nicht mit dem Leben ſcherzen, das Frühlingswetter genießen und mit der zahlreichen Menge der Luſtwandelnden auf- und abwogen; er verlangte, daß die mit ihm ſprach, Schritt für Schritt mit ihm ging, ohne Murren ſeinen prüfenden Blick ertrug, ſich in ſeinem Schatten verlor — und die junge Fürſtin gehorchte, und die ſchöne Farbe ihres Ponceautuches ſchien nicht mehr ſo hell. — Wer ſie ſah, hätte fürchten mögen, daß ſie nicht einmal fragen würde, wo er ſie hinführt, was ihm am Herzen liegt, in welche Welt er ſich am liebſten verſenkt .... Ein Zug indeß bürgte für die Zukunft der Fürſtin, und beſeitigte zum Theil die Beſorgniſſe: das war ein wunderbar gutmüthiges Lächeln, das hier unaufhörlich ſeine düſteren, unverwandten Blicke begleitete. Die ungewöhnliche Weiße der Zähne ſchimmerte beſtändig zwiſchen den halbgeöffneten Lippen, die ſchön geformt, friſch und zart waren, und in dieſer Geſichtshälfte blickte die urſprüngliche Reinheit der Seele hervor. Weder die braune Farbe, noch die

finsteren Brauen, noch der unter den Menschen erworbene Blick störte die Wirkung dieses von Gott geschaffenen Lächelns, wiewohl der Eindruck im Allgemeinen ein zweideutiger war, gleich den Sonnenstrahlen in der Tiefe eines Fichtenwaldes. Ist Talleyrand's Regel eine wahre: „Seht auf den Mund und nicht in die Augen, wenn Ihr wissen wollt, was im Herzen ist" — dann war der Mann im grauen Hute ein vortrefflicher Mensch, dann mußte ihm gegenüber die Fürstin in unserer Meinung verlieren. Eben sahen wir sie imponirend, frei, sorglos, und jetzt auf einmal unterliegt sie nicht geheimen Leiden, sondern offenbarer Demüthigung, fügt sich ohne Widerrede in eine gewisse Unterthänigkeit, und ist mit ihrer Knechtschaft zufrieden. Er aber lächelte so lieblich, durchschaute sie so tief! .... Andere bemühten sich darzuthun, daß sie das zerstreuteste Leben führen, daß sie mit aller Welt bekannt, daß Frauen ihre Schwäche seien, und bebten vor Entzücken, wenn sich ihnen die Gelegenheit bot, sich vor einer Mededame oder anderen vermeintlichen Berühmtheiten zu verneigen. Dieser Mann war wirklich mit aller Welt bekannt, grüßte aber Alle mit so wohlerzogener Gleichförmigkeit, daß plötzlich unter der verschiedenartigen Bevölkerung des Boulevards das goldene Zeitalter eintrat — Rang, Herkunft, Vermögen, Ansehen verschwand, Modisches und Antiquirtes wurde untereinander gemengt, die Menschen ausgeglichen, er ließ Alle an sich vorüber wie nahe Verwandte, demjenigen kaum einen Blick zuwerfend, dem eine Verneigung gebührte, und kaum die Augen abwendend von seiner reizenden, demüthigen Fürstin.

Unter den Spaziergängern zeigten sich jetzt viele, die schon längst zu Mittag gegessen *). Die viersitzige Ka-

*) Zum Verständniß dieser Anspielung braucht nur erwähnt zu werden, daß die haute volée in Moskau nicht vor 4 oder 5 Uhr Nachmittags sich zur Tafel setzt. Zwischen 2 und 3 macht

leſche rollte davon, der Mann im grauen Hute ging langſam nach dem Paſſionskloſter zu.

„Sie iſt geſcheit," ſagte eine Dame.

— „Glück," verſetzte eine Andere.

„Sie wird Alles durchbringen," bemerkte flüchtig eine Urbewohnerin Moskau's, während ſie ihre Tochter unbarmherzig antrieb, ſchnell in den Wagen zu ſteigen.

„Er wird ſie ſchon im Zügel halten," warf eine vierte hin, die ihre Augen in den verſchwindenden Schleier der Fürſtin bohrte.

Unterdeß ſchwang ſich ein junger Mann in ſein Petersburger Kaleſchchen, und warf einen Blick nach der andern Seite hin, aber ſo gnädig, daß er offenbar Niemanden zu beirathen wehrte, er blickte hin, wie der Fahrende auf den Fußgänger, oder wie Einer, der ſich denkt: Du biſt vierzig Jahre alt, ich fünfundzwanzig.

II.

Der Mann im grauen Hute, G.... bei ſeinem vollen Namen darf ich ihn nicht nennen, erdichten aber will ich keinen; ich ſetze deshalb nur den Anfangsbuchſtaben des ſeinigen her. Da ich einmal das Unglück habe, und mich dazu entſchloſſen, eine wahre Begebenheit zu erzählen, ſo möchte ich nicht, daß man ſie für ein Gebilde meiner Phantaſie nähme ....

Wo und wie er gedient, und ob er überhaupt gedient, weiß ich nicht — auch geht das uns nicht an. Es handelt ſich um keinen Rang, ſondern um Geld. Das Bruchſtück aus ſeinem Leben, das ich zu benutzen für gut fand, iſt weder von den Sorgen des Ehrgeizes

die vornehme Welt, gewöhnlich auf dem Twerſchen Boulevard, einen Spaziergang vor Tiſche. A. d. Ü.

voll, noch von der Berührung mit Standespersonen, weder von dem Glück Andere zu unterdrücken, noch von dem Vortheil eine Zeit lang selbst der Unterdrückte zu sein . . . . . .

. . . . . .

Ein Aristokrat eigner Art, ich mag nicht entscheiden, ob stärkerer oder schwächerer, hatte er von seinen unbedeutenden Ahnen viertausend Seelen geerbt. Genug, sollte man meinen. Aber das gierige Jahrhundert ließ ihm keine Ruhe. Wo er sich hinwendet, allenthalben wächst ein Gewerbsmann, ein Fabrikant vor ihm aus dem Boden. Jeder dichtet und trachtet nur die wohlfeilsten Arbeiter zu haben, oder Menschen mit Maschinen zu vertauschen, weil eine Maschine nichts ißt; Jeder geht nur darauf aus, dem Hungernden ein paar Bissen von seinem täglichen Brote abzugewinnen, um sich selbst nachher an Trüffeln satt zu essen. G*** fand keine Rettung vor den Fabrikneigungen des menschlichen Geschlechtes.

Er konnte ihnen nirgends entrinnen, sich nirgends vor ihnen bergen. Den Schacherern ist nichts heilig. Sie jagten ihm auf der Ferse nach. Theater, Bälle, Spaziergänge, alle diese Orte, wo es sich gar nicht schickt, von Wirthschafts- oder Baareinkünften zu reden, vermochten ihn nicht vor Spinnereien, Actien, am wenigsten vor Runkelrüben zu schützen. Entschloß sich aber auch Einer aus Mitleid oder aus Achtung vor seinen Seelen ein paar Worte zu verlieren, und knüpfte mit ihm ein Gespräch über Literatur an, über Politik oder Religion, dann geschah dies so obenhin, so luftig leicht und zugleich mit einer Anstrengung, mit der etwa eine Frau sich zwingt, vor Zärtlichkeit zu zerfließen, wenn sie einem fremden Kinde das Köpfchen zu streicheln hat. Er sah, daß alle diese Fragen den Leuten nicht ans Herz gingen, daß sie es nicht waren, welche die welken Hände in Bewegung brachten, die Gesichter entflammten, die

Augen mit Blut füllten. Im selben Moment, wo die Junge etwas lallte, das wie eine Idee klang, wie ein unsinnennützer Gedanke, wie Theilnahme für einen Gegenstand, der bis zum jüngsten Tage keinen Pfennig einbringt, im selben Momente hörte G*** die dumpfen Schläge des Herzens, das zwischen Pressen und Wässern schwankte, das sich in süße Grübeleien verlor, auf welche Weise man aus den Gütern alles zieht, was man nur irgend kann und mithin soll, auf welche Weise man, wie es in unserer Fabrikssprache heißt, „die Bauern auf den Kaufmannsfuß stellt." Angst ergriff ihn, daß irgend einem Fabrikanten zuletzt doch die Geduld bräche, und der stürze sich auf ihn, zerreiße ihn und mache ihn zu Spinnwolle, die viertig Procent abwirft.

Allein man kann unter den Menschen nicht leben, ohne zu thun, was sie thun. Die Heiligen fliehen in die Wüste, um sich zu retten. G*** floh nicht, und darum mochte er sich wehren wie er wollte, er konnte bei all seiner Idealität dem Einfluß des Jahrhunderts nicht widerstehen, und gerieth — unter die Branntweinmonopolisten! Erst glaubte er Alles zusetzen, später aber, als die polnische Revolution beendet war, und durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände die Truppen sich gerade in dem Gouvernement lagerten, in welchem er das Monopol hatte, überstieg der Gewinn alle Erwartung. Nach vier Jahren sah sich G*** im Besitze nicht allein einer großen Seelenzahl, sondern außerordentlicher Capitalien. Geld war ihm in Menge zugeflossen, während seine Bedürfnisse um nichts wuchsen. So ist's. Wer's nicht braucht, dem wird gegeben, wer vor Hunger stirbt, dem wird genommen. G*** ward unermeßlich reich, ohne eigentlich zu wissen wozu. Seine Wünsche behielten denselben Umfang, die Möglichkeit, sie zu befriedigen, hatte sich verdoppelt. Da er mit Allem, was er unternahm, sich gern selbst beschäftigte, so wurde er der Monopolistenthätigkeit, die seiner

Sinnesart, seinen Gefühlen schreiend widersprach, bald müde, und verlor fast die Geduld darüber. — Er warf sich in den Pfuhl der Speculationen aus demselben Grunde, aus welchem oft ein gutgerüstetes Schiff mit zahlreicher Mannschaft und dem kundigsten Capitain den Millionen Wellen nicht widerstehen kann, die es in den Strudel treiben; er hatte seinem Jahrhundert den Zoll entrichtet, sich so zu sagen die Blattern eingeimpft, um sie später nie zu haben, und nahm von der Industrie Abschied. Oft wenn er unter Rechnungen saß und sich in die verfluchten Ziffern vertiefte, betrachtete G*** mit einem gewissen Schmerz, mit einer gewissen Erbitterung ihre schönen Formen, und gleichwohl wagte er kein Auge von ihnen zu verwenden. Diese Einer, diese Zehner, und besonders diese Nullen .... Etwas Lebendiges, Mächtiges, etwas Unerträglich-angenehmes fesselte ihn ans Papier. Die Beschäftigung war ihm verhaßt: aber der verführerische Geist des Lebens entfaltete sich vor ihm in diesen kleinen, krummen und runden Figuren, beachtete seine Reue nicht, und ließ ihn nicht los. Wenn ein Sonnenstrahl ihn bei der ägyptischen Arbeit überraschte, oder der Titel eines geistreichen Buches ihm in die Augen fiel, so erstickte er bis zu günstigerer Zeit in sich den Eindruck, den mancher Strahl auf manches Gemüth hervorbringt, und zog traurig den Vorhang zu; er verschrieb sich Bücher und schlug doch keines auf. Noch hegte er eine sinnvolle Ehrfurcht vor jedem uneigennützigen Geisteswerk: er hielt sich für unwerth, sich in die große Welt der Ideen zu versenken, oder erfuhr vielleicht an sich, daß man nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen kann. Jede Stellung schien ihm der eines Monopolisten vorzuziehen; sein edles Herz litt unter der Last des schweren Gewerbes, und unterdeß wurde er nach und nach, ohne daß er es selbst merkte und wußte, von Dem angesteckt, was er tagtäglich sah und hörte. Die unablässige Berührung mit Leuten, deren einziges Thun

Geld geben oder fordern ist, ließ ihn die ganze Welt in einem Lichte erblicken, das vielleicht das wahre, vielleicht auch ein falsches ist. Die gierige Menge trat zwischen ihn und die übrige Menschheit. Jeden Augenblick stellte sie ihm ihre eignen Gesichter zur Schau. Allerdings entdeckte er zu seinem Troste an ihnen erstaunliche Fähigkeiten. Jeden, der ihm vor die Augen kam, mochte er gebrauchen wo er wollte, nirgends verdarb er etwas; Jeder war voll Selbstverleugnung und bat fußfällig: „Meinen Leib, um den ich mich abmühe, gebe ich der Mißhandlung Preis, meine Seele beflecke ich mit welchem Laster Sie wollen; meinetwegen saufe ich die ganze Welt zu Schanden, oder wenn Sie daran Gefallen haben, werde ich sogar ein Tugendheld, nur bezahlen Sie mich."

Die allerdespotischsten Perioden der Geschichte können keinen vollständigen Begriff von jener wunderbaren Dienstwilligkeit geben, die einen Monopolisten umringt. Kein Zwang lehrt solche Unterwürfigkeit wie der eigene Wille. G*** gewöhnte sich an den Gedanken, daß Alles verkäuflich ist. Der Unglaube legte sich ihm tief ins Herz. Es war ein schrecklicher Kampf zwischen diesem wohlerworbenen Gefühl und dem frühern Besitzthum seiner Seele! .... Ein Glück noch, daß ihm die Scenen nicht so hingehen sollten, die hinter seinem Rücken in den Schlupfwinkeln des Lasters stattfanden. Ein Glück, daß der materielle Wohlstand ihn zu geistigen Qualen nicht unfähig machte. Mit den Banknotenflößen, den Goldhaufen wuchs sein Reichthum, wurzelte aber auch seine unfaßliche, unheilbare Krankheit immer tiefer. Eine geheime Gerechtigkeit strafte ihn für die Ursache seines Gewinnes, für die Augenblicke thierischen Vergessens in dem Leben vernunftbegabter Wesen; sie rächte an ihm den Armen, der seine Seele vertrank und seine elende Habe, um ihn zu bereichern. Geld regnete förmlich auf ihn — aber konnte er sich dafür irgend

eine Ueberzeugung, konnte er sich Glauben, Liebe, Freundschaft, konnte er sich einen Menschen kaufen, von dem er sicher war nicht verkauft zu werden? Zum Mistrauen, zum Zwiespalt mit sich selbst führte es ihn, daß er der Richtung des Jahrhunderts nur eine Zeit lang gefolgt. Die Schwäche seines Charakters, oder richtiger die Macht der Gesellschaft hatte ihn von einer Seite abgezogen, wohin seine Seele verlangte, und er quälte sich, daß er die fremde Gewalt nicht durch seine Standhaftigkeit besiegt. In diesen Qualen, in dieser Anschauung der Menschen vom geldlichen Gesichtspunkte liegt das Geheimniß eines Auftrittes, der in seinem Leben vorfiel, eines nur für Wenige schrecklichen, für die Meisten dagegen lächerlichen und geringfügigen Auftrittes. Das war das Endresultat seiner vierjährigen Beschäftigung mit der Branntweinpacht und früherer schönerer Jahre, die er in uneigennützigeren Sorgen, unter Vorbereitungen zu etwas Anderm verlebt. Hier stießen zwei entgegengesetzte Pole zusammen: die strenge Erwägsamkeit des Gewerbsmannes und der ideale Drang des edelsten Herzens ....

III.

Das Haus der Fürstin, welche im Beginne dieser Erzählung mit ihren Töchtern auf dem Boulevard spazierte, umgab ein Garten fast von allen Seiten. Große Fenster schimmerten hie und da durch die breiten grünen Blätter, und machten namentlich des Abends bei Lichte einen höchst poetischen Eindruck. Wenn man so ein Haus wahrnimmt, das tief hinter alten Bäumen versteckt, gleichviel ob es ein erleuchteter Palast oder eine ärmliche Wohnung ist, so kommen Einem ganz gewiß mancherlei Gedanken an zügellose Fröhlichkeit, an alchymistische Geheimnisse in den Sinn. Entweder sind Geld-

berge dort, denkt man, oder es haust da eine Hexensippschaft oder eine Räuberbande. Aber diese schrecklichen Phantasiebilder wichen sofort dem Gefühle weiblichen Waltens, wenn man in das Innere des Hauses eintrat. Hier stimmte Alles so zur Zärtlichkeit, Hoffnung, wirkte so beruhigend, daß man alle Angst verlor. Gleichwohl konnte man nicht ohne Besorgniß einen ledigen Blutsfreund in diese Einsamkeit lassen, hinter diese dichten Aeste, zum Besuche bei einer zahlreichen Familie, die hauptsächlich aus erwachsenen Töchtern bestand. Ein leichter Schreck, eine reizende Bangigkeit würde das Herz jedes guten Verwandten ergriffen haben, wenn man ihm sagte: „Sehen Sie diese Fenster hinter den Bäumen, dieses Licht, sehen Sie jene Gestalten, die weiblichen Köpfe — dort ist nichts außer rosigen Wangen, ewig zärtlichen Blicken, ewig freundlichem Lächeln — dort sitzt die Mutter, und aus einem Zimmer ins andere flattern ihre Töchter ....“

Es war das erste Mal, daß sie den Sommer in Moskau blieben. Sonst pflegten sie denselben auf einem Gute in der Nähe der Stadt, und seit einiger Zeit im Petrowskischen Park zuzubringen. Aber zuletzt gefiel ihnen der Park nicht mehr!... Dazu kam, daß G*** wahrscheinlich an die freie Luft, das einfache zwanglose Leben in der Provinz gewöhnt, sich recht scharf und mißfällig über den Park äußerte: „Ich bitte Sie, wie kann man da wohnen! Staub, Lärm, man muß in einem fort spazieren gehen oder Spaziergänger empfangen — ist zu Hause wie auf der Straße, und was die Hauptsache, man trifft ganz bestimmt Alle, die man Gott sei Dank Jahre lang nicht gesehen.“ Uebrigens ließ sich keineswegs behaupten, daß er ein Feind geselliger Lust war. Im Gegentheil, nach der Prosa der Provinz gefiel ihm sichtlich das gewissermaßen poetische Element des Residenzlebens. Fräulein Sophie hatte in einem Gefühle der Dankbarkeit etwas zur Vertheidigung des Po-

trowskiparkes fallen lassen: sie gedachte im Stillen an Tage vieler Triumphe und Kniebeugungen, an Tage, die sich nicht so leicht aus dem Herzen verwischen; später aber entdeckte sie plötzlich in ihrem Garten und ihrer Stadtwohnung so reizende Eigenschaften, daß kein Park in der Welt dagegen hätte bestehen können. „Wir thaten doch wohl, daß wir Ihnen gefolgt sind," sagte sie heiter, unterhalb der Terrasse am Eingang der breiten Allee stehend. Ihr weißes Kleid beleuchtete die untergehende Sonne, ihr Gesicht beschattete ein ästiger Baum. G*** lehnte sich oben an die geöffnete Thüre und sah das naive Mädchen an, das gar nicht Hehl hatte, wem sie gefolgt, und wem zu Liebe sie ihre Meinung vom Parke geändert. Die alte Fürstin beschäftigte sich im Zimmer, fern hörte man Klavierspiel. Es war ein Moment, der für Gäste und für Den, welcher die Gäste unterhalten soll, einer der schwierigsten ist — es war gleich nach dem Essen. Allein G*** sah aus wie Einer, der noch nüchtern ist, etwa wie man um ein Uhr aussieht, obgleich sich dem Diner nichts vorwerfen ließ. Seine Züge schienen nicht einmal so finster wie gewöhnlich; die Thätigkeit des Herzens belebte den etwas beschwerten Körper. Er antwortete nichts, sondern nahm nur die Cigarre aus dem Munde, hielt sie einige Sekunden in der Luft, blinzelte vor dem Rauch die Augen zu, und sein gutmüthiges Lächeln erschien. Auf seinem Gesichte lag so viel Glück, daß er auch die nichtssagendsten Worte mit großmuthsvoller Theilnahme angehört hätte, daß die Fürstin keine Bewegung machen konnte, der er nicht mit den Augen gefolgt wäre. Man sah, daß er sich ganz in den stillen Genuß des gegenwärtigen Momentes versenkt, daß ihn keine Sorge drückte, kein Geschäft seiner harrte, daß er nirgends hinzufahren, Niemand aufzusuchen hatte, daß ihm um den gestrigen Tag nicht leid und vor dem morgenden nicht bange war. Ja, gewöhne man sich nur, immer in ein und dasselbe

Haus zu kommen, so lebt man sich zuletzt ganz darin ein! .... Wenn in früher Jugend die Leidenschaft durch Gewohnheit erkaltet, so wird dagegen in gewissen Jahren und nach manchen Stürmen die Gewohnheit zur Leidenschaft.

Obgleich noch kein Vierziger, hatte er sich doch schon in solcher Weise an diesen Garten, an diese Familie gewöhnt, an Alles, was hier geschah und gesprochen wurde, sogar an Jene, deren er hier überdrüssig war. Erst hatte ihn die Schönheit angezogen, erst bot sich ihm hier eine heitere Welt von Poesie, in die er sich vor trocknen Erinnerungen und harten Eindrücken flüchten konnte, dann fesselte ihn die Freundlichkeit. In seiner Lage stand ihm das volle Recht zu, sich für gefährlich zu halten: er hatte daher erwartet, man würde ihn unter die Zahl der Bekannten mit allen Aeußerungen höflichen Vergnügens aufnehmen, aber ceremoniöser und kälter als einen Verheiratheten oder Armen; aber, setzte er voraus, man würde aus Rücksicht auf das strenge Sittenurtheil und das Gerede der Leute sich in einiger Entfernung von ihm halten, um nicht zu ihm in jene verwandtschaftlich-freundschaftlichen Beziehungen zu treten, die man unter gewissen Umständen der Entwickelung eines ersprießlichen Gefühles im Manne unangemessen und hinderlich erachtet. Er irrte sich. Gleich Anfangs fiel ihm der treuherzige Ton in der Familie auf. Man setzte ihn gleich in das angenehmste Verhältniß, benahm sich gegen ihn so aufrichtig, so ohne Rückhalt, als hätte er seine sämmtlichen Güter verpfändet. Wie er daher vom ersten Besuche nach Hause kam, warf er sich angekleidet aufs Sopha, streckte sich rücklings aus, schob die Hände unter den Kopf, und lag so drei Stunden da, nach der Decke blickend, bald rechts, bald links und oft mit schelmischem Lächeln sich in die Lippen beißend. Man hätte denken mögen, es sei ihm gelungen, Jemand zu täuschen und sich arm zu stellen. Die Fürstin

ließ ihren Töchtern volle Freiheit und beaufsichtigte sie gar nicht mehr. Von den Erziehungssorgen ausruhend, pflegte sie an ihrer Arbeit zu sitzen in vollständiger Sicherheit, in fester Ueberzeugung, daß sie sich um kein Gefühl, keinen Gedanken, keinen Schritt ihrer Tochter zu ängsten brauchte. Nicht ohne besonderes Vergnügen betrachtete sie G*** bisweilen, und belauschte diesen Homerischen Seelenzustand. Er besuchte nun die Familie fast jeden Tag; die Mädchen liefen ihm entgegen. Fürstin Sophie, nicht so flink wie ihre Schwestern, ließ diese vorangehen, und folgte ihnen von fern, oder sie gelangte kaum bis vor die Thüre des Gastzimmers. Manchmal verrieth sie dieselben und brachte ihm den Hut, den jene oft versteckten. Sie war in ihrem Benehmen gegen ihn etwas zurückhaltender, nicht so viel, daß er gänzliche Kälte oder einen tiefdurchdachten Plan argwöhnen konnte, aber auch nicht so wenig, daß er nicht ein wahrhaftes und daher ängstliches Gefühl hoffen durfte. Im Uebrigen ward die Harmonie unter den Schwestern nur selten gestört. Nur selten unterschied sich Sophie von den Andern durch Langsamkeit des Ganges, durch Schweigen oder Zerstreutheit. Bisweilen geschah es, daß mitten in der lebhaftesten Unterhaltung mit dem täglichen Gast urplötzlich ein leichtes Wölkchen sich über ihr Gesicht zog, ein dünner Schleier ihren Blick umwob, und zwei, drei Worte des Freundes verloren gingen. G*** ward indeß über solche Unaufmerksamkeit kein einzig Mal böse; er setzte wahrscheinlich voraus, daß Frauen manchmal Einen nicht hören, weil sie an ihn denken. Doch wie gesagt, das geschah übrigens selten. Meist handelten die Schwestern in wahrhaft schwesterlichem Einklang und bildeten eine schöne Gruppe, auf die ein gleiches Licht fiel, die ein und dieselbe Idee beseelte. Alle waren gleich naiv und reizend aufrichtig und tugendhaft übereilt. Ungeachtet ihrer fremdländischen Bildung hatten sie einen echtrussischen Zug be-

wahrt: sie schienen immer aus vollem Herzen zu sprechen und sich unbändig zu freuen. Aber das Rohe, das in solcher Freude liegt, das Kecke in solchem Herzenserguß nahm bei ihnen eine sittigere, zartere Form an. Sie bemäntelten ihre Fehler nicht, kümmerten sich um keine Folgen, warfen ihre Worte mit kindlicher Sorglosigkeit hin, lebten, wie wenn sie nichts überlegten, wie in ewiger Inspiration. Dieser patriarchale, oder, wenn man will, ländliche Charakterung hätte leicht die Gewohnheiten eines Mannes verletzt, der, indem er eine bestimmte Lebensperiode durchging, sich zu seinem eigensten Wesen mit allem Conventionellen, allem Einstudirten, allem heuchlerischen Anstand befreundet hatte. G*** würde gern Jedermann verboten haben, im Herzensdrange zu sprechen, von ganzer Seele zu lachen, und hätte Jedem sagen mögen: „Um Himmels willen, sein Sie nicht aufrichtig gegen mich, verschonen Sie mich mit Ihrer Offenheit, ich mag nicht wissen, was in Ihrem Herzen vorgeht, ich mag in keines Menschen Seele blicken!“ Aber hier, im Hause der Fürstin, gefiel ihm das, was ihm sonst zuwider war. Hier fesselte ihn die Kindlichkeit, und er wurde selbst zum Kinde. Wenn die Mädchen vor ihm lachten, scherzten, muthwillig waren, erlaubte er sich ihre Stimmung zu theilen, gesellte sich zu ihnen, lief mit ihnen im Garten herum. Bald drängten sie sich um ihn, bald liefen sie auseinander, und die langsame Sophie blieb mit ihm allein. In der Regel aber erhob er sich schwer, blieb ruhig sitzen, und weidete sich an dem Bilde dieser Familie, das etwas Rührendes und Verzärtelndes hatte. Die lieben Wesen, die schwachen, schutzlosen Geschöpfe schimmerten vor ihm, drehten sich um ihn, verwandten von ihm kein Auge. Er war das Centrum ihrer Bewegungen, der Magnet, dem ihre Worte zuflogen, an dem ihre Gedanken hafteten. Sie wußten nicht und erkundigten sich nicht, wer er war, woher, wo er geiebt, was er gethan; sie trauten seinem

Blick, seinem Lächeln, sie glaubten, was er ihnen selbst von sich erzählte. G*** sah, wie leicht er sie hätte täuschen, überlisten, berauben können, und sank tiefer in den Sessel, lehnte nachlässiger sein Haupt auf die Hand: ein Gefühl der Befriedigung, ein Gefühl der Macht, des Stolzes trat in seinen finsteren Zügen hervor. Indeß trübte oft eine Kleinigkeit diese Ruhe und Sicherheit, diese dämonische Gewißheit, man könne dem Andern schaden, und der Andere sei wehrlos. G*** ließ bald in glücklichem Behagen sich ganz gehen, bald nahm er, durch den unbedeutendsten, geringfügigsten Umstand veranlaßt, eine steife Haltung an, zog die Brauen zusammen, blickte ernst drein ....

Er stand, wie wir gesehen haben, oben an der Thüre, rauchte eine Cigarre und betrachtete die junge Fürstin; das Gespräch stockte. Ein contemplativer Zustand ertödtet das äußere Leben. Dem Mädchen wurde solch stummes Entrücken unbequem. Um dieser Scene mehr dramatische Bewegung zu geben, eilte sie die Terrasse hinauf, trat an einen Blumenstock und begann von einem unschuldigen Blümchen die Blätter abzupflücken. Doch konnte sie dies nicht so sehr beschäftigen, daß sie darüber Alles, was sie umgab, aus den Augen verlor. Während sie daher fortfuhr, etwas Schönes zu zerzupfen und zu verstümmeln, warf sie ein paar Mal einen Blick auf den Gast, und zwar jenen Seitenblick, von welchem wir im Beginn unserer Erzählung gesprochen. Da ließ G*** die Cigarre ausgehen, raffte sich aus seiner nachlässigen Stellung auf, und stand auf einmal kerzengerade, als hätte ihm eine rauhe Stimme zugerufen: „Was thust Du nur so verwandtenmäßig in diesem Hause?“ Ein seltsamer Glanz schimmerte vor ihm, die schönen Augen beleuchteten das Bild mit einem ganz andern, nicht alltäglichen Sinne. Der wunderbare, aber schreckliche Blick kam aus einer Frauenseele. Darin zeigte sich nicht mehr das naive, schwache, schutzlose Ge-

schörf, es war der Blick eines Weibes, die auch schon Vieles durchdacht, die nicht ohne Nutzen in der Gesellschaft sich bewegt und nicht ohne Waffen unter den Menschen ist. G*** wandte sich um, und in dem Augenblick, wo sein Gesicht von Keinem gesehen wurde, zog über dasselbe der Ausdruck einer so bittern Reue, so tiefen Selbstanklage: „Was ist das? wo bist du? warum gingst du so weit?“ .... Während er diese Gedankenrichtung verfolgte, griff er zerstreut nach seinem Hut, wie wenn er es damit besser machte, zog die Handschuhe an, und saß da, gerade als habe er sich zur ersten Anstandsvisite eingefunden. Niemand begriff diese Bewegung. Sophie sah von fern stammend durch die Thüre; die Schwestern stürzten mit Fragen auf ihn zu: „Was ist Ihnen? Was haben Sie?“ — und konnten sich gar nicht erklären, warum er so ceremoniös und, wie es schien, auf lange sich hingesetzt, während er sich zum Gehen angeschickt. Die alte Fürstin — die begriff in der Regel Alles, errieth die Ursache aller menschlichen Handlungen, der wichtigen sowohl als geringfügigen, und pflegte lächelnd zu sagen: „Ein Hitzkopf, ein gutes Herz, abgemacht“ — die alte Fürstin legte die Nadel aus der Hand und ließ kein Wort fallen, sie sah nur G*** mit dem freundlichsten Lächeln an, wie wenn sie schöne Verse hörte, die sie nicht verstand. Da besann er sich, gab vor, daß er fort müßte, trat an den Stickrahmen, warf etwas Scherzhaftes hin, lachte und verschwand.

IV.

Ob diese Scene zur Unruhe und zu langer Familienberathung im Hause der Fürstin Anlaß gab, wissen wir nicht. Am andern Tag zeigten sich nicht die geringsten traurigen Folgen. G*** erschien wie sonst

und der Empfang, der ihm zu Theil wurde, verwischte sofort die Erinnerung an die unschuldigen Blicke (wenn er eine solche überhaupt noch zurückbehalten), die sein argwöhnischer Charakter so schrecklich gedeutet.

Ihn hatte auf einmal, Gott weiß warum, der Wunsch angewandelt, umzukehren, ein Wunsch, der in der Geschichte der Menschheit in der Idee eines goldenen Zeitalters ausgesprochen ist — doch wem von uns wäre nicht mitunter bange geworden vor der Gegenwart, wer hätte nicht bisweilen sein gegenwärtig Thun verworfen, und sich nach dem vergangenen gesehnt? wer hätte sich nicht einmal gesagt: „warum komme ich nur in das verdammte Haus?“ und hinzugefügt: „nun, ich will noch das letzte Mal hingehen!“ Uebrigens lassen sich seine Seltsamkeiten nicht mit denen des ganzen Menschengeschlechts vergleichen. Er war eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Es war ihm zur Gewohnheit, ja zur Nothwendigkeit geworden, im Kreise der jungen Fürstinnen zu sitzen, sich mit ihnen zu unterhalten, sie jeden Tag zu sehen: gleichwohl erschien er bei ihnen nicht mit der Ergebenheit eines Vergötterers, zeigte sich nicht als blinder Anbeter, sondern er strebte nach der Ehre, sie zu vervollkommnen, sie auf den rechten Weg zu bringen, und spielte zu seinem Unglück die Rolle des Lehrers. Die Mädchen waren heitern Wesens, lachten, putzten sich gern, sprachen, ohne ihre Geistesvermögen zu sehr anzustrengen, und schon dadurch legten sie, artig genug, Keinem die Pflicht auf, sie mit emsiger Aufmerksamkeit anzuhören. Sophie war, wie wir gesehen haben, gesetzter, ihr Herz hatte schon manches gelitten; doch verdarb sie nicht im Mindesten den allgemeinen Familienton. Wenn Jemand die frohe Sorglosigkeit dieses Hauses trübte, das fortwährende Lächeln von den reizenden Gesichtern verscheuchte, so war es G***. Er lief freilich im Garten mit herum, aber er brachte doch ein Element des Ernstes herein, und trat den Gewohn-

heiten der Mädchen entgegen. Ehe sie ihn kannten, hatte sie nur Liebliches, Leichtes, nichts Unruhiges berührt: auf Bällen ein wenig getanzt, auf Spaziergängen herumgeflattert, eine Romanze gesungen, die man den andern Tag nicht mehr sang, von Dingen gesprochen und gehört, von denen eine Minute später kein Bruchstück einer Idee im Kopfe zurückblieb, noch der leiseste Nachklang im Ohre — so führten sie jeden Tag ein erneutes, frisches, wiedergebornes Leben, das die Reste von gestern nicht verunstalteten. G*** hingegen mochte vorbringen, was er wollte, Alles hatte etwas Ewiges, Beständiges, immer erörterte er Fragen, welche die Menschen nie zu erörtern aufhören. Immer wußte er das Gespräch auf einen lehrreichen Gegenstand zu lenken, kam auf Bücher. Man hörte ihn, und wie es sich von selbst versteht, unterbrach ihn nicht; beneidenswerthes Loos, vor jungen Fürstinnen zu peroriren!.... Und um seinetwillen biegt sich die zarte weibliche Natur nach allen Seiten. Mit ungewöhnlicher Seelengröße sagen sie sich von Allem los, was ihnen lieb gewesen, fahren beinahe nicht mehr aus, empfangen gern Besuche, am liebsten aber bringen sie die Zeit mit ihm zu, in dem unbegrenzten Glück des Familienkreises; ihre Zimmer füllen sie mit Büchern, schlagen dieselben auf und kommen in Verzweiflung. Denn G*** kritisirt Alles. Der Roman ist schlecht, die Novelle ist nicht des Lesens werth; französische Bücher taugen gar nichts, englische müssen es sein — aber keine einzige der jungen Fürstinnen versteht englisch. Man denke sich ihre Verlegenheit, als er, von seinem eigenen Redefluß und dem fremden Schweigen hingerissen, sich vor ihnen über Shakspeare, Mozart ausließ, und schon nahe daran war auf Mendelssohn-Bartholdy's Oratorien zu kommen! Solcher Mangel an Takt hätte eine stolze Seele empören müssen; ein unabhängiges Herz hätte sich gegen diese Reichen aufgelehnt, die sich Alles erlauben: aber was er-

trägt nicht die nachsichtsvolle Langmuth eines Weibes! Die Mädchen ließen bald die Köpfe sinken, bald hoben sie sie in die Höhe; die alte Fürstin zog die Nadel durch, und hielt inne!.... Nun wurde weniger gelacht und mehr gelesen, nun gingen sie nicht mehr so viel aus einem Zimmer ins andere, sondern saßen meist auf einer Stelle. Einmal warf G*** verstohlene Blicke auf Sophien, die, das Haupt auf die Seite geneigt, ihn unverwandt ansah, und wie es schien, bei seinen Worten ganz Ohr war. Das Gespräch drehte sich um Dinge, die keiner Beachtung werth waren, zuletzt wurde etwas Englisches erwähnt, eine englische Maschine oder ein englisches Pferd, gleichviel — genug, Sophie richtete sofort den Kopf empor, und machte eine Bewegung, wie wenn sie sich sagte: „jetzt fällt's mir ein!" Darauf berührte sie in zartester Weise ein kleines Büchlein, das neben ihr auf dem Tische lag, hob leise, leise mit zwei Fingern den prächtigen Umschlag, warf einen Blick hinein, und sagte munter, ohne Aengstlichkeit und ohne die mindeste Koketterie im Tone:

„Wollen Sie mir meine englische Lection abhören?"

— „Wie? englische?" fragte G***, indem er Alles vergessen zu haben schien, wovon die Rede war. „Nehmen Sie denn schon lange Unterricht?"

Die junge Fürstin sagt' es ihm, gab genau die Zeit an, aber bei diesen Worten verlor sich ihre Herzhaftigkeit. Sie schlug die schönen Augen nieder, und ihre Wangen färbten sich hochroth. G*** schrieb das gewiß der Schüchternheit zu, der Angst vor seiner tiefen Kenntniß des Englischen, und berechnete nicht und merkte nicht, daß Sophie nach ihrer Angabe just an dem Tage zu lernen angefangen, als er ihr zuerst mit den Engländern zugesetzt. Wenn ihn sein elendes Vierzigergedächtniß nicht verlassen hätte, so würde er diesen gefühlvollen Feinsinn, diese aufmerksame Zärtlichkeit sich noch mehr zu Herzen genommen und noch glücklicher gelächelt

haben. Die Lection wurde hergesagt; Sophie recitirte einige Verse, und G*** betrachtete sie voller Staunen, wie eine Schönheit, die uns die Ueberzeugung nimmt, daß wir ihrer werth sind, wie ein Talent, an das sich unsere Phantasie nicht wagt. In so kurzer Zeit der Zunge Englisch abzuälen zu lernen, und bis zu solcher Vollkommenheit — das war allerdings ein starker Beweis von Liebe, einer, auf den man sich schon verlassen konnte.

Als G*** an jenem Abend nach Hause fuhr, war er ganz besonders zu astronomischen Beobachtungen gestimmt. In seinen Wagen sich hinstreckend, warf er den Kopf zurück, und hob die Augen muthig gen Himmel. Aber er sah ohne alle Andacht auf die Sterne, bald da, bald dorthin; kein einziger machte ihn nachdenklich, als wüßte er schon Alles, verstände Alles und fürchtete weder Raum noch Zeit.

V.

Die Literatur verdrehte den jungen Fürstinnen dermaßen die Köpfe, daß sie in G*** zu dringen begannen, er möchte sie mit einem ihm sehr befreundeten russischen Autor bekannt machen. Welch lobenswerthe Aufmerksamkeit gegen die vaterländische Literatur! Wie schön ist's, von jungen Fürstinnen gelesen zu werden! G*** wollte indeß nicht gleich auf ein flüchtiges Wort hin, auf einen Wink von weiblicher Hand seinen Freund mitbringen. Dadurch sollte derselbe, wie man sich leicht denken kann, mehr Gewicht erhalten, die Mädchen sollten daraus entnehmen, daß ein Russe so gut sei, wie ein Franzose, was von selbst die Entwickelung des Nationalsinnes und eine Leidenschaft zu vaterländischen Erzeugnissen fördern müßte, die sich übrigens bei Sophien schon in ziemlich gefährlichen Symptomen zu äußern

anfing. G*** zögerte; aber man wollte seinen Freund durchaus haben. Es war nicht mehr möglich, der neuen Richtung der Fürstinnen entgegen zu treten, die sich auf eine edle Neigung zu russischer Lectüre gründete: die Vaterlandsliebe besiegt alle Hindernisse, und so wurde denn auch der Autor endlich gebracht.

Kaum trat er in dieses zauberische Haus, so war der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel und gleich ans Herz griff — sein Werk, ein aufs Klavier, an die bemerkbarste Stelle hingeworfenes Buch, nicht aufgeschlagen, aber wie es schien, unbarmherzig zerlesen. Wer errieth unter solchen Umständen nicht, daß dies Täuschung, Vorbereitung, Absicht sei — und doch, wo giebt es einen Schriftsteller, in dessen Geiste nicht der Gedanke aufstiege, daß er vielleicht wirklich mit solchem Eifer gelesen werde! Der Autor ließ seinen Blick über das Buch hingleiten, heftete ihn an die Decke, blinzelte eine lange Zimmerreihe an, und sagte zu seinem Freunde mit dem Gefühl eines Kenners, im Architektentone: „Welch' schönes Haus!“ Diese leere Phrase, diese Aeußerung eines angenehmen Eindrucks wirkte auf G*** mächtig. In seinen Bewegungen war etwas Seltsames bemerkbar, wie wenn er den Gast bei sich aufnähme, und mit rechter Hausherrneitelkeit für jeden Sessel besorgt wäre. Aber er hatte nichts zu fürchten. Alles stand an seinem Platz, und in Allem zeigte sich eine besondere Harmonie. Die junge Fürstin war, wie absichtlich, noch reizender als sonst gekleidet, und erlaubte sich im vollen Glanze ihres Geistes, ihrer Schönheit, ihres Geschmackes zu erscheinen. Vor G*** beschied sie sich ein wenig, stellte mehr ihre Schwestern in den Vorgrund, that keinen Schritt, um sie nicht zu verdunkeln, und legte fortwährend aus eignem Antrieb, in einem Gefühl von Selbstaufopferung ihrer Macht Zügel an. Der Besuch des Autors aber änderte dieses weise Verfahren, und trieb sie auf die sündige Bahn der Eitelkeit. Jetzt

machte sie ihre Rechte geltend und hörte auf, die Ihrigen zu schonen, jetzt behauptete sie den Vordergrund des Bildes. Als daher der Schriftsteller eintrat, merkte er gleich nach den ersten Worten mit derjenigen, die als Frau vom Hause paradirte, daß nicht hier die Macht, das Centrum des Salons war, und sich im Zimmer umsehend, wandte er sich unwillkürlich zu Sophien; sein Instinkt leitete ihn zu der Hauptperson, zu der echten Gewalt, die ein Geschenk von obenher, und kein Zugeständniß leerer Convenienz ist.

G*** war großmüthiger und ließ sich bei der Schwäche nieder. Er setzte sich zur alten Fürstin, und begann sie zu bitten: .... „Um Himmels willen, Fürstin, machen Sie sich's zur Regel, keinen Türken zu sticken .... Ein Türke zu Roß, ein Türke zu Fuß, ein Türke am Fenster .... Was haben Sie nur für asiatische Neigungen!“ ....

Sie ließen sich in ein gelehrtes Gespräch ein, während der Autor das höchste Glück erfuhr, das einem Menschen nur zu Theile werden kann. Die junge Fürstin (hier müssen wir uns Sophien und ihre Schwestern zusammendenken) ward ängstlich, trotzdem daß sie das reizendste Kleid anhatte, daß ihre Wangen im schönsten Roth blühten, und ihre Situation die vortheilhafteste war. Von einer Seite nämlich stand neben ihr ein ganz mit Epheu umrankter Gitterschirm, von der andern Blumenflöcke, und aus diesem Grün, aus diesem Wohlgeduft blickte sie mit ihren wundervollen Augen hervor, zeigte sich etwas verwirrt, sprach undeutlich. Der Autor, wie man sich denken kann, begriff dies gar wohl. Die Nähe eines ausgezeichneten Geistes, des Talentes, des Genies, ängstet ungemein.

Welch eine gelobte Stätte in Moskau, an die er sich hier versetzt sah! .... Aus Herzensgüte nahm er zu verschiedenen Mitteln seine Zuflucht, um nicht zu lange schrecklich zu bleiben, und die Angst, die sein Er-

scheinen einflößte, zu mildern. Nachdem der erste Moment vorüber war, schlug er seinerseits die Augen nieder, und leitete Gespräche ein, von denen eines leerer als das andere, um nur ja die liebliche Fürstin nicht zu sehr anzustrengen, sich zu ihr herabzulassen und eine völlige Nichtbeachtung seiner Größe zu zeigen. G***, wie sehr er in Betrachtungen über die Stickerei vertieft war, entging doch auch das nicht, was in der andern Ecke des Zimmers geschah. Er bemerkte den Eindruck, den sein Freund hervorgebracht, und unterhielt sich mit der alten Fürstin heiterer denn jemals, lachte von ganzem Herzen. O, es ist angenehm, unendlich angenehm, eine glänzende, uns theure Fürstin vor einem Manne ängstlich zu sehen, der keine andern Vorzüge hat, als das Wort und den Gedanken! Doch das war nur der Anfang. Man führte den Autor über die ganze Stufenleiter befriedigter Eigenliebe. Erst sah er sein Buch, dann Ehrfurcht, dann ließ man ihn fühlen, bis zu welchem Grade er seine Weltmanier und Gewandtheit des Benehmens besitze, wie leicht er Jeden ermuthigen und zu sich erheben könne. Nach und nach erlangte die junge Fürstin ihre gewöhnliche Fassung, begann zusammenhängender zu sprechen und blickte muthiger auf. Das Allmälige in diesem Uebergange von Furchtsamkeit zur Beherztheit war so natürlich, der Einfluß des Autors auf diese verschiedene Stimmung so augenscheinlich, daß Keiner an G***'s Stelle neben der alten Fürstin sitzen geblieben wäre. Er aber erlaubte sich nur von fern eine gewisse Beobachtung, spähete, ob sich nicht der Kritik einige Nahrung böte. Seine Eigenliebe war in fortwährender Bewegung, und bei alle dem schien er sehr zufrieden, freute sich über Sophien, und es fiel ihm gar nicht ein, daß seinem Freunde auch nur auf einen Augenblick ein sündiger Gedanke beikommen könnte. Was das betrifft, kann man bei Schriftstellern ruhig sein. Der erste Besuch dauerte länger, als es sich ge-

hörte, das Gespräch wurde lebendiger und gründlicher als es sich schickte. Diese Wendung gab demselben Sophie, welche hierbei Gelegenheit hatte, vor dem neuen Gaste mit den Schätzen ihrer Erziehung zu glänzen. Es wurde ihr nicht schwer, ihn zu blenden. Erstlich, wie es sich versteht, sprach sie französisch besser als unsere sämmtlichen Literaten, und das wirkt auf diese ungemein, so wenig sie es auch Wort haben wollen. Folglich dachte er ganz gewiß im Grunde seines Herzens: „Mein Gott, wie spricht sie französisch!“ .... Dann las die Fürstin Alles, Alles, was nicht gelesen zu werden braucht, mithin kam er nothwendig zu dem Schluß: „Mein Gott, wie unsere Damen gebildet sind!“ .... Endlich kannte sie mehrere Sprachen, d. h. sie konnte sie sprechen. Das mußte ihm vollends Widerwillen gegen die Männer einflößen, besonders gegen seine Collegen, die gleich den Engländern nur verstehen, aber nicht sprechen. Die Schönheit, die liebliche Stimme, der Blumenduft und die prächtigen Meubles vollendeten den Zauber. Der Schriftsteller blieb lange, die Gegenstände des Gespräches rissen ihn in eine Flut von Poesie hin: er war in ein Haus gerathen, wo Alles Musik, Verse, unschuldige Liebe zu den schönen Künsten und unüberwindliche Leidenschaft für Bücher athmete.

„Mein Gott, wie bist Du glücklich!“ rief er seinem Freunde entgegen, als dieser gleich nach dem Besuche zu ihm anfuhr, und kaum eingetreten war. Ein etwas indiscreter Ausruf, da G*** ihm zwar dies und jenes von seinen Besuchen bei der alten Fürstin erzählt, aber nichts weiter vertraut, weder seine Schwäche noch seine Absichten gestanden, und dieses Geheimniß den Autor nicht mehr anging. Allein dieser war noch in voller Glut, und vermochte nicht länger sich schweigend zu verhalten, wie wenn er nichts vermuthete. Schwebte ihm noch das Buch auf dem Klavier vor, oder erholte sich seine Seele wirklich an dieser neuen Fürstentochter

von allen älteren Fürstentöchtern, genug, er ging in poetischer Erregtheit im Zimmer auf und ab. G*** nahm an dieser Aufregung nicht den geringsten Antheil, lächelte wie ein alter Mann über einen Jüngling, der sich erhitzt, ließ sich nieder, ohne den Hut abzulegen, und begann entweder zu scherzen oder die aufrichtigste Herzensmeinung seines Freundes auszuforschen.

— „Was ist denn da für Glück? Ich sehe nichts Besonderes."

G*** fing sehr eifrig eine Cigarre zu rauchen an. Der Schriftsteller blieb stehen.

Jener hatte den Anschein einer unzugänglichen Festung, dieser, von kleinem Wuchs und lebhaftem Temperament, glich einem Streifzugler, der um nichts und wieder nichts auf dem Felde herumsprengt.

„Wenn Du je zu heirathen gesonnen bist, so mußt Du die junge Fürstin heirathen. Der Himmel hat kein besseres Weib für Dich geschaffen .... Thu' mir doch den Gefallen und hör' auf zu rauchen!"

G*** lachte und rauchte ruhig fort.

— „Was redest Du mir nur so zu? Gesetzt, ich lasse mich von Deiner Beredtsamkeit rühren, so ist's damit noch nicht abgemacht. Woher bist Du denn so gewiß, daß ich ihr gefalle, und wie willst Du Dich dessen versichern?"

„O, was das betrifft, so kannst Du ruhig sein. (Der Schriftsteller hatte es gern, daß man ihm sagte, er besitze eine merkwürdige Kenntniß des menschlichen Herzens.) Bevor ich sie gesehen, dachte ich, daß es Dir schwer fallen würde, die Wahrheit zu erfahren, weil Dich Jede gern heirathen wird, weil Du und Deines Gleichen doch Euern Reichthum mit etwas erkaufen, zu unseren Gunsten doch auf etwas verzichten müßt. Uns, dachte ich, gehört wenigstens die weibliche Aufrichtigkeit, uns bleibt wenigstens das Vergnügen, anzuhalten und einen Korb zu bekommen —"

G*** nahm den Hut ab, sein Gesicht verschwand fast im Rauche. Der Schriftsteller fuhr fort:

„Doch ich habe sie gesehen, lieber Freund, an ihr wird aller Skepticismus zu Schanden! Mit Unrecht behauptet man, daß ein prüfendes Auge Lug von Wahrheit, eine schöne Seele von einer hinterlistigen nicht unterscheiden kann. Das Herz sträubt sich gegen einen solchen Gedanken. Es giebt gewissermaßen verrätherische Blicke, es giebt reine Töne in der Stimme, die man nicht erkünsteln kann. Was sind das auch für barbarische Meinungen! Man lehrt das Weib von Jugend auf lügen und sich verstellen, und hernach wirft man ihr vor, daß sie nicht immer aufrichtig ist! Sieh doch nur, wie sie liebenswürdig, wie sie froh ist, wenn sich ihr die Gelegenheit bietet, wenn der Unglücklichen gestattet wird, zu offenbaren, was sie auf dem Herzen hat. Die junge Fürstin spricht so schnell, daß sie gar keine Zeit hat, ihre Worte zu wägen und zu überdenken. Glaube mir, das sieht man gleich, daß bei ihnen im Hause kein solcher Ton herrscht; ihnen gegenüber wird man muthiger, fühlt sich freier, wohler. Aus Höflichkeit suchte sie während der Unterhaltung mit mir sich den Anschein zu geben, als sei ich in diesem Moment die Hauptperson, und konnte es nicht. Ihre Blicke wandten sich unwillkürlich zu Dir, ihr Ohr lauschte, ob Du nicht etwas sagtest, ihr Geist kämpfte mit den gesellschaftlichen Anforderungen. Dieser Kampf läßt sich nicht erkünsteln, das erlernt man nicht, und am wenigsten ist sie dafür geschaffen, sie sieht gar nicht so aus, und welche Bildung!...“ Der Schriftsteller erschöpfte seine Phantasie in Lobsprüchen auf die junge Fürstin, und ging zuletzt so weit, daß er sagte: „Ich weiß wahrhaftig in ganz Moskau keine zweite!“ Das war nun allerdings eine kleine Uebertreibung; man denke doch: wie sollte sich in Moskau keine zweite finden lassen!

G*** erhob sich heiter, als habe er erlangt, weshalb

er hergekommen, und entgegnete rasch, aber ohne die leiseste Unruhe: „Du hast Dich in sie verliebt!“

„Bitte Dich, laß das Scherzen, wenn es sich um etwas Ernstes handelt. Mein Gott, was könnt Ihr für ein Haus machen! Ihr könnt ja alles Gebildete um Euch versammeln; Reisende oder sonst interessante Menschen wird man unbedingt bei Euch finden müssen: eine Menge Bücher, musikalische Soiréen, feine Diners — Diners, ich bitte Dich, vergiß mir ja nicht — sämmtliche Journale .... ach, Freundchen, heirathe, thu' mir die Liebe, heirathe!“ ....

Ich habe mich nur darum über den Schriftsteller so weitläuftig ausgelassen, weil er seit der Zeit der gute Geist Sophiens ward, und ihr reichlich die Aufmerksamkeit vergalt, die sie in seiner Person der russischen Literatur erwiesen, namentlich aber das Wohlwollen, dessen sie ihn gewürdigt, indem sie sein Buch aufs Klavier gelegt. Er hatte eine schwere Aufgabe. Unaufhörlich mußte er ihr die gute Meinung des Freundes wieder erobern, obgleich sie nicht das Geringste that, wodurch sie zu irgend einem beleidigenden Argwohn Veranlassung geben konnte. Doch was half's! Das war nun einmal ihr Loos. Nur nicht ganz gerade geblickt, so war sie schon schuldig, und G*** fuhr zu seinem Freunde und trat ins Zimmer mit vollwichtigen Schritten, ganz wie die Statue des Gouverneurs zum Mahle Don Juans. Hörte er irgendwo in einem Salon, auf der Straße, in einem Laden, daß man in irgend einem Hause, welches die Vorsehung mit Töchtern gesegnet, sich um Jemand Mühe gebe, so mußte in Folge eines leeren Geredes, eines unverbürgten Gerüchts, einer Verleumdung der arme Schriftsteller um seinen Schlaf kommen. G*** fand sich nämlich noch spät bei ihm ein, blieb bis drei Uhr Nachts, sprach von weiter nichts, als von dem Unglücklichen, der verlockt wird, und sah zum Schlusse der Unterhaltung ganz elend aus, härmte sich

ab aus lauter Theilnahme für einen fremden Mann. Nun aber legte sich der Sturm, der fortwährend sich in seiner Seele erhob, weit schneller. Er kämpfte nicht mehr allein gegen ihn an, im Innersten seines Herzens — der Freund mit seinen rosigen Gedanken half ihm denselben besiegen. Das Haus der Fürstin wurde ihm mit jedem Tage unentbehrlicher und angenehmer. Seine arge Phantasie misdeutete nicht mehr so oft das Benehmen Sorbiens; nicht mehr so oft mäkelte an ihr sein mistrauischer Verstand. Seit einiger Zeit war sie etwas blässer geworden — oder richtiger gesagt, das Roth auf ihren Wangen wurde noch feiner, noch zarter. Ihre blühende Gesundheit, ihre kräftige Constitution hatte auf eine fürs Auge angenehme Weise gelitten in Folge der fortdauernden Ungewißheit über ihr Schicksal, in Folge jener ersten Aufregungen, wie sie gleichermaßen mit wahrer Liebe und mit der krankhaften Erwartung verbunden sind, mit welcher man dem Ausgang eines begonnenen Unternehmens entgegensieht. G*** kam nach wie vor, und noch immer äußerte er sich gegen Niemand, nicht einmal gegen den Schriftsteller, in welcher Absicht, zu welchem Ende. Die häufigen Besuche gaben Hoffnung, das vernichtende Stillschweigen benahm sie wieder. Das war nun so die Laune des Reichen, der sich nicht die Mühe gab zu überlegen, daß man denn doch einen raschen Entschluß fassen müsse, daß er für die frohen Augenblicke, die er im Kreise einer reizenden, liebenswürdigen Familie genoß, dieser vielleicht mit geheimen Qualen vergalt, und jedenfalls der Klatschsucht schon die sattsamste Nahrung bot. Was während der Zeit in der Seele der alten Fürstin und ihrer Töchter vorging, ist unbekannt. Ihre Gedanken, ihre Pläne, ihre stillvertrauten Besprechungen blieben ein Räthsel für den Neugierigen. Ob sie dort in ihren innersten Gemächern sich ängsteten oder freuten, in Verzweiflung kamen oder auf die Güte Gottes hofften, weinten oder

lachten — das wußte Niemand. Aber Keiner konnte so harten Herzens sein, um nicht selbst von fern an ihrer Lage Antheil zu nehmen. Es versteht sich, daß die Welt sie wegen der Besuche G***'s förmlich zerriß: aber darein mischte sich doch auch etwas Menschenliebe. Viele bedauerten, daß er, allem Anschein nach, nicht gesonnen sei zu heirathen, während der alten Fürstin stündlich der völlige Ruin ihres Vermögens drohte. Morgen wird Sophie nicht mehr im neuen Wagen ausfahren können, morgen wird sie vor Gram vergehen, aus getäuschter Liebe hinwelken, morgen wird irgend ein Bartrusse von diesem prächtigen Hause Besitz nehmen, die Kettenhunde loslassen und die Pforte schließen. Da übrigens Meinungen über Vermögensumstände sehr oft irrig sind, so weiß ich nicht, in wiefern diese Besorgnisse gegründet waren. Auf jeden Fall war G*** schon durch sein moralisches Gefühl verpflichtet, mit seiner Person die Unvorsichtigkeit seiner tagtäglichen Besuche zu entgelten, selbst wenn die Hand Sophiens nicht der Gegenstand seines unausgesetzten Nachdenkens gewesen wäre. Zum Glück trat ein Zeitraum ein, in welchem nichts von jenen Kleinigkeiten vorfiel, die ihn verstimmen oder aufregen konnten. Er erschien bei der Fürstin mit heiterm Gesichte, unterhielt sich mehr als sonst mit Sophien, und trat ins Gastzimmer mit so entschiedenem Schritt, daß man nicht umhin konnte, zugleich vor Freude zu erbeben und vor der männlichen Dreistigkeit zu erschrecken: in seinen Augen blitzte der Schlußgedanke, auf seinen Lippen schwebte schon das kühne Wort. Die alte Fürstin flüchtete vor Angst hinter die Stickerei, zwei ihrer Töchter entfernten sich, vierhändig Klavier zu spielen, und nur die Eine blieb. Jeden Augenblick mußte man erwarten, daß er sich für den Retter dieser Familie erklärt, welcher dies Haus für sinnige Ballfreunde bewahrt, und die Fürstinnen zur Lehre für andere Fürstentöchter erhält. Jeden Augenblick mußte man sich verse-

ben, daß er Hand und Herz anträgt, wie's Brauch und Sitte ist, und nun wird in hergebrachter Ordnung das Heirathsgut aufgehäuft, beginnen die zärtlichen Ergüsse, die süßen Reden, die reichen Geschenke, welche die ewige Weisheit des Menschen eingeführt, und bis zum Hochzeittage nimmt im Herzen der Braut und des Bräutigams die Liebe unglaublicher Maßen zu — aber ganz unvermuthet kam ein geringfügiger Umstand dazwischen, welcher den natürlichen Gang der Sache änderte, und ihr eine unerhört abnorme Wendung gab.

VI.

Ich sagte oben, daß die Fürstin Besuche empfing. An manchen Abenden versammelte sich bei ihr eine kleine, aber angenehme, d. h. muntere Gesellschaft. Die Töchter des Hauses belebten die Gäste und theilten ihnen ihre Liebenswürdigkeit mit. Da aber Liebenswürdigkeit eine Inspiration, ein lyrischer Seelenzustand ist, und somit kein dauernder sein kann, so machte sich auf diesen Soireen gleich das Bedürfniß nach etwas Positiverem fühlbar. Bei uns ersetzt man Liebenswürdigkeit sehr glücklich durch Kartenspiel und Tanz. Das Klavier oder die Geige erklang — und Jeder und Jede wurden erträglicher, gescheiter, lebendiger. Die Fürstin mied alte Leute; wohin man sich bei ihr umwandte, überall Jugend, überall ewiger Frühling. G*** war fast der einzige Repräsentant des Herbstes, weshalb er denn auch damit anfing, daß er sich von einem Stuhl auf den andern setzte, und keinen passenden Platz fand zwischen dem Grün und den Rosen des Lebens. Doch wurde auch er in den Tanz gezogen. Es herrschte so viel Freiheit, so wenig Ziererei, daß Sophiens Schwestern wie zu einem Bruder auf ihn zugehüpft kamen, und ihn

lange umrauschten, während Sophie von fern sie mit Blicken, Lächeln, mit ihrer ganzen Seele aufmunterte. G*** wich den Bitten der Mädchen, wählte aber Sophien nie zu seiner Tänzerin, sondern zu seinem vis-à-vis im Contre, und die zweite Tour, die er mit ihr zu machen hatte, tanzte er vorzüglich. Die zweite Tour war sein Triumph. Das reizende Weib theilte ihm ihre Kunstfertigkeit mit. Sie sah ihn so begeisternd an, näherte sich so würdevoll, entschwebte so leicht, daß auch er ungleich ätherischer ward als gewöhnlich. G*** trug nach dem Contre die Ueberzeugung davon, daß er gut getanzt, und dieses Bewußtsein seines eignen Werthes hatte den ganzen Abend Einfluß auf sein Benehmen. Er lachte, scherzte, und fing nun von freien Stücken, aus Lust und Liebe zur Sache, wieder zu tanzen an. Seiner frohen Stimmung machte die Mazurka ein Ende. Mazurka hatte er seit einiger Zeit aufgegeben: somit aus der Zahl der handelnden Personen ausgeschlossen, trat er auf die Seite, und sah still aus irgend einer Ecke zu. Aber man holte ihn aus jeder Ecke hervor. Unaufhörlich wurde er gewählt, und zwar nicht mehr von den Fürstinnen allein (in der Mazurka haben die Damen freien Willen) sondern von Allen, bei denen das Herz schlug, die Füße sich bewegten. Einem Andern wäre das lieb gewesen; er zog die Brauen zusammen, sein Gesicht verfinsterte sich immer mehr und mehr: gewiß schrieb er diese unschuldige Bevorzugung der Verdorbenheit, der Entsittlichung des Jahrhunderts zu, denn er riß sich zuletzt von Sophien los, trat in die andern Zimmer, stellte sich an die geöffnete Thür, sah unverwandt hinaus, weg aus diesem verzauberten Hause, und barg sein Gesicht in das Dunkel des Gartens.

Doch außer der Mazurka hinderte ihn noch ein anderer Umstand, sich ungetrübten Glückes zu erfreuen. Das war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, nicht häßlich von Ansehen, frisch, gewandt, meister-

haft gekleidet. In seiner Haltung und seinen Manieren gab sich so viel Dünkel, so viel Nachahmung des modernen Egoismus und dabei eine solche Fülle von Kraft kund, daß es Einen unwillkürlich verdroß. Er hatte manches geschrieben, manches drucken lassen, kam man aber mit ihm auf irgend ein Buch zu sprechen, so sagte er, daß er nichts lese; fragte man ihn: „Der Aufsatz in der Zeitung war von Ihnen?“ so verzog er das Gesicht, und murmelte mit hochmüthiger Geringschätzung hin: „Kleinigkeiten, dummes Zeug, ich besinne mich nicht mehr darauf.“ Brachte man dagegen die Rede auf Handel und Politik, so überwältigte er von Versen, lederte in Poesie auf, begann irgend ein schönes Motiv zu singen, und man mußte sich schämen, sich mit dem Lebensplunder abzugeben, in Staatsintriguen zu versumpfen Angesichts eines Mannes, der von Kunst phantasirt und in Melodien sich berauscht. Was aber besonders die gesetzten Moskauer in Harnisch brachte, und den Neid der ehrgeizigen Jünglinge erregte, war die Art, wie er neben einer Dame saß: er ließ sich so ruhig wie möglich im Sessel nieder, streckte die Beine aus, neigte sich ganz nahe zu ihr hin, und flüsterte und lächelte Gott weiß worüber. Eine gewisse Unverschämtheit des Benehmens, die von Vielen für die neueste Mode gehalten wird, für den echten Zeitgeist, für ein herrliches Bruchstück von Paris, verlieh dem jungen Manne ein verführerisches Ansehen, und nach den Physiognomien der Damen zu schließen, langweilte man sich gar nicht mit ihm. Fürstin Sophie begegnete ihm kalt, indessen spöttelte G*** bei jeder Gelegenheit über ihn mit ganz besonderm Vergnügen. Wenn Beide bei der alten Fürstin zusammen kamen, so schwieg der Eine fortwährend, der Andere suchte dagegen desto mehr zu sprechen, und schien sich zu ärgern, daß jener schwieg; der Eine entfaltete alle Schätze seines Geistes, der Andere sah zum Fenster hinaus, pflückte ein Blümchen, sang etwas vor sich hin,

drehte sich um und fuhr nach Hause. Der junge Mann war nicht reich, man hörte nicht, daß Jemand nach seiner Freiheit trachtete; des Morgens machte er Toilette, den Abend tanzte er, und lebte solchergestalt zu seinem Vergnügen und Andern nicht zum Nachtheil.

Auf einer dieser Soiréen erlaubte sich G*** das erste Mal mit Sophien zu walzen. Als sie einmal herumgetanzt, zeigte sich auf dem Gesichte der Mutter eine Freude und in den Augen der Schwestern eine Theilnahme, die man nicht ohne besonderes Mitgefühl sehen konnte. Hier äußerte es sich in vollem Maße, bis zu welchem Grade sie Alle Eine Seele waren, und solche Eintracht unter Familienmitgliedern ist außerordentlich rührend. G*** mochte bei diesem wichtigen Schritte ängstlich geworden sein, er dachte vielleicht, daß nach dem Walzer das Heirathen unumgänglich sei, oder geschah es geradezu aus übelverstandener Höflichkeit — kurz, er umschlang die Taille der Fürstin nicht dreist genug, kam ihr nicht genug nahe, und drehte sich mit ihr durch den Saal ohne jene Glut, die man von einem verliebten und mit dem Gegenstand seiner Liebe zum ersten Mal walzenden Manne erwarten sollte.

Sophie ward unzugänglicher für alle übrigen Cavaliere. Keiner von denen, die nachher mit ihr tanzten, konnte ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sie würdigte kaum einer Antwort, und auch das flüchtig, ohne sich umzudrehen. Alles, was man ihr aufs Lieblichste sagte, hörte sie gar nicht, und hatte den Anschein, als rächte sie sich endlich durch diese Nichtbeachtung für das, was sie früher in der Gesellschaft erlitten. Dieses strenge, starre Wesen verlieh ihrer Schönheit noch mehr Macht und Herrschaft. Sie war gleichsam unantastbar. Nicht für diese leichten, gefühllosen Herzen, die von allen Enden des Salons sie zwecklos umflatterten, hatte sie von Gott das herrliche Weiß und Roth, den reizenden Blick erhalten. Uebrigens waren ihre Züge heiter, ihre hellen

Augen belebt, und ihr Geſicht ſtand im Widerſpruch mit ihrem kalten Benehmen. Es war, als hätte ſie ſich ein ſchweres Gelübde aufgelegt, die unſchuldigen Ausbrüche der Jugend, den Drang, ſich zu vergeſſen und alle poetiſchen Neigungen zurückzuhalten.

Je weniger Sophie zugänglich ward, deſto mehr wurde es G***. Der geſetzte Engländer verwandelte ſich auf einmal in einen flatterhaften Franzoſen. Er war in fortwährender Bewegung, ſprach in Einem fort, agirte unabläſſig, und in dieſen Abweichungen von ſeinem Charakter war ihr Einfluß unverkennbar.[1] Ueberall beobachteten ſie einander, überall hatten ſie einander im Sinne, wie wenn für ſie allein die Kerzen brannten, für ſie allein die Muſik ſpielte, und der Duft aus dem Garten hereinwehte.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Fürſtin," ſagte ihr G*** leiſe, als ſie, zum Souper gehend, neben ihm ſtehen blieb.

Sophie trat näher zu ihm heran.

„Ich muß mit Ihnen allein ſprechen — kann ich's morgen?"

Sophie ſchlug die Augen nieder.

„Ich bitte Sie nur um eine Viertelſtunde." G*** kam wieder in ſeinen urſprünglichen Zuſtand. Finſter ſtand er da, und nur ein zärtliches Lächeln bürgte für die guten Vorſätze ſeines Herzens. Er bat um eine geheime Zuſammenkunft mit ſo viel Würde, mit ſo edlem Ton der Stimme, daß man ſie ihm unmöglich verweigern konnte.

— „Kommen Sie recht früh," ſagte ſie haſtig und erröthete. Sie wurden ſogleich geſtört. Sophie eilte ins andere Zimmer, drückte der Schweſter, die ſie juſt traf, die Hand, warf einen Blick auf ihre Mutter und ſetzte ſich hinter einen ſolchen Damentiſch, an den kein einziger Mann herankommen konnte.

Es ging luſtig und ziemlich lärmend zu, am meiſten

aber lärmten Sophiens Schwestern. Sie sprachen viel und eilig, als glaubten sie nicht Alles erzählen zu können, was ihnen an diesem Abend begegnet, und obgleich sie auf G*** sahen, der schweigend ihnen zur Seite saß, machten sie sich doch nicht im Mindesten dies Beispiel der Bescheidenheit und der Ruhe zu Nutze. Selbst die alte Fürstin am Ehrentisch, an dem gewöhnlich die Fremden zu sitzen kommen, und wo eine gewisse Zurückhaltung im Gespräche beobachtet wird, gerieth dergestalt ins Reden hinein, daß, wenn sie keine Haube aufgehabt, man sie beinahe für eine ihrer Töchter hätte nehmen können. Das Souper bringt die Leute einander näher; beim Souper fühlen sich die Herzen mehr zu einander hingezogen, ist mehr Brüderschaft auf Erden.

Viele drängten sich in den Vorsaal. Sie hatten nichts mehr zu thun, das Souper war zu Ende. Andere dagegen sahen sich mit einem gewissen dunkeln Verlangen und mit leuchtenden Gesichtern an. Wohin, wozu wegfahren?

In den Gastzimmern bildeten sich mehrere Gruppen. Die Musik ertönte von Neuem. Nur zwei, drei Paare walzten noch, aber sie walzten rascher, feuriger. Keiner schonte seine Toilette mehr, noch seine Frisur, während einige Stunden früher Keiner geglaubt hätte, daß er an sie nicht denken würde. Der geordnete Theil der Soirée war vorüber, nun trat der ungeordnete ein. Jetzt sagt wohl Jeder, was er auf dem Herzen hat, und handelt nach seiner innersten Ueberzeugung. G*** zog sich in die entfernten Zimmer zurück. Sophie stand im Hintergrunde des Salons, nahe am Ausgang, gab Jemanden das Geleite und erwartete etwas. Zerstreut drückte sie den Fortgehenden die Hand, wandte sich langsam bald da, bald dorthin und sah zum Fenster hinaus. Es wehte sie kühl an, und von der Frische der Sommernacht wurden ihre Nerven nur gereizt. Die Wangen brannten ihr, die Augen blickten schmachtend umher.

That es ihr leid, von ihren Freunden auf unbestimmte Zeit Abschied zu nehmen nach diesem langen Abend, an welchem sie sich so anstandsvoll bewegt? Fühlte sie das Bedürfniß nach einem Augenblick der Unbesonnenheit und Freiheit? ....

Plötzlich erschien der junge Mann, von welchem oben die Rede war. Er schritt langsam aus einem der Gastzimmer herein, blieb nachlässig stehen, ließ seine Augen stolz im Saale umherschweifen, erblickte Sophien und fuhr auf. Sie sahen einander an. Der junge Mensch legte seinen Hut ab, und flugs war er neben der Fürstin, winkte den Musikanten, daß sie rascher spielten, und flog mit ihr dahin. Der Boden schwand ihnen unter den Füßen, sie tanzten Brust an Brust, ihre Gedanken, Gefühle, Wünsche flossen in diesem Wirbel zusammen, gingen in dieser ungebändigten Bewegung auf. Der Arm des Mannes hielt die Fürstin so mächtig umschlungen, schwenkte sie so kräftig herum, so rasch, so leidenschaftlich .... sie aber entriß sich dieser Umarmung nicht, ihre leichten Füßchen ließen sich nicht auf das Parquett nieder, sondern berührten es kaum; ihr Haupt wandte sich nicht unwillig ab, die Fürstin hatte keine Angst, die Fürstin murrte nicht, die Fürstin ertrug die gierigen Blicke, duldete den heißen Athem — es war ein Moment der Kraft, der Glut, des Selbstvergessens, ein Durchbruch des Herzens. Sie flogen einige Male in weiten Kreisen herum, und blieben endlich stehen. Sie wankte. Ihre Schwestern nahmen noch an der Thüre von den Fortgehenden Abschied, der Saal war fast leer, die Musik verstummte. Das Erste, was Sophie that, war, daß sie sofort nach der entgegengesetzten Seite blickte. Sie erhob die Augen und wurde todtenblaß, sei es aus Müdigkeit oder aus Schreck. Dort, ihr gegenüber, mitten in der Thüre stand wie festgewurzelt der Beurtheiler jedes ihrer Worte, jedes Schrittes, und des vielleicht zu raschen Walzers. Er stellte sich vor die

lange Reihe der kerzenhellen Zimmer, und selbst von fern konnte man die strenge Beobachtung auf seinem finstern Gesichte nur zu deutlich wahrnehmen. Man sah, daß dieser Mann mit etwas Ernstem beschäftigt war, daß die Bilder einer verdorbenen Phantasie an ihm vorüberzogen, daß er ganz gewiß die verschiedenen Arten zu walzen verglich, einen vierzigjährigen Walzer mit einem fünfundzwanzigjährigen. Sophie betrachtete seine überhangenden Brauen, seine zusammengepreßten Lippen: wo war das gutmüthige Lächeln, wo jene vielbedeutsamen Worte, die er vorhin in so edlem Tone zu ihr gesprochen? Er denkt nicht mehr daran, denkt nicht mehr an ihr fortwährend bedachtsames Wesen, an die unzähligen Beweise ihrer Zärtlichkeit, er hat Alles vergessen, worin sich das Erfinderische des weiblichen Sinnes, die Begeisterung des weiblichen Herzens kund gab; er hat Alles, Alles einem augenblicklichen Eindruck geopfert! Er lächelte nicht mehr, rührte sich nicht, bat um nichts. Seine Züge waren in einem gewissen schrecklichen Ausdruck erstarrt. Mit ihm in einem Zimmer, ihm gegenüber ließ sich nicht mehr von Glück, noch von Liebe, noch von — Ordnung der häuslichen Angelegenheiten träumen. Er begreift den harmlosen Muthwillen nicht, er entschuldigt nicht den Augenblick der Hingerissenheit, er hat keine Nachsicht mit der Jugend!

Sophie konnte sich kaum von der Stelle bewegen. Bleich, ohne ein Auge von ihm zu verwenden, trat sie leise zu ihm hin. Noch hatten sich nicht Alle entfernt, Der und Jener war noch geblieben, um Alles zu bemerken, Alles zu verdammen und morgen in der ganzen Stadt herumzutragen. Doch was war diese Angst gegen die Macht, die sie hinzog! Das Zimmer ward größer, länger — der Fürstin möchte die Kraft versagen, bis zu ihm zu gelangen. Sie näherte sich langsam, ohne umzublicken, ohne Jemand zu fürchten, sie sah nur ihn allein. Nur er konnte alle ihre Gedanken verstehen,

ihr ins tiefste Herz dringen, er war in Folge des verhängnißvollen Walzers im Stande ein Verbrechen herauszuwühlen. So nahe als möglich trat sie an ihn heran, neigte das Haupt zurück, und mit rührendem Ausdruck, mit einem Ausdruck der lautersten Reue hob sie die Augen zu ihm empor. Diese Augen baten um Gnade, ohne eigentlich zu wissen, warum, diese Augen sprachen: Was kann ich dafür, daß Sie nicht so schnell walzen? Doch glauben Sie nicht, daß ich mich rechtfertigen will; nein, selbst wegen der schönsten Regungen meines Herzens, wegen der edelmüthigsten, sittlichsten Handlung bin ich bereit mich anzuklagen — Alles ist schlecht, abscheulich, Alles, was Ihnen mißfällt, erkläre ich ohne das leiseste Murren für ein großes Verbrechen!

„Kommen Sie morgen zu uns?" fragte sie ihn.

— „Ich komme, Fürstin," erwiederte G***, wobei er sich nicht höflich genug umdrehte, und abermals wie versteinert stehen blieb. Der junge Mann unterhielt sich heiter und lebendig mit einer Dame; man sah von fern seine glühenden Wangen, sein im Wirbel des Walzers aufgelöstes Haar, er kümmerte sich nicht um Liebe noch um Eifersucht, er forschte nicht nach Wahrheit, argwohnte keine Heuchelei, er befand sich ohne Weiteres in einer seligen, jubelvollen Stimmung. G*** warf wieder einen Blick auf Sophien. Noch freute sie sich nicht über seine Antwort, noch stand sie da, wie zuvor, ihre Seele vor dem harten Richter beugend. Ihr schönes Kleid hatte unter den Aufregungen des Abends seine ursprüngliche Frische verloren, und der Blumenstrauß war in einem Zustande, in welchem er sicherlich nicht gewesen, als sie ihn angesteckt.

— „Ich komme ganz gewiß," wiederholte G*** im Tone eines Menschen, von dem man nicht recht weiß, ob er mit einem Andern oder mit sich selbst spricht. „Warum sollte ich denn nicht?" setzte er hinzu, immer noch wie mit irgend einem Gespenste redend. Die let-

tern Worte ließen Sophien das Taktlose und Unvorsichtige ihrer Frage fühlen. In der That, warum sollte er nicht kommen? Hatten denn ihre Beziehungen in wenigen Sekunden sich so gänzlich verändert? Hatte er denn einen eigentlichen Grund, auf die erbetene Viertelstunde zu verzichten? Mußte er denn ... doch wie ließe sich Alles aufzählen, was man zuweilen durchdenken kann, während man aus dem Saale tritt!

Kaum war G*** fort, so stürzten Mutter und Schwestern auf Sophien zu.

VII.

In seiner Wohnung war G*** mit der Beleuchtung sehr unzufrieden, die er gewöhnlich traf, wenn er spät nach Hause kam, und die er sonst kein einzig Mal beachtet. Er fand es dunkel, unausstehlich dunkel, Kerzen mußten angebrannt, und ohne Noth, ganz zur Unzeit die Zimmer erleuchtet werden. Licht, Feuer, Leben verlangte er, nicht das Bett, nicht die stille Nacht, nicht die Ruhe nach einem langen Tag und ermüdenden Abend. Er hatte die rüstige Thätigkeit, das Tagewerk eines vernünftigen Wesens noch nicht satt, er war es noch nicht überdrüssig, Geist und Herz zu beschäftigen, die Augen nach allen Seiten zu drehen, und sich mit dem Kopfe herumzutragen, der in Einem fort etwas zu denken hat. Feierte er etwa in aller Stille, mit sich allein, irgend eine unerwartete Entdeckung, einen genialen Fund? Oder wollte er ohne Zeugen sich an seinen Schätzen weiden, an der Gewalt seines Reichthums sich berauschen, wollte er berechnen, wie vielen Millionen Menschen das fehlt, was er besitzt, um sich dann ruhig hinzulegen und glücklich einzuschlafen? Er steckte seine rechte Hand in die Weste, zerknitterte die Binde, zerrte am Hemd, griff sich an die nackte Brust,

seine Finger wollten immer tiefer und tiefer eindringen, suchten den Weg zu einem unerträglichen Gefühle, das sich irgendwo in seinem Innern festgesetzt. Finster blickte er umher, wie wenn er in ein unbekanntes Haus gerathen, wie wenn die seidenen Tapeten, die Bilder, die Bronze und der Marmor das baldige Erscheinen von Geistern verkündigten, den Besitzern dieser Pracht. Todesstille überall. Kein Geräusch von Tritten, kein Wagengerassel — Haus und Stadt schienen menschenleer. Mit Schrecken betrachtete er die Verzierungen seiner Zimmer, die kostbaren Kunstgegenstände und Industriewunder. Sind sie es nicht, diese Gott weiß weshalb zusammengekauften Spielzeuge, denen er das Recht zu lieben und zu freien verdankt? Was vermöchte er ohne sie? was ist er ohne sie werth? würde ihm ohne sie nicht die Luft genommen, die er athmet, der Himmel, zu dem er aufsieht, die holde Fürstin, die er besucht? . . .

Er stand seinem Reichthum Aug' in Auge gegenüber, wohin er sich wenden mochte: überall begegneten ihm gewisse Kostbarkeiten, alles Leblose sprach zu ihm dem Lebenden, Alles rauschte ihm in die Ohren: „Wie viel Geld du hast! . . .“ aber anstatt durch eine so angenehme Mahnung zu sich zu kommen, sich zu trösten, sich mit jungen Männern, Fürstentöchtern, Fürstenfrauen und der ganzen guten Menschheit auszusöhnen, verfiel G*** in Trauer, ließ die Arme sinken, neigte das Haupt. Tiefe Beklommenheit oder vielmehr ein Gefühl der bittersten Demüthigung sprach sich in seinen Zügen aus. Er erlag seiner eigenen Macht; er konnte mit den Reizen seines eigenen Hauses keinen Vergleich aushalten. Dieses Bild ist schöner als sein Besitzer, die Formen dieser aus Italien verschriebenen Statue schöner als die unharmonischen des Mannes. Jedes zärtliche Herz wird vor diesen Kunsterzeugnissen schmelzen, wird der Pariser Bronze, den englischen Teppichen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen und dem Wirthe

aus Achtung vor dessen Meubles sicherlich seine Mängel verzeihen. Traurig sah G*** umher — ob nicht aus irgend einer Ecke die rauhe Stimme der Wahrheit, ein hartes Wort aus der Tiefe eines weiblichen Herzens erschallt, ob nicht einmal strenge, aber wenigstens aufrichtige Blicke vor ihm aufblitzen? ... Er flehte diese Wände um ein tröstendes Phantom, um die Erscheinung einer lautern Seele — aber vor ihm blinkte Gold, glänzte Seide. Ja gehe du nur, so viel du willst, in deinen Gemächern auf und nieder, sättige dich an Schlaflosigkeit, quäle bis zum Morgen deine Einbildungskraft ab, dir wird doch von keinen gleichgültigen Blicken, von keiner stolzen Haltung, von keinem kalten Gesichte träumen! Frauengestalten werden dir erscheinen, aber nicht von strengem Ansehn, sondern ewig lieblich, mit freundlichem Lächeln, mit schmeichelnder Zunge .... Hier ist's so schön, so behaglich, so geschmackvoll .... wer wollte hier sagen, was er denkt, wer wollte sich mit der Wahrheit herdrängen, wie auf die offene Straße! ....

Zerrissen von innerer Aufwallung trat er langsam ans Büreau, öffnete es und zog ein Fach. Sein Gesicht nahm einen weniger poetischen, aber tiefsinnigern positivern Ausdruck an.

Hier bot sich ihm ein Gegenstand von anderer Wichtigkeit dar; eine Menge kleiner, doppelt gefalteter Papiere lag vor ihm. Es handelte sich nicht mehr um prächtig verzierte Zimmer, nicht um Sesselchen oder Bilderchen, nicht um Tischler oder Künstler — hier waren in Kürze Schwarz auf Weiß alle Erzeugnisse der Natur aufbewahrt, das reizendste Klima, die zartesten Pflanzen, die ganze Erde und der vollständige Mensch. Dieses trauliche Fach, dieser Raum von wenigen Zollen umschloß eine unglaubliche Menge von Freuden und Qualen, den ergreifendsten Tugenden und den erhabensten Gefühlen. Die Papiere lagen bescheiden da, ohne sich zu rühren, ohne alles Bewußtsein ihres eigenen Wer-

thes .... Eine solche Demuth der Gewalt könnte einen angenehmen Eindruck machen — doch das war ein unförmliches Gemisch, ein sinnloses Chaos: die widersprechendsten Dinge, die verschiedensten Geschorfe der Geisterwelt ruhten hier beisammen, und es herrschte unter ihnen eine widerliche Gleichheit. Daraus ließ sich Alles holen, was Einem nur in den Sinn kam: ewige Liebe und ein leckeres Mahl, Freundschaft bis zum Grab und feiner Wein, unüberwindliche Leidenschaft, Freiheit, Sklaverei, verwandtschaftliche Bande, ehrerbietige Kinder und eine wunderbare Equipage, und medische Kleider — alle Erfindungen der Kultur, alle Gaben der Aufklärung, alles, was der Genius Großes schafft, alles, was Liebes, Schönes, Gutes die Welt erblickt ....

G*** betrachtete die Papiere — seine Gestalt richtete sich stolz auf, er warf den Kopf zurück, kreuzte die Arme — er wollte diese schreckliche Macht nicht anerkennen, es drängte ihn fort von ihr, und doch konnte er sich nicht losreißen. Vergebens sprach sein trotziges Ansehen Verachtung aus: dem edeln Drange gesellte sich das Gefühl der Abhängigkeit! Unwillkürlich brach der Sturm seiner Seele hervor, aus seinen Augen blitzte Unmuth ... sein Glück, seine Hoffnungen, sein Recht, Alles lag nicht in ihm, sondern in dem verfluchten Fach ... Ja, du Armer! Wenn in dieser dumpfen Nacht, in dieser Stille irgend ein Dämon durch dieses Parquett heraufstiege, hinter jenem Teppich hervorkröche, wenn er mit dem Zauber seines Höllenblickes deinen Namen von diesen Papieren löschte und einen andern ihm liebern darauf setzte — ja, wenn diese Scheine ins Nachbarhaus fliegen, in fremde Hände kommen, vom Angesicht der Erde verschwinden, und du eilst morgen zur Frau Fürstin, so wirst du nicht mehr mit solchen Schritten in den Vorsaal treten, nicht mehr so keck wird dein Mantel dir um die Schultern hängen, du wirst die Wände und die Leute nicht mehr erkennen, der Lakai

wird ſich kaum von ſeinem Platze rühren: die Frau Fürſtin iſt nicht zu Hauſe — die Frau Fürſtin iſt beſchäftigt — die Frau Fürſtin ſchlummert — die Frau Fürſtin ſchließt Frieden zwiſchen Königreichen — leitet Krieg ein — der Himmel weiß, was ſie Alles macht — nur kann ſie dich nicht empfangen .... Jetzt iſt's etwas Anderes! ſieh nur hin auf dieſe Papiere, bücke dich vor ihnen, krieche vor ihnen ... jetzt giebt's für dich keine feſtgeſetzte Zeit, keine beſtimmte Stunde, die Thüren gehen vor dir weit auf, der Lakai hat kaum geöffnet, ſo tritt er auf die Seite: Die Frau Fürſtin iſt nicht zu Hauſe, aber die Fräulein ſind zugegen — haben Sie die Güte; die Frau Fürſtin will ausfahren — treten Sie gefälligſt ein; die Frau Fürſtin iſt unwohl — haben Sie die Güte; die Frau Fürſtin liegt im Bette, iſt im Sterben, hat nach dem Geiſtlichen geſchickt, und dennoch — haben Sie die Güte, treten Sie gefälligſt ein! .... G*** erblaßte, ſeine Lippen bebten vor Zorn, doch wandte er ſich gleich von den Papieren ab: man zürne noch ſo ſehr, mit denen iſt nichts anzufangen, das iſt etwas Unantaſtbares, gegen ſie läßt ſich keine Hand aufheben. Mit lodernden Blicken maß er das Zimmer, rings um ihn widerlicher Comfort .... Da trat er raſch ans Fenſter, blieb mit einer gewiſſen Erbosung davor ſtehen, griff nach den prächtigen Vorhängen, zerrte mit aller Gewalt, und die koſtbaren Zierathen fielen in der kläglichſten Geſtalt zu ſeinen Füßen. Die Farbe trat ihm auf die Wangen, er bückte ſich, ſah hin, gerieth in Nachdenken und wurde ruhiger — wie wenn er endlich ein Mittel gefunden hätte, ſich ohne Nachtheil vom Gelde frei zu machen, arm zu werden ohne die Leiden der Armuth, und ſich zu überzeugen, ob ihn die junge Fürſtin liebt oder täuſcht. Einige Minuten nach einer ſo unvernünftigen Handlung warf G*** unentkleidet in gänzlicher Erſchöpfung ſich auf's Sopha.

VIII.

Tags darauf gleich nach Tische saß Fürstin Sophie am offenen Fenster. Die Bäume im Garten hinderten sie, Vorbeigehende sowohl als Vorbeifahrende zu bemerken. Sie hatte nichts zu sehen, Niemand zu beobachten. Sie saß, das Haupt in die Hand geneigt, sich auf die marmorne Fensterbrüstung stützend, auf die sie mit den Fingern gewisse kabbalistische Zeichen schrieb. Unverwandt folgten ihre Blicke der unsichtbaren Zeichnung. Es schien, als sei ihr diese Hieroglyphenschrift leserlich, und der kalte Marmor nehme jede Berührung des Zauberfingers in sich auf. Die nichtige Beschäftigung machte einen tiefen Eindruck. Es drängte sich Einem der Gedanke auf, daß Sophie den Morgen nicht in Müssiggang, nicht in Vergnügungen, nicht in eitelm Tand zugebracht, sondern daß strengernste Betrachtungen ihre Seele heimgesucht. Es war, wie gesagt, nach Tische, aber die junge Fürstin befand sich in einer solchen Stimmung, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur selbst nichts gegessen, sondern sich gewiß abgewandt, wenn Andere aßen. Das Geraffel auf der Straße riß sie nicht aus ihrem Nachdenken. Um diese Stunde rasseln zumeist nur Droschken, und die sind keiner Aufmerksamkeit werth. Mitunter freilich klang etwas wie eine Kutsche oder Kalesche — da ruhte Sophiens Finger, sie hob das Haupt empor, doch langsam ohne besondere Bewegung, und hielt es einige Sekunden von der Hand getrennt, worauf sie es wieder sinken ließ und fortzeichnete. Das war nicht die Kutsche, nicht die Kalesche, es war Jemand, der irgend wohin nach einem fernen Ende Moskau's fuhr. Sophien war traurig zu Muthe, Sophie langweilte und ärgerte sich zugleich. Ein paar Mal griff sie an den Rand der Marmorbrüstung, wie wenn sie es versuchte, wenigstens ein kleines Stückchen davon abzubrechen. Ihre Kraft erwies sich,

wie man leicht denken kann, einem solchen Riesenwerke nicht entsprechend. Fern in den anderen Stuben schimmerte, schwebte etwas Weißes, und bewegte sich kaum merklich von Stelle zu Stelle. Das waren ihre Gedanken in sichtbaren Gestalten, es waren lautlose Schatten, Wesen, die fremde Qual und fremde Unruhe sich auf's Herz geladen. Das waren ihre Schwestern, die auf keinem Platze bleiben konnten. Keine trat zu ihr, wagte ein Wort zu ihr zu sprechen oder sie anzublicken; keine wandte sich so unvorsichtig um, daß ein leises Geräusch des Kleides oder der Tritte das Ohr der lieben Schwester treffen könnte; nichts durfte diese erinnern, daß Zeugen ihrer Stimmung zugegen waren, die um ihren Fehler wußten und verzweifelten wie sie. Wozu das ohnehin erschütterte Herz noch durch Mitleid zerreißen, mit Tröstungen quälen und durch Hoffnungszuspruch beleidigen? Manchmal reißt jeder Blick, jeder Schritt, jedes Wort des Nahestehenden die frische Wunde nur auf. Das ganze Haus war erstarrt. Es hatte nach den sündigen Lustbarkeiten des gestrigen Tages sich verwandelt und war einem stillen Tugendahnl ähnlich geworden. Sophie wurde des Gebücktsitzens endlich müde, und stand auf, aber nicht mehr so lebendig, wie sie sonst pflegte. Ihr Gang hatte nicht mehr jene Rüstigkeit, die Füße schleppten sich kaum hin. Sie trat an die Uhr — halb acht. Zu früh für gewöhnlichen Besuch, aber schrecklich spät für Den, dem gesagt wurde: kommen Sie recht zeitig. Der unausstehliche Pendel pickte in einem fort, die Zeit ging und brachte nichts. Der Adlerblick der Fürstin heftete sich an den Sekundenweiser, aber auch der hielt nicht still. Wieder eine Viertelstunde aus dem Leben weg! Jede Minute wurde ihr kostbarer. Noch einige Pendelschläge und G*** kommt gewiß nicht mehr. Die glänzenden Hoffnungen, die stolzen Pläne, so viel Genüsse der Eitelkeit, so viel Spiele der Phantasie, so viel Lebenskraft, an eine Sorge.

einen Gedanken, ein Ziel gewendet — Alles vergebens, Allem entsagen müssen wegen eines zwei- bis dreimaligen Herumwälzens! Sophie trat von der Uhr nicht ab. Verdammte Zeit, nach der man sich ewig richten muß!.... Ihr Gesicht, ihre ganze Gestalt, alle ihre Glieder waren in einer gewissen Erstarrung; nur zwei Finger der Hand, die das Gürtelband hielten, beschäftigten sich mit dem Sekundenzählen und bebten im Takt bei jedem Sprung des Weisers. Aber auch diese Bewegung hörte auf, auch die zwei Finger erstarrten, sowie etwas über die Straße fuhr. Jetzt bedurfte es keiner Kutsche oder Kalesche mehr, um auf den aristokratischen Gebersinn der jungen Fürstin einzuwirken: Droschken, Fiaker, die lumpigsten Fuhrwerke machten sie zur vollständigen Statue. Ihre Begriffe von Equipagen verwirrten sich, ein wahnwitziger Gleichheitsgeist bemächtigte sich ihrer. Klapperte irgend ein Karren heran, so wagte die Arme kaum die Augen nach dem Fenster zu wenden, blickte von der Seite hin, und hielt ängstlich den Athem an, um den Fahrenden ja nicht zu stören. Es schlug acht Uhr, und ein fürchterliches Getöse erscholl. Das Haus zitterte. Irgend ein Bengel sauste mit unausstehlichem Gelärm vorbei. Sophie stürzte ans Fenster, bog sich ein wenig hinaus.... Doch nichts als Grün und Blumen da draußen, nichts als die schöne, staubbedeckte Natur! Sie hatte gar keine Lust sich an dem lieblichen Bilde zu weiden, sondern drehte sich recht flink um, stieß den Sessel weg, und stellte sich händeringend vor die Zimmerreihe. Ihre Schwestern, die vorhin zu sehen waren, verschwanden sogleich. Sie stand allein da, Niemand vor ihr, sie horchte nicht mehr auf den Stundenschlag noch auf das Straßengeräusch, sondern blickte in das Tiefinnerste des Hauses. Ob sie nicht aus den Gastzimmern in ihr Schlafgemach oder in ihr Kabinet flüchten sollte? Dort kann man sich in Verzweiflung auf das Sopha werfen, das weinende Ge-

sicht ins Kissen drücken, dort kann man vor Aerger etwas zerknittern, zerreißen .... In diesem Augenblick ging hinter ihr irgend eine Thüre auf, es trat Jemand ein, der Diener meldete, und gleich nach demselben erschien G***. Er kam langsam geschritten, und richtete den Kopf ein wenig in die Höhe. In der linken Hand trug er Hut und Stock, die rechte strich das dichte Haar von seiner Stirn. Sophie ließ ungewohnter Weise diesmal ihre Schwestern nicht voran, sondern sie empfing den Gast selbst.

Wenn Du jemals Karten gespielt, mein Leser, und das Unglück hattest, den letzten Heller zu verspielen, wenn an jenem fürchterlichen Abend, oder vielmehr in jener fürchterlichen Nacht Dein Gegner, nachdem er Dir Alles abgenommen, sich Dir um den Hals warf, Dich gefühlvoll an seine Brust drückte und beinahe in Thränen zerfloß, daß er Dich lange nicht sehen würde, weil er morgen in aller Frühe auf seine Güter oder nach dem Kaukasus fahre, wenn kein Bitten und Zureden ihn rühren und von solch unmenschlichem Vorhaben abbringen konnte — so rufe Dir jenen Tagesanbruch, jenen Morgen ins Gedächtniß, wo Du nach schlaflosen Stunden Dich in Deinem Bette aufgerichtet, und dachtest: „Jetzt fährt er, fährt mit meinem Gelde; ich kann wieder gewinnen, aber nicht von ihm, kann wieder Geld haben, allein nicht das, was er davon trug!“ Und nun stelle Dir vor, daß dieser Bösewicht in demselben Augenblick, wo Du ihn Dir voller Qual auf der Landstraße denkst, zu Dir ins Zimmer tritt ... wie wäre Dir da zu Muthe? Nur mit einem solchen Gefühle kann ich das der jungen Fürstin vergleichen. Ihre Augen funkelten, ihr Gesicht belebte sich, alle ihre Züge, alle ihre Bewegungen sprachen jenen energischen Gemüthszustand, jene entschiedene Gewißheit aus, mit welcher man sich im Stillen sagt: „nein, jetzt fährst du nicht mehr auf dein Gut, nicht mehr nach dem Kau-

kasus, nun lasse ich dich nicht heraus, nun gewinne ich's dir ab.“ Eine solche ungegründete Freude und vielleicht auch der Umstand, daß Sophie wahrscheinlich mehr die Seeleneigenschaften als den Gesichtsausdruck beachtete, ließen sie nicht bemerken, daß G*** nicht gekommen war, zu spielen, daß er auch die ganze Nacht nicht geschlafen, von Gedanken anderer Art gequält, und daß man bei seinem Erscheinen sich noch über nichts zu freuen hatte. Er trat zu ihr, und blieb stehen, ohne ein Wort zu sprechen.

„Mama kommt gleich wieder,“ sagte Sophie. „Sie ist ausgefahren.“

— „Ausgefahren! ... Wohin denn?“ fragte G***. Das war eine jener Fragen, auf die man nicht zu antworten braucht. Sophie wollte das Gespräch auf etwas Anderes lenken, und warf schnell hin:

„Sie haben mich in großer Freude überrascht; diesen Augenblick, bevor Sie kamen, habe ich ein Geschenk erhalten. Brülow hatte in einem Hause mit bloßem Stift die Skizze eines künftigen Gemäldes hingezeichnet: diese Zeichnung wollte ich durchaus besitzen ... ich bat so dringend darum ... Wollen Sie sie sehen? ich habe sie schon in mein Album geklebt; ich fürchte nur, daß sie sich verwischt.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte sich die entzückte Fürstin lebhaft um, und lief fast. G*** folgte ihr, und begegnete ihren Schwestern; er blieb mit diesen stehen, lächelte und scherzte über etwas, so daß sie böse thaten, sich von ihm abwandten und nach der entgegengesetzten Seite weggingen. Unterdeß stand die Hauptperson der Familie schon in der Ferne mit dem aufgeschlagenen Album in Händen, rührte sich vor Entzücken nicht von der Stelle, und rief in künstlerischer Hingerissenheit: „Reizend! Sehen Sie doch!“ Sophie trat, um die Skizze bequemer betrachten zu können, in den Hintergrund des Zimmers zurück und lehnte das Album

auf den Tisch, ohne es jedoch aus der Hand zu lassen und ohne ein Auge davon zu verwenden.

In dem Zimmer waren auf verschiedenen Meubles mehrere englische Stahlstiche zerstreut, Byron'sche Heldinnen; an der Wand hing ein Portrait von Sophiens Bruder, einem schönen jungen Manne in Adjutantenuniform: dann lagen ein paar aufgeschlagene Bücher da, auch wohl sämmtlich englisch, und die lithographirte Abbildung eines Dampfwagenzuges.

In bescheidener Ecke stand auf einem kleinen Tischchen ein prächtiger Rosenstrauß in Wasser; noch hauchte er einen feinen Duft aus, dem zartesten Geruchsinn kaum fühlbar. Vor den Fenstern standen Glasschirme, deren helle Farben mit den Blumen und dem Grün der Gotteswelt an Frische wetteiferten. Noch befand sich ein Stickrahmen da, ein gothischer Kronleuchter an der Decke und schließlich ein wundervoller gothischer Armsessel. Die mittelalterlichen Formen, von den Ritterschlössern überkommen, waren, ich weiß nicht mit welchem Fug, nach Moskau übertragen und mit dem Zubehör der modernen Cultur durcheinander gemengt worden. Die Nippsächelchen, die auf dem sogenannten Schreibtisch umherlagen, erwähne ich nicht weiter.

Was war das für ein Zimmer? wie sollte man es nennen? Genug, ein ruhig kleines Zimmer, in welchem sich recht traulich zu zweien bleiben und ein leises Liebeswort flüstern ließ. Sophie sah ins Album und weiter nirgends, neigte das Haupt bald auf die eine, bald auf die andere Seite, und ergoß sich in Lobeserhebungen, doch bescheiden, ohne die mindeste Dreistigkeit im Tone. Allein sie fand hier gar keinen Wiederhall, Niemand nahm an den Fortschritten vaterländischer Malerei Antheil. Man mußte hinsehen, aufblicken, um sich der Gegenwart eines lebenden Wesens zu versichern, um sich vollkommen zu überzeugen, daß kein Gespenst, sondern ein leibhafter Mensch ihr hierher gefolgt war. Das

hatte die junge Fürstin noch nicht gewagt. Wie Einen ansehen, der gleich sein Herz, seinen Kopf und seine Millionen zu ihren Füßen legen will? So weltgeübt, so vielerprobt sie auch in der Verstellungskunst war, sie konnte doch ihrer Lage nicht widerstehen, und nicht, wie in früheren Tagen, ihre innere Aufregung bezwingen. Die Röthe edler Bangigkeit flammte lebhafter auf ihren weißen Wangen, ihre Stimme begann zu stocken, noch blätterte sie im Album fort, aber sie wußte nicht mehr, wo sie mit der Malerei hinsollte, wie sie sich aus der schrecklichen Stille rette, die sich ringsum verbreitet hatte. Zwei Schritte von ihr stand ein ihr bekannter Mann. Vor einem Augenblick hatte sie ihn gesehen, gehört, erfunden, aber wo war er denn nun hin? Hier befand sich Niemand außer ihr. Sie allein ist's, die hier kaum zu athmen wagt, sie allein, die vor dem unablässigen Geräusch der Albumblätter erschrickt und in Einem fort damit rauscht. Ist er etwa in dem Arom dieses Zimmers zerflossen? ist er durch die Wand hinausgeschlüpft oder ist er vom Anschauen der Schönheit auf dem Flecke versteinert? Sophie befand sich in großer Verlegenheit: das Schweigen unterbrechen, wenn es einmal ernstlich eingetreten, ist etwas sehr Schweres.

Um nur irgendwie Muth zu gewinnen, um durch eine entschiedene Maßregel aus diesem unerträglichen Zustande herauszukommen und von den vernichtenden Blicken eines seltsam starren Wesens sich zu befreien, warf sie das Album hin, drehte sich gewandt um, und setzte sich: aber im selben Moment richtete sie ihrer unglücklichen Gewohnheit nach einen durchdringenden Seitenblick auf jenen Punkt, wo sie den Gesuchten endlich finden mußte, und sah ihn schlau, verführerisch, schrecklich an. Da kam Leben und Bewegung in das Zimmer. Plötzlich fiel Jemandes Stock mit großem Gekrach zu Boden. Sophie fuhr zusammen, und vor ihren Augen erschien G*** in seiner vollen Gestalt, finster, mit überhangen-

den Frauen. Er stand gebückt hinter dem gothischen Sessel, hielt sich fest an dessen Lehne, und blickte unverwandt auf das sammtne Kissen. Der Fall des Stockes weckte keine Empfindsamkeit in ihm und löste seine Zunge nicht. Eine solche Schüchternheit ist jedem Manne eigen, der nicht weiß, womit man zärtliche Herzensergüsse beginnt; darum ließ sich Sophie so wohlwollend nieder, in ihrem Lächeln, auf ihren Rosenwangen zeigte sich so viel Güte, so viel menschenfreundliche Herablassung, daß er anfangen durfte, wie er immer wollte.

Abermals trat Stille ein. Nach einigen Sekunden hob G*** den Kopf in die Höhe.

„Fürstin," sagte er mit fester Stimme: „erlauben Sie mir, offen mit Ihnen zu reden?" Sie legte den Zipfel ihres Gürtels auf den Tisch, nahm ein Perlmuttermesserchen in die Hand, und beschäftigte sich damit.

„Erlauben Sie mir's?" fuhr G*** fort, sich in der ganzen Länge seiner Gestalt aufrichtend, und die Arme über die Brust kreuzend. „Doch vielleicht haben wir nicht dieselben Begriffe von Offenheit. Ich muß Ihnen bemerken, daß in meiner Sprache dieses Wort kein leerer Schall ist. Gewöhnlich liegt darin nicht der geringste Ernst und kein Funke Sinn. Meine Offenheit kostet mir viel. Ich habe mich zu ihr vorbereitet. Seit ich Sie kenne, haben Sie einen so mächtigen Eindruck auf mich gemacht, daß ich gegen Sie vollkommen aufrichtig sein möchte. Ich habe dieses Verlangen nicht bewältigen können, und ich empfinde es zum ersten Male in meinem Leben. Ich weiß nicht, ob hierin etwas Schmeichelhaftes für Sie ist; aber ich gestehe, Ihnen, Ihnen allein zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt, welche Folgen auch unser Gespräch haben mag, dünkt mir die höchste Seligkeit."

Sophie wartete ein wenig, ob er nicht weiter spräche, dann war sie genöthigt zu antworten;

— „Ich habe mich ja schon bereit erklärt, Sie an-

zuhören," sagte sie recht leise, während sie fortfuhr mit dem Messerchen ihr Band zu glätten.

„Ja wohl! Aber Sie denken, da ich nothwendiger Weise eine menschliche Sprache reden muß, da ich ein Menschenangesicht habe, werde unser Gespräch eine gewöhnliche Wendung nehmen und den eingelernten Regeln folgen. Nein, Fürstin, die Lehren unserer Erziehung, die Gesetze der Gesellschaft kann ich nicht mehr ertragen — nicht wahr, zuletzt wird sie denn doch unerträglich, unsere alltägliche Art, sich auszudrücken, d. h. die Art einander zu täuschen. Ich will Alles sagen, was nicht gesprochen, sondern nur gedacht wird, ich will aus Achtung vor der Wahrheit, allem Weltanstand zuwider, jeden Gedanken und jedes Gefühl bei seinem rechten Namen nennen. Werden Sie die strenge Aufrichtigkeit eines Mannes aushalten? Begreifen Sie das Vergnügen, sich auf wenige Augenblicke von den Menschen loszumachen, von ihren Gewohnheiten und Vorurtheilen, die eitle Eigenliebe in sich zu betäuben, sich selbst eine Nebenperson zu werden, sich aber sich selbst zu erheben, seine Seele bis in ihre tiefsten Falten zu öffnen, zu bekennen, was in ihr gut und böse, sich kalt, erwägsam sein eigenes Urtheil zu sprechen, ja, wenn es sein muß, sein Todesurtheil!"

Sophie sah ihn sehr ernst an, worauf sie sich wieder zu ihrem Bande neigte. Man hätte denken mögen, daß sie den Eingang irgend eines Walter-Scott'schen Romans lese. Langweilig, recht langweilig, aber man muß weiter lesen, es kommt schon interessant.

„Gewiß," fuhr G*** fort, ohne seine Stellung zu ändern, und die Arme noch immer auf Napoleonische Weise verschränkt haltend: „gewiß hätten Sie manchmal auf dem Balle Ihrem Cavalier gern gesagt: „du bist unausstehlich," und Ihrer Freundin: „ich habe dich recht satt" — aber Sie konnten es nicht. So was dürfen Sie nicht sagen. Die Leute werden böse, die Welt wird

Jeder schreien gegen Sie. Doch unbefriedigte Wünsche der Art machen Einen noch nicht so sehr unglücklich. Sie haben wahrscheinlich auch schon heftiger gelitten, sind von einem erhabenern, bedeutsamern Aufrichtigkeitsdrange gequält worden. Ja, den Menschen kann auch bei vollem Verstande ein gewisser Wahnsinn anwandeln. Bisweilen möchte er ohne allen Zweck, ohne damit dem Nächsten schaden oder sich nützen zu können, Gott weiß warum, alle seine Gedanken und Gefühle laut ausschreien, und Jedem, dem er begegnet, seine Meinung über ihn aufdringen. Man fühlt, daß man nach einer solchen Handlung sich selbst lieber, daß man besser, edler würde, und doch geht man hin den Athem anhaltend, geht schweigend durch diese Menge, wo der, den wir hassen, sich von uns geliebt glaubt, und für den wir in Liebe vergehen, vor unserm Hasse bebt. Ach, Fürstin, man kann in Entsetzen gerathen vor unserer zweiten Natur: man nennt sie Sitte, Erziehung, Gewohnheit, und wie sonst noch? ... Nicht wahr, man muß mit Kindesfreude die Minute ergreifen, in der sich uns die Möglichkeit bietet, den edeln Regungen unseres Herzens freien Lauf zu lassen? Nun denn, vor Ihnen steht ein Mensch, dem Sie Alles ins Gesicht sagen können, was Sie denken; Sie können sich gegen ihn über ihn selbst so dreist aussprechen, wie über diesen Sessel. Die herbste Wahrheit, wenn es nur die Wahrheit ist, wird er als eine Gnade von Ihnen annehmen, als das erste Glück seines Lebens, als eine solche Wohlthat, die er nicht wagen wird sich zum zweiten Male von Gott zu erbitten. Vergessen wir, daß wir in einer volkreichen Stadt, in einer Gesellschaft, unter Menschen leben, daß sie dort, vor diesen Fenstern gehen, fahren und in ihrer Weise reden; sprechen wir nicht wie sie!"

— „Welche Wahrheit verlangen Sie von mir?" fragte die Fürstin in einem Tone voll Zärtlichkeit, Unschuld und Schamhaftigkeit. Ihre Stimme drückte eine

kindliche Ungewohnheit an kopfbrechende Gespräche aus, ein reizendes Unverständniß und bezaubernde Angst und geheime Hoffnung. „Ich kenne Sie doch, glaube ich, schon so gut, daß es mir angenehmer sein muß, mit Ihnen offen zu reden, als mit allen Andern.“ Hier schob sie das lithographirte Blatt zu sich heran und neigte sich so nahe über den Tisch, daß sie fast ihr Gesicht darauf lehnte. Die Bewegung Sophiens war so lieblich, daß sie nicht im Mindesten mit dem finstern Wesen des Mannes harmonirte; selbst in ihren Fingern, die leise, leise das Bild berührten, offenbarte sich eine Seele, die in diesem Augenblicke anders besaitet, die nur zur Weichheit, Sanftmuth und Güte gestimmt, eine Seele, die unfähig war, mit einem Worte zu vernichten, oder unglücklich zu machen.

G*** griff wieder an die Sesselehne, sich mit beiden Händen fest aufstützend.

„Fürstin,“ sagte er mit schneidender Kälte, und heftete seine Augen noch unverwandter auf sie: „Man wird Sie mir geben und Sie werden mich heirathen.“

Sie fuhr auf, wandte sich ab und erhob sich. Sie blickte nach der Thür, aber ohne sich von der Stelle zu rühren. Sie stand schutzlos da und wußte nicht, was sie thun sollte .... Welche Waffe hatte sie gegen die dreiste Sprache? Welche Kraft gegen die rohe Gewalt des Mannes?

„Ei, mein Gott!“ sagte G***, ohne ihr Zeit zur Besinnung zu lassen, und mit merklichem Unwillen den Kopf schüttelnd: „wenn ein Sterbender zu Ihren Füßen läge und Ihnen allein die erste und letzte Beichte seines Herzens zuflüsterte, so fänden Sie auch wohl da noch Raum für Ihre weibliche Eitelkeit, Sie verziehen ihm nicht den geraden, bestimmten, ungekünstelten Ausdruck, während es ihm nicht mehr um die Worte, sondern um die Seele zu thun wäre? .... Sagt' ich's denn, um Sie zu kränken? will ich denn mit meinem

Lage über Sie prahlen? habe ich Zeugen hierher zusammenberufen? Giebt es denn noch Jemand auf der Erde, gegen den meine Zunge sich nur rühren wird, das zu wiederholen, was in diesem Zimmer zur Sprache kommt? Ich sagte es, weil Sie, weil Ihre Verwandten das denken, weil es wahr ist und weil wir jetzt unsere gegenseitigen Beziehungen so wie das Ziel derselben gründlich prüfen müssen. Und warum sollten Sie mich nicht zu heirathen wünschen? warum nicht danach streben? Was ist denn Uebles daran? Im Gegentheil, Sie wären zu tadeln, wenn Sie es nicht thäten. Setzen Sie sich, Fürstin, lassen Sie uns kaltblütig sein. Ich bin nicht alt, nicht häßlich, im Sinne der Welt wohlerzogen, gebildet, ziemlich gescheit, lebe wie kein Steppenbarbar, gehöre zu derselben Menschenklasse wie Sie, bin unbescholtenen Wandels, von gutem Charakter, bekannt als ein ehrlicher und braver Mann .... Wir werden mit einander ganz bestimmt glücklich, ich weiß nicht im Mindesten daran; Sie werden eine herrliche Frau, ich ein guter Ehemann sein, wir werden sogar nie erfahren, ob wir uns vor der Hochzeit geliebt — so viel ist gewiß, wir werden uns lieben. Jetzt hat man nichts zu fürchten, jetzt sind Alle ohne Ausnahme glücklich; unglückliche Ehen giebt es gar nicht, weil das eheliche Glück kein Gefühl, sondern ein Vermögen ist, und was vermögen wir nicht in unserer Zeit? Endlich bin ich reich — reich (wiederholte G*** mit seltsamer Härte); von allem Unglück, dessen Summe Leben genannt wird, ist Reichthum doch wohl das angenehmste! Sehen Sie nun, Sie dürfen Ihre Absichten immerhin gestehen, warum sollten Sie nicht sogar laut, öffentlich von ihnen reden? Wenn Sie mir antworteten: „Ja, man wird mich Ihnen geben und ich werde Sie heirathen," wer würde Sie deshalb verdammen? wer wagte es? Sie kommen allen Bedingungen der Gesellschaft nach, allen Forderungen des menschlichen Verstandes, der Sitte, wie

dem Geſetz — was wollen die Leute mehr? wo ſteht denn geſchrieben, daß dergleichen nicht Statt habe? daß eine auf die reiflichſte Ueberlegung gegründete Ehe für ein ſchreckliches Verbrechen gelten muß?“

— „Ich erwog nichts, ich dachte nicht an die Leute, berechnete Ihre Vorzüge nicht, wußte nicht, wie viel Sie deren haben — ich war im Irrthum!“ Das letzte Wort ſprach Sophie in einem Tone, als ob ſie weinen wollte. Dabei wandte ſie ſich noch mehr von der Seite ab, wo G*** ſtand, um ihr Geſicht, das ſie in die Hand ſtützte, zu bergen, und ſetzte leiſe hinzu: „In einem angenehmen Irrthum.“ —

„Ich klage Sie nicht an, Fürſtin, ich entſchuldige Sie,“ fuhr er fort, ungerührt von ihrer weinerlichen Stimmung. „Wenn ich Ihre Gedanken kennte, und die meinigen nicht laut ausſpräche, wäre das etwa beſſer? Ich bitte Sie, würdigen Sie meine Aufrichtigkeit. Ja, weder ich, noch Andere können Sie anklagen. Die es thun, ſind Neider, die ſich gern vergiften, die vor der Zeit ſterben möchten, um nur unſere Verbindung zu hindern. Mithin wäre Alles unter uns in beſter Ordnung: ich habe mich nur an Ihre Frau Mutter zu wenden, und uns eröffnet ſich eine ſchöne Zukunft, ein ſtilles oder geräuſchvolles Leben, wie es uns beliebt.“

Sophie drehte ſich zu ihm um und ſtarrte ihn an.

„Aber,“ ſagte G***, das gothiſche Schnitzwerk am Seſſel mit den Fingern betaſtend, „nicht umſonſt hat mich das Schickſal mit Allem belehnt, was mich Ihrer Hand werth macht. Ich habe die vollſte Gewißheit meines Glückes, ich ſehe ein ganzes Leben mit Ihnen vor mir, ich kann es nicht ſchöner erſinnen, nicht ſicherer anordnen, und Alles dies genügt mir nicht. Ich möchte, Fürſtin, daß Ihre Zuſtimmung kein Werk des Verſtandes ſei, kein Ergebniß meiner Verdienſte, meiner Vorzüge vor Andern. Ich weiß zwar, es iſt ganz gleich, ſo oder ſo: die Urſache ſei welche ſie wolle, die

Folgen werden herrlich sein; ich fühle, daß dies zu nichts führt, daß es durchaus nicht nöthig ist, daß es mein Glück nicht um ein Haar vermehren wird, es ist nichts als Laune, kindische Begriffe ... aber was thun! Der Wunsch ist einmal vorhanden, er ist da, er ist Thatsache, ich vermag ihn nicht aus meinem Herzen zu verwischen, ihn aus der unglücklichen Brust zu reißen: ich möchte die Ueberzeugung haben, daß, wenn meine Züge widerlich entstellt würden, wenn ich in Grund und Boden ruinirt wäre, Sie den Bettler heiratheten, sich auch dann in der ganzen Welt kein Anderer fände, dem Sie Ihre Hand reichten. Dringen Sie nur recht in meinen Wahnsinn ein, Fürstin! Mich verlangt nach jenem unbewußten Gefühl, das sich auf nichts gründet, an nichts hält, auf nichts stützt, das von selbst entsteht, Gott weiß woher stammt, das auf Erden, so zu sagen, weder Vater noch Mutter hat — nach jener lautern, hinreißenden aber thörichten Liebe, welche den Krüppel dem schönsten Manne und den Narren einem Genie vorzieht. Schreiben Sie indeß mein Verlangen, diese schöne Frucht nicht etwa einer guten Wurzel zu. Ich bin unerbittlich gegen mich selbst; in mir ist ein anderes Ich, mit dem ich in diesem heiligen Momente nichts gemein habe. Mein Verlangen ist nicht Empfindsamkeit, nicht Zärtlichkeit, nicht Tugend; es ist ein unmenschlicher Stolz, eine abscheuliche Eitelkeit, die unsere häßliche Erziehung entwickelt; es ist ein höllischer Despotismus, an den mich mein Geld gewohnt hat. Fürstin! an Ihr Gewissen wende ich mich" .... G*** schob den Sessel zurück, um sich Platz zu machen, und seine braunen Wangen rötheten sich. „Ich stehe wehrlos vor Ihnen, ich habe keinen allkundigen Geist, keine allsehenden Augen, ich habe just das nicht, was ich brauche. Außer Ihrem Worte, Ihrem aufrichtigen, edeln Worte habe ich nicht das geringste Mittel, die Wahrheit zu erfahren. Sie sitzen hier vor mir, Sie bleiben, sehen mich ohne Zorn

an, hören mich nachsichtsvoll — doch das thun auch Andere. Was geht in Ihrem Herzen vor, welche Macht fesselt Sie an dieses Sopha? Welcher Gedanke kam in Ihre Seele, als wir uns das erste Mal begegneten? Da wurde in allen Ecken geflüstert: „Er ist reich," Alle deuteten auf mich, wie auf ein Thier, das man zerreißen muß. Vielleicht habe ich es diesem Gerede, diesem Ruf zu danken, daß Sie auf mich aufmerksam geworden. Sagen Sie, Fürstin — Sie beleidigen mich nicht, ich bin unverwundbar, meine Brust glüht nicht so sehr vor Durst nach Liebe, wie vor Durst nach Wahrheit. Sie sehen, ich gebe mich Ihnen ganz hin, ich verberge keinen einzigen Gedanken vor Ihnen .... lieben Sie mich? fühlen Sie, daß diese Liebe allen Prüfungen, allen Schlägen des Schicksals widerstände? es können diese ja gleich mein Haupt treffen .... sagen Sie, Sie verlieren nichts."

Sophie kam aus ihrer Erstarrung heraus, ihre Augen glänzten, sie neigte sich vor, wollte etwas sagen, aber plötzlich fuhr sie zurück, senkte ihr schwarzen Wimpern, nahm eine Miene an, wie wenn sie über sich selbst wegen ihrer unwillkürlichen Bewegung böse sei, oder wie wenn sie sich ein Gewissen machte zu lügen, und entgegnete mit Würde:

— „Warum sind Sie hier? Warum reden Sie mit mir, wenn Sie sich diese Frage bis jetzt selbst noch nicht beantworten konnten? Ich bin nicht gesonnen, der Spielball Ihrer Zweifel zu sein. Glauben Sie immerhin den Worten mehr als der That, denken Sie, was Sie wollen." Hier bedeckte sie rasch ihr Gesicht mit den Händen und hauchte mit tiefem Seufzer kaum vernehmlich hin: „Mein Gott! mein Gott!"

G*** maß sie mit den Augen und sagte mit sichtlichem Bedauern:

„Ach, wonach frage ich Sie! Sie sind sich über Ihr Gefühl nicht klar; es ist von fremden Meinungen ge-

trübt. Sie möchten wohl entſchieden antworten, aber Sie können nicht. Sagen Sie: ich liebe Sie nicht — ſo gehen wir auseinander. Aber Sie müſſen einen Reichen heirathen, Sie können Reichthum nicht entbehren. Die Bedingungen unſerer Exiſtenz, das Leben, wie es ſich uns giebt, die Wahrheiten, die im Gange ſind, die Menſchen und Dinge, Alles fordert, daß wir die uneigennützigen Regungen unſeres Herzens zurückhalten, es dämpfen, wenn es ſich empört. Das iſt eine zu den urſprünglichen Pflichten des Menſchen neu hinzugekommene; wir ſind es uns ſchuldig, es iſt keine ſchlechte Handlung, es iſt nur Selbſterhaltung, nur — kein Selbſtmord."

— „Ich hoffe, ich bin nicht verpflichtet, Gefühle zu vertreten, die Sie mir zuſchreiben. Was wollen Sie? was kann man aus Ihren Worten entnehmen? Reden wir nicht von mir. Ich muß nach ſo ſeltſamem Verdacht .... doch angenommen, es ſei eine Andere, und die ſagte Ihnen: „Ich denke wahrlich nicht an Ihren Reichthum! was bringt Sie nur darauf? Wer hat Ihnen dieſe unſelige Idee in den Kopf geſetzt?" .... Nun, was wäre dann? Sie glauben es ja doch nicht: Sie wollen ja durchaus Haß; nur dies iſt Ihnen Wahrheit, nur dies Aufrichtigkeit, wenn Ihnen geſagt wird: „ich denke in Einem fort an Ihr Geld, ich möchte Ihr Geld haben" .... Aber ich bitte Sie! das iſt ja entſetzlich!"

Das Geſicht der Fürſtin, das in ihrer Hand geruht, flammte auf, ihre lange geſchloſſenen Augen ſchienen angegriffen; ſie war erſchüttert, ſie ſah ſich den beleidigenden Zweifeln eines Mannes preisgegeben, und gleichwohl redete ſie in ſo ſanftem Tone, daß das Geſpräch endlich eine weniger unruhige, weniger unſchickliche Wendung hätte nehmen müſſen: aber in den Zügen des Unbeugſamen zeigte ſich noch immer ein und dieſelbe hartnäckige Idee.

„Nein," ſagte er, zerſtreut nach der Decke blickend:

„nicht Haß will ich. Verzeihen Sie, ich habe eine thörichte Frage an Sie gethan. Sie sind unfrei, Sie können mir keine Antwort in meinem Sinne geben. Sie sind nicht Schuld, daß für mich Alles sericht, die Welt, die Ihrigen, Ihre Verhältnisse, Ihr eigner Verstand, alle Hoffnungen, die man Ihnen eingeflößt, alle Lockungen, mit denen man Sie verdorben — ich, ich bin Schuld, weil ich so viel Vorzüge habe. Allein wenn Sie mich nur aus Nothwendigkeit heirathen, so vergessen Sie nicht, daß dieser Reichthum, der mir einen so schrecklichen Werth giebt, daß dieser Reichthum immer doch mein bleibt. Irren Sie sich nicht. Die Leute berechnen nicht so klug, wie sie sich einbilden. Ist Ihnen gesagt werden, daß es kein noch so mächtiges Gefühl, keine noch so nahen Beziehungen giebt, welche diese Nüance verwischen? Das Geld ist nicht darum wichtig, weil man dafür kauft, sondern weil man dafür kaufen kann. Dieses Vergnügen werden Sie nicht erfahren, von diesem dämonischen Stolze werden Sie keinen Begriff haben. Bei meinem Charakter werde ich mir aus Ihrer Abhängigkeit einen hohen Genuß machen. Ich werde als unumgänglicher Vermittler zwischen Ihnen und dem Leben dastehen. Was zu Ihnen gelangen soll, wird durch mich gehen müssen. Der Mann nimmt mit Gewalt, das Weib durch Liebkosung. Ein Festkleid, ein Prunkgemach, die Kleiniakeiten Ihrer Toilette — Alles werde ich sein, überall ich, es wird Ihnen kein freies Plätzchen für Ihre Augen bleiben, kein Winkel für Ihre Gedanken: Alles was man nachher unter die Füße tritt, zum Fenster hinauswirft, Alles werden Sie mir mit einem zärtlichen Blick, mit einem Engelslächeln bezahlen. Wie nun, wenn Sie mit der Zeit einem Menschen begegnen, vor dem Ihnen das Herz in anderer Weise schlägt, ein Bild von anderm Glücke malt! Er wird dahin gehen, an Ihnen nur vorüberstreichen, aber ewigen Gram und die bitterste Reue Ihnen hinterlassen.

Er wird mich an Ihnen für diesen Moment rächen, in welchem ich mit so kindischem Gefühle dastehe und gegen mich Alles sage, was ich nur zu sagen habe. Sie werden sich unseres jetzigen Gespräches erinnern, aber zu spät: Sie werden das Geräusch meiner Tritte hören, und es nicht wagen, eine Thräne fallen zu lassen; die Ihnen schon im Auge bebt, werden Sie zurückdrängen ..... Fürstin, Sie werden sich mir mit heiterm Gesichte zeigen, mir versichern, daß Sie sich nicht zu lassen wissen vor Glück .... o, es wird Ihnen nicht mehr möglich sein, sich von meinem Reichthum loszumachen, Sie werden ihn bis an den Tod genießen müssen."

— „Das kann ja Ihr Glück nicht stören!" sagte Sophie, die schon die Geduld verlor, mit sichtlichem Verdruß: „Man mag Sie noch so aufrichtig lieben, Sie werden es doch für Verstellung halten .... Wie nun, wenn man sich so gut verstellt, daß Sie die Kunst von der Natur nicht unterscheiden, ist's Ihnen nicht vollkommen gleich? Sie denken ja doch nur an sich. Sie geht es zum Beispiel gar nicht an, welchen Eindruck Ihre Worte auf Andere machen ...."

G*** griff sich mit der einen Hand an die Stirn, mit der andern an den Nacken, preßte sein Haupt, und sprach beinahe flüsternd:

„Ich habe Ihnen gesagt, was Ihrer harrt, wenn Sie mich nicht aus Liebe heirathen: aber wenn Sie mich zurückweisen, dann werden Sie zur Strafe für Ihren Edelmuth, für Ihre Seelengröße — o, ich weiß, welche lange Reihe von Qualen die gierige Welt Sie durchgehen lassen kann! Sie finden vielleicht den Menschen, dem sich Ihr Herz zuneigt, Sie finden ihn .... aber er wird Geld verlangen, Geld .... Fürstin, ich bin nicht deshalb hier, daß Sie für Ihre Aufrichtigkeit leiden. Den Gedanken ertrage ich nicht .... Glauben Sie, daß wir hier ganz allein sind, daß weder morgen noch später, noch in aller Ewigkeit ein Dritter um un-

ser Geheimniß wissen wird? .... Betrachten Sie den Ausdruck meines Gesichtes, hören Sie den Ton meiner Stimme — so lügt man nicht, so trügt man nicht!" ..

G*** strich das Haar in die Höhe, trat an den Tisch, und neigte sich geheimnißvoll. Sophie sah ihn mit völligem Erstaunen an. Er riß sie mit sich fort in eine unbegreifliche Welt; die Farbe verlor sich von ihren Wangen.

„Was rede ich?" fuhr er fort: „vergessen Sie meinen Namen, ich bin kein lebendiger Mensch, ich bin ein Geist, den Ihnen das Schicksal gesandt. Es gab Ihnen Schönheit, Talent und gewiß ein vortreffliches Herz, beging aber zugleich einen Fehler, und den will es jetzt gut machen .... Wozu diese wundervollen Schätze? wozu Ihre reizende Jugend, wenn Sie nicht das Recht haben, dieses Heiligthum mit Andacht zu wahren, wenn Sie gezwungen sind, in dem ernsten Lebensmomente des Weibes, in dem Moment ihrer größten That, Den zu täuschen, der sich auf Ihr Gewissen verläßt, wenn Sie eben so handeln müssen, wie Alles handelt, was Häßliches und Widerwärtiges in der Welt ist! ... Gott allein ist unser Zeuge .... ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich schwöre mit dem fürchterlichsten Eid, ich schwöre bei allem Heiligen, Niemand soll es erfahren ...."

— „Was erfahren?" fragte Sophie, an den Tisch rückend, mit Unruhe und Ungeduld.

G*** gerieth in Verwirrung, als wäre er auf diese Frage nicht gefaßt oder hätte schon all seine Mannheit erschöpft: da funkelten wieder die lauernden Augen, da blitzte wieder jener listige Blick auf, der ewig seinen Unglauben wach rief. Er zog aus der Tasche ein Päckchen Papiere, und sagte mit einem boshaften Halblächeln, wobei seine herrlichen weißen Zähne vorschimmerten:

„Ich mag mit diesen Papieren machen, was ich will, sie noch so lange hin- und herwenden, sie noch so fest drücken — es ist nichts zu fürchten, an ihnen bleibt

keine Spur meiner Finger, nicht die leiseste Erinnerung an mich. Niemand erräth, wo sie her sind, wo sie gewesen, an wessen Herzen sie gelegen; sie haben nicht das geringste Gefühl von Anhänglichkeit an den Ort, noch an den Menschen; es ist etwas Festeres als Marmor, Kälteres als Eis; dafür aber ist mir auch so wenig leid um sie, wie ihnen um mich. Hier sind fünfhunderttausend Rubel .... Lieben Sie mich, so sind sie mein, lieben Sie mich nicht, so gehören sie — Ihnen."

G*** legte die Banknoten auf den Tisch, aber sie flogen sogleich zu Boden. Sophie stieß sie mit fürchterlichem Unwillen zurück.

— „Man sieht doch, daß Sie Monopolist gewesen!" sagte sie mit krampfhafter Stimme und brach in Thränen aus. „Wie wagen Sie es, mir das anzubieten? Ich will Ihr Geld nicht, ich will Ihre Liebe nicht, ich will kein Glück!"

G*** erbebte. Weder die finsteren Brauen noch die braune Gesichtsfarbe hinderte den ungewöhnlich feurigen Ausdruck der Freude in seinen Zügen; doch das war nur eine Secunde. Wieder heftete er seinen starren Blick auf die Fürstin mit schrecklichem Zweifel, und fragte sie unbarmherzig, woher sie wisse, daß er Monopolist gewesen, wer ihr das gesagt, weshalb sie sich erkundigt.

„Was ist das, Fürstin? Liebe — oder die Gewohnheit zu wollen und die Ungewohnheit zu handeln? Scheut sich die zärtliche Hand, etwas zu berühren, wovor gewöhnlich keine Seele bangt? Was finden Sie hier so verletzend und so beleidigend? Zwischen uns giebt es keinen leeren Anstand mehr; meine Zunge hat vergessen, wie sie gestern gesprochen! ... Ich gebe Ihnen Freiheit, ich zerreiße diese schändlichen Ketten, die Sie drücken und vielleicht wider Ihren Willen an mich fesseln .... Sein Sie nicht böse, weinen Sie nicht, blicken Sie mich dreist an, dringen Sie recht in den

Sinn meiner Handlung ein, begreifen Sie mein warmes Gefühl .... Es iſt nicht böſe Abſicht, nicht Hohn, nicht Verſuchung: ich möchte es Ihnen möglich machen, durch das Leben mit jener ſittlichen Reinheit zu gehen, mit der Sie die Natur geſchaffen .... Aber mein heiliges Ziel, meinen guten Vorſatz biete ich Ihnen nicht umſonſt an, und fordere Lohn. Ich bin ermüdet von Zweifeln, zerriſſen von Heuchelei; ich weiß nicht, was Wahrheit iſt — o laſſen Sie mich ihr in Ihnen begegnen, laſſen Sie mich den wahren Laut Ihres Herzens, den unverfälſchten Ruf einer menſchlichen Seele hören! .... Liebe oder Haß, mir iſt Alles gleich .... Ich komme nicht in Verzweiflung, ich verliere Sie, und werde doch glücklich ſein; mir bleibt Ihr heller Blick, Ihr edles Wort; es wird durch mein ganzes Leben nachhallen, es wird mich umſchaffen, ich werde Alles der Welt, Alles den Menſchen verzeihen, ich werde ruhig ſterben, in der Erinnerung, daß ich einmal ein fremdes Herz geſchaut, einen fremden Gedanken gewußt. Was hält Sie zurück, es von mir anzunehmen, wenn Sie es ſollen? Denken Sie, daß ich's erzählen werde? .... Aber mein Gott, ich kann's ja nicht erzählen, wenn ich auch wollte! .... Man wird mir nicht glauben, mich einen Lügner heißen, für einen Narren halten, ins Irrenhaus ſtecken! .... Oder fürchten Sie etwa, mich zu ruiniren? .... O, für die Wahrheit möchte ich Ihnen mit dem Mark meiner Nerven, mit dem Blute meines Herzens zahlen! .... Sie werden ſie mir ſagen?“ ....

Er hob die Papiere vom Boden auf, und zog ein zweites Päckchen aus der Taſche.

„Lieben Sie mich oder nicht? Eine Million, Fürſtin, nehmen Sie eine Million!“

Bleich, zuſammengeſchmiegt, zog ſie den Kopf ein, wandte ſich weg, und getraute ſich nur von der Seite auf dieſe ſchreckliche Erſcheinung zu blicken, welche ſo nahe vor ihr ſtand und die mit einer gewiſſen Rieſen-

macht begabte Hand in der Luft hielt. Unter dieser Hand, schien es, wenn sie niedersänke, müßte selbst Granit bersten. Die Fürstin verlor sich in ihren Gedanken, sie war berauscht von den unerhörten Worten, sie hatte sich auf diesen Menschen nicht vorbereitet, dem es einfiel die Grenze seiner Rechte zu überschreiten, in fremdem Gewissen zu wühlen, und Geheimnisse heraufzubeschwören, die für den Himmel allein bewahrt werden.

G*** fuhr fort, sich selbst anzugreifen, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß sie ihn vertheidigen würde. Der leidenschaftlich ungestüme Ausdruck seiner Züge verrieth, in welchem Grade er glücklich wäre, wenn die Fürstin das Geld nicht annähme.

„Gestern noch," sagte er, „haben Sie keines Menschen Ruhe getrübt, Keiner kümmerte sich um Ihre wahrhaften Vorzüge, morgen wird man sie bemerken, würdigen, morgen wird man sie zahllos finden, ihnen die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Niemand wird an Ihnen mehr vorübergehen, Niemand sich umwenden — erstaren wird man in Ihrer Nähe vor Ehrfurcht. Sie werden die Gewißheit erhalten, daß der größte Theil derer, mit denen Sie jeden Tag tanzen, nicht einmal in dem glücklichsten Traum, in der ungebändigtesten Phantasie sich einzubilden wagt, Ihrer Hand werth zu sein. Sie werden der Gesellschaft nicht mehr sagen: „ich bin nur schön, nur gescheit," während Ihre glücklichen Nebenbuhlerinnen mit größerm Erfolg das Eine wiederholen: „Wir sind reich." Sie werden sich in keinen so erniedrigenden Wettstreit mit dem Gelde einlassen, gegen das Geld nicht Ihre Schönheit und Ihre Seele auf die Wage legen .... Ich will es so machen, daß es in der ganzen Stadt heißt, Sie hätten mich abgewiesen: es versteht sich, daß Sie dies in der öffentlichen Meinung nur heben wird. Was haben Sie denn gesehen? Wen kennen Sie? Mit wem haben Sie mich verglichen? .... Groß und mannigfaltig ist

die Gotteswelt! .... Bis jetzt habe ich sie Ihnen verdeckt; ich unausstehlicher Mensch, ich stellte mich vor Sie, und verschlang jeden Ihrer Blicke .... Es giebt viele Leute, — da haben Sie sie — die jünger sind als ich, die mehr Feuer in den Augen haben, mehr Leben in den Bewegungen, mehr Zukunft auf dem Gesicht... Moskau ist nicht die einzige Stadt in der Welt, es giebt ein Petersburg, London, Paris .... Gestern wurden Sie gewählt, morgen wählen Sie .... Sie werden nicht danach fragen, ob reich oder arm, häßlich oder schön, wenn nur Ihr Herz gefunden, daß er schöner ist, als die Andern .... Fürstin, lieben Sie mich? .... Nicht meine Hände bieten Ihnen Geld an. Das geschieht zwischen Ihnen und einer unsichtbaren Macht. Ich rufe Alles ans Tageslicht, was Heiliges in Ihrer Seele ist, was sich ewig in irgend einer Falte des menschlichen Herzens bergen muß. Ja oder nein? antworten Sie, eine Million, Fürstin, eine Million!" ....

— „Wohl!" sagte sie, sich vom Sopha erhebend, weiß wie Marmor, und streckte mit ungewöhnlicher Würde ihre Hand aus. Ihre ganze Haltung athmete edeln Stolz und irgend ein erhabenes Gefühl. „Wohl! ich glaube Ihnen, daß ich einen Menschen finden kann, der mir mehr gefällt als Sie. Wenn ich Sie geliebt, so habe ich in diesem Augenblicke Sie zu lieben aufgehört."

G*** reichte ihr die Banknoten, sie fuhr zusammen, zog ihre Hand weg, und das Geld fiel auf den Tisch.

Am andern Tag hieß es wirklich in der ganzen Stadt, Fürstin Sophie habe ihm einen Korb gegeben.

IV.

Der Patagan.

„Il avait à la main une espèce de vilain coutelas . . .“
„Un atagban?“ . . . . dit Chateaufort qui aimait la couleur locale.
„Un atagban“ reprit Darcy avec un sourire d'approbation.

La double méprise.

I.

O wie ſtand ihm die Cavallerieuniform! .... Wie froh, wie lebhaft, wie kindiſch drehte er ſich vor dem Spiegel! Wie gewandt griff er mehrere Male nach ſeinem Hut, auf dem die weichen, weißen Federn zitternd auseinander wallten und ſich zuſammenſchlangen! Bald warf er ihn flink unter den Arm, bald ließ er ihn mit Würde zum Knie herab, wobei er eine ernſte Stellung annahm, die Augen zublinzelte und ſeine gerade Haltung ein wenig zu beugen ſuchte. Wie zärtlich berührten ſeine feinen Finger einen ſchwarzen Miniaturſchnurrbart, der, kaum aufgeſproſſen, gleich dunklem Stahl glänzte! Dieſer Bart hatte nichts Aehnliches mit dem wilden, dichten, herabhängenden Schnurrbart eines alten Soldaten; er war noch nicht beräuchert vom Schlachtendampf, noch nicht getränkt vom Becher des Feldlagers. Vor ihm hätte der Feind nicht gebebt, der Jude ſich nicht entſetzt, das ſchutzloſe Mädchen nicht geweint; vor ihm wäre der beſtürzte Schenkwirth nicht außer Athem gekommen, der eiferſüchtige Ehemann nicht verſtummt. Es war ein Bart nicht für den Bivouac, nicht für die Batterie, ſondern für den Salon, für Damen, nur um das Roth der Lippen und die Weiße der Zähne zu ſchattiren, um dem Geſichte einen ritterlichen Reiz zu verleihen, an eine Romanze, ein Duell, eine wandernde Liebe, nicht aber an einen nordiſchen Recken zu erinnern.

Wie lieblich senkten sich die seidenen Wimpern des Jünglings, als er einen zufriedenen Blick auf seine neuen Epaulettes warf! Damals hatte man freilich noch keine prächtigen, metallenen, geschlagenen Epaulettes aber man hatte auch keine Sternchen — so vernichtend für die Ehrliebe eines Fähndrichs, der sich zum Rittmeister emporsehnt. Darum mochte er wohl auch mit ganz besonderm Vergnügen nach seinen Schultern blicken. Ein Uhrkettchen wiegte sich auf seiner schönen Brust, die Knöpfe funkelten, die Degenquaste blitzte, Alles war, wie man zu sagen pflegt, wie von der Nadel weg — und seine geschmeidigen, wohlgeformten Glieder, seine Bewegungen athmeten die herzlichste Freude. Jetzt konnte er bei Andrieux speisen, in einer Kutsche dahinfliegen, mit der Lorgnette im Theater erscheinen und auf der Newsky-Perspective glänzen. Jetzt wird er nicht mehr von Weitem spähen, ob nicht ein Oberst des Weges kommt, oder ein General vorbeifährt, und wenn neben ihm ein feurig Auge schimmert, eine Locke, eine wallende Schärpe, so wird er sich nicht mehr mit dem störenden Wort: „Hand straff an die Nahr," beschäftigen.

Oft schlug er die Absätze an einander, und seine Sporen klirrten, sein scharfer Blick belebte sich ungewöhnlich — als freute er sich schon im Voraus bei dem Gedanken, daß dieser Klang im Herzen der Erkorenen wiederhallen würde, wenn sie an seinem trunkenen Arm durch den geschmückten Saal dahinschwebe; als ahnte er schon, daß man an diesem Klang seine ungeduldigen Schritte erkennen würde, als dächte er ... doch was denkt nicht alles ein junger Mann, der im Tagesbefehl gelesen, daß er nicht mehr Cadet, daß er Cornet sei?

Bei wem knüpften sich an diesen Rang nicht Erinnerungen kindlichen Entzückens, worin so viel Hoffnung, Liebe, Freiheit, und, was das Beste, so viel Jugend

ag! .... Einziger Rang! das jüngste, vierzehnte Glied der zahlreichen Familie *), aber lieblicher als alle seine Brüder! .... Es kommen auch die andern, Zeit und Geduld zählen sie Jedem zu als gebührenden Sold des Lebens, es kommt Alles, der Generalsrang, Orden — aber die Jugend des Cornets kommt nicht wieder! Betreßte Epauletten hängen auf den Schultern — aber es fehlt der jungfräuliche Blick, sich daran zu weiden .... Da regt sich schon etwas Anderes, Gedanken der Macht, etwas Düsteres, Heimliches, Ränkevolles! .... Cornet — erste feste Stufe, von der man nicht sieht, wo sie hinführt, und wie schwankend die Leiter, die wir Leben nennen: erstes Gefühl der Gleichheit mit Andern, erste Erlaubniß, zu genießen wie Andere! .... So ist's nicht beim Collegienregistrator, diesem Geschöpf der Dinte, das in schmutzigen Gerichtsstuben tagelöhnert, oder in reinlichen Kanzeleien sein stummes Bußwerk übt und langsam emporwächst über unsinniger Prosa, in der Schwüle der vier Wände — so ist's nicht beim Studenten, der sein Diplom erhalten, denn ein Student, auch vor seinem Abgang, tanzt auf Bällen, bindet sein Halstuch nach der neuesten Mode, sitzt als Kenner im Theater, spielt eine Rolle: ein Student kann verbergen, daß er noch lernt. Daher läßt sich denn auch die Empfindung, mit der ein Cadet die Offiziersuniform anzieht, durch keinen Vergleich ganz veranschaulichen. Es ist so viel Unbestimmtes darin: Ernst mit Kindheit gepaart, die Geschäftigkeit des Ehrgeizes und Beruhigung des Erfolges, vielleicht befriedigter Neid, vielleicht das natürliche Verlangen des Menschen, weniger Obere zu haben ...

*) In Rußland besteht die Stufenleiter der militairischen Würden (der maßgebenden für jede Auszeichnung) bekanntlich aus vierzehn Graden, oder, wie es dort genannt wird, Classen; der unterste (der vierzehnte) ist im Kriegsdienste der Rang eines Fähndrichs, im Civildienste der eines Collegienregistrators. A. d. U.

Wie lieblich senkten sich die seidenen Wimpern des Jünglings, als er einen zufriedenen Blick auf seine neuen Epaulettes warf! Damals hatte man freilich noch keine prächtigen, metallenen, geschlagenen Epaulettes aber man hatte auch keine Sternchen — so vernichtend für die Ehrliebe eines Fähndrichs, der sich zum Rittmeister emporsehnt. Darum mochte er wohl auch mit ganz besonderm Vergnügen nach seinen Schultern blicken. Ein Uhrkettchen wiegte sich auf seiner schönen Brust, die Knopfe funkelten, die Degenquaste blitzte, Alles war, wie man zu sagen pflegt, wie von der Nadel weg — und seine geschmeidigen, wohlgeformten Glieder, seine Bewegungen athmeten die herzlichste Freude. Jetzt konnte er bei Andrieux speisen, in einer Kutsche dahinfliegen, mit der Lorgnette im Theater erscheinen und auf der Newsky-Perspective glänzen. Jetzt wird er nicht mehr von Weitem spähen, ob nicht ein Oberst des Weges kommt, oder ein General vorbeifährt, und wenn neben ihm ein feurig Auge schimmert, eine Locke, eine wallende Schärpe, so wird er sich nicht mehr mit dem störenden Wort: „Hand straff an die Naht," beschäftigen.

Oft schlug er die Absätze an einander, und seine Sporen klirrten, sein scharfer Blick belebte sich ungewöhnlich — als freute er sich schon im Voraus bei dem Gedanken, daß dieser Klang im Herzen der Erkorenen wiederhallen würde, wenn sie an seinem trunkenen Arm durch den geschmückten Saal dahinschwebe; als ahnte er schon, daß man an diesem Klang seine ungeduldigen Schritte erkennen würde, als dächte er... doch was denkt nicht alles ein junger Mann, der im Tagesbefehl gelesen, daß er nicht mehr Cadet, daß er Cornet sei?

Bei wem knüpften sich an diesen Rang nicht Erinnerungen kindlichen Entzückens, worin so viel Hoffnung, Liebe, Freiheit, und, was das Beste, so viel Jugend

kurz, ein Etwas, das ich nicht bezeichnen kann. So viel ist gewiß, wer meinen Cornet beobachtet hätte, wie er sich die Uniform anpaßte, wurde ihn entweder mit Theilnahme oder mit Spott betrachtet haben! .... Es war ein Augenblick, in welchem er kühner aufs Roß gesprungen wäre, über's Feld Gott weiß wohin gejagt, und in die Erste, die ihm freundlich entgegenkam, sich zum Sterben verliebt hätte ... es war ein Augenblick der Freudenröthe, der Schwungkraft, der Freigebigkeit, der reizenden Entwürfe, deren helle Bilder über die Erde kreisen wie Brieftauben, oder zum Himmel aufwirbeln wie zischende Raketen.

Das Entzücken des jungen Mannes aber wird noch natürlicher und begreiflicher erscheinen, wenn ich die Epoche angebe, in welcher er zum Cornet befördert wurde.

Es geschah in den jüngstvergangenen Jahren, als die Frauen kürzere Taillen trugen und die Militairs, mit Ausnahme der Infanterieoffiziere, auf allen Bühnen glänzten — vom Salon des Großherrn bis zum Häuschen des Posthalters. Die Uniform nahm dort alle Bälle in Beschlag und hier alle Pferde. Der Uniform wegen hielten die Eltern den Sohn zur Mathematik an und gaben sich alle Mühe mit der Tochter; für die Uniform pflegte die Jungfrau die ihr von Gott verliehene Schönheit, für die Uniform rüstete sich der Jüngling zum Leben. War es die heilige Hoffnung, unter dem schönen Kleid eine schöne Seele zu finden, war es die irdische Leidenschaft zum Kriegsruhm, wie zu jedem andern, oder der uns angeborene Hang zum Bunten — weshalb ja gewisse Bewohner der Erde sich sogar den Leib bemalen —! ich weiß nicht, was diese Vorliebe einflößte: genug, der Vordergrund aller lebenden Bilder der Gesellschaft war voll von stattlichen Figuren, auf denen grelle Farben jeder Art schimmerten, während der einfarbige Frack weit zurückstand und sich im Dun-

kel der beschatteten Perspective verlor. Er schlich durch die Salons schüchtern wie ein ungebetener Gast, kein Blick folgte ihm, Keiner fragte, ob unter ihm das warme Herz eines Dichters schlug oder das träge Blut eines Diplomaten floß. Alles verehrte die Uniform, Alles träumte von ihr. Niemand ahnte die Zukunft des Fracks: daß er bald hervortreten sollte, prahlend mit Tiefsinn, Aufklärung und Bildung, daß alle Welt Lust bekommen würde, etwas und für etwas zu lernen, Triebkräfte zu entwickeln, Fabriken anzulegen. Nur einige Aristokratinnen, halbverfallene Monumente des Puders, welche die langjährige Anhänglichkeit an ein weichlicheres parfümirteres Jahrhundert bewahrt hatten, fühlten sich bisweilen durch die kecken Bewegungen und kurzen Worte verletzt, und nahmen sich heraus ihre Stimme gegen die öffentliche Meinung zu erheben, indem sie den Militairs vorwarfen, daß sie nach der Kaserne röchen.

In dieser Periode wurde er zum Cornet ernannt. Er gehörte zu der großen Zahl Fähndriche, denen ihre Väter als Vermächtniß gewisse Erzählungen von der Kinsburger Landzunge, von der Eroberung Ismail's, von Potemkin und den goldenen Zeiten hinterließen; ferner: einen Namen, der sich Jahrhunderte lang unversehrt auf dem Papier erhalten, an den aber keine Geschichte, keine Ueberlieferung, ja nicht die geringste, nur irgend denkwürdige That erinnert — eine unversiegliche Vetterschaft in allen Enden Rußlands, in den Winkeln der Dörfer, wie im Gewühle der Moskauer Salons — etliche Leibeigene in Schnee und Rauch, und zu guter Letzt — den Bankerott.

Wie alle Väter des vergangenen Jahrhunderts, praßte auch der selige Vater unseres Cornets, und die Trümmer seines Vermögens würden diesem keine Mittel geboten haben, die steigenden Bedürfnisse des feinen Lebens zu befriedigen, hätte nicht die Mutter den Rest ihrer Tage der allaugenblicklichen Sorge für die Ruhe,

den Wohlstand und den Prunk ihres Sohnes gewidmet. Er allein band sie an die Welt, deren Treiben sie längst entsagt hatte, nachdem sie sich auf immer in ihr dorfliches Exil begeben, wo jede Stunde, jedes Jahr sie bei demselben Gedanken, bei derselben Liebe traf. In ihrer Jugend an verschwenderischen Luxus gewöhnt, unterzog sie sich in vorgerückten Jahren all den kleinlichen Kümmernissen der Wirthschaft, nur damit der Sohn sich wegen des unvermeidlichen Aufwands nicht zu kümmern hätte, damit das Roß des Sohnes eben so graziös die Erde aufwühlte, wie das des Reichsten. Die Art ihres Lebens, ihre Gespräche, ihre Briefe boten tröstliche Beweise der Mutterliebe, jener reinen, sorgsamen, mit keinem eigennützigen Gefühle verschlungenen, einer Liebe, die Gleichgültigkeit nicht vorwirft, Undank nicht rächt, die nicht täuscht, nicht drängt: sei mit mir, lebe und stirb bei mir!

Eine solche Liebe wird zwar sehr oft, wie alles Schöne, Unwürdigen zu Theil, doch, glaube ich, auf unsern Cornet wenigstens läßt sich diese häßliche Regel nicht anwenden; denn er versäumte selten eine Post, und griff nicht träge zur Feder, wenn er der Mutter zu schreiben hatte. Auch entbrannte gleich nach seiner Beförderung in ihm der Wunsch, um Urlaub zu bitten. Gewiß wollte er sie erfreuen, mit ihr sein Entzücken theilen; vielleicht trieb ihn auch der Verdruß, weil in Petersburg Niemand mit ihm in Bewegung gerieth, und Niemand merkte, daß auf der weiten Welt ein Offizier mehr geworden, schnell dahin, wo man sich wahrscheinlich an ihm nicht satt schauen, wo man alle Reize der Gardeuniform sich zu Herzen nehmen würde, wo Freudenthränen der Mutter, Landnachbarinnen, ungesehene Augen und die Provinzialstadt seiner harrten. — Bei jeder Erhebung möchte man, von wem es immer sei, bewundert werden, wie wir jeden Gedanken, der uns gefällt, Demjenigen mitzutheilen wünschen, auf den er am mächtigsten wirkt . . . .

Nach einiger Zeit flog der vergnügte Cornet auf dem Tulaschen Wege hin, fuhr die Posthalter an und machte ein wenig Lärm mit den Postillons.

Spät Abends näherte er sich dem alten Wohnsitz seiner Ahnen. Der Mond warf einige Strahlen auf das große, baufällige Herrenhaus. Niemand rührte sich, nur der Nachtwächter schlug in die eiserne Platte.

Zum ersten Male sah der Cornet dieses Haus, wo seine Väter gelebt, wo jetzt seine Mutter wohnte, aus welchem so viel Liebe zu ihm nach Petersburg gedrungen. — Erregt und hastig sprang er aus dem Wagen. „Mütterchen schläft wohl schon," sagte er zu dem Kammerdiener, und in diesen Lauten äußerte sich ein schöner Moment des Herzens. — Allmälig entstand im Hause ein Wirrwarr .... Man lief mit Lichtern. „Der junge Herr, der junge Herr!" erscholl es von allen Seiten. Plötzlich erschien die zitternde Alte im Nachtkleid, schlug die Hände zusammen, und sank mit dem Ausruf: „Saschenka, mein Lieber!" weinend in die Arme des Sohnes.

Es schlägt das Herz in mancher Umarmung, bei manchem Begegnen: es giebt Freunde, Gattinnen, Bräute, es giebt brennende Küsse und Freudenthränen — aber keine Thräne ist so rein, und kein Kuß so innig wie Mutterthräne und Mutterkuß! .... Diese ganze eigennützige Welt von Neigungen, Leidenschaften, Liebkosungen, Schwüren und Entzückungen kann nicht in die geheimsten Falten unseres Herzens dringen, und es mit der festen Ueberzeugung, mit der leuchtenden Gewißheit erfüllen, mit welcher der Sohn sich an die Brust der Mutter wirft! Nicht blos Mühen, Sorgen und alle materiellen Vergnügungen bringt sie zum Opfer, auch das schönste Gefühl ihrer Seele, die unaussprechliche Freude des Wiedersehens, ihren höchsten Genuß eilt sie hinzugeben — für seine Ruhe! Sie selbst verschwindet, ist gleichsam nicht da.

„Saschenka ist mud vom Wege, Saschenka muß

ausruhen — macht ihm doch schnell das Zimmer bereit, neben dem Kabinet. Schläfst Du, mein Lieber, auf Matratzen oder auf Federbetten? Aber Du bist ja ganz bestäubt! Aber was soll nun Saschenka zu Abend essen? . . . ."

Umsonst sagt er: „Ich bin nicht müde, ich will nicht schlafen, lassen Sie mich noch bei Ihnen bleiben" — sie glaubt es nicht, sie ist fortwährend beschäftigt, wie sie Saschenka zu Bette bringt — und hat ihn doch so viele Jahre nicht gesehen, und blickt doch so unverwandt auf ihn! . . . .

„Du hast wahrlich abgenommen auf der Reise . . . . es kam mir gar nicht in den Sinn, Dich zu erwarten: hast kein Wort geschrieben . . . . Morgen ist Dein Geburtstag, mein Lieber, wußtest Du's? . . . . Der Fürst mit seiner Tochter ist bei mir zu Tische; Du erinnerst Dich doch seiner — warst ja nicht mehr klein . . . . Wie geht's, Paul? wie geht's?"

Der Kammerdiener des Cornets küßte ihr die Hand, und sie weinte vor Freuden, daß sie Paul sah.

Während im Gastzimmer diese Scene vorfiel, die sich schwer beschreiben läßt — denn die Nüancen der Mutterliebe sind so fein und so wenig wiederzugeben, wie die Farbe des klaren Himmels — zeigten sich schon an der Thüre halbverzauste Frisuren und verschlafene Gesichter, die mit schüchterner Neugier aus den matterleuchteten Stuben hereinblickten. Zuletzt sammelte sich eine ganze Schar von erstaunlicher Mannigfaltigkeit in den Anzügen. Voran die alte Wärterin des Cornets und die Amme, hinter ihnen viele von dem früheren Hausgesinde und einige neuhinzugekommene. Erst in ceremonieller Ordnung — dann aber stürzte Alles durcheinander, dem jungen Herrn auf gut Russisch die Hand zu küssen, die er mit deutschem Zartsinn entzog. Sie griffen so eifrig, so inständig nach seiner Hand, daß, wäre nicht die Amme darunter gewesen und noch

ein paar Andere, die mindestens dreimal älter waren als der Cornet, ein Fremder sicherlich gesagt haben würde: das ist der Vater, das und die Kinder.

Nach diesen rührenden, lehrreichen Bildern, nach den verschiedenen Herzensergüssen, die aus verschiedener Quelle kamen, bei dem Einen aus Liebe, bei dem Andern aus Gewohnheit, nach den Bemerkungen über Schönheit, Wuchs und Uniform des Cornets, die von der Mutter, der Wärterin und der Amme laut und öffentlich, von den Uebrigen aber beiseite, nicht vor der Herrschaft gemacht wurden — mit einem Worte, nach dem Abendessen brachte man den Ankömmling zu Bette.

Er schlief schon lange, aber die Mutter schlief nicht.

Morgen Geburtstag des Sohnes! Was ihm bescheren? Wenn er erwachte, sollte er das Geschenk vor sich sehen! Das ihm nach Petersburg gesandte traf ihn nicht ... Jetzt gingen große Sorgen an.

Die Amme und Wärterin wurden zu Rathe gezogen. Jede gab ihre Meinung ab, doch, wie bei vielen Berathungen — keine war recht.

Man öffnete die Schränke, durchwühlte die Koffer: das ist nicht hübsch, das geht nicht, das wird nicht gefallen!

Das Stubenmädchen, die das Amt des Secretairs versah, d. h. Alles that, herausnahm und hineinlegte und brachte, das Stubenmädchen fing schon an für die Gesundheit der Herrin besorgt zu sein.

— „Sie können wahrlich krank werden, gnädige Frau! Sehen Sie doch nur, es ist ja schon fast heller Tag."

Während die Mutter noch so unentschlossen war und sich nichts finden wollte, während außer ihr schon bei Allen, selbst bei der Wärterin und der Amme sich eine große Neigung zum Schlafe kund gab, besann sie sich plötzlich auf etwas .... Ein prächtig Ding und ganz passend für einen Militair .... aber frei-

lich eine Vorbedeutung, ein alter Volksglaube .... Man brachte es.

Alle lobten, fügten jedoch hinzu: „Aber, gnädige Frau, das beschert man nicht!“

Die Alte wurde nachdenklich. „Beschert man nicht? Aber es wird ihm sicherlich gefallen!“

Dieses Geschenk war in der Familie wie ein Heiligthum auf die dritte oder vierte Generation geerbt — es erinnerte an die That eines im Stammbaum des Cornets berühmten Kriegers .... Dieses Geschenk, unter heißem Himmel für einen kräftigen Arm, für ein kochendes Blut gefertigt und — der Rache geweiht, der Scharfrichter der Christenhäupter, das Modespielwerk der kriegerischen Stutzer des Orients, die schönste Perle eines asiatischen Gürtels — dieses Geschenk war: ein Yatagan.

II.

Viele Flüsse durchschneiden das unermeßliche Rußland — nährende Adern des Riesenkörpers, bald unmerklich wie die Haargefäße, bald von Leben überwallend wie die Aorta. An ihren Ufern sind Gemälde der Natur und Bruchstücke der Geschichte umhergestreut. Keiner aber hat einen so poetischen Namen wie der Fluß, der durch das Tula'sche Gouvernement von Nordwest nach Südost strömt.

Aus dem Bogorodizk'schen Bezirk, wo er als wilder Quell die Erde durchbrach, grub er sich einen Weg durch den Jephremow'schen, und man sieht, mit welcher Anstrengung er sich zwischen den Bergen hindurchrang, von Fels zu Felsen stürzte, um bis an den Don zu gelangen. Schönschwert heißt ihn das Volk. An der Stelle, wo er sich in Gestalt eines Hornes krümmt, und wo das Dorf Ifrog liegt, hat sich bis heutigen Tag

die dunkle Sage von einem Abenteuer erhalten, von welchem dieser Name berühren soll.

Man erzählt nämlich, es sei hier ein Jaroslaw im Wagen über die Brücke gefahren; die Pferde brachen durch; um sein Lieblingsroß zu retten, habe er das Schwert gezogen und die Stränge durchhauen wollen, dasselbe aber ins Wasser fallen lassen.

Noch mancherlei Sagen knüpft die poetische Tradition des Alterthums an die Umgebungen Schönschwerts. Unweit davon liegt der sogenannte Roßstein, von seinen eigenen Trümmern, wie von anderen aus dem Boden gewachsenen Felsstücken umgeben. Nach Einigen ist dies ein fahrender Ritter mit seiner gottlosen Mannschaft, die sich erfrecht habe, ihm zu Ehren am heiligen Himmelfahrtstage Spiele und Tänze aufzuführen. Nach Andern ist es ein fremder Recke, der über eine verbotene Wiese hingesprengt, ohne den Gruß der schönen Mägdelein und der jungen Bursche zu erwiedern, indem er sagte, daß er Niemand auf der Erde grüße. Der Blitz traf ihn. Dort funkelt am Vorabend des Johannistags ein geheimnißvolles Feuer auf den Gipfeln der Berge, und Lichter und Kränze fallen vom Himmel. „Das Licht brennt!" sagt man Euch und weist auf den phosphorischen Schein — Gott weiß, wer dies Lämpchen angezündet, aber es flackert über einem verborgenen Schatz oder über dem Grabe eines Russen, der im Freiheitskampfe gefallen.

Der kühle, durchsichtige Fluß strömt so rasch und windet sich so unregelmäßig, wie die Schwalbe über ihm hinfliegt, wenn sie das nahende Gewitter schreckt. Hohes Gebüsch rauscht an seinen Buchten. Die Ufer sind steil und abschüssig. Längs derselben ziehen sich Wälder hin, ragen hier und da Kurgane, Grabdenkmale namenloser Menschen, und an manchen Stellen schimmern Felsen von verschiedener Farbe: bald grau, bald bläulich, bald gelb. Hier blickt die Natur wild,

und wenn der Herbst die Bäume entlaubt, und das Grün mit der Farbe des Todes anhaucht, ist es eine Lust hier zu schauen, wie der Adler sich auf die Uferhöhe niederläßt und ruhig im Gefühle seiner Herrschermacht dasitzt. Ja, Schönschwert ist ein reizender, malerischer Fluß! In manchen Augenblicken könnte man seinen Himmel für den Himmel der Schweiz nehmen!....

Fernhin vom Ufer, hinter den Wäldern und Kurganen eröffnet sich ein weiter Horizont: Dörfer, Felder, Büsche. Ein freundlicheres und bewegteres Bild: da ist Leben, Arbeit und That des Menschen! Nur muß man dieses Leben, soll es sich nicht zu mühselig zeigen, nicht im Herbst betrachten, sondern an einem Sommertag, einem Sommermorgen, bei hellem Sonnenschein!....

Es ist ein hoher Genuß für den Erzähler, eine Begebenheit zu schildern, die sich in einer unbekannten, aber, sei's auch nur einigermaßen, für die Phantasie lockenden Gegend zutrug; eine Begebenheit auf freiem Felde, nicht in schläfriger Stadt, wo es auf den Straßen keine Abenteuer und in den Häusern keine Leidenschaften giebt, wo das Leben sich leblos abnutzt und kein einziger Stoff für eine Erzählung ihm abzugewinnen ist.

Vor mehreren Jahren ließ sich an den Ufern Schönschwerts eine kleine Gesellschaft um den Theetisch im duftenden Garten, unter dem stillen, ländlichen Himmel nieder. Es war ein herrlicher Junitabend, eine jener süßen Stunden, wo dem träumerischen Jüngling unwillkürlich eine Thräne ins Auge dringt. Der enge Zirkel bestand aus Leuten Einer Gattung, Einer Classe, die aber auf den ersten Blick in ihren Begriffen, Gewohnheiten und ihrer Bildung sich auffallend von einander unterschieden. Nichts Neues! So ist's am Theetisch und an der reichen Tafel, im Familienkreis und auf dem Balle: man spricht dieselbe Sprache und versteht einander nicht. Außer dieser Verschiedenheit der Erziehungs-

weise, des Ideenganges barg sich hier noch eine Ursache zu empfindlichem Streit. Alle Leidenschaften, Wünsche und Neigungen des Menschen faßt leicht der engste Raum — und so trug auch diese kleine Welt, ein Spiegel der großen, das Element der vielfachsten und verschiedensten Herzensregungen in sich. Den Einen bot sich hier ein Gegenstand der Freude, der Hoffnung, den Andern des Neides, der Ehrsucht, der Beobachtung.

„Wünschen Sie noch Thee, lieber Vater?"

— „Bewahre! ich kann diese Tasse kaum austrinken. Mir hast Du's zu süß gemacht, Clärchen, und unserm Andrej Stepanowitsch scheinst Du gar keinen Zucker hineingethan zu haben. Er hat seinen Thee noch nicht an die Lippen gebracht."

Nach diesen Worten ließ sich Clärchen's Vater im Lehnstuhl nieder und fuhr ruhig fort, leichte Rauchwölkchen in die Luft zu blasen.

Clärchen beeilte sich, ihr Versehen gut zu machen. Ihr heiteres, belebtes Gesicht nahm auf einmal den Ausdruck einer gewissen Ruhe und des Ernstes an, wie das bei Frauen oft geschieht, wenn ein unerwarteter Wink, ein Blick, ein Laut, wenn irgend eine Kleinigkeit sie erinnert, daß sie sich von etwas hinreißen ließen. Dieser Uebergang aber von Bewegung zur Ruhe, von Freiheit zur Gebundenheit behagt ihnen nicht .... Eine sichtliche Ungeduld leuchtete aus ihren schwarzen Augen, als sie sie auf Andrej Stepanowitsch heftete, und ihre zarte Hand mit feiner Nachlässigkeit nach einer andern Tasse für ihn griff ....

Er sprang auf, verneigte sich und bat, Ihre Erlaucht möchten sich nicht bemühen, sein Thee sei recht süß. Darauf setzte er sich wieder, und zwar, wieder auf die Ecke des Stuhls, seitwärts, ganz zu seinem Nachbar gewendet, nur daß er jetzt eifrig seinen Thee trank, der in Folge seiner Höflichkeit längst kalt geworden war. Andrej Stepanowitsch sprach viel und nicht minder wieder-

holte er: „Erlaucht, Dero Erlaucht, Ihre Erlaucht.“ Der Fürst, ein würdevoller Greis von angenehmem Aeußern, war der Einzige, der ihn hörte — bald gleichgültig, bald mit einigem Antheil. Diesem Antheil konnte man abmerken, daß Andrej Stepanowitsch, wie er für den ersten Jäger im Bezirke galt, auch keine unbedeutende Stelle in der Hierarchie des Reichthums einnahm. Zwischen ihnen entspann sich eine besondere Unterhaltung; sie störten Niemand und wurden nicht gestört. Nur bisweilen warf der Fürst, wenn er zufällig irgend ein Wort aus einer andern Abtheilung der Gesellschaft aufgriff, eine jener unzusammenhängenden, oft sogar beleidigenden Redensarten dazwischen, auf welche die Großen keine Antwort erwarten, und auf die nichts zu antworten ist. Auch wurde zuweilen Andrej Stepanowitsch der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, so daß einige Sekunden Alles schwieg. Der Cornet, der aus Petersburg auf den Stuhl neben der Tochter des Fürsten hergeflogen kam, hielt im Gespräch mit ihr inne und blinzelte Andrej Stepanowitsch an. Die Alte ihr gegenüber wandte die Augen vom Cornet, das Fräulein erlaubte sich nicht die leiseste Bewegung, aber man sah, wie sie ein Lächeln zurückhielt, das schon um ihre Lippen schwebte. Der Oberst, der, mit dem Patagan in Händen, mitten im Kreise stand, richtete sich in ganzer Länge seines kriegerischen Wuchses auf, und ein Dreißiger in Adjutantenuniform, der sich etwas unhöflich in den Sessel hingestreckt, hob den Kopf in die Höhe und sah nach dem Himmel, als hörte er nichts. Adjutanten sind, wie alle Leute in solchem Verhältniß, oft hochmüthig, weil sie als Trabanten das Recht haben, einen großen Planeten zu umkreisen.

Diese allgemeine Stille trat ein, wenn Andrej Stepanowitsch seine Stimme laut erhob, und seine Augen groß wurden, sein Gesicht glühte, wenn z. B. seine Jagdberedtsamkeit sich in solchem Ausdruck begeisterter

Leidenschaft ergoß: „Die Meute entbrannte und ich hetzte den Wolf über das offene Gefild.“ Aber die elektrische Wirkung seiner Rede währte nicht lange, und bald kümmerte sich Niemand weiter um Andrej Stepanowitsch. Der Cornet wandte sich wieder zur jungen Fürstin, seine Mutter sah wieder auf ihn allein und betrachtete ihn noch zärtlicher, noch aufmerksamer, als wollte sie den verlorenen Augenblick ersetzen, den Funken Theilnahme, den ein Anderer dem Gegenstand ihrer unaussprechlichen Liebe gestohlen.

„Erlauben Sie mir eine Bemerkung, Dolche beschert man nicht,“ sagte der Oberst sich zu ihr wendend, mit bedeutsamem Blick auf das Fräulein, und schwenkte den Patagan, welchen sich der Fürst erbeten, um ihn den kriegerischen Gästen zu zeigen.

Die Scheide des Dolches war mit verblichenem Sammet überzogen und an zwei Stellen in Goldplättchen gefaßt. Am elfenbeinernen Griff, der oben zweispaltig und mit grobgeschliffenen Edelsteinen und Perlen besetzt war, fehlten einige Verzierungen: Steine waren ausgefallen, Perlen abgerieben; aber auf der werthvollen Waffe selbst lag noch der Stempel asiatischer Pracht und Schönheit und gab das klarste Zeugniß, daß diese gerade, streifige Klinge, in den Damascener Werkstätten gehärtet, keinem Straßenräuber und nicht für einen Bissen Brot gedient hatte.

— „O, ich habe mir von ihm dafür einen Groschen geben lassen,“ antwortete die Mutter dem Obersten.

„Das ist wenig, Natalie Stepanowna, es schickt sich überhaupt nicht für einen Gardeoffizier, mit Kupfergeld zu zahlen,“ versetzte der Fürst, mit dem Finger die Tabaksasche in seiner Pfeife zudrückend.

— „Sie scherzen, lieber Vater; aber in der That, ein Dolch als Angebinde — das ist schrecklich.“

Hier strich die junge Fürstin ihre schwarzen, wallenden Locken zurück, welche beinahe die hellen Strahlen

eines ihrer schönen Augen verdeckt hätten, warf einen flüchtigen Blick auf den Obersten wie auf den Adjutanten und drehte sich zum Cornet um.

Sie gab sich offenbar Mühe, das allgemeine Gespräch zu unterhalten, so viel es die Artigkeit von der eigentlichen Wirthin des Hauses verlangt, und nicht selten entflog eine pflichtschuldige Redensart, der schwere Tribut der Geselligkeit, ihren verführerischen Lippen. Nach einer solchen Redensart aber wandte sie sich jedesmal zu ihrem Nachbar, vergaß die Andern, und hörte ihn so lebhaft, daß Widerspruch und Beistimmung, Ja oder Nein sich gleich in ihren ausdrucksvollen Zügen spiegelte. Sie antwortete ihm schon im Voraus, bald mit feinem Lächeln, bald mit malerischem Kopfneigen, bald mit einem unbeschreiblich beredten Blick.

„O, ich fürchte keine Vorbedeutungen," sagte der junge Gardeoffizier, der diese Worte ebenfalls der ganzen Gesellschaft widmete. „Und warum wollen Sie mich nur ängstigen, Fürstin? Nicht wahr, Mütterchen, den Dolch hat mein Urahn einem Seraskierpascha oder einem mit drei Roßschweifen abgenommen? Solche Familienüberlieferungen entflammen die Nachkommen: ich möchte schon auch irgend einem Pascha den Säbel abnehmen .... Ich lasse ihn mit neuem Sammet überziehen .... Gestatten Sie mir, Fürstin, zu glauben, daß mein Yatagan nichts Schreckliches hat."

— „Ein ausgezeichneter Dolch .... man könnte ihn schön nennen, wenn es schön wäre, Menschen zu tödten," warf der Adjutant hin und zog sich in seine schwarze Halsbinde zurück. Er schwieg fast die ganze Zeit; sprach er aber etwas, so war es fast immer an den Obersten gerichtet, und dabei folgte er unverwandt, mit einer gewissen Bitterkeit, allen Bewegungen des Cornets, allen Blicken der jungen Fürstin, und horchte unruhig auf jedes ihrer Worte. Umsonst suchte er durch nachlässige Körperhaltung sich ein gleichgültiges Ansehen zu geben,

umsonst nahm er seine Zuflucht zu allen Manieren einer erkünstelten Kaltblütigkeit, die den Aufruhr der Gefühle verbergen und ein Lächeln des Glücks, Aeußerungen des Entzückens erzwingen hilft, während man im Grunde des Herzens ohne Zeugen alle Foltern der Eigenliebe erduldet. Tief verletzt brach diese sowohl in dem feinen Mienenspiele seines galligen Gesichts hervor, wie in dem gesuchten Geistreichthun und in der gewaltsamen Bevorzugung des Obersten vor der ganzen Gesellschaft.

Neffe eines mächtigen Oheims und Adjutant eines berühmten Generals, war er auf Urlaub bei Verwandten und wurde im benachbarten Hause des Fürsten, den er von Moskau her kannte, täglicher Gast. Hier traf er nun zwar auch den Obersten sehr oft, der mit seinem Regimente ebenfalls in der Nähe cantonnirte, und allerdings verrieth derselbe weniger eine Neigung zur Mitgift des Fräuleins, als Leidenschaft für ihre hinreißende Schönheit: allein dem Adjutanten war keineswegs bange. Der Firniß weltlicher Eleganz, die kühne Salonerfahrenheit, die er vor seinem Nebenbuhler voraus hatte, flößte ihm eine sehr geringe Meinung von diesem und eine sehr hohe von sich ein. Das Landleben nährt erstaunlich den Stolz. Auf dem Lande boten sich ihm auf jedem Schritt die kleinlichen aber süßen Genüsse der Eigenliebe, die er in der Residenz nie erleben konnte, weil es dort der Adjutanten viele giebt. Auf dem Lande sah er sich als den einzigen, der das gesellschaftliche Wesen der Hauptstadt repräsentirte, und trat vor die junge Fürstin muthig, froh und vielleicht auch siegesgewiß. Gerüstet mit pomphaften Redensarten und unerschöpflichen Erinnerungen an das Jahr 1812, ein wanderndes Bülletin, der Held aller seiner Erzählungen, erregte er Aufsehen im ganzen Bezirk, zumal sein bis zum höchsten Grade entwickeltes Gefühl der Ehre die schlichten Landedelleute mit einem andächtigen Schauer erfüllte. Das war eine unnahbare, eine äußerst kitzlige Ehre, eine Ehre in allen Ge-

lenken und Muskeln. Wenn z. B. bei einem ländlichen Feſte Andrej Stepanowitſch oder irgend ein Stutzer im Roſabalstuch ihn unverſehens mit dem Elbogen ſtieß und ſich in Entſchuldigungen ergoß, ſo bekam dieſe Ehre einen Krampf. Der Adjutant neigte ſich dann würdevoll zum Zeichen der Vergebung, maß aber mit einem langen, vernichtenden Blick den Verwegenen vom Wirbel bis zur Zehe. — „Glauben Sie nicht," pflegte er zu ſagen, „wenn Jemand verſichert, er habe nie vor einer Kugel Angſt gehabt: aber in der Schlacht hört alle Feigheit auf; da iſt Furcht unmöglich." Nach ſolcher Einleitung ſprach er über Tapferkeit wie über etwas ganz Gewöhnliches, berührte ſeine eigenen Heldenthaten nur ſo im Vorbeigehen, mehr aus ſoldatesker Offenheit als in dem Wunſche ſich zu zeigen; indeſſen konnten Alle dabei umſtändlich erfahren, was ihm auf den Höhen des Montmartre begegnet, in welchem Winkel Europas er von franzöſiſchen Küraſſieren umringt war, und auf welchem Fleckchen des Borodino'ſchen Schlachtfeldes er mit Napoleon gekämpft. Man bewunderte ihn, und die junge Fürſtin fragte ihn bei Gelegenheit des Montmartre über Paris, über Talma.

In dieſe Momente der Tapferkeit, Gewandtheit, Beredtſamkeit und des Selbſtvergeſſens, Momente, die Jeder erfahren, der irgend einmal auf abgelegenen Gütern jenſeit des Moskwafluſſes pererirt hat, da, wo Euch Niemand unterbricht, Niemand verdunkelt oder widerlegt — in dieſe Momente, die ſo ſchnell vorübereilen, fiel der Cornet wie vom Himmel herein, und nun zog ein gewiſſer Schatten über den glänzenden Adjutanten. Die Fürſtin ward ſo zerſtreut, daß ſie den langen Erzählungen ſeiner Kriegsabenteuer nicht mehr im Zuſammenhange folgen konnte. Am Theetiſch hatte er nicht mehr die Kunſt inne, ſich des Geſpräches zu bemächtigen, konnte der Schnelligkeit weltlicher Gedanken nicht nachkommen, die man nie ereilt, wenn Eigenliebe die Seele

quält, und irgend eine ausschließliche Idee die Phantasie niederdrückt.

Zuletzt sah er weder auf den Cornet, noch auf die Fürstin, sondern er machte sich an den Obersten, und der Jatagan mußte herhalten. Laut erklärte er, auf welche Weise ihm bei Krasnoje ein krummer Dolch zufiel, den ein französischer General aus Aegypten gebracht, wie die Türken den Jatagan in die Erde stoßen, auf den Griff ihre Flinten lehnen und liegend schießen: mit einem Worte, er schien auf die Aufmerksamkeit der jungen Fürstin gar nichts zu geben — doch glich seine Rede der goldenen Uniform eines Kammerherrn, der blos im Wappenbuche figurirt.

Während der Adjutant die Rolle eines Opfers spielte, das sein Unglück mit Würde erträgt, hatte die muntere Wirthin längst den Jatagan vergessen. Ihr und dem Cornet flogen die Gegenstände ihrer weltlichen Aufmerksamkeit blitzschnell vorüber, entstanden und vergingen wie der Ruhm in unsrer Zeit. Ihr Gespräch war ein flüchtiges, springendes, belebt von verschwisterter Phantasie, von verwandtem Geschmack, von der ganzen Leichtigkeit der Jugend, von allen Farben des Putzes, der Bälle, der Schönheit und des Reichthums.

„Sie lachen, Fürstin," sagte unter Anderm der Cornet, „aber gewiß, der Thee ist kein ländlich Vergnügen; zum Thee bedarf es der Stadt, des Winters. Vor Allem ist der Thee bei Tage nicht schon gar nicht mehr das: zu ihm gehören nothwendig Kerzen. Nach dem Theater, um elf Uhr Abends, wenn man am Klavier sitzt und der Schnee an die Fenster schlägt, da begreife ich den Thee, solche Augenblicke sind für den Thee wahrhaft geschaffen!"

— „Im Freien ist der Thee am angenehmsten," bemerkte der Oberst, der schon längst versucht hatte, auch ein Wörtchen anzubringen, und sich der Verpflichtung entziehen wollte, die Theorie des Jatagans zu hören,

die er in der Schule der Schlachten gründlich erlernt hatte.

Zudem glaubte er wahrscheinlich sich damit der jungen Fürstin gefällig zu erweisen. Auch sie war für die freie Luft, erklärte sich gegen die späten Abende, gegen alle Sitten der Residenz und nahm das Landleben in Schutz, aber so liebenswürdig, so unaufrichtig, so unüberzeugend! .... Ihre Zunge sprach für die Morgenröthe, für einsame Spaziergänge, für alle Reize des patriarchalen Lebens; aber auf ihrem Gesichte schimmerte die Vorliebe für harmlosen Tand .... Schauspiele, Bälle, ein gewandter Gardeoffizier schwebten ihr vor — sie versetzte sich an die Salensonne, und gleichwohl stritt sie, zog dagegen los, weil man solche Herzensgeheimnisse denn doch nicht aussprechen kann, weil Lüge angenehmer ist als Wahrheit — und weil ein Weib immer das lobt, was sie nicht liebt, und das liebt, was sie nicht lobt.

Der abgebrochene Ausspruch des Obersten verlor sich wie die That eines Gemeinen, wie ein vom Censor gestrichener Gedanke, wie das flammende Gefühl in den Augen eines schüchternen Jünglings, wenn er von fern einer stolzen Schönheit folgt, die niemals von seinem bescheidenen Dasein erfährt.

Während dieser ganzen Unterhaltung blieb der Oberst stehen: bald war er unentschlossen, wo er mit dem Bataillon hin sollte, bald fing er ihn von Neuem zu betrachten an, bald stemmte er beide Arme in die Seite, und schlug mit dem linken Fuß an die Sporen, bald zupfte er den Backenbart. Kreuze und Orden, dieses gesetzliche Aushängeschild des Seelenadels, hingen in Unzahl und schön geordnet auf seiner Brust .... Aber, o trüber Gedanke! .... dieses von Pulver verbrannte Gesicht, diese Brust, die so viele Male das feindliche Bajonett gestreift, diese Ehrenzeichen, von denen vielleicht jedes einzelne eine Wunde bedeckte — Alles ging ver-

loren, Alles war wie nicht vorhanden!... Unerforschlich ist der Weg zum weiblichen Herzen!.... Hatte sie nicht selbst sich mit besonderer Achtung über ihn ausgesprochen, weil er die Rede nie auf den Krieg brachte, nie auf seine eigenen Verdienste anspielte, obgleich ihr nicht entgangen war, daß er gern mit seinen Manieren prunken möchte? Hatte sie nicht seiner schweigenden Unerschrockenheit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie für den größten Vorzug des Mannes erklärt?.... Und bei alle dem konnte sein mit Blut gezeichnetes Dienstregister ihm nicht den ersten Platz am Theetisch erobern!....

III.

Im Landhause des Fürsten führte man abgesattelte Pferde durch den Hof, als seine Tochter, im Reitkleide, im Manneshut, mit der Reitgerte in der Hand, rasch an die Glasthüre trat, von der ein sanfter Abhang, zu beiden Seiten mit lila und weißen Levkojen besetzt, in eine breite Allee hinunterging. Hundertjährige hohe Bäume beschatteten diese mit majestätischem Dunkel, und überall schimmerte vornehme Säuberlichkeit. Am Ende der Allee, dicht am Ausgang des Gartens, standen der Cornet und der Adjutant: dieser, als sei er Willens nicht vom Fleck zu gehen, jener, als schwanke er unentschlossen, ob er bleiben sollte oder nicht. Die junge Fürstin zog ihre Lorgnette aus dem Gürtel und sah verstohlen hin, aber mit solcher Neugier, daß es schien, als wollte sie nur zu gern mit dem Gesichtssinn der Beschränktheit eines andern Sinnes zu Hilfe kommen, mit den Augen das ferne Gespräch belauschen. Es nahm merklich an Lebendigkeit zu. Beide Offiziere kamen ganz und gar aus der ruhigen Haltung, welche der Anstand erfordert: der Eine zerrte an seinen Bändern, knitterte

die Mütze zuſammen, der Andere zuckte die Achſeln, und geſticulirte mit den Armen .... aber ſchon waren ſie im Begriff auseinanderzugehen: der Cornet trat einige Schritte zurück; der Adjutant hatte ſich faſt ganz abgewendet — da ſah er ſich noch einmal um, nickte mit dem Kopfe .... und plötzlich blieb der Cornet ſtehen, zeigte auf das Haus und die Allee, ſchob die Mütze ins Geſicht .... der Adjutant folgte ihm, und Beide verſchwanden aus dem Garten.

Die Fürſtin ſchlug die Augen nieder, und ließ die Lorgnette am goldenen Kettchen herabhängen. Mit großer Sorgfalt wickelte ſie die Reitgerte ſich um die Hand, pflückte zerſtreut einige Blätter von einem ſchönen Roſenſtock, und trat langſam ans Klavier; dann ſah ſie ſich noch ein paar Mal nach der Allee um, ſtrich ſinnend mit den Fingern über die Taſten und warf ſich nachläſſig wie ein Mann aufs Sopha. Der Hut fiel ihr vom Kopfe und ſie nahm eine jener unregelmäßigen, verführeriſchen Stellungen an, die keine Zeugen dulden, die in der reinen Atmoſphäre jungfräulicher Einſamkeit ſich bergen. Das war ein Ausruhen vom Zwang, ein Auflehnen gegen die Gewohnheiten der Erziehung; das war entweder ermüdendes Nachdenken, oder italieniſche Trägheit, oder ein lockendes Hinträumen! Woran dachte die Fürſtin? .... Woran denken junge Fürſtinnen, wenn ſie allein ſind? .... Die Stimme des Vaters überraſchte ſie in dieſem maleriſchen Selbſtvergeſſen; ſie beſann ſich — und auf einmal wurde die romantiſch-ſchöne Jungfrau wieder zur claſſiſch-ſchönen Fürſtentochter.

— „Was iſt denn unter Euch vorgefallen?“ fragte der Fürſt mit unzufriedener Miene. „Der Oberſt hat mir den Grund nicht angeben können: er ſagt, er wiſſe es nicht; ich habe ihn aber hingeſchickt, ſie unbedingt auszuſöhnen .... Das iſt ja faſt in meinem Hauſe — ſie ritten mit Dir ....“

„Ich weiß es ſelbſt nicht," entgegnete die junge Fürſtin ſchmachtend: „das Pferd des Adjutanten wurde ſcheu, er fiel ...."

— „Nun ja, er fiel, das habe ich ſchon gehört!" unterbrach ſie der Fürſt und begann aufgebracht mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer umherzugehen.

„Und fiel recht komiſch, Papa. Der Sohn unſerer Natalie Stepanowna lächelte, und ſagte mir etwas, worauf ich mich nicht mehr beſinnen kann. Ich warf einen Blick auf den Adjutanten .... während er ſich aufs Roß ſchwang, ſcheint er bemerkt zu haben, wie jener lachte."

— „Ich entſchuldige Dich auch nicht .... das iſt für den Adjutanten nur ein Vorwand: natürlich reißt Jedem die Geduld, wenn man ihn von der Geſellſchaft ausſchließt, ihn gar nicht beachtet ...."

Hier begann der Fürſt ſeiner Tochter die ſchwere Wiſſenſchaft der Welt zu predigen. Und da Predigten, Rathſchläge und Sittenbelehrungen aller Art in der Regel lang werden, wenn ſie an den Schwächern gerichtet ſind (Kürze wird von Kraft erzeugt!) ſo ließ er ſich über dieſen Gegenſtand weitläufig aus, warf dem Cornet ſeine Jugend, der Tochter übereiltes Benehmen vor, und blieb überhaupt dem Berufe aller Sittenlehrer und Richter treu, die wohl zu verurtheilen, aber Niemand vor Schwachheit oder Verbrechen zu wahren wiſſen. Doch milderte er zum Schluß die Härte ſeiner Rede mit den Worten: „Meine Liebe, meine Gute," denn das Mädchen war heftig ergriffen. Seit dem Tode ihrer Mutter an unbedingtes Lob gewöhnt, an unbedingte Erfüllung ihrer Launen, hörte ſie den Vater mit Thränen in den Augen, während ſie die Reitgerte zerknitterte. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob ihr der Aerger dieſe Thränen erpreßte, oder ob dieſelben, einem andern Gefühle der Seele vorbehalten, bei erſter günſtiger Gelegenheit in den

dichten Wimpern erglänzten. Die Weiber weinen über Alles, sobald sie über Etwas weinen wollen.

Kaum hatte der Fürst, dessen Vaterherz erweicht wurde, die Raschheit seiner diagonalen Bewegung durch das Zimmer gemäßigt, und einige mildere Worte gesprochen, als die Tochter nach langem Schweigen, ohne auf die väterliche Ermahnung etwas zu erwiedern, mit Lebhaftigkeit fragte:

„Aber wo ist denn der Oberst hingegangen? wird er sie finden?"

In diesem Augenblicke erklirrten Sporen; das Mädchen stürzte ins andere Zimmer und hielt das Ohr an die Thüre, die sie nicht fest hinter sich zugezogen. Sie konnte nicht vergessen, daß sie sich jetzt vor dem Obersten nicht sehen lassen durfte: unfrisirt, nicht umgekleidet und in höchster Aufregung!

Gleich nach ihm erschien auch Natalie Stepanowna mit frohem Gesicht. Er trat um so rascher zum Fürsten, und auf dessen Frage: „Nun, wie ist's?" antwortete er leise:

— „Erlaucht, eine kleine Unannehmlichkeit."

IV.

Ihr erinnert Euch vielleicht, wie die Moskauer Gesellschaft einmal aufgeregt war, und erlaubt mir, mich dieses Ausdrucks zu bedienen, allen ungerechten, gereizten und harten Beurtheilern zum Trotz, die da behaupten, die Moskauer Gesellschaft könne gar nicht aufgeregt sein, diese Kokette sei gleichgültig, kalt, ihre Augen leblos und ihr Herz todt. Ihr werdet mich vielleicht mit Euerm Zeugniß vor Jedem unterstützen, der die reine Wahrheit liebt.

Ja, eine fürchterliche Aufregung empfing den Fürsten

und seine Tochter in den Salons, als sie auf den Winter nach Moskau zurückkehrten: Freilich, eine halblaute Aufregung, die sich auf den Gesichtern nicht verrieth, und die kein oberflächlicher Blick bemerken konnte.

Die Schönheit der jungen Fürstin blieb unverändert, aber ihre Reden belebte kein Feuer, und ihre Züge, aus denen sonst bei der leisesten Bewegung Geist oder Gemüth hervorleuchtete, in denen Alles entweder Ehrfurcht oder Leidenschaft einflößte, in denen der Engel des Lichts und der Finsterniß thronte — diese Züge nahmen etwas Starres, Einförmiges, Stummes an — einen Ausdruck, der auf weiblichem Gesicht uns oft in Verzweiflung bringt und uns keinen hochfahrenden Gedanken in den Sinn kommen läßt. Die beste Saite des Herzens, die der Mitempfindung, die Saite, die bei jedem Tone anzuklingen bestimmt war, schwieg, als könnte sie nur einen einzigen nachhallen. Nie hatte jene äußerliche Koketterie, welche den unteren Classen der Gesellschaft so eigen ist, die Fürstin vor Männern erniedert; nie hatte etwas Gezwungenes in den Bewegungen, Worten, Blicken, Verbeugungen das verdorben, was an ihr wahrhaft schön war, und da nun einmal dieser vorsündflutliche Hang ihres Geschlechts sie nicht anstachelte, so erschien sie in ihrer natürlichen Stimmung und wußte nicht zu verhehlen, daß ihre Phantasie von etwas getroffen war.

Die Welt kann Natürlichkeit nicht verzeihen, die Welt duldet keine Freiheit, die Welt beleidigt ein ausschließender Gedanke; sie will, daß man ihr allein gehöre, daß man alles Leben und alle Theilnahme einzig und allein an sie verschwende, daß man seine Seele zerstückle und an Jeden gleichmäßig vertheile .... Vergrabt tief in Euch die erhabene Idee, verheimlicht die zarte Leidenschaft, sobald sie Euch hindert, auf Verlangen des Ersten, Besten, der Euch naht, zu lächeln, zu lachen oder traurig zu werden. Die Welt wird Euch sonst zerreißen — und sie zerriß die Fürstin.

„Wie sie nur den Muth hat, sich zu zeigen!“ sagten die Mutter, während sie ihre Tochter zu einer Soirée anputzten.

„Sie sollte wenigstens nicht blicken lassen, daß diese Geschichte um ihretwillen vorgefallen,“ bemerkten im Vorbeigehen die ehrwürdigen Matronen während des feierlichen Zuges zu den grünen Tischen.

— „Beide sind auf dem Fleck geblieben. Sie haben doch N. gekannt, den Adjutanten des Grafen G.? Welch ein liebenswürdiger Mensch! Ich habe mich wahrhaftig der Thränen nicht enthalten können, als ich's hörte. Und wie ist sein Onkel zu bedauern! Man schreibt mir aus Petersburg, er sei ganz verwirrt, geradezu von Sinnen . . . .“

Dies raunte ihrer Nachbarin auf dem Balle eine wichtige Person zu, dem Gemälde eines Susdal'schen Malers in goldenem Rahmen gleich.

„Das Herz blutet mir, wenn ich sie sehe,“ fuhr sie fort, noch immer mit der Fürstin beschäftigt, während diese die Königin der Mazurka war; dabei sah sie sich nicht um, damit ihr Blick nicht auf ihre Tochter fiele, die verlassen wie in der Wüste da saß.

— „Die Sünde wird sie Zeitlebens nicht abbeten,“ setzte die bejahrte Nachbarin mit allmäliger Belebung der Stimme hinzu — denn das weibliche Gericht geht immer crescendo. „Und der Andere, glaube ich, war nur eben zum Offizier befördert worden . . . . Noch blutjung! Was Wunder, daß sie ihm den Kopf verdreht hat! Er war zu Besuche bei seiner Mutter . . . . Das ist ein Unglück! Die Alte überlebt's gewiß nicht! Vom Onkel des Adjutanten schreibt man Ihnen? . . . . Ja, wenn das meine Tochter wäre, ich weiß nicht, was mit mir geschähe! Ich würde den Verstand verlieren!“

— „Ich kann Ihnen versichern, daß nur Einer geblieben ist,“ sagte eine junge Dame.

Unterdeß sah die Jugend mit schönen Augen und

warmen Herzen die Fürstin nicht so finster an: ein wenig Neid und viel Bewunderung umgab sie. Es ist interessant, die Ursache eines Duells zu werden, an Jemandes Tod oder Todtschlag Schuld zu sein! Das steht den Frauen, das ist nach ihrem Sinne!

— „Sie ist ganz gewiß verliebt," sagte ein Gardeoffizier, in einem der vom Saal entfernten Zimmer aufs Sopha hinsinkend.

„Ich bemerke nichts," erwiederte gedehnt ein Kammerjunker, sich vor dem Spiegel zustutzend. Er hatte mit der Fürstin die Masurka getanzt.

— „Ich erkenne sie gar nicht . . . ."

„Warum wollen Sie denn eine kleine Veränderung gleich der Liebe zuschreiben? . . . das ist ganz einfach die Kränkung . . . auch dünkt mich, besitzt der junge Mann, den jetzt alle Welt der Fürstin aufbürdet, nicht solche Vorzüge und glänzende Eigenschaften, daß er sie schon so ganz und gar hätte bestricken können. Das Duell selbst . . . ."

— „Nun, das Duell?" sagte der Gardeoffizier, sich auf dem Sopha emporrichtend. „Es ist wahr, er hat ihm ausweichen wollen, und der Adjutant freuete sich schon, glaubte, er sei auf einen Feigling gestoßen."

— „Ja, feig ist er," unterbrach ihn ein anderer Militair, geräuschvoll ins Zimmer tretend. „Die Hand zitterte ihm, und auf funfzehn Schritte traf die Kugel nur — mitten in die Stirn."

„O, ich bin weit entfernt, ihn feig zu nennen: Schade nur, daß die Sache unangenehm enden kann! Der Onkel des Verstorbenen wird das nicht so hingehen lassen; sie haben sich ohne Sekundanten duellirt . . . ."

— „Das ist nicht wahr, nicht wahr!" antwortete mit Lebhaftigkeit der Militair und drehte sich flink nach der Thüre um, einer schönen Mädchenschar entgegen, die in launischem Herumwandeln sich zufällig hierher verirrt, wo die Männer sich von dem Schimmer des Saals

und reizender Augen, vom Tanz und den Masurkagesprächen erhelten.

Alle diese Beschuldigungen, Urtheile und Vermuthungen gingen von Mund zu Munde, aber in ehrerbietiger Entfernung von der Fürstin; sie machten ihr keinen einzigen Anbeter abwendig und nahmen ihr nicht den Vorrang in den glänzenden Reihen der Heirathscandidatinnen. Anerkennung und Lob vermögen manche nicht aus dem dunkeln Hintergrunde hervorzuziehen, in welchen Natur und Zufall sie gestellt: eben so wenig konnten Tadel, Verleumdung und die beharrlichste Bosheit vom Antlitz der Fürstin das blühende Roth verwischen oder sie ihres Erbes berauben. In dem bunten Strauß der Bälle blieb sie die Hauptblume, und wo diese Blume fehlte, verlor der Strauß seinen regenbogenfarbigen Schimmer und den Duft der Mode.

Uebrigens fuhr sie ungeachtet der vielen Einladungen seltner als sonst aus; ja, ohne das Zureden des Vaters und andere despotische Gesellschaftsbeziehungen würde sie, schien's, gern den ganzen Winter sich in ihren vier Wänden eingeschlossen haben, so lang, so endlos auch dieser für Einen sein muß, der sich nach dem Frühling und aufs Land sehnt. Wie viele rechtmäßige Ausreden fand sie, um zu Hause zu bleiben; wie oft that ihr der Kopf weh, wie oft hatte sie das Kleid zu bestellen vergessen und konnte deshalb nicht zu Besuche fahren! ... Aber kein einzig Mal vergaß sie, an welchem Tage die Post ins Tula'sche Gouvernement ging. Da setzte sie sich den Abend zuvor hin und vertiefte sich ins Schreiben mit Sorgfalt, mit banger Rührung; es trat in ihr ein Kampf zwischen aufrichtiger Betrübniß und erkünstelter Heiterkeit hervor: als brächte ihre Hand Worte zusammen, an denen das Herz zweifelte, als spräche ihr Mund Tröstungen, an die sich nicht glaubte. Diese Briefe waren immer an Natalie Stepanowna gerichtet. Von ihr erhielt ihrerseits die Fürstin jeden Posttag lange

Epiſteln, getränkt von Mutterthränen, worauf ſie ſogleich erſchüttert zum Vater hinlief, ihm um den Hals fiel und fragte: „Haben Sie nach Petersburg geſchrieben, lieber Vater?“

— „Ja wohl, meine Gute,“ antwortete er jedes Mal, während er die Brille aufſetzte, um den Brief von Natalie Stepanowna zu leſen.

In dieſer Correſpondenz, unter dieſen unumgänglichen Gefälligkeiten gegen die Geſellſchaft, unter dieſen Fragen und Erwartungen einer Antwort aus Petersburg brachte Fürſtin Clara die Zeit bis zum Frühjahr hin. Nun wollte ſie ſchleunigſt nach den Ufern Schönſchwerts und drang in den Vater, als ſie eines Morgens kurz vor der Abreiſe zu ihm gerufen wurde.

— „Arme Natalie Stepanowna!“ ſagte er, ein aufgeſiegeltes Packet auf den Tiſch werfend.

Clara erbebte, ihre Wangen glühten, ihr Herz pochte mit der ganzen Macht der Jugend, mit allem Sturm weiblicher Empfindung.

V.

Die Mutter des Cornets fanden ſie ſchrecklich verändert. Ihre Jahre waren noch nicht über jene widerwärtige Grenze hinaus gerückt, wo es keine Veränderungen mehr giebt, wo die Seele unter den Trümmern des Körpers begraben wird, ſtumm, unfähig die fahle Haut zu röthen und ihr einen neuen Stempel von Ideen, Leiden oder Freuden aufzuprägen — wo als einziges Lebenszeichen eine gewiſſe Angewohnheit bleibt, z. B. die an einen Hund, an den Lehnſtuhl, an die Pflegetochter.

Der Cornet und der Adjutant fehlten. Nur Andrej Stepanowitſch erſchien beim Fürſten wie zuvor, ſeine

Ehrerbietung zu beeigen und über die Angriffe auf Hasen und Rothwild Bericht zu erstatten. Dann war auch noch der Oberst dem Einfluß der Zeit nicht unterlegen. Unwandelbar wie Granit, blieb er treu seinem Posten, treu der jungen Fürstin, und nicht ohne ein geheimes Vergnügen sah er sie wieder. Den Kampfplatz behauptete nun er. Der Oberst hatte sich nicht geändert, aber Alle änderten sich gegen ihn. Er wurde die Hauptperson, der liebwertheste Gast, der Gegenstand allgemeiner Zuneigung. Die Fürstin, Natalie Stepanowna und der Fürst selbst, von ihrem Beispiel fortgerissen, lebten ihm zu Gefallen, wie der Schuldner dem Gläubiger, wie der arme Freund dem reichen, wie der Schriftsteller dem Censor. Man that ihm Alles zu Liebe, hatte aber auch Bitten an ihn.

— „Ich bin versichert," sagte der Fürst, „daß Sie sein Loos nicht erschweren werden, Oberst; man wird ihn in Ihr Regiment versetzen. Die Mutter hat mir das Herz zerrissen. Ich schrieb, bat, daß man ihn wenigstens in ihrer Nähe ließe — sie wäre sonst gestorben . . . Ich bitte Sie, lieber Oberst, ich verlasse mich auf Sie . . . ."

„Um Himmels willen, Erlaucht, wie können Sie zweifeln? Ich werde gewiß Alles thun, was nur irgend von mir abhängt."

Hier drückte ihm der Fürst die Hand, er aber sah mit Stolz auf die junge Fürstin. Es ist gar süß, vor den Augen eines reizenden Mädchens Schutz zu versprechen. Doch hatte der Oberst auch manche schwere Augenblicke, mit denen er gar nicht fertig werden konnte: weinen schickte sich nicht, nicht zu weinen, machte er sich ein Gewissen — kurz, er wußte nicht, was er thun sollte; es kämpfte in ihm das Gefühl des Menschen mit der Marmorkälte des Soldaten, seine Stimmung mit seiner Würde. In diese Verlegenheit brachte den Obersten Natalie Stepanowna, wenn sie ihn an der Hand ergriff,

und ihre Thränen stromweis auf seine Uniformaufschläge flossen. Ob sie gleich vor Schluchzen kein vernehmlich Wort hervorbringen konnte, so verstand er doch, daß hier die Mutter für den Sohn bat. Clara wandte rasch ihr Haupt ab und eilte aus dem Zimmer. Der Fürst rief einmal über's andere: „Aber, liebe Natalie Stepanowna, beruhigen Sie sich.“ Der Oberst überschüttete sie mit Trostesworten und Versprechungen: „Schämen Sie sich doch, gnädige Frau, wir wollen ja Alles gut machen — glauben Sie doch nur, daß ich schon um dieses Hauses willen ihn nicht im Mindesten drücken werde u. s. w.“

Nur Clara ließ sich keine einzige Bitte entschlüpfen, keine Andeutung, aus der der Oberst errathen konnte, welchen Antheil sie an dem Schicksale Desjenigen nahm, für den sich Alle verwendeten, wie gern sie die Grenzen des Anstandes überschritten, wie gern auch sie um den jungen Mann vor ihm geweint hätte. Weibliche Berechnung lehrte sie und angeborne Klugheit flüsterte ihr zu: Bitte nicht, erinnere nicht an den Theetisch, erinnere nicht daran, daß der Cornet einmal den Obersten verdrängt hat. Er wird Alles für dich thun: eine Revüe veranstalten, dir mit Musik aufwarten, im Parademarsch vorbeireiten, mit seinem Regimente in den Kampf gegen die ganze Welt stürzen — doch wenn Eigenliebe dazwischen tritt, wenn Eifersucht ihn stachelt..... Und die Fürstin spielte mit unnachahmlicher Kunst eine in ihrem Zwecke tugendhafte, in ihren Mitteln aber sündliche Rolle durch. So wirren sich auf der Erde Tugend und Sünde in einander, so verdammt man die Frauen wegen ihrer Verstellung und brandmarkt ihre Aufrichtigkeit!

Der Oberst gab sich für den glühendsten Freund der Aufklärung, der Literatur und vor Allem verbotener Gedichte aus. Die Fürstin versah ihn mit Büchern, hörte die Verse an, mit denen er gern vor ihr sich in

liberalen Unmuth, in Hitze und Eifer declamirte, bat ihn, etwas in ihr Album zu schreiben. Der Oberst versicherte, er sei leidenschaftlich für Musik; und die Fürstin saß ganze Abende am Klavier, wobei er Gelegenheit hatte, in Entzücken, in die lebhafteste Bewegung zu gerathen, und bei allem Heiligen zu schwören, daß er nie Schöneres gehört. Der Oberst war gern beim Fürsten zu Tische, und sie fragte ihn jedes Mal: „Sie kommen doch morgen?“ Er ließ sich bisweilen dem weiblichen Geschmack zu Liebe nach seiner Art in eine Analyse zarter Empfindungen und feiner Nüancen der Seele ein, in eine Untersuchung der Herzenskrankheiten — und die Fürstin schlug die Augen nieder: ihre schwarzen Wimpern bargen entweder einen verschämten oder spöttischen Blick und ein leises, zweideutiges Lächeln umflog ihre Lippen. Ihm widerfuhr es oft gegen Abend, um die Zeit der Dämmerung, in jener Stunde, wo Einem die Zunge verzagt und im Korfe eine gewisse Stummheit und Oede eintritt, in der man sich an nichts halten, nichts erfassen kann — ihm widerfuhr es da oft, daß er verlegen schwieg, auf seine Gesellschafterin, nach der Decke, auf die Wände oder durchs offene Fenster nach dem Himmel blickte und irgend einen Einfall, irgend ein Wort suchte ... dann fing Clara schnell das Wetter zu loben an ....

Doch wer könnte alle diese gewinnenden Aufmerksamkeiten wiedergeben, diese edle Schmeichelei, diese unzähligen, kleinen feinen Lockungen, die sie gegen die schlichte Seele des Kriegers aufbot, daß er nur ja nicht in Kampfgier ausbrause, daß er Dem freundlich begegne, dem alle wahrhafte Freundlichkeit ihres Herzens galt? ... Wer könnte sie wiedergeben, diese verführerische Kunst, zur rechten Zeit den Handschuh vom Finger zu ziehen, das Füßchen vorzuschieben, Einen merken zu lassen, daß man ihn schon von Weitem sieht, ihm in Gegenwart Aller ein treffendes Wort, eine versteckte Anspielung auf

seinen Lieblingsgedanken, seine Lieblingsschwäche, auf das gestrige Gespräch hinzuwerfen?... Alles Geschmeidige weiblichen Wesens, alles Glänzende weiblichen Verstandes, die ganze unaussprechliche Macht weiblicher Anmuth, dieses ganze Gift, das ein Mannesherz einsaugt, wenn es einer Schönen als Mittel zur Eigenliebe, zur Rache oder zur Tugend dienen soll, dieses ganze Glück, worom wir träumen, dieses Ziel, das wir suchen in allen Enden der Welt — alles Das floß in eine einzige bezaubernde Erscheinung zusammen, die dem Obersten durchaus neu war, die er weder auf der prächtigsten Parade, noch in den ruhmvollsten Kriegsthaten gesehen.

Nie hatte er mit solchem Vergnügen seine Epauletten aufgesetzt und seine Ordenskreuze angehängt, nie mit so ungezwungenem Stolze vor seinem Regimente gestanden wie jetzt; nie war bei dem Commando: „Habt Acht!“ oder „Halt!“ seine Stimme so belebt. Das Regiment und die Orden erschienen ihm jetzt in einer andern, in einer viel reizendern Gestalt. Ein dunkles, instinctives Gefühl, das wir in der Regel durch den Wahn eingebildeter Vorzüge in uns übertäuben, sagte ihm doch wahrscheinlich, sein einziges Recht auf die Hand der Fürstin sei, daß er das Georgenkreuz trage und zweitausend Menschen anschreie. Die Geschichte seiner Tapferkeit durchblätterte er im Geiste nicht mehr, wie sonst, weil sie ihn jedes Mal zum unfehlbaren Generalsrang leitete — nein, jetzt schloß diese Geschichte mit einer andern Hoffnung; der Gedanke: man wird mich nicht zurückweisen, knüpfte sich an alle Erinnerungen, die in den Columnen seines Dienstregisters vergraben lagen, und wurde das schönste Ergebniß seines Dienstes. Aber nicht blos seine Ehrliebe nahm eine neue Richtung, auch in seinem gesellschaftlichen Benehmen brachte die junge Fürstin eine Veränderung hervor. Man mußte den Obersten sehen, ihm folgen, wie er nach und nach gewandter, beredter wurde. Die abgebrochenen Worte begannen sich zu-

sammenzufügen und wuchsen zu einem gerundeten Gespräch an. Er sah sich nicht mehr bei jedem Wort nach allen Seiten um, Beifall auf den Gesichtern haschend und bemüht, Andere an seinem Lachen oder Lächeln zu betheiligen, womit ein Neuling im Salon gewöhnlich seine ängstliche Befangenheit, seine fortwährenden Zweifel und das reizbare Mistrauen in sich selbst verdeckt. In seinen Bewegungen verrieth sich nicht mehr so sehr der Wunsch aufzufallen, mit jedem Schritt, jeder Wendung des Hauptes oder des Körpers zu prunken. Man ließ dem Obersten freien Spielraum, beschäftigte sich mit ihm, und er wurde offenherziger, dreister, liebenswürdiger. Er trat in den Salon nicht mehr wie sonst mit der Meinung, daß er sich dort anders zeigen müsse, als er sei; der Salon kam ihm nicht mehr wie ein strenges Gericht vor, wo die herzlose Gerechtigkeit uns in Verwirrung bringt, wo manchmal irgend ein Blick über uns hingleitet, aber uns gleich veranlaßt, etwas an uns zu verbessern, wo man uns zuweilen anhört, aber behutsam oder zerstreut — wo man mit Kälte Alles aufnimmt, was wir in gedankenvoller Einsamkeit vorbereitet, und womit wir uns auszuzeichnen gehofft. Kurz, der Oberst gewann jene glückliche Sicherheit, welche uns den Muth einflößt, unsere Worte der Willkür der Idee zu überlassen, nicht zurückzuhalten, nicht zu verschönern. Oft belebte innere Glut seine kunstlosen Ausdrücke, so daß die junge Fürstin bisweilen eine förmliche Erklärung fürchtend, schnell unter irgend einem Vorwand das Gespräch abbrach.

Uebrigens erreichte seine Liebenswürdigkeit noch keine unwiderstehliche Gewalt; denn kaum verließ ihn Clara, so warf sie in ihrem Zimmer sich aufs Sopha, tief und schwer aufseufzend vor innerster Ermüdung, und auf ihrem Gesichte äußerte sich Unruhe, Besorgniß, ob sie den Obersten nicht vielleicht schon zu sehr verwöhnt. Früher kam ihr nicht einmal in den Sinn, daß er sich

von ihrer Hand träumen ließe, jetzt schien ihr das ganz in der Ordnung und sie zitterte bei dem Gedanken an einen bestimmten Antrag.

Aber dieser Antrag, diese Liebeserklärung — das waren die quälenden Furien des Obersten, das waren die Gespenster, die des Morgens und Abends an seinem Bette standen, sich in die Reihen der Soldaten stellten, beim Exerciren mitmarschirten, und, wie die Regimentsfahnen, ihn nie verließen. Wie bietet man Herz und Hand an? Wie sagt man: ich liebe Sie? Wie sollte er's aussprechen, wie sollte er's wagen? und gegen wen? Eine Fürstentochter!... Sie ist so geputzt, so vornehm, so abschreckend von aller Pracht der Convenienz umgeben! Soll ich ihr zu Füßen fallen? dachte der Oberst, aber das scheint mir, ist nicht Sitte, auch würde sich das schlecht bei meinem Wuchse und meinen Jahren ausnehmen; soll ich's ihr ganz einfach sagen, ohne hinzuknien — das wäre zu kalt und würde mir außerordentlich schwer; einen Brief schreiben? aber Fürstentöchtern schreibt man nicht russisch; dem Fürsten mich entdecken? Sie wird mir's übel nehmen, daß ich nicht bei ihr angefragt. Mit einem Worte, was auch der Oberst erdenken mochte — Alles war ungeeignet. Oft, wenn er mit der Fürstin im Garten spazieren ging, entbrannte in ihm die Lust zum Angriff, er fühlte, daß eine Woge der Tapferkeit ihn zum Ziele fortriß; schon kleidete er im Geiste seine Rede in die vorgeschriebenen Einleitungsformen, schon wollte er feierlich beginnen: „Erlaucht!" — aber plötzlich stockte er .... ein einziger Blick, ein einziges Wort der Fürstin jagte ihm bald Angst vor einer Unschicklichkeit ein, bald trieb es ihn aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurück, von der Liebe zu den Feldzügen, zu der Schlacht bei Leipzig, zum Regimentsorchester — oder zu der großen, wegen ihres Alters merkwürdigen Eiche, oder zu Natalie Stepanowna, die nachdenkend in einer einsamen

Allee umherging .... und gleich sah der Oberst ein, daß jetzt nicht die rechte Zeit, daß ein andermal besser sei.

Endlich wurde er diese Qualen los. Er gab eine persönliche Erklärung auf, nicht sowohl deshalb, weil die Fürstin beinahe niemals mit ihm allein blieb, als weil ihm ein glücklicher Einfall kam. Wenn wir einen und denselben Gegenstand unaufhörlich umwenden, können wir an ihm doch zuletzt eine uns nützliche Seite entdecken. Der Oberst war außer sich über seine Entdeckung, athmete auf, beruhigte sich. Natalie Stepanowna wird für ihn mit der Fürstin sprechen, und Natalie Stepanowna wird ihr Sohn darum bitten.

So erwartete diesen auch der Oberst mit erstaunlicher Ungeduld.

VI.

Des Obersten Wohnung im reichen Dorfe war möglichst bequem und den Bedürfnissen eines beständigen Aufenthalts gemäß eingerichtet. Doch nahmen ihr einige halbstädtische Verzierungen nicht das lagerartige, poetische Ansehen. Teppiche bedeckten die Wände und den Boden, ein Schirm theilte das Schlafgemach, d. h. das Bett, von dem Kabinet oder dem Empfangzimmer, und die kleinen Fenster mit neuen Rahmen, ganzen Scheiben und grünen Vorhängen, nach Art der Rouleaux, zeigten, daß auf der Welt nichts unmöglich sei. Französische und türkische Pistolen, ein Tscherkessensäbel, zwei, drei Dolche und Muster von Czako's, Ranzen, Taschen nahmen die Stelle von Bildern ein. In einer Ecke standen die Regimentsfahnen, in der andern eine Soldatenflinte, unter den Fahnen der Degen eines verhafteten Offiziers. Dann eine unordentliche Gruppe von Pfeifen, ein perlengestickter Tabaksbeutel, der Kriegscodex,

die „Rekrutenschule", eine „kurze Anweisung zum Gebrauch der Flinte" und Tabaksatmosphäre — dies Alles kleidete die große Stube eines wohlhabenden Bauern in die Militairform. Seit Kurzem aber schlichen sich unter die Merkmale einer zeitweiligen Einlagerung, eines strengen Dienstes und eines abgehärteten Bivouaclebens gewisse Gegenstände des Luxus ein, die nur dem schwachherzigen Stutzer der Residenz angemessen sind. So stand z. B. auf dem Tische, auf welchem die Regimentsberichte, das Militairjournal und andere wichtige Papiere lagen, fast den ganzen Tag ein Spiegel — daneben ein von der jungen Fürstin geborgter Roman aus dem Französischen, einige Scheeren und Messerchen, Parfüms in Krystallfläschchen, feine Pomade in Porzellanbüchsen und all die übrigen schönen Toilettenkleinigkeiten, die der wahren Liebe des neunzehnten Jahrhunderts unentbehrlich sind. Was thun! . . . Der Oberst schnitt sich das Haar nicht mehr kurz, gab seinen Backenbart nicht mehr dem Wind und Staub preis, und bemühte sich mit dem strengen Glanze des Militairanzuges die weibischen Reize der Civiltracht zu verbinden. Wenn er zum Fürsten ging, ließ er aus der schwarzen Halsbinde silberweiße Kragen hervorblicken, erlaubte sich die Uniform aufzuknöpfen, und die weiße Weste war immer weiß, und die goldene Uhrkette so umgehängt, daß sie nebst den Orden den Eindruck des Ganzen gewiß nicht schwächte. Was aber die frühere weise Oekonomie im Tragen der Epaulettes betrifft, so strich der Oberst diesen Paragraphen gänzlich aus dem Codex seiner Garderobe.

Er saß eines Morgens vor dem Spiegel, trank Thee und rauchte, als der Regimentsadjutant eintrat und ihm ein aufgesiegeltes Packet mit den Worten überreichte:

„Aus der Garde hergeschickt ein wegen Tödtung im Duell zum Gemeinen Degradirter . . . ."

— „Ah! hergeschickt," unterbrach ihn der Oberst, sprang vom Stuhle auf und griff froh nach dem Papiere.

Seine Freude bürgte für eine liebevolle Aufnahme des Unglücklichen: er wird ihn den unermeßlichen Abstand nicht fühlen lassen, der sie plötzlich so weit auseinandergerückt, er wird ihm die fromme, wenn auch immer schwere Hand der Hilfe reichen ....

„Das ist derselbe, von dem es im vorigen Jahre hieß, daß er die Tochter des Fürsten heirathen würde. Ihre Bekannte ...."

Der Obere sah den Untergebenen scheel an und las weiter.

„Jetzt wird er sie nicht mehr heirathen," setzte der Adjutant rasch hinzu, und drückte in einem schlauen Lächeln ziemlich treffend Verachtung gegen den Einen und Schmeichelei gegen den Andern aus.

— „Aber wo ist er denn? lassen Sie mich ihn sehen."

Der Adjutant öffnete die Thüre.

Ohne Halstuch, im Rocke ohne Epaulettes, in aller Nachlässigkeit des Mächtigen, nahm der Oberst die Tasse, warf einen triumphirend sorglosen Blick nach der Thüre, that einen Zug aus seiner Pfeife und setzte sich nieder. Man hatte ihn erinnert, daß der Cornet für den Bräutigam der Fürstin galt, man hatte ihm den Cornet zusammen mit ihr genannt — und alle Bitten des Fürsten, alle Thränen der Mutter, seine eigenen Vortheile wichen dem Aufwallen der Eigenliebe. Es war einer jener Momente, wo der Stärkere sich dem Schwachen in majestätischer Ruhe einer antiken Statue zeigen will, oder in beleidigend achtloser Bequemlichkeit, wo er sich anschickt, mit vornehmem Achselblick Fragen an ihn zu richten — ein Moment, in welchem der Oberst „Du" sagte.

Der Soldat erschien.

Die Empfindung, mit welcher er eintrat, darf man wohl mit nichts vergleichen, sondern für sich allein auf

jener einsamen Höhe lassen, wohin der angeborene Stolz des Menschen sie emporriß. Das ist nicht Verzweiflung, nicht Armuth, nicht Eifersucht; es ist etwas Unangenehmeres als Armuth und Bitteres als Eifersucht — es ist eine schrillende Saite, die mit keinem Leiden zusammenstimmt.

Der Soldat richtete sich gerade, marschirte vor und sagte: „Ich habe die Ehre Ew. Hochwohlgeboren mich zu melden.“

Aber seine Bewegungen waren schön und frei, seine Stimme fest; auf diesem Gesichte sprach sich weder eine Bitte um Schonung aus, noch Angst, noch Demuth. Das war noch ganz derselbe Cornet: dieselbe Jugendfarbe, die in gewissen Jahren auch im Unglück fortblüht. Nur verlieh ihm die Soldatenuniform einen träumerischen Reiz. Die Idee der Heimatlosigkeit, des unentbehrlichen stummen Opfers der Gesellschaft, die Idee von einem Menschen, der in den Tod geht, ohne umzublicken, ohne nach Vater, Frau und Kindern zu fragen — diese Idee veredelte hier ein gebildeter Blick.

Der Oberst kam nicht aus der Fassung, bemerkte nicht das Gefährliche und Verführerische in der Verbindung dieses Blickes mit dieser Uniform: er sah den gemessenen Schritt, die gestreckte Haltung — und jede beängstende Erinnerung verschwand. Das Schicksal hatte den Cornet weit von der Fürstin verschlagen. Der Gemeine kann kein Nebenbuhler sein, und da siegte denn die Vernunft über das kleinliche Gefühl, und das Mitleid mit dem Nächsten, den man nicht fürchtet, oder den man braucht, erweichte die Härte der Majestät.

Der Oberst stand auf, und mit jener würdevollen Freundlichkeit eines Oberen, der man den Wunsch ansieht, einen Menschen glücklich zu machen, ließ er seine Hand auf die Schulter des Cornets sinken. Dieser erröthete.

— „Sein Sie mir gegrüßt! Wir haben mit Ihrer

Mutter Sie längst erwartet. Es thut mir sehr leid, daß es mit Ihnen so gekommen ist; nun, wir werden Sie aber nicht auf unsere Weise dienen lassen."

Hier wandte sich der Oberst zum Adjutanten:

— „Soll beim Stab bleiben."

„Ich danke Ihnen für Ihre Nachsicht," sagte der Soldat.

— „Wird schon Alles gut werden, junger Mann; Sie können Ihre Mutter sehen, so oft Sie wollen, nur . . . ."

Der Oberst warf einen Blick auf den Adjutanten, als sei es ihm unangenehm, daß Jemand die folgenden Worte hörte:

— „Nur rathe ich Ihnen, sich nicht beim Fürsten zu zeigen. Es wäre im Grunde nichts, aber zu ihm kommen viele Leute, und, wissen Sie, damit es nicht zur Kenntniß . . . . es ist für Sie selbst besser."

Er sagte das mit aller Treuherzigkeit eines Diplomaten.

Eine geraume Weile dauerte das für Beide lästige Gespräch. Der Oberst brachte die Rede auf die Umstände des Duells, zuckte die Achseln, beschuldigte den gebliebenen Adjutanten, bemerkte darauf scherzend, das Tuch an der Uniform des Soldaten sei gar zu fein, und fragte zuletzt mit schallendem Gelächter, ob er linksum machen könne. Als dieser aber den rechten Fuß vorsetzte, fiel der Oberst hastig ein:

„Ohne alle Förmlichkeit, lassen Sie das! gehen Sie, wohin es Ihnen beliebt."

Der Soldat — oder ich will ihn lieber von jetzt an, wie es bei Soldaten Brauch ist *), bei seinem Fa-

*) Gegen die also das nicht beobachtet wird, was russische Artigkeit und Freundlichkeit ist, nämlich, Einen bei seinem Vornamen mit hinzugefügtem Patronymikon zu nennen. Darauf bezieht sich eine im Original hier eingeschaltete ironische Bemerkung

milliennamen, Bronin, nennen — Bronin zog einen Frack an und eilte zur Mutter.

VII.

Es war ein strahlend heiterer Morgen. Den Fluß bewegte ein leiser Wind und die Sonne bestreute ihn mit unzähligen Goldpünktchen, die schimmernd, blendend von Welle zu Welle tanzten.

Bronin traf die Mutter nicht zu Hause. Sie war beim Fürsten zum Besuche. Jetzt fühlte er die schwere Last eines Rathes, den er für Befehl nehmen mußte. Er ahnte, weshalb ihm verboten wurde, sich beim Fürsten zu zeigen. Aber die Ungeduld, die zärtliche Mutter zu erfreuen, ging über den Gehorsam des Untergebenen. Und wie könnte ihn auch eine Warnung des kalten Verstandes abschrecken, wie sollte er an diesem Morgen, in dieser Stunde nicht zu ihr hinstürzen, die zuerst mit Lächeln die neue Uniform des jungen Offiziers begrüßt, und ihm alle leichten, süßen Tändeleien, alle Genüsse der feinen Welt eröffnet!

Aber wie wird sie mich aufnehmen? Ich gehe im Frack, ich bin Gemeiner . . . Dieser Gedanke allein beunruhigte Bronin.

Der Fürst empfing ihn herrlich, mit weit mehr Aufmerksamkeit als früher, und überschüttete ihn mit Versicherungen, daß er begnadigt würde. Die Mutter ergriff ihn mit beiden Händen am Kopfe und küßte ihn.

— „Mütterchen, wahrlich, Sie beschämen mich, Sie küssen mich wie ein Kind," sagte er mit thränenvollen Augen.

das Dichters, die ich aber, als für Deutsche [illegible] verständlich, im Texte nicht gut beibehalten konnte. A. d. Ü.

Clara war nicht zugegen. Die Nachricht drang sogleich in ihr Boudoir.

Auf denn, Fürstin! Stecken Sie in Ihren Gürtel die frischeste Rose, thun Sie rasch einen prüfenden Blick in den Spiegel, o schnell, schnell werfen Sie auf den Unglücklichen die brennenden Strahlen des Entzückens, nur von Mitleid und Bescheidenheit gemildert! . . . .

Sie trat hastig zur Thüre und blieb stehen, so daß sich nicht errathen ließ, was sie eigentlich wollte: gehen oder bleiben? Eine sichtliche Vernachlässigung der Toiletteneinheiten zeigte, wie sehr sie sich beeilt, und doch griff ihre Hand einige Mal an die Thüre, ohne sie zu öffnen. Jetzt erst fiel ihr ein, daß sie sich getrennt, wie man so oft in der Welt sich trennt, nach einigen warmen Gesprächen, ohne jedoch einander etwas Entscheidendes gesagt zu haben. Wie wird sie ihn finden? Hat er auch unaufhörlich an sie gedacht? . . . Sie braucht nicht mehr jene einschleichenden, wohlklingenden Worte, die man so oft auf den Flügeln des Witzes, des Geistes, der Bewunderung zu den Füßen einer schönen Frau trägt, ihr ist es nicht mehr um die gewinnenden Weltmanieren des Offiziers zu thun, für den vor einem Jahre ihr Gefühl erwachte, das unwillkürliche Gefühl, einem Thautropfen gleich, der vom Himmel fällt, ohne zu wissen, auf welche Blume . . . . Jetzt will sie den ganzen Ernst, die ganze Heiligkeit und Tiefe der Liebe, jetzt will sie Lohn für ihre Treue, ihre Thränen, für den Obersten, für die grenzenlose Zärtlichkeit weiblicher Phantasie, die sich das Unglück mit wunderbaren Farben malt, bald mit stolzem Blick, bald mit reiner, kindlicher Seele — die den Soldaten in eine erträumte Welt der Gleichheit emporhebt! Jetzt will sie Lohn für jene Fähigkeit, sich dem Unglück anzuschließen, die weder Eurer Irrthümer noch Eurer Vergehungen gedenkt, und nur den Ausgang vor Augen hat, die ein Weib von dem glänzendsten Leben, von Freunden und Verwandten losreißt, um Euch

nach Sibirien, ans Ende der Welt, überall hin zu folgen, wo sie für Euch sterben kann .... o, eine Fähigkeit, die schöner ist als weibliche Verse und weibliche Prosa, besser als die Feder der Herzogin von Abrantes, der Delphine Gay und der launischen Miß Trollope!

Der Fürst hatte, wahrscheinlich um Mutter und Sohn in der Stunde des Wiedersehens nicht zu stören, beide allein gelassen. Sie aber eilte gleich fort, um die nöthigen Anstalten zu treffen und sich alle Mühe zu geben, daß sie seine Wohnung im Stab anständig einrichte, d. h. mit Allem überfülle, was nicht für den Soldaten ist. Als daher die Fürstin ihre schöne Hand auf den Bronzegriff der Thüre sinken ließ und nachdenklich wurde und darauf zurückging, ein Tuch oder einen Handschuh zu holen, war Bronin schon allein.

Er stand am Fenster, sah durch die lange Zimmerreihe dahin, wo die Fürstin erscheinen mußte, und zuweilen blickte er nach dem Wege, auf dem der Oberst zu kommen pflegte. Alles, was ihn umgab, trug noch das frühere Ansehen eines heitern Luxus, und hätte ihn mit Erinnerungen an sein lustiges Offizierthum erfreuen können. Auf einer großen Etagère befanden sich noch dieselben chinesischen Puppen: Chinesen, sitzend, stehend, gebückt, mit Schirmen und ohne Schirme! Einer mit zerbrochenem Stab und ein Anderer mit abgeschlagenem Fuß — besondere Lieblinge des Cornets, stumme Opfer, von der Kurzweil des Mächtigen gezeichnet — stachen von Allen durch ihr anklagendes Aeußere ab und gaben den unzweifelhaftesten Beweis, wie gern er sie sonst betrachtet, über sie gelacht, wie er oft im Feuer eines lieblichen Unbestands sich voller Hast zur Fürstin umdrehte und die Unglücklichen aufs Geradewohl hinstellte, ohne die mindeste Achtung vor chinesischem Alter und chinesischer Schönheit. Jetzt würdigte er sie keines einzigen Blickes, und kaum lehnte er sich mit dem Rücken an die Etagère.

Der Cornet würde zwanzig Mal die Runde durch diesen reichen Salon gemacht haben, wäre zwanzig Mal vor einer Vase, einer Büste oder einem Bilde stehen geblieben, hätte alle diese schönen Kleinigkeiten gemustert, jeder eine Sekunde jener flüchtigen, zuckenden Aufmerksamkeit geschenkt, mit der ein Mensch nach jedem Tand greift, wenn er allein mitten unter lebloser Pracht auf etwas harrt und die ungeduldige Sehnsucht zerstreuen will und ein rettendes Bret auf dem endlosen Meere der Erwartung sucht .... Aber der Gemeine stand ruhig. Das Unglück fesselt den Körper und überträgt dessen Beweglichkeit, Geschmeidigkeit und Wallungen auf den Geist. Der Gemeine trat an nichts heran, denn ihm fehlten die Epaulettes, die Fäden waren zerrissen, die ihn mit der Bronze, dem Porzellan und Marmor verbunden. Nehmt dem Menschen Eitelkeit, Glanz, die Möglichkeit zu glänzen, und die reizendsten Erfindungen des Luxus werden ihn bis zum Ekel anwidern — oder es wird diese äußere Ausschmückung des Lebens ihm zu kleinlich dünken. Er wird fragen: was ist von unabhängiger geheimer Kraft darin, was haben darin die Millionen Conveniensen und blendenden Verfeinerungen der Gesellschaft aufgehäuft? Wo sind hier jene Zeichen göttlichen Ursprungs, die nicht verblassen durften unter der Schminke der Civilisation? Wo ist der Gedanke, das Gefühl, der Strahl des Herzens, der diese nackte, kalte Wüste erhellt — wo die Liebe, die dem Cornet ein Wahn ist, wenn er im Salon glänzt, und Wahrheit, wenn ihm der Tornister des Gemeinen umgehängt wird?

Er erwartete die junge Fürstin, aber eine Fürstin, die seinem Schicksal gliche. Er hätte ihr gern den Titel genommen, die kostbare Spange vom Arm gerissen, sie in das bescheidene Gewand einer dörflichen Einsiedlerin gekleidet, um sie nur irgendwie sich näher zu bringen, aus der verwickelten, blendenden Welt in die einfache und wilde des Soldaten zu versetzen, damit kein

Gazeband, keine allzumalerische Locke den Seelenerguß hemme und an Kerzenglanz, an Walzer erinnere ....

Das war es, weshalb Bronin den chinesischen Puyren den Rücken kehrte! Darum traf ihn die Fürstin in einer so unzeitgemäßen Stimmung, daß er sogar die Poesie des weiblichen Putzes anfocht, Menschen und Gegenstände und ein schönes Weib mit seiner Uniform in Einklang zu bringen suchte, und vielleicht dem veralteten Vorurtheil glaubte, zum Glück brauche man nur eine Hütte und ein Herz!

Die Fürstin kam ihm mit dem Zartgefühle eines Weibes entgegen, das den Mann zu beleidigen fürchtet durch Mitleid, und ihn ungern dessen bedürftig sieht. Ihr Vater hatte mit dem äußerst aufmerksamen Empfang und der übertriebenen Höflichkeit seine gute Absicht nicht vollständig erreicht, denn er ließ Bronin einigermaßen den Unterschied zwischen zwei Röcken fühlen: die Tochter ging feiner zu Werke. Sie drang in das Geheimniß ein, das der Verstand nicht errathen. Ihr heiterer Blick, ihr unverändertes Benehmen verschmolzen in Eins Cornet und Gemeinen, Glück und Unglück. Doch konnte er anfangs eine gewisse Schüchternheit nicht los werden, die unmerklich nach jedem Unfall, nach jedem ungünstigen Erfolg, selbst der edelsten That, eintritt. Daher nahm das Geseräch erst einen gewöhnlichen Gang und die Poesie des Herzens trat den despotischen Manieren der Gesellschaft den Vorrang ab.

— „Ich stehe hier Wache und lauere auf den Obersten," sagte Bronin nach einigen Redensarten und einigen Pausen.

„Ich werde Acht geben lassen; man soll uns sagen, wenn er kommt." Die Fürstin klingelte.

— „Wahrscheinlich fühlt er sich bei Ihnen so wohl, daß er dieses Vergnügen mit Niemand theilen will."

„Mein Vater und Ihre Mutter haben ihn verwöhnt."

Bronin trat näher zur Fürstin, setzte sich neben sie, und betrachtete ihre Hand, die mit der Klingel spielte.

— „Er verbietet mir, Sie zu besuchen, und die Mutter räth mir, ihm zu gehorchen: werden Sie mir das auch rathen?“

„Der Vater wirft mir immer Unbesonnenheit vor,“ erwiederte die Fürstin. Ihre dunklen Wimpern verhüllten den Ausdruck ihrer Augen. Bronin fuhr auf, und nun wurde das Gespräch lebendig.

„O, wenn Sie unseres Landgutes sich so erinnerten,“ versetzte sie, seine lebhafte Beschreibung der Vergangenheit und ihres ersten Begegnens unterbrechend — „müssen mir Ihre Worte nicht wie ein Vorwurf klingen, gegen den mich nichts vertheidigen kann?“

— „Wie ein Vorwurf, Fürstin?“

„Der Vater sagte damals, ich sei Ursache gewesen ....“ Sie neigte sanft das Haupt, und glättete den Zipfel ihres Tuches, das sie aufmerksam zu betrachten anfing. „Vielleicht haben Sie fortwährend gedacht, daß ohne die unselige Bekanntschaft mit uns und mit dem unglücklichen Adjutanten, Ihre Mutter nicht so viel Thränen vergessen hätte ... Ach, um Gottes willen, erleichtern Sie mein Gewissen ... haben Sie uns angeklagt?“

— „Bitte, sein Sie ganz ruhig! Glauben Sie denn wirklich, es gebe keine so schönen Momente im Leben, daß sie jedes Unglück überwiegen? Glauben Sie wirklich, es gebe keine so süßen Erinnerungen, daß sie dem Elend der Gegenwart alle Gewalt nehmen? Wohl habe ich Ihres Landgutes gedacht — aber nur um alles Andere zu vergessen, wohl habe ich gelitten, aber nur weil ich nicht zu hoffen wagte, wieder hier zu sein, in diesem Zimmer, neben Ihnen ....“

Bronin sah der Fürstin etwas unbescheiden ins Gesicht; sie aber, ohne das Haupt zu erheben, ohne die leiseste Bewegung, richtete auf ihn einen vollen, fragenden Blick, der noch mehr Deutlichkeit, noch mehr Ge-

wisheit verlangte — denn ihrer bedarf das weibliche Herz so sehr in seinen launenhaften, unzähligen, treubrüchigen Zweifeln ....

Da ging die Thür auf, und der Diener meldete rasch: „Der Oberst kommt."

Beide sprangen von ihren Plätzen; aber auf einmal setzte sich Bronin, wahrscheinlich seiner furchtsamen Hast sich schämend, so keck und entschieden hin, als wollte er gar nicht wieder aufstehen.

„Um Himmels willen gehen Sie!" rief die Fürstin unruhig, und trat an ihn heran, zu gleicher Zeit auf ihn, nach der Thür und nach dem Fenster blickend. Sie ermaß mit einem Male den ganzen Abgrund der Gefahr; sie gestand sich jetzt, daß sie im Umgange mit dem Obersten unwillkürlich die Grenzen der frommen Berechnung überschritten und dem vereitlichen Wunsche nachgegeben, sich an dem Opfer ihrer Schönheit zu belustigen.

„Um Himmels willen entfernen Sie sich," wiederholte sie mit rührender Unruhe.

— „Sehen Sie, Fürstin, das ist der fürchterlichste Augenblick!" sagte Bronin finster, indem er zwischen Stolz und Gehorsam schwankte: Wie unangenehm ist es, sich zu verstecken! ...."

VIII.

— „Er wird begnadigt!" sagte der Fürst nach Tische, mit schwerem Leib in den Lehnstuhl sinkend.

„Wo denken Sie hin? begnadigt! ... man hat noch kein Beispiel," fuhr der Oberst dazwischen, seine goldenen Eraulettes schüttelnd.

„Er wird begnadigt," flüsterte spät Abends Natalie Stepanowna vor sich hin, indem sie die Schnallen ihres Gebetbuchs andrückte und auf die von der Ampel matt beleuchteten Heiligenbilder sah.

„Er wird begnadigt," dachte die Fürstin des Morgens vor dem Spiegel, in der Dämmerung am Klavier, und in träumendem Halbschlummer auf ihrem Lager; doch dieser Gedanke allein genügte ihr nicht; sie knüpfte noch einen andern daran, um einige Momente jenes vollen Glückes vorzugenießen, das im weiblichen Geiste sich immer so schön und so harmonisch gestaltet.

„Der Vater wird einwilligen," setzte sie hinzu, und darum wünschte sie diese Begnadigung so heftig, so ungeduldig, so jugendwarm, daß selbst das Gefühl der Mutter, ein andächtigeres und sanfteres, ihrer despotischen Empfindung fast nachstand. Aber in seltsamem Widerspruch schmückte sie den rauhen Stand Bronin's mit allen Blumen der Phantasie aus, so daß ihm die Offiziersuniform nur manchen Reiz nehmen, aber keinen einzigen geben konnte! Wenn der Mann gern das Weib zu sich herabzieht, so erhebt dagegen diese den Mann über sich und über die ganze Welt.

Ihr erschien er nicht als der gemeine Soldat im grauen Kittel, ihr war er ein Soldat der Romanze, der Bühne, ein Soldat, der im Mondlicht auf der Wacht steht und ein Lied an die Heimat, an die Geliebte singt; ihr war er ein Freiheit suchender, junger, geängsteter Flüchtling, in reizvoller Einfachheit seiner fliegenden Theateruniform, mit dem leichten Mützchen und locker hängenden Halstuch; sie sah in seiner Strafe nicht den gewöhnlichen Lauf der Dinge, ihr war er ein Opfer des Neides und der Verfolgung, ein Mensch, gegen den alle Welt sich verschworen, und sie, die Fürstin, nahm ihn in Schutz, und blickte so stolz, so zärtlich, als hätte sie Liebe genug, für den Haß der ganzen Welt schadlos zu halten.

Mit einem Worte, er hatte nur einen einzigen Fehler: den konnte aber auch weder ihr Herz, noch ihre Phantasie gut machen, und dazu eben bedurfte es der frühern Uniform. Ihre Ruhe, ihre glänzende Zukunft,

ihren Ruf, ihr Leben selbst gäbe sie ihm freudig hin ... aber wie ihre Hand? ... Der Gemeine darf in keiner Kutsche fahren! ... Schreibt es den verkehrten Einrichtungen der Gesellschaft zu, verdammt die Sitten der Menschen — aber gestehet, daß es giftige Kleinigkeiten giebt, auf die Niemandes Fuß tritt, und an die man ohne Sünde in den himmlischsten Momenten der Erde denken darf.

Uebrigens gefiel ihr die Soldatenuniform so gut, daß sie einmal Bronin fragte, warum er im Frack gehe? War es weibliche Laune, Zartsinn, oder verlangte die Fürstin von ihm, daß er eben so in Worten, wie in der Tracht vollständig bekenne, was gewöhnlich für herabsetzend gehalten wird, was aber eine kühne Offenheit adeln kann? Zu jeder andern Zeit und von jeder andern Frau hätte der Soldat diese Frage für einen Vorwurf der Engherzigkeit genommen — aber zwischen ihnen gab es keine trennenden Gefühle mehr. Die Fürstin sagte ihm das unter vier Augen, im Garten, als er schon das unendliche Glücksgefühl, mit ihr allein zu sein, gegen sie aussprechen durfte ... Diese Spaziergänge blieben ein undurchdringliches Geheimniß für den Obersten. Zwar, als der Fürst von dessen Verbote das erste Mal hörte, rief er unwillig: „Dummes Zeug — ich werde es ihm sagen," aber die Tochter hielt ihn zurück und überzeugte ihn, wie unnöthig es sei, den Obersten durch Widerspruch zu reizen, da er sonst sich ganz freundlich erweise, und da man ja gar keinen besondern Grund habe, auf die unnütze Erlaubniß zu dringen. Indem sie ihre Zusammenkünfte mit Bronin vor dem Einen verheimlichte, ließ sie auch die Andern nicht immer darum wissen, so daß diese unschuldigen Spaziergänge oft Allen, ja selbst dem Fürsten verborgen blieben, in der Stille dunkler Alleen, wo der Reiz des Geheimnißvollen sie umhüllte, wo nur schüchterne Röthe und schöne Augen sanft leuchteten, wo nur der Sturm

des liebenden Mannesherzens brauste. Das waren Augenblicke der Aufrichtigkeit, zu der es die gehobene Seele drängt, und die die Fürstin theuer bezahlen mußte. Denn der Oberst kam fast alle Tage, und da er sich für den Wohlthäter Bronin's hielt, wurde er noch zudringlicher. Er wußte nicht, wie der Fürstin geschah, wenn man ihr seinen Besuch meldete, und in welchem Tone sie ihr „Was?" aussprach, wenn sie dem Diener die unausbleibliche und leider nur zu vernehmliche Meldung wiederholt abfragte. O, der Oberst würde Ursache gehabt haben, sein Leben zu verfluchen, hätte er dieses „Was?" gehört und auf dem Gesichte der Fürstin gelesen.

Eines Morgens erwachte der gefährliche Nebenbuhler des Soldaten ungewöhnlich früh, begann in seinem Zimmer auf und ab zu gehen, ging lange und zwar mit so großen Schritten, daß ihm in jeder Richtung für den dritten Schritt kein Raum blieb. Bronin wurde gerufen.

Als dieser erschien, trat der Oberst rasch auf ihn zu, ergriff ihn an der Hand, brachte sie aus der förmlichen Haltung, und commandirte halb lachend: „Frei, Czako ab!" Ein solcher Empfang hätte die Seele jedes Untergebenen bezaubert, selbst eines solchen, der nicht durch eine unausfüllbare Kluft von seinem Obern getrennt wäre, aber an dem Gemeinen war weder ein hervorbrechendes Entzücken zu bemerken, noch eine eifrige Hast. Ruhig legte er seinen Czako auf den Stuhl.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, freundschaftlich zu sprechen," sagte der Oberst, Bronin's Hand drückend, und das Wort „freundschaftlich" mit besonderer Betonung hervorhebend. „Haben Sie die Fürstin gesehen?"

— „Ich traf sie bei meiner Mutter," erwiederte Bronin langsam.

„Wir haben bald Revue," fuhr der Oberst fort,

seine Pfeife stopfend. „Ich werde Sie dem Divisionsgeneral vorstellen.“

Bronin verneigte sich. Darauf Stille.

Der Oberst rauchte die Pfeife an, trat vom Soldaten weg in die andre Ecke, und als er ihm den Rücken kehrte, sagte er im Gehen: „Hören Sie, sprechen Sie mit Ihrer Mutter von mir ....“

— „Was ist Ihnen gefällig?“

„Ich bin überzeugt, Sie werden mein Vertrauen ehren. Ich meinerseits will Ihnen, wo ich kann, zu nützen suchen. Ich hoffe, Ihre Frau Mutter wird nicht abgeneigt sein, mir einen kleinen Dienst zu erweisen. Sie wissen, ich komme oft zum Fürsten, und so viel ich bemerken konnte, sind meine Besuche der jungen Fürstin nicht zuwider ....“

Der Soldat zog an seiner Halsbinde; die Häkchen des zugeheftelten Kragens wollten ihn ersticken.

„Ich gestehe, ich habe nie einen zu hohen Begriff von mir gehabt: aber ihr schmeichelhaftes Benehmen, ihre ganz besondere Aufmerksamkeit gegen mich .... und dann, sagen Sie doch selbst, ich bin Oberst, habe gedient ... Junger Mann, Sie wissen nicht, was der Dienst ist, Sie sind noch nicht im Stande zu begreifen, wie leidenschaftlich man den Dienst lieben kann .... Doch nun kommt er mir nicht in den Sinn ... ich bitte Ihre Frau Mutter, mit der Fürstin und dem Fürsten von mir zu sprechen.“

Die Röthe trat dem Obersten ins Gesicht, und er wandte sich wieder von dem Soldaten ab.

Dieser stand mit gesenkten Blicken da und schlug die Finger in einander. Nur die Aufregung, in welcher sich der Oberst befand, ließ ihn nicht bemerken, wie schwer es wird, zu hören und zu schweigen, wenn uns ein Anderer anzudeuten wagt, daß er einem Weibe gefalle, welches wir anbeten.

Jetzt nahm der Oberst eine malerische Stellung an,

stützte sich mit beiden Händen auf die Pfeife und fuhr eifrig fort:

„Die Fürstin kann versichert sein, daß sie keinen bessern Mann findet. Will sie, daß ich fortdiene, so werde ich dienen, will sie, daß ich aus dem Dienste trete — auch das! Wünscht sie in der Residenz oder auf dem Lande zu leben — gleichviel! Mir wird überall mit ihr so froh und angenehm zu Muthe sein, wie zur Zeit, als ich das erste Kreuz erhielt, oder als man mir das Regiment gab und ich das erste Mal hinausritt, um es zu mustern. Doch Sie können beredter schildern, was ich empfinde. Ich habe mich wenig in der Welt bewegt, meine Zunge ist ans Commando gewöhnt, Sie sind jünger, stehen dem weiblichen Geschmack näher ...."

Hier sah der Oberst unverwandt und neugierig auf den Soldaten, als suchte er auf dessen Gesicht eine Widerlegung seiner Worte.

„Ich muß mich sehr irren, oder ich habe keinen Korb zu befürchten. Auf jeden Fall hoffe ich, daß Ihre Mutter die Güte haben wird, Vermittlerin zu sein: mein Glück hängt jetzt von ihr ab."

Er trat zum Soldaten, ergriff abermals seine Hand mit vieler Herzlichkeit und fügte nach einen Augenblick hinzu:

„Es wird nicht übel sein, unter Anderm zu erwähnen, daß mir in Kurzem der Generalsrang bevorsteht. Die Fürstin macht sich freilich nichts daraus ... aber der Fürst ... Sie wissen ja, der Rang hat noch seine Wirkung."

— „Gut, ich werde es der Mutter sagen," antwortete Bronin trocken.

Es verging keine Stunde nach diesem Gespräche, da war er schon im Garten des Fürsten.

IX.

Clara ging spazieren und ihm entgegen. Als sie ihn aber auf sich zukommen sah, schritt sie langsamer, obgleich sich ihre Augen sichtlich erheiterten.

— „Was haben Sie? Sie sehen ja so höhnisch drein!“ fragte sie ihn scherzend.

„Mein Oberst bietet Ihnen Herz und Hand an, und hat mir aufgetragen, die Mutter zu bitten, daß sie Ihnen von seiner Liebe spreche. Er ist ganz außer sich, Sie bezaubert zu haben.“

— „Ach, mein Gott, jetzt merkt er's, und wird sich an Ihnen rächen,“ sagte die Fürstin erblassend.

„O, wie er verliebt ist! Und ich habe seine Erklärung in aller Form angehört, schweigend von Anfang bis zu Ende. Tausendmal dachte ich: ich unterbreche ihn, ich lasse ihn nicht fortfahren, ich sage ihm, daß ich dies nicht hören darf, daß er einen Bevollmächtigten gewählt, der seinen Auftrag nicht ehrlich ausführen kann .... aber was hilft's? meine Seele ist zahm geworden unter der Presse dieser Uniform ...“ und er zerrte voll Verdruß an seinem rothen Kragen. „Ach, Fürstin, wie hat es mir in diesem Augenblicke leid gethan um meine Epaulettes! ...“

Es ist schwer zu beschreiben, mit welcher Besorgniß sie jetzt die verschiedensten Mittel durchging, wie sie den Obersten abweisen könnte, ohne den Gemeinen in Gefahr zu bringen. Bald wollte sie sich selbst an ihn wenden, sich seiner ritterlichen Großmuth anvertrauen und mit fester Stimme zu ihm sagen: „Vertreiben Sie, ich liebe Sie nicht, ich habe um eines Andern willen die Perlen meiner Schönheit und Erziehung vor Ihnen ausgestreut.“ — Dabei thaten sich ihre Augen plötzlich in vollem Glanze auf, es blitzte in ihnen eine Hoffnung auf Seelengröße, auf Selbstverleugnung. Doch schnell erlosch in ihr diese lichte Hoffnung, wie einer jener luf-

tigen Gedanken, deren Wahrheit das Herz beweist, die aber zu kühn für die weiblichen Gewohnheiten, für den Verstand zu träumerisch sind. Da ging die Fürstin von den Wundern des Lebens zu den gewöhnlichen Erscheinungen über und dachte sich, daß ihr Vater ... ja, sie wird mit Thränen sich ihm um den Hals hängen — sein Ansehen muß den Obersten in ehrerbietiger Scheu zurückhalten, wird dessen Unwillen oder Eifersucht keinen Spielraum lassen.

Vergebens bemühte sich Bronin, sie dieser Welt von Sorgen zu entheben, dieser Theilnahme, die so entzückend als Beweis der Liebe und etwas unangenehm als Wunsch des Weibes, den Mann zu schützen. Er stellte sein Schicksal sorglos der undurchdringlichen Zukunft anheim, und mahnte sie an den gegenwärtigen Augenblick .... Sie saßen neben einander ... Vor ihnen bildeten die Bäume, deren dichte Aeste die Sonnenstrahlen durchbrachen, eine grüne Wand voll Lichtpünktchen ... Die Fürstin und der Gemeine! Seltsame Verbindung! Zwei Wesen eines Planeten, von irgend einer Idee nach den entgegengesetzten Enden desselben auseinandergeworfen, und von einem Gefühle vereinigt, das keinen Raum kennt, keine Entfernung fürchtet.

Lange hörte sie ihn nicht und nahm ihre Zuflucht zu allen Anstrengungen der Phantasie, um sich an irgend einer beruhigenden Gewißheit zu erfreuen — darauf wurde sie nachdenklich, darauf sah sie Bronin an, wie von Angst ermattet, und sagte liebevoll:

„Mein Gott, warum hat man Sie in sein Regiment versetzt?“

Er ergriff ihre Hand zum ersten Mal und drückte sie fest an seine Lippen. Sie erröthete, aber sie ließ ihre Hand der Willkür der Liebe, und der Wind warf das breite Band ihres Gürtels auf die Knie des Soldaten.

. . . . . .

Unterdessen trat der aufgeregte Oberst aus seiner Wohnung.

Seiner entwurferollen Seele wurde es zu eng und schwül. Seine Empfindung trieb ihn unter freien Himmel, in die frische Luft. Von der Landstraße kam er auf den Fußsteg, vom Fußsteg auf den Acker. Er ging schnell, als jagte er seinen Gedanken nach, die ihm immer voraus eilten, er ging, Gott weiß wohin. Endlich fand er sich ermüdet am Hause des Fürsten.

Eintreten oder nicht? ... Der Oberst wird die gehörige Ruhe nicht behalten können! ... Wär's nicht besser die Antwort abzuwarten? ... Aber nein, nichts ist angenehmer, als vor dem entscheidenden Moment diese Antwort selbst abzulauschen und aus mannigfachen Salonspielereien Schlüsse auf das bevorstehende Glück zu machen! Und dann — womit die Leere der Zeit ausfüllen? Wohin entfliehen vor den Zweifeln? ... Er trat ein.

Der Fürst war auf der Jagd: im Vorsaal Niemand. Ehrerbietig schlich der Oberst bis in ein Zimmer, dessen Fenster nach dem Garten gingen. Auch hier kam ihm Niemand entgegen. Da er es für unschicklich hielt, den fernern Theil des Hauses zu recognoscíren, ließ er sich auf das bequem elastische, mit weichen Kissen belegte Sopha nieder — und das Herz ging ihm auf! ....

Des Krieges Sturm, Hunger und Kälte, das unstäte Leben — wie erschien Alles dies auf einmal zu jugendsam, zu beschwerlich und unserem Obersten nicht mehr möglich, den das weiche, seidene Sopha hier so üppig einwiegte! ... Die Pracht der Fronte, die wunderbare Ordnung und Zusammenreihung der Soldaten, wie gering erschien ihm dies Alles gegen den marmornen Kamin, gegen die mattgeschliffenen Gläser, den Malachit und die Bronzeleuchter! Halbträumend blickte er auf die Brust- und Miniaturbilder der fürstlichen Ahnen — gewiß mit demselben Gefühle, mit welchem Napoleon an den Stamm-

baum des Kaisers von Oesterreich dachte, als er um dessen Tochter anhielt. Der Oberst hat gedient ... man ist's Zeit auszuruhen. Was soll ein Ruhm, mit dem man auf nackter Erde schläft! Was ist's für eine Ehre, daß der Soldat das Gewehr präsentirt! ... Er möchte jetzt aristokratischen Stolz, die Launen des Reichthums kosten — in den Armen der Schönheit sich zärtlich thun! ... Und warum einen so süßen Gedanken nicht nähren? warum ein so wohlverdientes Glück nicht hoffen? Er focht tapfer, die Fürstin ist so hinreißend freundlich gegen ihn, die Gutsbesitzer umringen ihn mit solcher Unterwürfigkeit, laden ihn zu Tische ein, geben ihm den ersten Platz, und Andrej Stepanowitsch, fest überzeugt, daß für den Obersten nichts unmöglich sei, sagt ihm jedes Mal andächtig: „In Ihrem Alter, Ihrem Rang!"

Diese großen und kleinen Erinnerungen, dieser Hochmuth, den nicht sein eigener Dunkel, sondern die Lüge der Gesellschaft ihm eingeflößt, der arge Irrthum Anderer, die ihn durch ein Vergrößerungsglas ansahen, zudem sein verzeihliches und leicht erklärliches Verlangen nach einem Palast und einem Herzen — Alles dies goß seine Hoffnungen in eine feste, schöne Form. Er erhob sich träge vom Sopha und trat langsam ans Fenster, um noch einen Theil seiner künftigen Besitzungen zu überblicken .... Jetzt aber zeigte sich an ihm mehr Liebe als Hoffart. Eine duftige, leichte, sorglose Liebe wehete ihn aus dem Garten an, eine Liebe, wie er sie nicht in der Judenschenke, nicht bei den russischen Bäuerinnen, noch bei den deutschen Bürgermädchen gesehen. — Mit welcher Zärtlichkeit blickte er auf diese geebneten Gänge .... wo er mit seiner bezaubernden Gattin lustwandeln wird, auf diese Rosenbüsche, diese Tulpen ... und dort in der Ferne die tiefe, dunkle Laube ... Die wird vielleicht manches eheliche Geheimniß umhüllen ....

Plötzlich fuhr der Oberst zusammen, sein Gesicht erstarrte und er schien sich mit der ganzen Schärfe seines

Augen zu waffnen, als müße er die Entfernung beim Aufſtellen der Colonnen zum Angriff ... Dort ſchimmerte etwas durch die Zweige ... etwas wie eine Uniform und ein Frauenkleid ... Er trat vom Fenſter ſeitab, und ſtützte ſich auf das Decorgefäß — ich glaube, ſeine Finger mußten ſich auf der Bronze ausprägen .... Das iſt die Fürſtin, das iſt Bronin .....

Mein Oberſt, das iſt der Dämon, der alle Geſtalten annimmt, um uns aus dem Reiche des Glückes zu ziehen, um uns das Leben zu zeigen wie es iſt, ohne allen Schmuck, mit welchem es die Phantaſie oder das Herz des Menſchen überkleidet, das Leben mit dem Hohn des Unglaubens, mit dem Blick der Verzweiflung! ... Aber das weiße Kleid ſchimmerte wieder, aber hinter dem bekannten Sonnenſchirm wallten die ſchwarzen Locken, aber der rothe Kragen und das dunkelgrüne Tuch ... Da kann ſich der Oberſt nicht täuſchen ... Das iſt er, das iſt ſie ....

Ja, Oberſt, das iſt er, das iſt der Soldat, der auf Dein Wort bei dem Brüllen des Donners ſich nicht rührt, bei dem Praſſeln der Kanonen nicht zuckt — der Soldat, dem Du Vater und Mutter, Leben und Tod, Himmel und Hölle biſt ... Du gingſt mit ihm um, wie mit Deines Gleichen, warſt ſo ſchonend gegen ihn, vertrauteſt ihm Dein ganzes Herz — und er betrog Dich, und die Fürſtin bat für ihn Dich zu feſſeln geſucht, und dort lachen ſie über Deine ungeſchickte Liebe! ... Was frommt nun Dein Dienſt? was bedeuten nun Deine Orden? ... Alle Wunden von Smolensk, Borodino und Leipzig brachen dem unglücklichen Oberſten auf ...

Sieh hin, Oberſt ... er küßt ihre Hand, dieſe Hand, ſo ſchön von der Sonne beleuchtet, daß Du von hier ihre Weiße und Zartheit betrachten kannſt! ... Sieh hin .... ſie ſind allein ... ganz allein ... ſind ſchon lange beiſammen. — Reiß ihn weg, daß die Fürſtin

keine Spur von ihm finden! . . . aber iſt's nicht zu ſpät? . . .

Der Oberſt begriff nicht, daß es unſchuldige Liebkoſungen, ſündloſes Alleinſein geben könne . . . . Voller Argwohn bohrten ſich ſeine Blicke in das weiße Kleid . . . und nicht todbrohende Bläſſe, ſondern die grobe Röthe des Zornes bedeckte ſeine vollen Wangen. Er kehrte zurück zu den Gewohnheiten ſeines ganzen Lebens, zu ſeiner treuen Leidenſchaft, in die Welt des Kriegs, der Disciplin und des zündenden Trommelſturms. Ein Irrthum hatte ihn aus der Fronte geriſſen, und ihn verrätheriſch allein gelaſſen, weit von der Fürſtin! . . . . Es ſchien ihm, daß ſie dem Hauſe zugingen . . . er ſtürzte aus dem Zimmer: aber auf einmal blieb er ſtehen, groß, ſchrecklich, wandte das Haupt und warf noch einen Blick . . . nicht auf die Fürſtin, nicht auf die Falten des weißen Kleides . . .

Er blickte auf den Soldaten.

X.

Wer dem Oberſten in deſſen Wohnung nachgeeilt wäre, dem hätte ſich eine jener räthſelhaften Erſcheinungen dargeſtellt, welche unſere logiſche Begriffsordnung verwirren: wenn nämlich die Seele von ihren alltäglichen, regelmäßigen Eindrücken auf einmal zu irgend einem leidenſchaftlichen fortgeriſſen wird, wenn ſie die ganze Macht ihrer poetiſchen Wallungen offenbart, und auch die todten Gegenſtände um ſie etwas Lebendiges erhalten, in ein harmoniſches Bild mit ihr zuſammenfließen. Die Hütte wie der Palaſt ſpiegeln gleichermaßen dieſe hochgeſpannte Stimmung der Seele wieder. Denn in dieſem Ausbruch hebt ſie Alles auf ihre Höhe empor — und ringsum erblickt Ihr entweder Glanz oder Trümmer.

Der Oberſt rauchte ... aber das war ein Gewolk von Dampf! Der Rauch wirbelte in dichten Maſſen auf, wand ſich ringförmig, breitete ſich aus, zog ſich unter der Decke hin, wie eine dünne durchſichtige Hülle; darauf lagerte er ſich an den Wänden, dann lief er herunter und ſtrömte über den Boden, dann wurde es ihm zu enge. In dieſer Hölle von Rauch blieb ein einziger Winkel, in den zwei, drei Sonnenſtrahlen fielen, noch etwas Tröſtliches, Reines, als hätte die Menſchenliebe ſich dahin geflüchtet vor dem Gewitter des grollenden Herzens. Die Teppiche, Piſtolen, Fahnen, Alles verſchwand — man ſah nur das ſtellenweiſe Blitzen der Dolche und zwei unbewegliche Geſtalten, zwei blaue, rauchbedeckte Geſichter: ihnen gegenüber funkelten die Augen des Oberſten und ſeine Gebieterſtimme donnerte.

Er war bitterböſe auf die Offiziere (die ſtanden nämlich vor ihm), daß — er Bronin den Soldatendienſt erlaſſen. Sein Zorn entlud ſich in vollem Maße, wie überhaupt der Zorn eines Menſchen, dem nichts entgegnet wird, der daher keck ohne alle Aengſtlichkeit, tapfer ohne alle Feigheit iſt.

„Keinen Schritt von hier!“ herrſchte er ihnen zu. „Heute ſoll er zum Exerciren, morgen zu mir als Ordonnanz!“

Aber in dieſen Lauten war etwas Wildes, Geheimnißvolles, als würden ſie irgend einem Geſpenſt zugerufen, als ſuchte der Oberſt neben den Offizieren noch Jemand anders, den er mit ſeinen Blicken durchbohrte, dem er etwas Anderes ſagte:

„Ich ſtelle mich zwiſchen Dich und ſie .... Durch mich wirſt Du die weiße Hand nicht ſehen, nicht den hellen Tag, nicht die Blumen, nicht das roſige Antlitz und das Liebeslächeln ... Ich werde Dir nur zeigen, wie bleich das Geſicht werden kann, wie eingefallen die Wangen, wie trübe die Augen ... ich brauche Dich nicht zu hintergehen, zu überliſten, Dir um den Hals zu

fallen und mit erheuchelter Freude die Hand zu drücken: ich brauche mich nicht zu verstecken, nicht einzuschleichen, Dir nicht an einer Ecke aufzulauern, oder bei Nacht mich zu Dir zu stehlen — Du bist mein, beim hellen Licht der Sonne, vor tausend Augen!“ . . . . . .

. . . . . .

Das Exerciren ging schlecht. Der Oberst war dermaßen unzufrieden, daß er seine Wuth sogar dem Rosse mittheilte. Ganz schaumbedeckt, raste es unter ihm graziös, nur trug es den Kopf unruhig, weil er unaufhörlich die Zügel anzog. Besonders traf seine zürnende Aufmerksamkeit die Unordnungen jenes Zuges, wo Bronin, bald spöttisch, bald bitter lächelnd, unter dem Gewehr stand. Hier war nichts recht; die Leute richteten sich nicht, die Fronte schwankte, die Schritte waren zu kurz, schlaff, die Blicke nicht lebhaft genug. Ueberall bemerkte der Oberst Fehler und spornte unbarmherzig sein Roß, doch sah er sich immer nach der einen Seite um, und wo er auch hinsprengte, seine flammenden Augen behielten dieselbe Richtung.

„Nicht wackeln!“ rief er, Bronin ansehend, „stellt ihn gerade!“

Der Feldwebel bog sich aus der hintern Reihe vor, und gab dem Soldaten einen leichten Stoß mit der Kolbe. Bronin erblaßte.

Es ist in der That unerträglich, wenn das Exerciren schlecht geht. Das verlangt durchaus Harmonie und Ordnung, als Zeichen gemeinsamen Muthes und des einigen Geistes, der einer unüberwindbaren, aus tausend Kräften zusammengesetzten Macht unentbehrlich ist.

Denkt Euch die rasche Genauigkeit der Bewegungen, diese geraden, dichten Reihen, die bald harmonisch in helle Wolken von Bajonetten zusammenschmelzen, bald wie eine lange, granitstarke Mauer sich ausbreiten, wie ein glänzender Strahl sich hindehnen! Diese kecken Gesichter stellen sich einer ganzen Welt entgegen, diese Füße

treten so fest auf, heben sich so entschieden; denkt Euch den sichern, gemeinschaftlich abgemessenen Schritt, und Ihr werdet begreifen, daß Einen der Parademarsch mit Glut und Schauer erfüllen kann. Hier sind die Werkzeuge des Todes nicht ordnungslos, nicht unförmlich, hier waltet auch ein Gefühl des Schönen, aber zugleich ein Gefühl der Kraft, das dem Einzelnen unmöglich ist.

Nun denkt Euch, daß das Exerciren nicht so geht, daß aller Einklang darin fehlt — und Ihr werdet begreifen, warum der Oberst endlich die Geduld verlor, in vollem Galopp dahinsauste und dicht vor Bronin meisterlich das Roß anhielt.

„Was ist das für eine Haltung? ... Der fällt ja ganz zusammen .... Herr Zugcommandeur! stellen Sie ihn ... hat die Knie vorgebogen ... Die Schulter gerade, die Brust heraus!“

Die Worte des Obern brachten eine verderbliche Wirkung hervor. Dem Soldaten bebten die Lippen, aber es war dies in seinen Gesichtszügen das einzige Zeichen des Lebens, dessen ganze wilde Flamme in seinen Augen loderte. Hier sammelten sich alle Strahlen desselben. Hier lag alles: Verachtung, Haß, Kühnheit und jener Stolz einer wahnsinnigen Liebe, mit dem wir uns die ganze Welt, wie das Herz der Geliebten vorstellen, überall obenan stehen und uns hoch emporschwingen wollen, hoch über alle gesellschaftlichen Verhältnisse, über alle Nebenbuhler und über jeden Ruhm.

Aber das bloße Commando hätte Bronin gewiß noch nicht in eine so gereizte Stimmung bringen können. Wahrscheinlich ahnte er, warum man ihn, als er nach dem Stab zurückkehrte, zum Exerciren berief. Er warf einen fürchterlichen Blick auf den Obersten, und seine Pflicht, seine Mutter, seine Fürstin vergessend, rief er mit brechender Stimme:

— „Oberst, quälen Sie mich nicht! Ihnen wird darum nicht besser; ich sage, quälen Sie mich nicht.“

Das Bajonett zitterte an ſeiner Flinte; aber dieſe Bewegung ſah der Oberſt nicht mehr. Sein Roß bäumte ſich und ſprang weg, entweder weil er nicht im Stande war, es zu halten oder weil er den Blick des Soldaten nicht ertragen konnte, und es geſpornt hatte.

Die Verletzung der Disciplin, auf die ſich das allgemeine Wohl gründet, und das Geheimniß des Oberſten, das marternde Geheimniß ... dazu die Worte: „Ihnen wird darum nicht beſſer" — er hatte genug!

Er flog dahin, ſchrie wild auf und ein ſchreckliches Wort erſcholl durch die Reihen. Man riß dem Soldaten das Gewehr aus dem Arm und die Uniform vom Leibe . . . . . .

. . . . . .

„Genug! laßt ihn los!" commandirte der Oberſt nach einigen Sekunden vom andern Ende der Fronte. Darauf ſprengte er zum Rottmeiſter hin, winkte dem Regimentsadjutanten und ſprach haſtig mit ſichtbarer Aufregung:

„Soll nicht mehr zum Exerciren, nicht mehr zur Ordonnanz, mag machen was er will, einen Frack tragen, hingehen, wohin es ihm beliebt: ihn in Ruhe laſſen!"

In ſeinen Augen blinkte etwas wie eine Thräne. Er wendete ſich raſch ab, gab ſeinem Roſſe die Sporen und verſchwand.

Vom Exerciren nach Hauſe gehend, unterhielten ſich einige Soldaten von dem Vorzug eines groben Hemdes vor einem feinen, und bekräftigten ihre Bemerkungen mit einem jener weiſen Sprüche, in denen ſich die ganze Vergangenheit ausprägt:

„Zwei Ungeſchlagene für einen Geſchlagenen!"

XI.

Es fing an dunkel zu werden. In einem der schönsten Bauernhäuser konnte man in der Wohnstube die Gegenstände kaum unterscheiden; nur der Mond und eine dufter brennende Kerze im sogenannten Vorsaal warfen einiges Licht herein. Das Zimmer war von mütterlicher Sorgfalt ausgeschmückt und schimmerte von jenen reizvollen, kleinen Andenken, die dem Liebenden so theuer sind.

Auf den Boden war eine Soldatenuniform hingeworfen und darüber ein, wahrscheinlich in Anfall rasenden Unwillens, von oben bis unten zerrissenes Hemd. Paul, der alte Diener, wie es keine mehr giebt, wagte nichts wegzuräumen, sah ängstlich zur Thüre herein, und trocknete schon ein paar Mal die Augen mit dem Aermel.

Bronin lag auf einem türkischen Divan, das Gesicht im Kissen, welches die Fürstin in Canevas gestickt. Hätte er nicht bisweilen das Haupt nach dem Fenster gewandt, gleichsam als wolle er an der Dunkelheit die Zeit erkennen, und außerdem mit den Schultern gezuckt, wie wenn er Schmerz im Rücken verspürte: man hätte ihn für schlafend halten müssen. Sein Kammerdiener und Wärter wollte längst eintreten; endlich schritt er leise über die Schwelle, schlich an den Divan, und nach einigem Schweigen sagte er in traurigem Tone:

— „Hier, gnädiger Herr, ist ein Briefchen an Sie; als Sie beim . . . .“ er stockte und wählte eine andere Wendung. „Die junge Fürstin hat's heute früh geschickt.“

Bronin hielt die Hand hin, nahm das Briefchen, zerknitterte es — und las es nicht.

Paul entfernte sich betrübt, aber nach einer Viertelstunde lief er mit großer Hast herein.

„Die gnädige Frau, Herr, die gnädige Frau ist gekommen!“

Bronin sprang auf und rief: „Sag' ihr nicht . . . .“ Dann blieb er wie versteinert auf dem Flecke.

Er schien erschrocken. Es giebt Thränen und Wehklagen, die wir selbst sterbend fürchten. Gewiß hatte sie's erfahren . . . sie kam sonst nie so spät . . . Paul zog ihm rasch die Uniform an, die zur Hand war, warf das Hemd bei Seite und brachte das Licht herein. Das Angebinde der Mutter, das Geburtstagsgeschenk, der kostbare Yatagan funkelte an der Wand. Seine Scheide war jetzt mit neuem, grünem Sammt überzogen, die Goldplättchen blank geputzt, die Perlen gewaschen, und an der Stelle der ausgefallenen Steine schimmerten neue. Paul zog den Schirm am Leuchter schnell in die Höhe, und trug das Licht in eine Ecke, damit der Mutter kein einziger Strahl das Gesicht des Sohnes erhellte.

— „Saschenka, mein Lieber!“ rief Natalie Stepanowna noch im Vorsaal mit heftig bewegter Stimme.

Bronin fuhr zusammen und ehe er ihr entgegenging, antwortete er mit krampfhaftem Seufzer auf diese Töne, als erbangte seine Seele, die ihr Theil ausgelitten auf der Erde, vor einem neuen Leiden. Paul führte seine Gebieterin herein und wagte kein Auge zu erheben.

— „Saschenka, Du bist begnadigt!“

Bei diesen Worten fiel sie ihm um den Hals mit der Raschheit und Fröhlichkeit der Jugend.

— „Der Fürst hat so eben einen Brief aus Petersburg erhalten; es kommt nächster Tage in den Tagesbefehl.“

Die Thränen rollten ihr vor Freude unaufhaltsam über die Wangen, und mit Küssen überströmte sie Bronin's Gesicht.

Vielleicht hätte er ihren Wehklagen über seine Schmach nicht widerstanden, vielleicht wäre er dem mütterlichen Kummer erlegen — aber die Freude, aber der Hohn des Schicksals fand ihn stumm. Es giebt nun einmal ein Gefühl, das keine anderen Regungen an sich läßt,

das man nicht nennen, in keine Nüancen zerſetzen kann — und mag der Himmel ſich erheitern, ein günſtiger Fahrwind wehen, das Segel ſchwellen — die ſchwere Laſt dieſes Gefühls ſenkt gleichwohl das Schiff des Menſchen in die Tiefe.

— „Fahren wir, mein Lieber, ſchnell; man erwartet Dich zum Abendeſſen; der gute Fürſt bittet zu Champagner! . . . Wie froh er iſt, und wie ſich die junge Fürſtin freut! . . . .“ Hier lächelte Natalie Stepanowna mit zweideutigem Entzücken. „Aber warum iſt es bei Dir ſo dunkel?“

„Es iſt hell, Mütterchen,“ erwiederte Bronin, und ließ ſein Haupt auf ihren Arm ſinken.

— „So laß uns doch ſchnell fahren . . . .“

„Ich kann nicht . . . ich muß den Oberſten ſprechen.

— „I, mein Lieber! . . .“

„Ja, Mutter, ich muß den Oberſten ſprechen,“ ſagte der Sohn mit erhöheter Stimme und blickte auf den Patagan.

— „Er wird gewiß nicht böſe ſein. Der Oberſt iſt wahrlich liebenswürdig . . . und wie gut gegen Dich! . . . Morgen verrichten wir hier ein Dankgebet und ich will für ihn beten. Aber was iſt Dir, mein Lieber, Du ſcheinſt nicht froh zu ſein?“

„Ich bin froh, liebe Mutter, recht froh.“

— „Ei!“ ſchrie ſie auf, „wie Du mir die Hand gedrückt haſt, Saſchenka!“ und gab dem Sohn einen heißen Kuß . . . . . .

Lange weigerte er ſich. Endlich bemerkte Natalie Stepanowna ſeine Bläſſe, und mit einer Beſorgniß, in der nichts Schmerzliches war, da die Freude alle anderen Gefühle unterdrückte, fragte ſie ihn:

— „Biſt Du krank, mein Kind, was fehlt Dir?“

„Ich bin heute viel gegangen, bin müde; aber beunruhigen Sie ſich nicht, liebe Mutter, bis morgen geht das vorüber.“

Hier war die Seltsamkeit des menſchlichen Herzens auffallend: der Sohn erſchrak, daß die Mutter ſich über ſein Unwohlſein ängſtete, und zu gleicher Zeit trat ein gräßlicher Entſchluß nach und nach aus der Seele ihm aufs Geſicht. Die ſchwache Beleuchtung, die alten Augen, das blinde Entzücken und dann das Ungeheure an ſich, das Unglaubliche in dem Unfall ihres Sohnes, ließen Natalie Stepanowna das Geheimniß nicht durchdringen, noch überhaupt etwas Trauriges vermuthen. Sie überredete ſich, daß er wirklich nicht ausfahren könne, daß er müde ſei, Ruhe brauche und daß dies bis morgen vorübergehen würde . . . . .

— „Aber warum beſtellſt Du nichts an die Fürſtin?“

„Grüßen Sie ſie, danken Sie ihr . . . .“

Und abermals ergriff er die Hand der Mutter, drückte ſie an ſeine Lippen und ſie küßte ihn wieder.

— „Alſo morgen, mein Lieber, gehen wir Alle zur Meſſe!“

„Morgen, liebe Mutter! . . . .“

Der Wagen rollte dahin — dann wurde Alles ſtill; nur hier und da bellten die Hunde.

„Paul, leg Dich, ich werde mich ſelbſt auskleiden.“

Eine lange Stunde ſchlich hin, man hörte auch Paul ſchlafen.

Bronin ging durchs Zimmer, ſah bald nach dem Fenſter, bald auf die Wände, bald auf gar nichts. Plötzlich trat er zum Jatagan und ſtellte ſich vor ihn mit wildem Blick . . . .

In dieſem Moment war es unmöglich, im Soldaten den jungen Cornet zu erkennen . . . . kein ähnlicher Zug! . . . Nur ſein Haar, das noch nicht auf Soldatenweiſe geſtutzt, in maleriſcher Unordnung umherflog, hatte den frühern Reiz und die frühere Anmuth behalten. Trotz des ſchrecklichen Ausdrucks in ſeinen Zügen, konnte noch immer ein ſchönes Weib auf dieſes üppig wallende, glänzende Haar blicken und mit ſchmeichelndem Finger

dieſe dichten Locken ſanft emporheben und wollüſtig aufwirren, und glühend und ſchmachtend ſich an ihnen erfreuen. Ja, es war noch das Haar des Cornets.

Er nahm den Patagan von der Wand.

Der Mond theilte die breite Dorfſtraße in zwei ſcharf begrenzte Hälften, eine helle und eine dunkle. Auf der Scheide des Lichtes und der Finſterniß, auf jener Linie, wo das Ende des Lebens mit dem Anfang des Todes zuſammenfloß, erſchien einige Male und verſchwand der Schatten eines Soldaten! . . . .

Aber die Schildwache ſtand an der Wohnung des Oberſten — aber war es Schrecken oder Selbſtverachtung? . . . Etwas hält den Menſchen zurück, wenn er bei Nacht umherſchleicht.

XII.

Man läutete zur Meſſe; es war irgend ein Feſt im Dorfe.

Nach und nach ſtrömten Soldaten, Bauern und Bäuerinnen auf die Straße. Mancher Burſch hatte einen Strauß gelber Blumen am Hute, manches Mädchen ein Band in die Haare geflochten. Viele ſchlenderten träge zur Kirche und ſahen nicht ohne Gefühl auf die verſchloſſene Schenke. Das Wetter war wundervoll. Einer jener unausſprechlichen Momente, wo Leben nicht denken, handeln oder hoffen heißt, ſondern nur athmen, den Himmel, das Grün, die Blumen anſchauen — ein Genuß, weder durch Arbeit, noch durch Geld erkauft! . . . Still und klar floß Schönſchwert. Ein feiner Regen ſprühete bei hellem, ſtrahlendem Sonnenſchein auf die Erde, und ein Regenbogen umgurtete wie ein Florband die Hälfte des ſchönen Himmels.

In der Ferne rollte ein sechsspänniger Wagen der Kirche zu; aus demselben blickte ein elegantes Hütchen, wehete ein weißer Schleier, und Einige sagten: „Das sind seine Erlaucht mit dem Töchterchen.“

Auch der Oberst erschien. Als er aus seiner Wohnung trat, drehte er sich zu Jemand um und sagte finster: „Versehnen Sie mich mit ihm!“

Darauf ging er zur Kirche; kaum aber hatte er einige Schritte gethan, als ein Soldat vor ihm stand ..., ohne Czako, mit offener Uniform, mit entstelltem Gesicht .... sein linker Arm fiel mit gigantischer Macht auf die Schulter des Obersten ....

Die Klinge des Yatagans blitzte in der Sonne und verschwand ....

Man läutete zur Messe, aber Niemand ging in die Kirche. Ein ungeheurer Haufen stand dichtgedrängt und todesstill umher, mit starren Augen, mit gedankenloser Neugier. Nur bei Denen, die hinter Anderen zu stehen kamen, bemerkte man eine furchtsame, leise Bewegung; denn sie bogen sich vor, um sich an dem nie gesehenen Schauspiel zu weiden ....

Einige Offiziere stützten das Haupt des armen Obersten, und der Arzt, mit Blut bespritzt, nähete die schreckliche Wunde zu. Einige Soldaten zerrten und banden den Mörder. Sein bleiches Gesicht belebte sich, es zuckte auf, wie ein Leichnam vom galvanischen Funken: die Wangen rötheten sich und Thränen flossen stromweis .... Vor der Kirchthür suchte man zwei Frauen ins Leben zurückzurufen ... er blickte hin und die jammervollen, herzzerreißenden Töne: „Mutter! Mutter!“ gellten durch die Luft.

Noch ein paar Worte fügte er hinzu, aber man konnte nichts mehr hören — denn er verschluckte sie mit seinen Thränen .....

Nach einigen Tagen verkündigte der dumpfe, abgebrochene Schlag der mit schwarzem Tuch überzogenen Trommel das Leichenbegängniß des Obersten. Die gesenkten Gewehre, die umflorten Degen — dieser demüthige Anblick der Waffen, die nicht zum Zeichen stillen Kummers in die Hände gegeben sind — dann diese stumme, feierliche Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Verstorbenen, die eben nur von gehorsamen Soldaten und ihrem Trauermarsch aufs Vollständigste ausgedrückt wird — alles Dies flößte Wehmuth um den Todten ein. Die beredten kriegerischen Ehrenbezeugungen begleiteten seine Hülle zu Grabe — Ehrenbezeugungen, auf die wir Lebende oft mit bitterm, tiefem, geheimem Neid blicken. Das ist ein Tod, dem etwas aus dem Leben nachhallt, der irgend eine Spur auf der Erde zurücklässt ....

Einige Tage darauf stellte sich dasselbe Bataillon, welches dem Sarge des Obersten gefolgt war, zu einem andern Geschäft im Felde auf. Vor der Fronte standen fünf Soldaten; einer unter ihnen ohne Gewehr, in einer Tracht, die keiner Form mehr unterliegt. Man salutirte. Der Bataillonsadjutant verlas das Urtheil. Darauf erscholl das Commando:

„Stellt Euch in zwei Reihen, Gewehr beim Fuß!...“

Rasch vertheilte man in den Reihen grüne Ruthen. Einige Soldaten ergriffen sie gewandt, fochten damit graziös durch die Luft, und, über ihren Kameraden spottelnd, murmelten sie:

„Ah, muß man auch durch die grüne Gasse spazieren!“

Die Trommeln wirbelten und man führte ihn in diese Gasse. Mehrere Offiziere wandten sich ab.

Hinter den Reihen ging der Arzt umher und in der Nähe harrte ein Karren.

Ich weiß nicht, was aus der Fürstin geworden. Sie ist mir entschwunden, wie uns die Zukunft entschwindet im

Dunkel des Himmels und des morgenden Tages. Entſchwunden — vielleicht in der Einſamkeit der Trauer, vielleicht in dem blendenden Gewirre der großen Welt. Ich weiß nur, daß einſt am Ufer Schönſchwerts ein Granitſtein lag, von eiſernem Gitter umgeben — dahin kam ſie jeden Tag zu weinen, und einmal lief ſie entſetzt davon, weil zu demſelben Stein zwei Diener eine alte, zuſammenſinkende Frau brachten, mit dem Stempel der ſchrecklichſten Zerſtörung auf dem Geſicht und mit Blumen auf der Haube.

Dieſe halbaufgelöſte Frau war früh erwacht, wenn man eine krankhafte Erſtarrung der Glieder Schlaf nennen kann, ſprang im Bette auf und rief:

„Heute iſt Saſchenka's Geburtstag! gebt mir das neue Kleid, die Feſthaube, Blumen ... gebt mir den Jatagan ... ich will ihn meinem Saſchenka beſcheren!“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite 79	Zeile 16	von unten	statt pomadisirt lies pomadirt
„ —	„ 2	v. u.	st. es war der Geburtstag l. war der Geburtstag
„ 101	„ 6	v. u.	st. zugestopfte l. vernagelte.

Ausgewählte Bibliothek
der
Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Siebenundsiebzigster Band.

Rußlands Novellendichter.

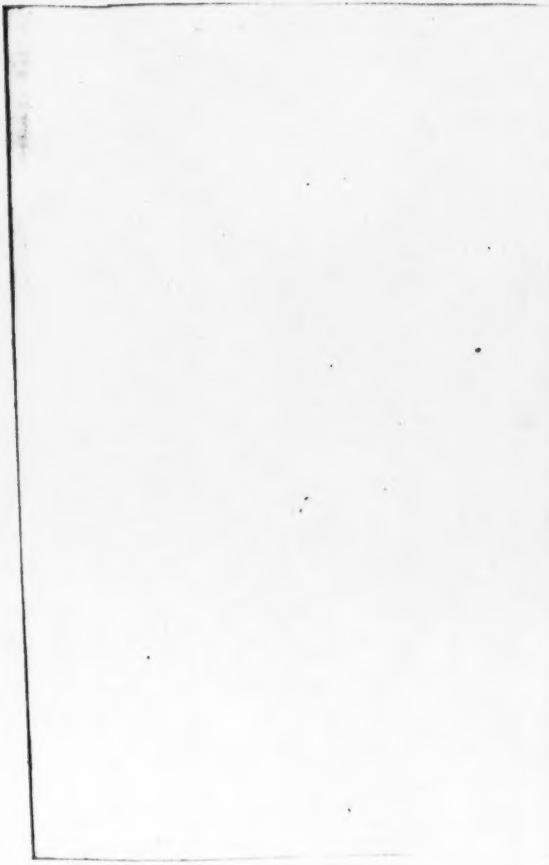
Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen
von
Wilhelm Wolfsohn.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

Rußlands Novellendichter.

Dritter Theil.



Rußlands Novellendichter.

Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen

von

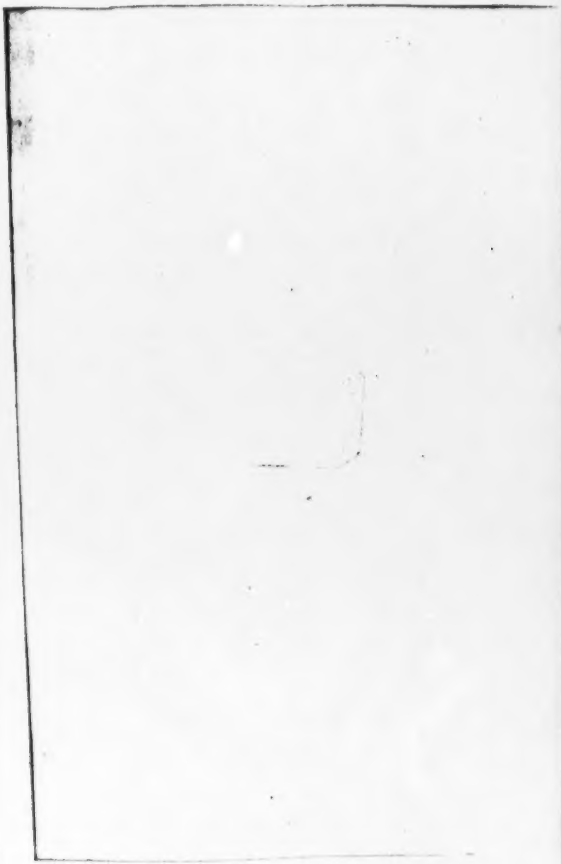
Dr. Wilhelm Wolfsohn.

Dritter Theil.

Alexander Herzen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.



Inhalt des dritten Theils.

Seite

Alexander Herzen. VII

Wer ist Schuld? 1

Alexander Herzen.

An Albert Cruciger in Altenburg.

Es wird vielleicht eben eine der Stunden über Dich gekommen sein, in die gegenwärtig für jeden Vaterlandsfreund alle Zeit ernster Betrachtung und stiller Einkehr in sich selbst getheilt ist. Eine Stunde bittern Unmuths im Gedanken an das jüngst Erlebte und an das, was jeder Tag Neues bringt. Eine Stunde, wo Du die brennende Schamröthe Deines Volkes auf Deinen Wangen fühlst, wo im Hinblick auf Ereignisse, quorum pars magna fuisti, auf Verwickelungen, aus denen täglich mehr entmuthigende Schwäche und Rathlosigkeit hervorgeht, sich Dir die vorwurfsvolle Frage entwindet: Wer ist Schuld?

Und da wirft Dein alter Freund Dir ein Büchlein in die Hände, eine russische Geschichte, eine übersetzte Novelle — die trägt dieselbe jetzt gewiß tausendstimmig wiederholte Frage an der Stirn! Was ist das? Ein neckender Wiederhall aus Rußland? oder gar ein Echo nordischen Mitgefühls? oder nichts weiter als die pikante Zufälligkeit eines für den Augenblick bezugsreichen Buchtitels?

Denn so sehr ist jetzt alle Welt von der durchgreifenden Zeitstimmung beherrscht, daß ich annehmen kann, auch der gewöhnlichste Leihbibliothekenkunde ist versucht zu glauben, wer in diesem Augenblicke mit dieser Frage in Deutschland auftritt, und wär's ein russischer Novellist, könne sie nicht außer allem Zusammenhange mit dem schmerzlichsten Anliegen des deutschen Volkes gethan haben.

Und doch dürfte es Dich wohl überraschen, wenn ich Dir versichere, ich theile hier das Product eines russischen Novellenschreibers mit, dessen ganzes Denken und Dichten inniger mit den Zeitbewegungen zusammenhängt, als die Werke manches deutschen Geschichtschreibers. Du erwartest es wol doch nicht, daß der Titel dieser Novelle wirklich eine verzweifelte Frage aus seinem Munde ist, die er in der Betrachtung gleicher Misverhältnisse, im Drange gleicher Wünsche, in der Erwägung gleicher Interessen gethan, wie sie jetzt jedes deutsche Gemüth so lebhaft und schmerzlich beschäftigen.

Aber so ist es in der That. Nur wirst Du natürlich diese Andeutungen nicht allzuspeciell auf politische Wirren und Ereignisse des Tages beziehen. Eine Novelle, die, wie die vorliegende, 1847 erschien, als Ludwig Philipp's Stern noch leuchtete und die Welt anscheinend in tiefster Ruhe lag, kann freilich auch nicht in der Rückspiegelung fremder Theilnahme sich um Streitfragen drehen, die jetzt in den Dresdner Conferenzen zur Ausgleichung kommen sollen; und eine Seelengeschichte, ein wenn auch noch so sehr innerlich bewegtes Stillleben, ein Familienschicksal wie das, was sich hier vor unsern Augen entwickelt, kann nicht einmal im Rahmen einer Tendenznovelle einen Beitrag zur Tageschronik geben. Dennoch

iſt dieſes Buch nicht zu früh in Rußland erſchienen, wie es jetzt in Deutſchland nicht zu ſpät kommt: ſo zeitgemäß iſt ſeine culturhiſtoriſche, ſo eingreifend ſeine ſittliche Bedeutung. Dennoch iſt das eine Geſchichte, in der es dem Verfaſſer nicht darauf ankam, das alte rührende Liebesthema mit neuer Rührung abzuleiern; dennoch handelt es ſich hier nicht blos um das gebrochene Herz des und des Mannes und des und des Weibes. Nein, hier ſind an die individuellſten Beziehungen weltbewegende Motive geknüpft; hier geht über das Bild einer trivialen Allgemeinheit und eines perſönlich begrenzten Idealismus weit hinaus ein gewaltiger Proteſt gegen Mißſtände des geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Lebens: ein Proteſt, der auf die ihn bedingenden Principien zurückgeführt, ſogleich mit den brennendſten Fragen in Deutſchland zuſammenfällt; Mißſtände, die hier zwar zunächſt in den ruſſiſchen Verhältniſſen nachgewieſen werden, die aber, in ihre Conſequenzen aufgelöſt, auch die eiternde Wunde des geſammten deutſchen Lebens bloslegen. Jener Gedanke, der in Herwegh's Worten ſo mächtig ergriff —

„Raum, ihr Herrn, dem Flügelſchlag
Einer freien Seele!“

er tritt hier in jedem Zuge der ernſten und ſatyriſchen Lebensdarſtellung hervor. Und wie reich iſt dieſe Darſtellung an den mannigfaltigſten Sitten- und Charakterbildern! Welchen Einblick gewährt ſie in die Verhältniſſe eines Volkes, in die Zuſtände eines Landes, über das der deutſche Buchhandel jahraus jahrein ſo vielen Anekdotenkram von kenntnißloſen, flüchtigen Touriſten zu Markte bringt!

Gerade jetzt, wo Rußland den europäiſchen Verhält-

nissen gegenüber eine Stellung eingenommen, durch die es die erneute, man kann sagen ängstliche Aufmerksamkeit aller Völker auf sich zieht, gerade jetzt sollten die Deutschen, die ja so gern auf den Grund gehen, von Neuem die Wichtigkeit ermessen, die Lebenselemente Rußlands kennen zu lernen; dabei aber sollten sie endlich denn doch zur Ueberzeugung gelangen, daß Niemand ein treueres, anschaulicheres Bild des russischen Lebens, der russischen Sitten und Zustände zu entwerfen vermag, als der einheimische Beobachter, wenn er nicht blos die Erscheinungen bis in's Einzelnste verfolgt, sondern auch den ideellen Zusammenhang, die innersten Bedingungen mit psychologischem Scharfblick durchschaut. Und wer könnte die Mittel und Einflüsse, die bis jetzt in Rußland gewirkt, so wie die Elemente, die trotz alledem zum Durchbruch kommen, heller beleuchten, wer die vergangene, die gegenwärtige, ja, so weit es möglich ist, sogar die zukünftige Entwickelung eines Stammes, der offenbar eine eigenthümliche Mission in der Geschichte der Menschheit zu erfüllen hat, treffender bezeichnen und sicherer andeuten, als der russische Denker, der auf der Höhe der Zeitideen, auf der Höhe philosophischer Bildung steht?

Daß Alexander Herzen ein solcher Beobachter, ein solcher Denker ist, davon hat er in den letzten paar Jahren auch in Deutschland und Frankreich literarische Proben von unbestrittenem Werth und von dem allgemeinsten Interesse gegeben.

Der deutsche Ursprung, auf den sein Name und mehr noch seine Geistesrichtung schließen läßt, liegt allerdings bei ihm sehr nahe, da seine Mutter eine geborne Würtembergerin ist. Väterlicherseits aber ist Herzen von

echt russischer Abkunft, Russe ist er seiner ganzen Erziehung nach. Geboren 1812 in Moskau (während des Brandes), erhielt er bis zu seinen akademischen Studien Privatunterricht im elterlichen Hause. Er kam dann auf die Moskauer Universität, wo er mit Eifer mathematische und Naturwissenschaften trieb. Kaum hatte er die Universität verlassen und, gegen seine Neigung, die staatsdienstliche Laufbahn betreten, als ein plötzliches Ereigniß ihn in eine folgenschwere polizeiliche Untersuchung hineinzog. Es hatte nämlich eine Gesellschaft seiner Jugendfreunde einen lustigen Tag und noch lustigern Abend verlebt. Man saß in der Wohnung eines jungen Offiziers traulich beisammen, als dieser von einem seiner Kameraden Besuch erhielt. In der heitern Stimmung des Augenblicks regte sich gegen den Fremden kein Mißtrauen, und einer aus der Genossenschaft, ein geborner Sibirier, durch ein glückliches Verstalent bekannt, trug, vom Wein erhitzt, ein Gedicht von mehr als revolutionärem Geiste vor. Der fremde Offizier ging davon und glaubte seine Dienstpflicht erfüllen zu müssen, indem er das Gehörte sofort der geheimen Polizei anzeigte. Noch in derselben Nacht wurde die ganze Gesellschaft verhaftet. Unter ihren Papieren, die man zugleich in Beschlag genommen, fanden sich auch Briefe von dem jetzt als Lyriker ausgezeichneten Nikolaus Ogarew, von Herzen u. A. Letzterer, den eine gewisse Frivolität strafwürdig erscheinen ließ, wurde nach Wladimir und hierauf nach dem entfernten, hoch im Norden gelegenen Wjatka versetzt. Hier, in dieser außereuropäischen Einöde, wandte er sich mit dem andauerndsten Fleiß dem Studium der Philosophie, vor Allem Hegel's, zu.

Von Wladimir aus hatte er ein kühnes Wagestück versucht, das, wenn es mislang, ihn für immer in's Verderben gestürzt haben würde. Es hatte jedoch den besten Erfolg und gründete für immer sein Lebensglück. Er wußte heimlich nach Moskau zu gelangen und aus einer kaiserlichen Erziehungsanstalt sich seine Braut zu holen, ein ihm nahverwandtes Mädchen, mit welchem er sich in einem Dorfe trauen ließ. Diese Frau ist es, die ihm eine wahrhaft gesegnete Häuslichkeit geschaffen, ihr hat er „zum Zeichen der tiefsten Sympathie" die vorliegende Novelle gewidmet. — Den Bemühungen seiner hochgestellten Verwandten dankte er's damals daß die unausbleibliche Entdeckung keine gefährlichen Folgen nach sich zog.

Diesen Bemühungen glückte es endlich auch, seine Wiederversetzung nach Petersburg zu bewirken. Hatten ihn aber seine Briefe schon einmal in's Unglück gebracht, so wäre es hier bald zum zweiten Male geschehen. Einem Freunde in Moskau theilte er ohne alle Nebenabsicht das Gerücht von einem Straßenmorde mit, den ein Petersburger Sicherheitswächter verübt haben sollte. Ich weiß nicht, wie man von diesem Briefe Kunde erhielt — genug, Herzen wurde auf's Neue verhaftet, auf's Neue in Untersuchung gezogen, ein Fall, der seiner erschreckten Frau beinahe das Leben gekostet hätte. Doch auch jetzt rettete ihn der Einfluß seiner Verwandten; er erhielt seinen Abschied mit dem Range eines Hofraths und die Erlaubniß nach Moskau zurückzukehren.

Hier begann seine schriftstellerische Thätigkeit. Die philosophische Abstraction allein hatte Herzen nicht befriedigen und erfüllen können; neben seinen philosophischen

Studien vertiefte er sich daher mehr und mehr in die Naturwissenschaften, wobei indeß überwiegend philanthropische Tendenzen seine Forschung leiteten. Als die erste Frucht derselben veröffentlichte er in den von Krajewsky herausgegebenen „Vaterländischen Memoiren" eine Reihe „Briefe über das Studium der Natur", die noch lange nicht abgeschlossen, soweit sie aber bis jetzt erschienen sind, schon einen starken Band bilden würden. Leider ist die Fortsetzung derselben kaum mehr zu erwarten. So weit sie bis jetzt vorliegen, sind sie ihrem Grundgedanken wie der Ausführung nach eine der bedeutendsten Erscheinungen der russischen Literatur, und haben denn auch die Aufmerksamkeit aller Gebildeten Rußlands in hohem Grade erregt. In lebendiger, scharfsinniger Darstellung giebt der Verfasser eine Uebersicht der philosophischen Systeme bis und mit Baco, und von dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft unterwirft er dieselben einer genauen kritischen Prüfung. Indem er die Natur im weitesten Sinne auffaßt, legt er in solcher Uebersicht die Entwickelung der kosmischen Ideen dar, die er wahrscheinlich bis zu ihrer gegenwärtigen Phase fortführen wollte, um schließlich hieran seine eigenen Folgerungen und Ansichten zu lehnen.

Das lebhafte Interesse Herzens für alle Erscheinungen auch in niederen Sphären des Lebens, in der Gesellschaft, gab den ersten Impuls zu seinen belletristischen Schriften, die in gewissem Sinne als eine Fortsetzung seiner Lebensbeobachtung, wie sie sich in jenen „Briefen" geltend machte, nur in anderer Richtung, zu bezeichnen sind. Von der Höhe wissenschaftlicher Principien stieg er in den engen Kreis persönlicher menschlicher Verhält-

niſſe herab und widmete ſein Darſtellungstalent der Phyſiologie und Pathologie der ruſſiſchen Geſellſchaft, die Niemand genauer kennt als er. Unter dem Namen „Iskander" trat er mit Novellen, kleinen Romanen, humoriſtiſchen Schilderungen, Sittengemälden u. dergl. auf. Ohne den Dichternamen nur irgendwie zu beanſpruchen, machte er es ſich zur Aufgabe, in anſchaulicher populärer Form die Natur des ruſſiſchen Volkes und der ruſſiſchen Geſellſchaft darzuſtellen. Von ſolchem Geſichtspunkte aus ſind alle ſeine belletriſtiſchen Schriften zu betrachten, wobei man jedoch nicht außer Acht laſſen darf, daß Herzen ein lebensvoller Geiſt iſt im ſchönſten Sinne des Wortes, daß ihm nichts von gelehrtem Pedantismus anklebt. Wenn ich meinerſeits aber auch kein Bedenken trage, ihn den ruſſiſchen Novellendichtern beizugeſellen, ſo geſchieht es, weil, abgeſehen von dem hohen culturhiſtoriſchen Werth ſeiner Novellen, in ihnen wirklich auch bedeutende dichteriſche Elemente liegen. Nicht nur, daß er eine reiche Ader von Humor hat, ſeine tief eindringende Beobachtung, das dramatiſche Leben ſeiner Darſtellung, ſein pſychologiſcher Feinſinn, verleihen ſeinen Schilderungen nicht ſelten einen wahrhaft künſtleriſchen Charakter. Seine Geſtalten ſind friſch aus dem Leben gegriffen; ſeine Combination iſt natürlich und geiſtreich; überall blickt eine Fülle äußerer und innerer Erfahrung durch, überall verräth ſich umfaſſende Anſchauung und poetiſcher Gedankenreichthum.

Mit der Erzählung, welche ich hier den deutſchen Leſern mittheile, ſchließt ſich Herzen inſofern an Gogol an, als er, wie dieſer, das ruſſiſche Leben ohne Schminke,

ohne Aufputz, in seiner Nacktheit darstellt. Gogol freilich, mit seiner durch und durch poetischen Ursprünglichkeit, weiß über alles Unschöne des Stoffs mit sprühender Phantasie, mit dem hinreißendsten, farbenreichsten Humor viel leichter hinwegzukommen. In der Urkraft und Frische dieses Humors ist ihm so wenig irgend ein Schriftsteller Rußlands gleichgekommen, als es in der gesammten Nationalliteratur der Russen etwas giebt, das auch nur im Entferntesten an die homerische Plastik seiner kleinrussischen Erzählungen reicht, namentlich jener von größerm Schwung, wie der „Taras Bulba", der sich zum Epos erhebt. Aber in psychologischer Analyse, in philosophischer Auffassung selbst der unscheinbarsten Einzelheiten ist ihm Herzen überlegen.

Im Februar 1847 reiste Alexander Herzen nach Deutschland, wo er einige Zeit in Königsberg, Berlin und Köln lebte, und von da über Brüssel nach Frankreich und Italien. Ein Jahr darauf überraschte ihn hier der Sturm, der ganz Europa erschütterte. Er eilte nach Paris. In Folge seiner lebhaften Sympathie für die Bewegung wurde er jedoch bald als einflußreicher Förderer der Umsturzpartei verdächtigt und mußte im Mai 1849 nach Genf flüchten. Im November ging er nach London, und kehrte von da nach Paris zurück, wurde aber von Neuem ausgewiesen. Er lebte hierauf in Nizza und hatte, wie ich gehört, die Absicht, nach Amerika zu segeln.

Aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes im Auslande rühren eine Menge Reisebriefe und Aufsätze vermischten Inhalts, die er nach Petersburg schickte. Ein Theil derselben erschien in einer Petersburger Revue („der Zeitgenosse"), die Veröffentlichung des Uebrigen machte die Strenge der Censur unmöglich. Sehr zu bedauern ist,

daß die zweite Hälfte eines höchst interessanten Artikels „über die Ehre“ (eine geschichtliche Entwickelung des Begriffs, der damit zusammenhängenden Sitte im westlichen Europa, des Duells ꝛc.) in Folge dessen nicht zum Abdruck kam. Auch einen in Italien geschriebenen Roman „die Pflicht geht über Alles“ schickte Herzen in Manuscript nach Rußland; dieser aber wurde von der Censur ganz zurückgewiesen. Als ihm nun die literarische Oeffentlichkeit im Vaterlande versagt blieb, betheiligte er sich an französischen und deutschen Zeitungen, und zwei Schriften, die Aufsehen erregt haben, sind von ihm in deutscher Sprache erschienen: „Vom andern Ufer“ und „Briefe aus Italien und Frankreich“ (1848—1849). Beide Schriften sind in kritischen Blättern mit mehr oder weniger Gründlichkeit, zum Theil auch schief und einseitig besprochen worden, im Ganzen aber mit voller Anerkennung des Geistes und der Beobachtungsschärfe, die der Verfasser an den Tag gelegt. Ich muß hier eine nähere Beurtheilung derselben aus mehr als einem Grunde unterlassen.

Ich sah Herzen in Moskau im Jahre 1845. Der hohe ideelle und sittliche Gehalt, der in seinen Schriften liegt, tritt noch ergreifender in seiner Persönlichkeit hervor. Ein Mann, der ihn in verschiedenen Verhältnissen zu beobachten Gelegenheit gehabt, sagte mir von ihm: „C'est un homme à toute épreuve. Aufrichtigkeit und Wahrheit ist der Grundzug seines Charakters; er hat kein Geheimniß; wie vor seinen nächsten Freunden, so trägt er vor der ganzen Welt das Herz auf den Lippen. Er ist nicht nur ein klarer Geist, er ist eine durchsichtige Seele. Darum ist ihm Heuchelei, in welcher

Geſtalt auch immer, völlig fremd. Darum ſpricht er alles entſchieden, ja bisweilen zu ſchroff aus. Von feurigem, ſanguiniſchem Temperament, verfällt er nicht ſelten in's Extrem, nie aber wird er ſeiner innerſten Natur untreu. Alles was an gleißneriſche Empfindſamkeit ſtreift iſt ihm verhaßt, aber es kann kein weicheres, empfänglicheres Herz geben als das ſeine. Wie er mit größter Lebhaftigkeit einen Eindruck erfaßt, ſo bewahrt er ihn tief, treu und dauernd."

Die Gelegenheit, einen ſolchen Charakter in ſeinen Schriften kennen zu lernen, wird Niemand freudiger ergreifen, als Du, lieber Freund, und wer Dir gleicht an Kraft und Geſinnung.

Möge denn dieſes Buch vor Allen ſolchen Leſern in die Hände kommen!

Leipzig, im December 1850.

Wilhelm Wolffohn.

Wer ist Schuld?

Von

Alexander Herzen.

Erſter Theil.

Erſtes Capitel.

Der General und der Hauslehrer.

Es ging auf den Abend. Alexej Abramowitſch ſtand auf dem Balkon. Er konnte nach einem zweiſtündigen Mittagsſchlafe noch nicht zu ſich kommen: träge öffnete er die Augen und gähnte von Zeit zu Zeit. Der Diener trat mit einer Meldung ein; doch Alexej Abramowitſch fand es nicht nöthig, ihn zu bemerken, und der Diener wagte nicht, den Herrn zu ſtören. So vergingen einige Minuten, worauf Alexej Abramowitſch fragte:

„Was willſt Du?“

— „Während Excellenz ruhten, iſt der Lehrer aus Moskau angekommen, welchen der Doctor mitgebracht.“

„Was ...?“ (Wie das eigentlich zu interpungiren iſt, mit einem Frage- oder Ausrufungszeichen — haben die Umſtände nicht entſchieden.)

— „Ich führte ihn in das Zimmer, wo der Deutſche gewohnt hat, welchen Excellenz entlaſſen haben.“

„Was?“

— „Er bat, es Excellenz zu ſagen, wenn Sie erwachen.“

„Ruf' ihn herein.“

Nun wurde das Geſicht Alexej Abramowitſch's imponirender und würdevoller. Nach einigen Minuten erſchien der Leibburſche und meldete: „der Lehrer iſt da.“

Alexej Abramowitſch ſchwieg eine Weile, dann rief er mit drohendem Blick auf den Burſchen: „Haſt du das Maul voll, Dummkopf? Muffelt, daß man keine Silbe verſteht!“ Doch ſetzte er, ohne eine Wiederholung abzuwarten, gleich hinzu: „der Lehrer ſoll hereinkommen,“ und ließ ſich nieder.

Ein junger Mann von etwa drei und zwanzig Jahren, ſchlank, blaß und blondhaarig, in recht engem Frack, trat ängſtlich und verlegen auf.

„Sein Sie mir gegrüßt, Verehrteſter!“ ſagte der General, ohne aufzuſtehen, mit wohlwollendem Lächeln. „Mein Doctor hat ſich ſehr günſtig über Sie ausgeſprochen; ich hoffe, wir werden mit einander zufrieden ſein. He, Baſil! (dabei pfiff er) warum bringſt Du dem Herrn keinen Stuhl? Denkſt wol, es ſei nicht nöthig, weil's ein Lehrer! Ei, ei! wann hobelt man euch nur ab, und macht euch zu Menſchen! ... Haben Sie die Güte. Sehen Sie, Verehrteſter, ich habe einen Sohn: ein guter Junge, hat Fähigkeiten; ich möchte ihn zur Militairſchule vorbereiten laſſen. Franzöſiſch ſpricht er, deutſch kann er zwar nicht ſprechen, verſteht es aber. Der deutſche Lehrer, den ich bekam, war ein Trunkenbold und gab ſich nicht viel mit dem Jungen ab; auch habe ich ihn ſelbſt, ich geſtehe es, am meiſten mit der Wirthſchaft beſchäftigt: er bewohnte das Zimmer, das man Ihnen jetzt angewieſen; ich habe ihn aus dem Hauſe gejagt. Daß ich es Ihnen offen ſage: es liegt mir gar nicht daran, daß aus meinem Sohn ein Magiſter oder Philoſoph werde — aber, Verehrteſter, wiewol es mir, Gottlob, nicht fehlt .... doch zweitauſend fünfhundert Rubel

werde ich nicht umsonst geben. Sie wissen selbst, in unserer Zeit verlangt man auch zum Militairdienst alle diese Grammatiken und Arithmetiken.... He, Basil, rufe Michael Alexejewitsch herein!"

Der junge Mann blieb diese ganze Zeit stumm, erröthete, zupfte am Taschentuch und wollte etwas sagen: die Ohren sausten ihm vom Andrang des Blutes; er hörte nicht einmal recht genau die Worte des Generals, doch hatte er von dessen Rede im Ganzen eine Empfindung, wie wenn man mit der Hand ein Wallroßfell zurückstreicht. Nach Beendigung der Apostrophe entgegnete er:

„Ich werde die Pflichten, die ich als Lehrer Ihres Sohnes übernehme, gewissenhaft und ehrlich zu erfüllen suchen... es versteht sich, so weit meine Kräfte reichen.... Uebrigens werde ich mich in jeder Weise bestreben, Ihr... Ihrer Excellenz Vertrauen zu rechtfertigen.

Alexej Abramowitsch fiel ihm ins Wort:

— „Meine Excellenz, Liebster, wird nicht zu viel verlangen. Die Hauptsache ist, daß Sie Ihrem Schüler Lust einzuflößen wissen, ihn spielend lehren, verstehen Sie mich? Sie haben doch Ihre Studien beendet?"

„Freilich, ich bin Candidat."

— „Was ist denn das für ein neuer Rang?"

„Ein Gelehrtengrad."

— „Wenn ich fragen darf, sind Ihre Eltern am Leben?"

„Ja, Excellenz."

— „Geistlichen Standes wol?"

„Mein Vater ist Kreisarzt."

— „Da waren Sie wol auch Student der Medicin?"

„Ich studirte Physik und Mathematik."

— „Verstehen Sie Latein?"

„Ja wol, Excellenz."

— „Das ist eine ganz unnütze Sprache. Die Aerzte

brauchen sie allerdings — es läßt sich doch in Gegenwart des Kranken nicht gut davon sprechen, daß er morgen das Zeitliche segnet: aber was soll sie uns? Ich bitte Sie! ...."

Wer weiß, wie lange die gelehrte Unterredung noch gedauert haben würde, wenn nicht Michael Alexejewitsch (schlechtweg Mischa genannt) sie unterbrochen hätte. Es war ein kräftiger rothwangiger Knabe von dreizehn Jahren, wohlgenährt, mit sonnverbranntem Gesicht; er hatte ein Jäckchen an, das ihm in Zeit von wenigen Monaten zu eng geworden, und sah aus wie in der Regel die Alltagskinder reicher Landedelleute aussehen.

— „Hier ist Dein neuer Lehrer," sprach der Vater. Mischa scharrte mit dem Fuße. „Gehorche ihm und lerne ordentlich. Ich spare kein Geld; du mußt es zu benutzen wissen."

Der Lehrer erhob sich, begrüßte Mischa artig, faßte ihn bei der Hand und sagte zu ihm mit sanfter, freundlicher Miene, er wolle Alles anwenden, ihm das Lernen leicht und angenehm zu machen.

— „Er hat auch schon mancherlei gelernt," warf Alexej Abramowitsch hin — „von der Madame, die bei uns im Hause ist; auch hat ihn der Pope unterrichtet, unser Dorfpope, ein Zögling des Seminars. Bitte, mein Lieber, examiniren Sie ihn doch einmal."

Der Lehrer ward verlegen, sann lange, was er fragen sollte, und sprach endlich:

„Sagen Sie mir, welchen Gegenstand behandelt die Grammatik?"

Mischa blickte seitwärts, griff mit dem Finger in die Nase, und sagte: „Die russische Grammatik?"

„Gleichviel; die Grammatik im Allgemeinen."

„Das haben wir nicht gelernt."

— „Aber was hat denn der Pope mit Dir vorgenommen?" rief der Vater streng.

„Papachen, wir lernten die russische Grammatik die

zum Particip, und den Katechismus bis zu den Sacramenten."

— „Geh nun, zeige das Unterrichtszimmer .... Erlauben Sie, wie ist Ihr Vorname?"

„Dmitri," entgegnete der Lehrer erröthend.

— „Und Ihr Vatername?"

„Jakowlew."

— „So, Dmitri Jakowlitsch! Wollen Sie nicht nach der Reise etwas zu sich nehmen? Vielleicht ein Schnäpschen?"

„Danke, ich trinke nichts als Wasser."

— „Thut auch nur so!" dachte Alexej Abramowitsch, den die lange gelehrte Unterhaltung recht ermüdet hatte, und begab sich in den Salon zu seiner Gemahlin. Glafira Lwowna ruhte auf weichem türkischen Divan. Sie hatte eine Blouse an — ihre Lieblingskleidung, da jede andere sie drückte. Eine funfzehnjährige wahrhaft glückliche Ehe war ihr wohl bekommen: sie wurde wie die Adansonia bobab unter den Bäumen.

Die schweren Schritte ihres Alexis weckten sie; sie hob das verschlafene Gesicht empor, und als wäre es ihr zum ersten Mal im Leben begegnet, daß sie außer der Zeit eingeschlafen, rief sie voller Verwunderung: „Ach mein Gott! Ich bin ja hier eingeschlafen — denk' nur!"

Alexej Abramowitsch erstattete ihr nun Bericht über seine Bemühungen um Mischa's Erziehung. Glafira Lwowna war mit Allem zufrieden, und trank, während sie ihm zuhörte, eine halbe Flasche Quaß. Vor dem Thee pflegte sie täglich Quaß zu trinken.

Der neue Hauslehrer hatte mit der Audienz bei Alexej Abramowitsch noch lange nicht Alles überstanden. Schweigsam und aufgeregt saß er im Unterrichtszimmer, als der Diener eintrat und ihn zum Thee rief. Unser Candidat war noch nie in Damengesellschaft gewesen; er hegte ein eigenthümliches, instinktartiges Gefühl von Hochachtung

für die Frauen; sie waren in seinen Augen von einem gewissen Nimbus umgeben: er hatte sie entweder auf den Boulevards gesehen, geputzt und unzugänglich, oder auf der moskauer Bühne, wo jede Statistin ihm wie eine Fee oder Göttin erschienen war. Jetzt sollte er einer Frau Generalin vorgestellt werden — und sie ist gewiß nicht allein! Mischa hatte ihm bereits erzählt, daß er eine Schwester habe, daß eine „Madame" bei ihnen im Hause sei, und noch eine gewisse Lubinka. Der Candidat hätte nur zu gern wissen mögen, wie alt Mischa's Schwester sei; ein paar Mal versuchte ers, die Rede darauf zu bringen, getraute sich aber doch nicht, danach zu fragen, aus Furcht, roth zu werden.

„Nun, so kommen Sie!" sagte Mischa, der, schlau genug, wie alle verwöhnten Kinder, gegen Fremde sich still und bescheiden benahm. Der arme Candidat glaubte, indem er aufstand, daß ihn seine Füße nicht tragen würden; die Hände waren ihm kalt und feucht, es kostete ihm übermenschliche Anstrengung, bis er, einer Ohnmacht nahe, in den Salon trat. An der Thüre grüßte er ehrerbietigst das Stubenmädchen, welches drinnen die Theemaschine hergerichtet hatte.

„Liebe Glafira," sagte Alexej Abramowitsch: „ich stelle Dir den neuen Mentor unsers Mischa vor."

Der Candidat verneigte sich.

— „Ich freue mich sehr," sagte Glafira Lwowna, ein wenig mit den Augen blinzelnd, und mit einer gewissen Geberde, die ihr ehedem geglückt war; „unser Mischa hat längst eines guten Lehrers bedurft. Wir können es dem Doctor nicht genug danken, daß er Sie uns zugeführt. Ich bitte Sie ganz ungenirt zu sein. Wollen Sie sich nicht niederlassen?"

„Ich habe die ganze Zeit gesessen," murmelte der Candidat, der wirklich nicht wußte, was er sprach.

— „Nun ja, man fährt doch nicht stehend!...." witzelte der Herr General.

Dieſe Bemerkung riß den Candidaten vollends um. Er griff nach einem Stuhl, den er in einer etwas excentriſchen Weiſe hinſtellte, und hätte ſich faſt daneben geſetzt. Aufzublicken wagte er nicht, als hätte er dabei das ärgſte Unglück zu befürchten: vielleicht waren die Fräulein im Zimmer, ſähe er ſie, ſo müßte er ſie grüßen. Wie finge er aber das an? Und dann hätte er's wohl thun müſſen ehe er ſich geſetzt.

— „Ich ſagt' es Dir," ſprach der General halblaut: „eine verſchämte Jungfer."

„Le pauvre, il est à plaindre!" bemerkte Glafira Lwowna und biß ſich in die vollen Lippen.

Der Frau Generalin gefiel der junge Mann auf den erſten Blick. Und zwar aus mehren Gründen. Erſtlich war Dmitri Jakowlewitſch mit ſeinen großen blauen Augen „intereſſant;" zweitens ſah Glafira Lwowna außer ihrem Gemahl, den Lakaien, den Kutſchern und dem alten Arzt ſelten Männer, zumal junge, intereſſante — ſie aber liebte, wie wir bald erfahren werden, aus früher Erinnerung platoniſche Träumereien: ſodann betrachten Frauen in gewiſſem Alter Jünglinge mit jenem unerklärlich hinreißenden Gefühl, mit welchem Männer gewöhnlich Mädchen anſehen. Man möchte faſt glauben, dieſes Gefühl ſtreife an Mitleid, es ſei eine mütterliche Regung, als wollten ſie der Schutzloſen, Aengſtlichen, Unerfahrenen ſich annehmen, ſie hegen und pflegen und ihnen wohlthun; am meiſten glauben das jene Frauen ſelbſt: wir haben jedoch eine andere Meinung davon, und brauchen nicht zu ſagen, was wir meinen....

Glafira Lwowna ſetzte dem Candidaten ſelbſt die Taſſe hin. Er that einen tüchtigen Zug, verbrannte ſich Zunge und Gaumen, unterdrückte aber den Schmerz mit der Feſtigkeit eines Mucius Scävola. Es war dies ein wohlthätiger Umſtand für ihn. Dadurch wurde er abgezogen, und gewann einige Faſſung. Nach und nach hob er ſogar die Blicke empor. Auf dem Divan ſaß

Glafira Lwowna; vor ihr ſtand ein Tiſch, und auf dem Tiſche ragte eine großmächtige Theemaſchine, wie irgend ein Monument in indiſchem Geſchmack. Ihr gegenüber, ſei es um das liebe vis-à-vis zu genießen, oder um es hinter der Theemaſchine nicht zu ſehen, preßte Alexej Abramowitſch einen Großvaterſtuhl zuſammen. Dicht an ſeinem Seſſel ſtand ein zehnjähriges Mädchen mit außerordentlich dummer Miene; ſie guckte hinter dem Vater hervor auf den Lehrer — und die war es, vor welcher der tapfere Candidat gebebt! Auch Miſcha befand ſich am Tiſche; er hatte eine Schüſſel Sauermilch vor ſich und ein großes Stück Brod. Unter der Tiſchdecke (ſie war mit einer Anſicht der Stadt Jaroslaw geſchmückt, die meiſterlicher Weiſe von allen Seiten in eine Bärengeſtalt auslief) reckte ein Hühnerhund ſeinen Kopf hervor; die Drappirung der Decke gab ihm ein eigenthümliches, ägyptiſches Ausſehen. Der Hund richtete die in Fett verſchwommenen Augen unbeweglich auf den Candidaten. Am Fenſter gewahrte Dmitri Jakowlewitſch im Lehnſeſſel, den Strickſtrumpf in der Hand — eine ganz kleine Alte, mit heiterem und ernſtem Geſicht, mit überhangenden Brauen und feinen bleichen Lippen. Er errieth, daß es die franzöſiſche Gouvernante, die „Madame" ſei. An der Thüre ſtand der Leibburſche, welcher dem General eine Pfeife reichte; neben ihm das Stubenmädchen im Kattunkleid mit leinenen Aermeln; ſie erwartete mit einer Art von Andacht, daß die Herrſchaft die Ceremonie des Theetrinkens beende. Noch ein Geſicht war im Zimmer. Dmitri Jakowlewitſch aber ſah es nicht, weil es über den Stickrahmen geneigt war. Dies Geſicht gehörte einem armen Mädchen, welches der gute General auferzogen. Ein Geſpräch wollte lange nicht zu Stande kommen, und als es zu Stande kam, war es abgebrochen, unnütz und ermüdend für den Candidaten.

Seltſam war dieſes Zuſammentreffen zwiſchen dem

Leben des armen jungen Mannes und dem der Familie des reichen Gutsherrn. Dieſe Menſchen, ſollte man denken, brauchten bis an ihr Ende ſich nicht zu begegnen. Es kam anders. Das Leben eines guten und zartfühlenden Jünglings, der gebildet und thätig war, geriet — eine eigenthümliche Diſſonanz! — in das üppige Leben des Alexej Abramowitſch und ſeiner Gemahlin hinein — wie ein Vogel in den Käfig. Für ihn änderte ſich nun Alles, und es war vorauszuſehen, daß eine ſolche Veränderung nicht ohne Einfluß auf den jungen Mann bleiben konnte, dem alle Kenntniß der praktiſchen Welt und alle Erfahrung fehlte.

Was ſind das aber für Menſchen — dieſes hochadelige Paar, dem es in glücklicher Ehe ſo wohl und gedeihlich erging, und dieſer junge Mann, der beſtimmt war, den Kopf Miſcha's ſo weit zu bearbeiten, daß der Knabe in eine Militairſchule aufgenommen werden konnte? Ich verſtehe mich nicht aufs Novellenſchreiben. Vielleicht erſcheint es mir gerade darum nicht überflüſſig, der Erzählung einige biographiſche Nachrichten voranzuſchicken, die aus ſehr ſicherer Quelle geſchöpft ſind. Zuerſt natürlich —

Zweites Capitel.

Von ſeiner und ihrer Excellenz.

Alexej Abramowitſch Negrow, Generalmajor a. D. und Ritter, ein dicker, hochgewachſener Mann, der ſeit dem Jahnen kein einziges Mal krank geweſen, konnte als die beſte und vollkommenſte Widerlegung der berühmten Makrobiotik von Hufeland angeſehen werden. Seine Lebensweiſe ſtand in ſchreiendem Widerſpruch mit jeder

Seite des Hufeland'schen Werkes, und doch war er immer gesund und blühend. Er befolgte nur eine Regel der Hygiene: die Verdauung störte er nie durch geistige Anstrengungen, und darum hatte er vielleicht das Recht, alle andern nicht zu befolgen. Von strengem, auffahrendem Wesen, war er barsch im Reden und öfters hart im Handeln: doch läßt sich just nicht sagen, daß er ein böses Naturell hatte. Wer genau die scharfen Züge seines Gesichts betrachtete, die sich in der Fleischfülle nicht ganz verloren, seine schwarzen Brauen und glänzenden Augen, der hätte annehmen mögen, daß das Leben in ihm mehr als eine Fähigkeit erstickt. Seine Erziehung blieb theils der Natur überlassen, theils beschäftigte sich damit eine Französin, die bei seiner Schwester im Hause war. Vierzehn Jahre alt, wurde er in ein Cavallerieregiment eingezeichnet; da er von der zärtlichen Mutter viel Geld bekam, so verlebte er flott seine Jugend. Nach der Schlacht von 1812 wurde Hr. v. Negrow zum Obersten befördert. Seine Schultern aber waren der Uniform schon müde, als sie die Obersteneparaulettes tragen sollten. Er hatte den Militairdienst satt, und nachdem er noch einige Zeit fortgedient, fühlte er sich „wegen zerrütteter Gesundheit zum weitern Dienste untauglich" und erhielt seine Entlassung. Was er davon trug, war der Generalsrang, ein Schnurrbart, an welchem beim Mittagsessen von allen Speisen etwas hängen blieb, und die Uniform für feierliche Gelegenheiten. Der Herr General a. D. ließ sich in Moskau nieder, das nach dem Brande schon wieder erbaut war, und hier eröffnete sich ihm eine endlose Reihe von Tagen und Nächten eines einförmigen, leeren, langweiligen Lebens. Es gab für ihn keine ernste Beschäftigung, der er sich widmen konnte und mochte. Er kam aus einem Haus ins andere, zeigte sich im Theater in der ersten Sitzreihe, erschien auf Bällen, schaffte sich acht prächtige Pferde an, die er auf alle Weise pflegte, belehrte den Kutscher Morgens und Abends mit

Wort und Hand, weihte selbst den Vorreiter in die Geheimnisse der Reitkunst ein.... So verbrachte er anderthalb Jahre. Endlich wußte der Kutscher geschickt genug auf dem Bocke zu sitzen und die Zügel zu halten, der Vorreiter hatte alle Regeln des Reitens und Lenkens inne — jetzt verging Negrow vor langer Weile. Er faßte den Entschluß, auf seine Güter zu reisen und dieselben zu bewirthschaften. Er überredete sich, daß diese Reise nothwendig sei, um ernster Zerrüttung vorzubeugen. Die Theorie seiner Wirthschaftsführung war sehr einfach. Tagtäglich zankte er den Verwalter und den Bauernältesten (Starosta) aus, ritt auf die Hasenjagd und ging mit dem Gewehr herum. Da er einmal an Geschäfte irgend einer Art durchaus nicht gewöhnt war, konnte er sich keinen Begriff machen, was es eigentlich zu thun gab, befaßte sich mit Kleinigkeiten, und das genügte ihm. Der Verwalter und der Starosta waren ihrerseits mit dem Herrn zufrieden: ob es auch die Bauern waren, weiß ich nicht. Die schwiegen.

Nach zwei Monaten zeigte sich in den Fenstern des herrschaftlichen Hauses ein schönes Frauengesicht, erst mit verweinten, dann schlechtweg mit reizenden blauen Augen. Zu gleicher Zeit stellte der Starosta, der sich übrigens mit den Dorfangelegenheiten nicht im Mindesten abgab, dem General vor, daß die Hütte des Bauers Emeljan Barbascha in elendem Zustande sei; Seine Excellenz möchten es doch in väterlicher Güte genehm halten, daß dem Emeljan Bauholz gegeben würde. Auf die Waldung war Alexej Abramowitsch versessen; er hätte nicht leicht für seinen eigenen Sarg einen Baum fällen lassen; allein diesmal war er in so guter Stimmung, daß er die Erlaubniß ertheilte, dem Emeljan Holz zum Aufbau einer Hütte zu fällen, wobei er jedoch dem Starosta bemerkte: „Aber sieh Dich vor, Du fuchsrothe Bestie — für jeden Balken zu viel einen Rippenstoß!“

Der Staroſta eilte die Hintertreppe hinauf, und berichtete der Dunja, der Tochter Emeljan's, den glücklichen Erfolg. Er nannte ſie „Wohlthäterin und Beſchützerin". Die Aermſte wurde hochroth; in ihrer Herzenseinfalt aber freute ſie ſich, daß ihr Vater eine neue Hütte bekomme.

Ueber die Eroberung jener blauen Augen finden wir wenig Nachrichten in unſern Quellen — ich glaube, weil dergleichen Siege ſehr einfach geſchehen.

Dem ſei nun wie ihm wolle, Hr. v. Negrow bekam auch das Landleben ſatt. Er überredete ſich, daß er allen Mängeln der Wirthſchaft abgeholfen und, was noch wichtiger, dieſelbe in eine ſolche Bahn gebracht, daß ſie auch ohne ihn den beſten Fortgang haben könne. Nun ſchickte er ſich an wieder nach Moskau zu reiſen. Er hatte jetzt mehr Bagage. In einem beſondern Wagen fuhr die blauäugige Dunja und eine Amme mit einem Säugling. In Moskau angelangt, wurden dieſelben in ein Zimmer gebracht, deſſen Fenſter nach dem Hof gingen.

Alexej Abramowitſch liebte das Kind, liebte Dunja, liebte auch die Amme — es war ſeine erotiſche Zeit!

Aber die Milch der Amme verdarb, ſie hatte fortwährend Uebelkeiten, und der Arzt meinte, daß ſie nicht mehr ſtillen könne. Den General dauerte ſie ſehr. „Eine ſo treffliche Amme," ſagte er: „geſund und brav und dienſtwillig, und der muß die Milch verderben.... wie ärgerlich!" Er ſchenkte ihr zwanzig Rubel, gab ihr den Kopfputz mit, den ſie als Amme getragen, und entließ ſie zu ihrem Manne, ſich curiren zu laſſen.

Auf Anrathen des Arztes ſollte die Amme mit einer Ziege vertauſcht werden. Es geſchah. Die Ziege war geſund; Alexej Abramowitſch hatte ſie ſehr lieb, gab ihr mit eigener Hand Schwarzbrod zu freſſen, ſtreichelte ſie — doch hinderte ſie dies nicht, das Kind fortzuſäugen.

Die Lebensweiſe Alexej Abramowitſch's blieb ganz

dieſelbe wie bei ſeinem erſten Aufenthalt. Zwei Jahre hielt ers aus, länger aber vermocht' ers nicht.

Mangel an aller beſtimmten Thätigkeit iſt dem Menſchen unerträglich. Das Thier glaubt, Alles was es zu thun habe, ſei zu leben: für den Menſchen aber iſt das Leben nur die Möglichkeit etwas zu thun. Obgleich Negrow von zwölf Uhr Mittag bis Mitternacht nicht zu Hauſe war, ſo quälte ihn doch die Langeweile, und diesmal wollte er auch nicht wieder aufs Land. Lange beherrſchte ihn Mismuth, er ertheilte öfter als gewöhnlich ſeinem Kammerdiener väterliche Lectionen und begab ſich ſeltener als ſonſt in das bewußte Zimmer mit den Fenſtern nach dem Hofe. Einmal kam er in ungewöhnlicher Stimmung nach Hauſe; es beſchäftigte ihn etwas. Er runzelte die Stirn, lächelte, ging lange im Zimmer auf und ab, und blieb endlich mit entſchloſſener Miene ſtehen. Man ſah, daß er innerlich mit ſich fertig war. Einmal ſo weit, pfiff er, pfiff ſo laut, daß der im andern Zimmer auf einem Stuhle ſchlafende Leibburſche vor Schreck nach der der Thüre entgegengeſetzten Seite ſtürzte, und hernach ſich mit Mühe zurechtfand.

„Immer ſchläfſt Du, fauler Hund!" rief der General, aber nicht mit jener Donnerſtimme, welche von väterlichen Blitzen begleitet wurde, ſondern ganz harmlos. „Sage Iwan, daß er morgen in aller Frühe zu dem deutſchen Wagenbauer hingehe, und ihn um acht Uhr zu mir bringe: aber ganz beſtimmt."

Herrn Negrow war ſichtlich ein Stein vom Herzen und er konnte ruhig ſchlafen. Am andern Morgen um acht Uhr kam der deutſche Wagenbauer, und um zehn Uhr war die Conferenz zu Ende, in welcher aufs Genaueſte und Umſtändlichſte ein vierſitziger Wagen beſtellt ward — dunkelbraun mit purpurrothem Tuch, feuerfarbenen Borten, goldenem Wappen u. ſ. w.

Der vierſitzige Wagen bedeutete nichts Geringeres, als daß Alexej Abramowitſch geſonnen war zu heirathen.

Dieſer Vorſatz offenbarte ſich bald in unzweideutigen Zeichen. Kaum war der Wagenbauer fort, ſo rief er den Kammerdiener zu ſich. In langer und ziemlich verworrener Rede (was Herrn Negrow zu großer Ehre gereicht, denn in dieſer Verwirrung ſpiegelte ſich etwas der Art, was man Gewiſſen nennt) gab er demſelben ſeine Wohlgewogenheit für deſſen treue Dienſte kund, für die er ihm einen auszgezeichneten Lohn zugedacht. Der Kammerdiener konnte nicht begreifen, wo das hinaus ſollte, verbeugte ſich und ſprach ehrerbietig etwa Folgendes: „Wem anders hätte ich denn zu Gefallen zu leben als Eurer Excellenz? Sie ſind unſer Vater, wir Ihre Kinder.“ Negrow wurde dieſer Komödie überdrüſſig, und verkündigte dem Diener in ausdrucksvollen Worten, daß er ihm erlaube — Dunja zu heirathen. Der Kammerdiener war ein ſchlauer und pfiffiger Kerl; obgleich die unerwartete Gnade ſeines Herrn ihn ſehr überraſchte, ſo berechnete er doch in zwei Minuten alle Chancen pro und contra, und bat dem gnädigen Herrn die Hand küſſen zu dürfen für ſo viel Güte und Wohlwollen. Der Kammerdiener merkte wohl, worum es ſich handelte: aber, dachte er, Dunja Emeljanowna kann noch nicht ſo ganz in Ungnade ſein, da ſie mich heirathen ſoll. Ich ſtehe dem Herrn nahe und kenne ſeine Weiſe. Auch iſts gar nicht übel, eine ſo hübſche Frau zu haben. — Mit einem Worte, der Bräutigam war zufrieden. Dunja ſtaunte, als man ihr ſagte, daß ſie verlobt ſei; ſie war darüber recht traurig und weinte: da ſie aber keine andere Wahl hatte, als entweder zu ihrem Vater ins Dorf zurückzukehren oder des Kammerdieners Frau zu werden, ſo zog ſie das Letztere vor. Nicht ohne Beben konnte ſie daran denken, wie ihre ehemaligen Geneſſinnen ſie auslachen würden. Sie erinnerte ſich, daß ſie von jenen, ſelbſt als ſie noch Macht und Anſehen hatte, leiſe die „halbe Herrin“ genannt wurde. Eine Woche ſpäter war die Trauung. Als am Morgen darauf die Neu-

vermählten Herrn Negrow ihre Aufwartung machten, war dieser recht heiter gelaunt, schenkte ihnen 100 Rubel, und sagte zu dem Koch, der just zugegen war: „Merke dirs, Esel. Ich strafe unnachsichtlich und belohne auch gern. Er diente gut, darum hat ers auch gut.“ Der Koch antwortete: „Zu Befehl Eure Excellenz,“ aber auf seinem Gesichte war zu lesen: „Ich prelle Dich wol bei jedem Einkaufe: Du aber führst mich nicht an — der Narr bin ich nicht!“

Am Abend gab der Kammerdiener ein Mahl, in Folge dessen die ganze Dienerschaft zwei Tage lang nach Branntwein roch; und in der That hatte er keine Kosten gespart. Es kam übrigens ein peinlich bitterer Moment für die arme Dunja. Das kleine Bettchen mit ihrer Tochter sollte in die Gesindestube gebracht werden. Dunja liebte ihr Kind grenzenlos, mit aller Herzlichkeit einer naiven schlichten Natur. Herrn Negrow fürchtete sie: von den Leuten im Hause aber wurde sie gefürchtet, obgleich sie Niemanden je etwas zu Leide that. In ihrer Haremgefangenschaft verschmachtend, hatte sie all ihr Liebesbedürfniß, alle ihre Lebensansprüche an ihr Kind geheftet; ihre unentwickelten, erstickten Herzenseigenschaften waren von Grund aus gut. So still und scheu sie war, so geduldig sie alle Beleidigungen hinnahm — eins aber konnte sie nicht ertragen, die Härte, mit welcher Negrow das Kind behandelte. Wenn ihm dieses nur einigermaßen lästig wurde, so zitterte ihre Stimme — nicht vor Angst, sondern vor Zorn. In solchen Augenblicken verachtete sie ihren Herrn, und dieser schien seine demüthigende Lage zu empfinden; er überschüttete das arme Weib mit Scheltworten, und ging, die Thüre laut zuwerfend.

Als nun das Bettchen fortgetragen werden sollte, schloß Dunja die Thüre, fiel schluchzend vor dem Heiligenbild auf die Knie, ergriff das Händchen ihrer Tochter und bekreuzte sie. „Bete,“ sprach sie, „bete, mein Herzenskind! Wir beide werden Ungemach zu leiden haben.

Heilige Mutter Gottes, nimm dich des kleinen unschuldigen Kindleins an! .... Ich Thörin dachte: wenn mein Herzenstöchterlein groß geworden, wird sie in einer Kutsche fahren, wird seidene Kleider tragen; ich würde dann durch die Thürspalte dich betrachtet, würde mich vor dir versteckt haben, mein Engel — die Bäuerin dürfte ja doch nicht als deine Mutter auftreten .... Ach, nun wirst du groß werden nicht zu deiner Freude; am Ende macht man dich noch zur Wäscherin bei der künftigen Herrin, und Seife wird deine Händchen durchbeizen .... Herr mein Gott, was hat das kleine Geschöpf gegen dich gesündigt?" — Dunja sank schluchzend zu Boden, das Herz wollte ihr brechen. Erschrocken klammerte sich das Kind mit den Händen um sie, weinte und sah die Mutter mit solchen Augen an, wie wenn es Alles begriffe .... Eine Stunde darauf stand das Bettchen in der Gesindestube, und Alexej Abramowitsch befahl das Kind zu gewöhnen, daß es den Kammerdiener „Vater" nenne.

Wer aber war die glückliche Erwählte? — In Moskau gibt es eine eigene Varietät des Menschengeschlechts. Ich komme hier auf jene nichts weniger als prächtigen Häuser zu sprechen, deren Bewohner vom Schauplatz der Oeffentlichkeit längst zurückgetreten, und, oft ganze Geschlechter in verschiedenen Querstraßen ein bescheidenes Stillleben führen. Einförmige Ordnung und ein verhaltener Groll gegen alles Neue bildet den Hauptcharakter der Bewohner jener tief im Hofe stehenden Häuser mit schiefen Säulen und unreinlicher Flur. Die Leute halten sich für die Repräsentanten unserer Volksthümlichkeit, weil ihnen „Quaß nothwendig ist wie die Luft," weil sie im Schlitten wie im Wagen von zwei Lakaien begleitet werden und das ganze Jahr von den Vorräthen leben, die sie aus Pensa und Simbirsk bezogen.

In einem solchen Hause wohnte die Gräfin Mawra Iljinischna. Einst hatte sie sich im Strudel der Aristo-

kratie bewegt, war hübsch, kokett, hatte Zutritt zum Hof, und that mit dem fürstlichen Dichter Kantemir schön, der ihr in syllabischen Versen ein Madrigal ins Album schrieb, „i. e. ein Lobcarmen," worin die „Göttin Minerva" vorkam. Von Natur aber ungemein kalt und auf ihre Schönheit eingebildet, wies sie Alle ab, die sich um sie bewarben und wartete auf irgend eine glänzende Partie. Inzwischen starb ihr Vater und ihr Bruder, welcher das ungetheilte Vermögen verwaltete, hatte in zehn Jahren fast das ganze Erbe verprasst und verspielt. Das Leben in der Residenz wurde zu theuer: man mußte sich einschränken. Als die Gräfin ihre mißliche Lage ganz begriff, war sie dreißig Jahre alt, und entdeckte auf einmal zwei schreckliche Dinge: ihr Vermögen war zerrüttet, und ihre Jugend vorüber. Nun machte sie einige verzweifelte Versuche, einen Mann zu bekommen: aber sie mislangen ihr. Da barg sie tief in ihrer Brust einen fürchterlichen Groll und übersiedelte nach Moskau, weil, sagte sie, das Geräusch der großen Welt ihr zuwider geworden, und sie nichts als Ruhe suche.

Anfangs wurde sie in Moskau auf den Händen getragen, und es galt für ein Zeugniß gesellschaftlicher Bedeutung, die Gräfin zu besuchen. Nach und nach aber entfernte ihre giftige Zunge und ihr unerträglicher Hochmuth Alle von ihrem Hause. Allein und verlassen von Jedermann, wurde die alte Jungfer noch mehr von Unmuth und Haß erfüllt, umgab sich mit schmarotzenden alten Weibern, Frömmlerinnen und Müssiggängerinnen, sammelte Klatschereien aus allen Enden der Stadt, entsetzte sich über das sittenlose Jahrhundert, und rechnete sich ihr ewiges Jungfernthum zum hohen Verdienst an. Ihr gräflicher Bruder, welcher den letzten Rest seines Vermögens vergeudet, entschloß sich, um seine Umstände zu verbessern, zu einem für jene Zeit heroischen Schritt — er heirathete eine Kaufmannstochter. Vier Jahre hin-

durch warf er derselben tagtäglich ihre Abkunft vor, und als er auch das, was ihm seine Frau mitgebracht, bis zum letzten Heller verspielt hatte, jagte er sie aus dem Hause, und soff sich zu Tode. — Ein Jahr später starb auch die Frau und hinterließ eine fünfjährige Tochter ohne alles Vermögen. Mawra Iljinischna nahm das Kind zu sich. Was sie dazu bewog, läßt sich schwer bestimmen: war es Familienstolz oder Theilnahme für das Kind, oder Haß gegen den Bruder? Wie dem auch sei — das kleine Mädchen hatte da kein schönes Leben. Sie ward aller Freuden ihres Alters beraubt, eingeschüchtert, geängstet, geplagt. Der Egoismus alter Jungfern ist fürchterlich. An Allem, was sie umgibt, möchten sie es rächen, daß in ihrem erkalteten Herzen so viel leere Blätter geblieben. Die kleine Gräfin wuchs in langweiliger trostloser Einsamkeit auf. Zum Unglück gehörte sie nicht zu jenen Naturen, die sich durch äußern Druck entwickeln. Als sie zum Bewußtsein kam, hatte sie zwei mächtige Gefühle: einen unüberwindlichen Hang zu Vergnügungen, und eine starke Abneigung gegen die Lebensweise der Tante. Beide Gefühle waren verteiblich. Mawra Iljinischna verschaffte ihr nicht nur gar keine Zerstreuung, sie unterdrückte sogar sorgfältig alle unschuldigen Genüsse, die das junge Mädchen selbst fand. Sie glaubte, ihre Nichte sei eben nur auf der Welt, ihr laut vorzulesen, wenn sie schlief, und die übrige Zeit sie zu bedienen. Sie wollte die ganze Jugend des Mädchens verschlingen, alle frischen Säfte ihrer Seele aussaugen — das forderte sie zum Lohn für eine Erziehung, die sie ihr gar nicht gegeben, die sie ihr aber jeden Augenblick vorwarf. Die Zeit verging. Die junge Gräfin ward heirathsfähig, sogar sehr reif — schon zählte sie dreiundzwanzig Jahre. Sie empfand in vollem Maße die drückende Langeweile und Einförmigkeit ihrer Lage; ihr ganzes Wesen bewegte der einzige Gedanke — wie sie sich aus dem Hause der Tante herausrisse, das ihr zur Hölle

wurde. Sie zog das Grab vor; sie trank Essig, um die Schwindsucht zu bekommen, aber vergebens. Sie wollte ins Kloster gehen, es fehlte ihr aber an Entschlossenheit. Bald erhielten ihre Gedanken eine andere Richtung. Die alten französischen Romane, die sie irgendwo im Kleiderschrank der Tante herausgewühlt, machten ihr klar, daß es außer Tod und Kloster bedeutende Trostmittel gebe; sie schlug sich den Todtenkopf aus dem Sinne, und stellte sich einen lebendigen Kopf mit lockigem Haar und Schnurrbart vor. Tausend romanhafte Bilder quälten sie Tag und Nacht; sie malte sich ganze Novellen aus: Er entführt sie — sie werden verfolgt — man „verbietet ihnen zu lieben" — Schüsse fallen — „Mein auf ewig!" ruft er, die Pistole in der Hand pressend u. s. w. u. s. w. Um dieses Thema drehten sich in zahllosen Variationen alle ihre Gedanken, Entwürfe und Träume, und jeden Morgen, wenn sie erwachte, sah die Aermste mit Schrecken, daß sie Niemand entführt, Niemand zu ihr sagte: „Mein auf ewig!" — Da hob sich ihre Brust so schwer, Thränen rannen auf ihr Kissen; mit einer gewissen Verzweiflung trank sie auf Befehl ihrer Tante Molken, und mit noch größerer schnürte sie sich hernach — hatte sie doch Niemand, der mit Wohlgefallen ihre Taille betrachten würde. Einen solchen Gemüthszustand konnten die Molken nicht überwinden; er führte geradeswegs zur Ueberspannung und Sentimentalität. Die junge Gräfin fing zu weinen an — zuerst über jedes Buch, in welchem das Wort „Liebe" stand, dann über die Gefangenschaft des Kanarienvogels. Sie wurde die Beschützerin aller Stubenmädchen und drückte die schmutzigen Kinder des Kutschers an ihr Herz. Nach einer solchen Periode bleibt einem Mädchen nichts übrig, als entweder gleich zu heirathen oder — Tabak zu schnupfen, Katzen und geschorene Hündchen zu lieben, und weder zum männlichen noch zum weiblichen Geschlecht zu gehören. Zum Glück war Ersteres das Loos der jungen

Gräfin. Sie hatte kein übles Aeußere, und namentlich in dieser Epoche mußte sie auf unsern Helden Eindruck machen. Das Sehnsüchtige ihres ganzen Wesens, ihre schmachtenden Blicke, das ungleiche Wallen ihres Busens — das besiegte Hrn. Negrow. Er sah sie einmal an der Heiligengeistkirche — und das Schicksal seines Lebens war entschieden. Der General rief sich seine Fähnrichsjahre ins Gedächtniß, suchte jede Gelegenheit, die junge Gräfin zu sehen, und wartete ganze Stunden vor der Kirche bis eine antediluvianische Kutsche angefahren kam, von hohen dürren Kracken gezogen, welche die Fähigkeit zu sterben verloren hatten. Er wurde etwas verwirrt, indem zwei Lakaien die alte Gräfin aus dem Wagen hoben, die wie eine Krähe in einer Haube aussah, und die junge Gräfin nicht herausspringen ließen, die einer Centifolie glich.

Der General hatte eine Cousine in Moskau.... und wer eine Cousine in Moskau hat, die daselbst ansässig und reich genug ist, der kann jedes Mädchen bekommen, wenn er einen Rang und Geld, und sie noch keinen Bräutigam hat. Der General vertraute sein Geheimniß der Cousine — die nahm wahrhaft schwesterlichen Antheil daran. Seit zwei Monaten verging die Arme vor langer Weile, und nun fiel ihr eine Freiwerbung wie aus den Wolken zu. Sie ließ gleich in ihrer Droschke die Frau eines gewissen Titularrathes zu sich holen. Die Titularräthin kam. Die Cousine trieb die Stubenmädchen aus dem angrenzenden Zimmer, damit sie Niemand belauschen könnte. Nach einer Stunde verließ die Titularräthin mit erhitztem Gesicht die Cousine, erzählte den Mädchen rasch, worum es sich handelte und stürzte aus dem Hause. Am andern Morgen um 9 Uhr war die Cousine des Generals über die Unpünktlichkeit der Titularräthin ungehalten, die um 11 Uhr kommen wollte und noch nicht da war; endlich erschien der ersehnte Gast und mit ihr noch eine andere Person in

einer Haube. Kurz, die Sache wurde mit unglaublicher Schnelligkeit und in gebührender Ordnung betrieben. Im Hause der Gräfin gingen allmälig wichtige Veränderungen vor sich. Die segeltuchenen Rouleaux wurden von den Fenstern abgenommen und sollten neu gewaschen, die Thürschlösser mit Ziegelpulver und Quaß (als Surrogat für Essig) geputzt werden. Im Vorsaal, wo es sehr nach Leder roch, weil vier Lakaien da Hosenträger fertigten, wurde das Doppelfenster ausgehoben. Mawra Jwanischna, die sich von aller Welt verlassen sah, war entzückt, daß ein General und dazu noch ein steinreicher Mann um ihre Nichte freie. Um aber ihre Würde zu behaupten, ließ sie sich kaum herab, die Werbung zu gestatten. Eines Morgens befahl sie ihrer Nichte, sorgfältiger Toilette zu machen, den Nacken mehr zu entblößen, und betrachtete sie selbst vom Kopf bis zu den Füßen. „Warum soll ich denn heute Toilette machen, maman? Bekommen wir denn Besuch?" — „Das geht Dich nicht an, Herzchen," versetzte die Gräfin, aber in gütigem freundlichen Tone. Das Mousselinkleid der Nichte brannte fast von dem Feuer, das ihre Adern durchlief; sie errieth, ahnte, wagte nicht zu glauben, wagte nicht zu zweifeln .... sie mußte hinaus in die freie Luft, um nicht zu ersticken. Im Vorsaal meldeten ihr die Stubenmädchen, daß heute ein General zu Besuch erwartet werde, und daß dieser General um sie freie .... Plötzlich fuhr ein Wagen vor — „Palascha, ich sterbe, ich vergehe!" rief die junge Gräfin. — „Ei doch, gnädiges Fräulein! Sterben, wenn man um Sie freit! Und welch ein Freier! Sagt' ichs doch immer: unsere junge Gräfin muß einen General heirathen — fragen Sie sie alle." ....

Wessen Feder vermöchte Alles zu beschreiben, was das arme Mädchen während der gegenseitigen „Schau" durchempfunden! Als sie sich ein wenig gefaßt, war das Erste was sie überraschte, daß Alexej Abramowitsch einen Frack trug. Sie hatte so fest an seine Uniform und

Epaulettes geglaubt. Uebrigens war Negrow damals ein Mann, der auch ohne Epaulettes noch gefallen konnte. Obgleich nahe an die vierzig, hatte er sich, Dank sei es seiner guten Constitution, merkwürdig conservirt; von Natur nicht sonderlich gesprächig, besaß er doch jene Gewandtheit des Benehmens, wie man sie bei allen Militairs trifft, namentlich bei solchen, die in der Cavalerie gedient. Für sonstige Fehler, die etwa das Mädchen an ihm entdecken konnte, entschädigte reichlich der wunderschöne, diesmal elegant zugestutzte Schnurrbart.

Die Verbindung kam zu Stande. Eine Woche nach der Schau fanden sich Mawra Iljinischna's Bekannte ein, um ihr zu gratuliren. Leute, die man längst todt geglaubt, krochen aus ihren Höhlen, wo sie dreißig Jahre lang hartnäckig mit dem Tode gekämpft, ohne sich zu ergeben, wo sie dreißig Jahre ihren Launen nachhingen und Geld sammelten — abgemergelte, gelähmte, engbrüstige und stocktaube Personen. Die Gräfin sagte zu Aller dasselbe: „Dies Ereigniß hat mich nicht weniger verwundert als Sie; ich dachte gar nicht daran, mein Pürzchen so früh zu verheirathen; sie ist ja noch Kind: aber sehen Sie, es war Gottes Wille! Der Mann ist solid und brav, er könnte ihr Vater sein: sie ist noch so unerfahren. Aus seinem Generalsrang und seinem Reichthum mache ich mir nichts: auch zwischen Geld fließen Thränen. Das aber muß ich sagen, ich genieße jetzt die Frucht der frommen Erziehung, die ich ihr gegeben (dabei hielt sie das Taschentuch an die Augen). Ja wahrlich, was macht nicht die Erziehung! Hätte man wol von einem so sittenlosen Vater — Gott habe ihn selig! — und einem Kaufmannsweib ein solches Kind erwarten können? Sie glauben's kaum — das Mädchen hatte keine vier Worte mit ihm gewechselt; ich rieth ihr zu: Püppchen, sagt' ich, „die Partie scheint mir vortheilhaft" — und mein frommes Täubchen widersprach mir

auch mit keiner Sylbe; wenn Sie es wünschen, Mama, ſagte ſie, ſo heirathe ich ihn gern.“

„Das iſt ein wahrhaft ſeltenes Mädchen in unſerm verderbten Zeitalter!“ antworteten in verſchiedener Weiſe die Freunde und Bekannten der Gräfin Mawra Iljinſchna, und nun ging's über Andere her, nun wurde nach Herzensluſt geklatſcht und gewiſſenlos verleumdet.

Mit einem Worte es dauerte nicht lange, da brachte ein mit vier Rappen beſpannter braunrother Wagen den General Negrow in voller Uniform und deſſen Gemahlin Glafira Lwowna Negrow im luftigen Brautkleid mit Bändern nach ihrer prachtvoll geſchmückten Wohnung. Ein Sängerchor, Illumination, Muſik, Gold, Prunk, Glanz und Wohlgerüche empfingen die junge Herrin. Im Vorſaal ſtand die ganze Dienerſchaft und drängte ſich, die Neuvermählten zu ſehen; auch die Frau des Kammerdieners war darunter. Ihr Mann, als oberſter Beamter des Antichambre, war im Cabinet und Schlafzimmer beſchäftigt.

Solchen Reichthum hatte die junge Gräfin niemals in der Nähe geſehen. Und alles das gehörte ihr, und der General ſelbſt gehörte ihr — ſie war glücklich vom Wirbel bis zur Zehe. Ihre Träume waren verwirklicht — ſo oder ſo.

Einige Wochen waren nach der Hochzeit verfloſſen. Glafira Lwowna, blühend wie ein aufgegangener Cactus, in weißem mit breiten Spitzen beſetzten Hauskleid, ſchenkte eines Morgens den Thee ein; ihr Gemahl in goldgeſticktem Schlafrock, eine großmächtige Bernſteinſpitze zwiſchen den Zähnen, lag auf einem Ruhebett und ſann nach, von welcher Farbe der Wagen ſein ſolle, den er zu Oſtern beſtellen wollte: gelb oder blau. Gelb, dachte er, wäre nicht übel, aber blau macht ſich ebenſo hübſch. Auch Glafira Lwowna war von etwas ſehr eingenommen; ſie vergaß die Theekanne, und neigte träumeriſch ihr Haupt auf die Hand. Manchmal färbten ſich ihre Wangen,

manchmal verrieth sie eine offenbare Unruhe. Endlich bemerkte der Mann ihre ungewöhnliche Stimmung und sagte: „Du bist nicht recht bei Laune, Glaschinka; fehlt dir was?“

„Nein, ich bin wohl,“ antwortete sie, und dabei hob sie die Augen mit der Miene eines um Hilfe Bittenden zu ihm empor.

— „Sage, was du willst, du hast was.“

Glafira Lwowna erhob sich, trat zu ihrem Manne, umarmte ihn und sprach im Tone einer tragischen Schauspielerin:

„Aleris, versprich mir, meine Bitte zu erfüllen!“

Aleris gerieth in Verwunderung. — „Wollen sehen, wollen sehen,“ antwortete er.

„Nein, Aleris, schwöre mir bei dem Grabe deiner Mutter, meine Bitte zu erfüllen.“

Er nahm die Pfeifenspitze aus dem Munde, und sah seine Frau erstaunt an.

„Liebe Glafira, ich mag solche weitläufige Umschweife nicht; ich bin Soldat: was ich kann, werde ich thun, nur sag' mir's geradezu.“

Sie barg ihr Gesicht an seiner Brust und flüsterte unter Thränen:

„Ich weiß Alles, Aleris, und vergebe dir. Ich weiß, du hast eine Tochter, ein Kind sündlicher Liebe .... ich begreife wohl... Unerfahrenheit, jugendliche Leidenschaft. (Lubinka war erst drei Jahre alt!)... Aleris, sie ist dein Kind, ich habe sie gesehen: sie hat deine Nase, deinen Nacken .... O, wie liebe ich sie! Laß sie meine Tochter sein, erlaube mir, daß ich sie zu mir nehme, sie erziehe .... und gib mir dein Wort, es Die nicht entgelten zu lassen, von denen ich's erfahren habe. Mein Geliebter, ich bin entzückt von deiner Tochter; so gewähre mirs doch, versage mir meine Bitte nicht!“ —

Und ihre Thränen flossen stromweis auf seinen Schlafrock

Seine Excellenz verloren alle Geistesgegenwart und geriethen in die höchste Verwirrung. Ehe er sich fassen konnte, hatte ihm seine Frau schon die Erlaubniß abgenöthigt, und ihn gezwungen beim Grabe der Mutter, bei der Asche des Vaters, bei ihrer Liebe zu schwören, daß er seine Zustimmung nicht widerrufen, und nicht nachforschen wolle, wie sie es erfahren. Das Kind, das zur Lakaientochter degradirt worden, ward nun wieder zum Fräulein erhoben, und das Bettchen kam wieder in die Beletage.

Hatte man es Lubinka erst abgewöhnt, ihren Vater Vater zu nennen, so durfte sie nun ihre Mutter nicht mehr Mutter nennen. Sie sollte mit dem Gedanken groß werden, daß Dunja ihre Amme sei. Glafira Lwowna kaufte selbst in einer Handlung auf der Schmiedebrücke Kinderkleider, putzte Lubinka wie eine Puppe auf, drückte sie dann an ihr Herz und brach in Thränen aus. „Arme Waise!" sagte sie zu ihr, „du hast keinen Vater, keine Mutter, ich werde dir Alles sein .... dein Vater ist dort oben" — sie deutete nach dem Himmel.

„Papa hat Flügelchen," lallte das Kind; Glafira Lwowna weinte noch mehr und rief: „O himmlische Einfalt!"

Die Sache verhielt sich aber ganz einfach. An der Decke war nämlich nach uralter Mode ein mit den Händen und Flügeln zappelnder Amor abgebildet, der eine Schleife um den schwarzen Eisenhaken schlang, an welchem der Kronleuchter herabhing.

Dunja war selig; sie betrachtete Glafira Lwowna wie einen Engel In ihre Dankbarkeit mischte sich nicht die leiseste feindliche Regung. Es kränkte sie nicht einmal, daß man die Tochter ihr entfremdete; sie sah dieselbe in Spitzen, sah sie in den herrschaftlichen Gemächern — und sagte nur: „Wie kommt es doch, daß meine Lubinka ein so reizendes Kind ist? Ich glaube, ihr passen gar keine anderen Kleider; ach, was wird sie schön!"

Dunja ging in alle Klöster Moskau's und betete überall für die gute Herrin.

Viele werden die Handlung der Exgräfin für eine heroische halten; ich finde sie höchst unbesonnen, mindestens ebenso unbesonnen wie ihre Verbindung mit einem Manne, von dem sie nichts Anderes wußte, als daß er eben ein Mann und General war. Die Veranlassung war offenbar eine romanhafte Exaltation, der rührende Scenen, Züge von Aufopferung und affectirte Großmuth über Alles gingen. Wir müssen indeß, um gerecht zu sein, hinzufügen, daß Glafira Lwowna dabei nichts Arges im Sinne hatte, daß nicht einmal Eitelkeit bei ihr im Spiele war; sie wußte selbst nicht, warum sie Lubinka groß ziehen wollte; ihr gefiel das Pathetische an der Sache. Alexej Abramowitsch fand, nachdem er sich einmal damit einverstanden erklärt, das sonderbare Verhältniß des Kindes ganz natürlich, und nahm sich nicht einmal die Mühe zu überlegen, ob er wohlgethan oder nicht, daß er seine Zustimmung gegeben....

Und fragen wir uns selbst: that er wohl daran oder nicht? Es läßt sich viel dafür und dawider sagen. Wer geistige Entwickelung für das höchste Ziel des menschlichen Lebens hält, wohin sie auch immer führen und welche Folgen sie haben möge, der wird Partei für Glafira Lwowna nehmen. Wer aber Glück und Zufriedenheit für den Zweck des Lebens hält, es sei in welchem Kreise und auf wessen Unkosten es wolle, der wird gegen sie sein.

Lubinka in der Gesindestube hätte immerhin mit der Zeit ihre Abkunft erfahren mögen; ihre Begriffe wären so beschränkt, ihr Geist schlummerte so tief, daß dies gar keine Folgen gehabt hätte. Wahrscheinlich würde Alexej Abramowitsch, um sein Gewissen vollkommen auszusöhnen, ihr einen Freibrief und ein paar Tausend Rubel zur Aussteuer mitgegeben haben; sie wäre dann nach ihren Begriffen außerordentlich glücklich, würde einen Kaufmann dritter Gilde geheirathet haben, hätte ein seidenes Tuch getra-

gen, täglich zwölf Tassen Blumenthee getrunken, und eine ganze Familie von Händlern zur Welt gebracht. Von Zeit zu Zeit hätte sie der Haushälterin der Frau von Negrow Besuche abgestattet und mit Vergnügen gesehen, wie ihre ehemaligen Genossinnen sie mit Neid betrachten. So hätte sie hundert Jahre alt werden können, und durfte hoffen, daß hundert Miethkutschen sie nach dem Friedhof begleiten würden. Mit Lubinka im Salon verhält es sich ganz anders. So albern man sie auch erziehen mochte, sie erhielt doch die Möglichkeit, sich auszubilden; schon daß sie den rohen Begriffen der Dienerschaft fern blieb — war eine Art Bildung. Damit mußte sie aber auch das Widersinnige und Unhaltbare ihrer Stellung in vollem Maße erkennen. In der Beletage harrten ihrer Kränkungen, Thränen, Schmerzen; alles das förderte die höhere Entwickelung ihres Geistes und vielleicht auch die Entwickelung der Schwindsucht. Entscheidet nun selbst, hat Mad. Negrow wohlgethan oder nicht?

Das eheliche Leben Alexej Abramowitsch's floß ungetrübt dahin. Bei allen öffentlichen Spazierfahrten erschien seine glänzende Equipage mit vier Pferden, und in dieser Equipage das glückathmende Paar. Man traf sie unfehlbar am 1. Mai in Sokolniki, am Ostersonntag im Schloßgarten, am zweiten Pfingsttag an den Präßnenski-Teichen und auf dem twerschen Boulevard alle Tage. Im Winter besuchten sie das Adelscasino, gaben Diners, waren im Theater abonnirt. Aber die Vergnügungsorte Moskau's werden Einem durch ihre fürchterliche Einförmigkeit verleidet: wie es im vergangenen Jahre war, so ists heuer und künftiges Jahr; der dicke bärtige Kaufmann im prächtigen Kaftan und seine mit allerlei Kostbarkeiten geschmückte Ehehälfte, die uns damals begegneten, begegnen uns sicherlich auch diesmal; der Kaftan ist freilich etwas abgetragen, der Bart grauer, die schwarzen Zähne der Frau sind noch schwärzer geworden — aber es sind doch die-

selben Leute. Wir begegneten im vorigen Jahre einem Stutzer mit martialischem Schnurrbart, aufgeputzt wie ein Schalksnarr: wir begegnen ihm auch heute, nur daß er etwas hagerer geworden; damals wurde ein Gichtleidender, mit Schnupftabak bedeckt, spazieren geführt: auch diesmal findet er sich ein. — Schon das kann Einen so weit bringen, daß man sich in seinem Zimmer abschließt. Alexej Abramowitsch hielt viel aus, aber menschliche Kräfte haben ihr Maß. Länger als zehn Jahre konnte er es nicht treiben. Er sowol als seine Glafira bekamen es satt. In diesen zehn Jahren war ihre Ehe mit einem Sohn und einer Tochter gesegnet worden. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wurden sie schwerer, träger. Sie hatten keine Lust mehr sich anzukleiden und blieben zu Hause sitzen. Endlich faßten sie den Entschluß, auf ihren Gütern zu leben. Wie sie darauf kamen, weiß ich nicht — wahrscheinlich wollten sie die vollkommenste Ruhe genießen.

Dies geschah vier Jahre vor der gelehrten Unterredung des Generals mit Dmitri Jakowlewitsch.

Drittes Capitel.

Biographie des Candidaten.

Freilich kann dieselbe nicht so interessant sein, wie die Biographie Alexej Abramowitsch's und seiner Familie. Aus der Welt glänzender Equipagen gehen wir in eine Welt über, wo man um das morgende Mittagessen sorgt; aus Moskau versetzen wir uns in eine entfernte Provinzialstadt, und da können wir auch nicht auf der einzigen gepflasterten Straße Halt machen, die von Zeit zu Zeit noch zu befahren ist, und auf welcher die Aristokratie wohnt; wir müssen uns nach einem der ungepflasterten

Quergäßchen begeben, in denen man faſt zu keiner Zeit gehen noch fahren kann, und dort das dreifenſtrige rußige Häuschen des Kreisarztes Cruciferſki aufſuchen. Es ſteht beſcheiden zwiſchen ebenſo rußigen baufälligen Häuſern. Sie ſind ſämmtlich dem Einſturz nahe; neue kommen an ihre Stelle, und kein Menſch gedenkt ihrer. Und doch hatte in jedem dieſer Häuschen ſich Leben entwickelt; Leidenſchaften ſtürmten darin, Generation folgte auf Generation — von dem Daſein Aller aber weiß man ſo wenig, wie von den Wilden Auſtraliens, als hätte die Menſchheit ſie aus ihrer Gemeinſchaft ausgeſchloſſen.

Da iſt das Häuschen, das wir ſuchen. Seit dreißig Jahren wohnt darin ein guter braver Alter mit ſeiner Frau. Das Leben deſſelben war ein beſtändiger Kampf mit allen nur erdenklichen Nöthen und Entbehrungen. Freilich trug er ſo ziemlich den Sieg davon — d. h. er ſtarb nicht Hungers und erſchoß ſich auch nicht aus Verzweiflung: aber der Sieg kam ihm theuer zu ſtehen. Mit funfzig Jahren war er ergraut, gebeugt, ſein Geſicht mit Runzeln bedeckt — und doch hatte die Natur ihm ein reichliches Maß von Kraft und Geſundheit verliehen. Nicht heftige Stürme, nicht Leidenſchaften und gewaltſame Umwälzungen waren es, welche dieſen Körper erſchöpft und ihm vor der Zeit ein gebrechliches Anſehen gaben, ſondern das ununterbrochene, kleinliche, kränkende Ringen mit der Noth, das Denken an den morgenden Tag, ein Leben in Mangel und Sorge. In dieſer niedern Geſellſchaftsſphäre welkt die Seele hin, verkommt in ewiger Unruhe, vergißt, daß ſie Schwingen hat, iſt ſtets zur Erde gebeugt und erhebt den Blick nicht zur Sonne. Das Leben des Arztes Cruciferſki war ein fortwährender großer Heroismus auf dunkler Laufbahn — und der Lohn dafür: täglich Brod für den Augenblick, mit der Ausſicht, es in Zukunft nicht zu haben. Er hatte auf Koſten der Krone auf der moskauer Uni-

versität studirt, und als er das Examen eines Med. Pract. bestanden, heirathete er, noch bevor er eine Stelle erhielt, ein deutsches Mädchen, die Tochter eines Provisors. Außer einem guten, hingebenden Herzen, außer ihrer Liebe, die sie, nach deutscher Art, das ganze Leben bewahrte, brachte sie ihm nichts mit, als ein paar Kleider, von Rosenöl und Rhabarber duftend. Dem leidenschaftlich verliebten Studenten fiel es nicht ein, daß er auf Liebe, auf Familienglück keine Rechte habe, daß diese Rechte an einen gewissen Census gebunden sind, gleich dem Wahlrecht in constitutionellen Staaten. Einige Tage nach seiner Vermählung wurde er zum Regimentsarzt bei der activen Armee designirt. Acht Jahre ertrug er dies Nomadenleben, dann wurde er dessen müde und bat um eine ruhigere Stelle; er erhielt eine, die just vacant war. Cruciferski zog also mit seiner Frau und seinen Kindern von einem Ende Rußlands nach dem andern, und ließ sich in der Provinzialstadt N. nieder. Anfangs hatte er einige Praxis. Obgleich unsere Würdenträger und Edelleute in den Provinzialstädten sich lieber von Deutschen curiren lassen, so fand er doch Beschäftigung, weil es zum Glück keinen andern Deutschen als einen Uhrmacher in der Stadt gab. Das war die glücklichste Periode im Leben Cruciferski's. Damals kaufte er sich sein dreifenstriges Häuschen, und Margaretha Karlowna überraschte an einem Festtage ihren Mann mit einem neuen Kattumüberzug des alten Sophas und der Sessel — die Frucht ihrer langen Ersparnisse. Es war wunderschöner Kattun. Auf dem Sopha sah man dreimal den Abraham, wie er die Hagar mit dem Ismael in die Wüste trieb, und Sara sie mit Drohungen verfolgte; auf den Sesseln waren links die Füße Abraham's, Hagar's, Ismael's und Sara's und rechts ihre Köpfe zu sehen. Aber diese glückliche Periode dauerte nicht lange. Ein reicher Edelmann, dessen Gut in der Nähe der Stadt lag, kam mit seinem Hausarzt an, und

dieſer nahm Cruciferſki alle Praxis. Der junge Arzt verſtand ſich vortrefflich auf Frauenkrankheiten. Die Weiber waren in ihn ganz vernarrt; ſein einziges Heilmittel waren Blutegel, und ſehr beredt wies er nach, daß nicht nur alle Krankheiten in einer Entzündung beſtänden, daß auch das ganze Leben nichts als eine Entzündung der Materie ſei. Ueber Cruciferſki äußerte er ſich mit einer vernichtenden Herablaſſung; mit einem Worte, er kam in Mode. In der ganzen Stadt ſtickte man Ruhekiſſen und Tabaksbeutel für ihn; ſchöne Hände bereiteten ihm Andenken und Ueberraſchungen, während man den alten Arzt zu vergeſſen ſuchte.

Die hartigen Händelsleute freilich und die Popen blieben Cruciferſki treu; aber dieſe waren niemals krank, ſondern in der Regel, Gottlob, von unverwüſtlicher Geſundheit, und wenn ihnen ja was zuſtieß, ſo rieben und ſalbten ſie ſich nach eigenem Ermeſſen im Bade mit allerlei Zeug ein; mit Terpentinöl, Thran, Ameiſenſpiritus u. dergl., worauf ſie entweder genaſen, oder nach einigen Tagen ſtarben. In beiden Fällen hatte Cruciferſki nichts zu thun; der Tod jedoch wurde ihm zur Laſt gelegt, und der junge Arzt pflegte jedesmal den Damen zu ſagen: „Sonderbar! Dr. Cruciferſki verſteht ſeine Sache ja recht gut, und wie kam er nur nicht darauf, 10 Tropfen Opii Sydenhamii soluti in aqua destillata und 45 Blutegel zu verordnen! Der Mann wäre dann gewiß geneſen.“ Bei ſolchen lateiniſchen terminis war ſelbſt die Frau des Gouverneurs überzeugt, daß der Mann geneſen wäre. So kam es denn nach und nach, daß Cruciferſki auf ſeinen Gehalt allein angewieſen war, der, glaube ich, ſich auf ungefähr 100 Rubel belief. Er hatte fünf Kinder, das Leben wurde ihm immer ſchwieriger, er wußte gar nicht mehr, wie er ſich und ſeine Familie durchbringen ſolle. Da zeigte ihm das Scharlachfieber einen Ausweg; drei Kinder ſtarben raſch nach einander, und er behielt nur die älteſte Tochter und den jüngſten Sohn. Der Knabe

entging, wie es scheint, durch seine außerordentliche Schwäche der Krankheit und dem Tode: er war eine Frühgeburt, mager, schwach, nervös; nur manchmal war er nicht krank, gesund aber nie. Die Unfälle dieses Kindes begannen noch vor seiner Geburt. Zu der Zeit, als Margaretha Karlowna mit ihm schwanger ging, drohte der Familie ein fürchterliches Unglück. Der Gouverneur hatte aus irgend einem Grunde einen Haß auf Cruciferski geworfen: der Arme stand am Rande des Verderbens, und mit einer stillen, heldenmüthigen Trauer erwartete er stumm und resignirt den tödtlichen Schlag; aber die drohende Wolke zog vorüber. In dieser Zeit unaufhörlicher Angst und Thränen wurde Dmitri geboren; das arme Kind hatte allein die vermeintliche Schuld des Vaters zu büßen. Es war der Abgott der guten Margaretha Karlowna: je kränker, je schwächer es schien, desto heftiger ward das Verlangen der Mutter, es zu erhalten. Sie schien mit ihm ihre Kräfte zu theilen, die Liebe belebte es und entriß es dem Tode. Es war, als hätte sie geahnt, daß der Knabe ihnen allein bleiben, daß er ihre Stütze, ihre Hoffnung, ihr Trost sein würde. Aber was geschah denn mit seiner Schwester? Sie war siebzehn Jahre alt, als ein Infanterieregiment in N. garnisonirte. Beim Abgang desselben verschwand die Tochter des Arztes mit einem gewissen Fähnrich; ein Jahr darauf schrieb sie ihren Eltern aus Kiew, bat sie um ihre Verzeihung und ihren Segen, und meldete ihnen, daß der Fähnrich sie geheirathet; ein Jahr später schrieb sie aus Kischenew, daß ihr Mann sie verlassen und sie mit ihrem Kinde in äußerster Noth sei. Der Vater schickte ihr 25 Rubel; seitdem erhielten sie nie wieder Nachricht von ihr. Als Dmitri groß war, kam er aufs Gymnasium. Er lernte fleißig; schüchternen, stillen und sanften Wesens, wie er war, gewann er selbst die Liebe des Inspectors, der es mit seinem Amte nicht für gut vereinbar hielt, Kinder zu lieben. Nach Beendigung des

Cursus wollte ihn der Vater in die Kanzlei des Civilgouverneurs bringen, wozu ihm der Secretair behilflich zu sein versprach, dessen scrofulöse Kinder der alte Arzt unentgeltlich curirte. Plötzlich eröffnete sich Dmitri eine neue Laufbahn. Ein gewisser Mäcen berührte auf seiner Reise nach Moskau die Stadt N. Bei seinem Besuche im Gymnasium wurde er zufällig auf das krankhafte und zärtliche Aussehen Dmitri's aufmerksam, rief ihn zu sich und sprach mit ihm auf das Freundlichste. Der Director meinte, das sei ein ausgezeichneter Schüler, er würde es sehr weit bringen können, allein der Vater habe die Mittel nicht ihn studiren zu lassen u. s. w. Der Mäcen erwies sich als Mäcen und sagte, daß in zwei Monaten sein Verwalter ihm nachkommen werde; mit diesem könne Dmitri, wenn es die Eltern zufrieden wären, nach Moskau reisen, wo er in der Wohnung des Verwalters bei dessen Kindern ein Plätzchen erhalten solle. Der Director schickte sofort den Gymnasialschreiber nach dem alten Cruciferski; dieser fand den Mäcen, als er schon in den Reisewagen stieg. Der Greis war im Innersten gerührt, weinte wie ein Kind und dankte dem vornehmen Herrn in einfacher, kurzer, abgebrochener Rede. Der Mäcen wies auf einen breitschultrigen Mann, der ein paar Riemen am Wagen zuschnallen half, und sagte: „Das ist mein Verwalter, er soll Ihren Sohn nach Moskau bringen.“ Nach diesen Worten reiste er mit einem gnädigen Lächeln ab. Einen Monat später fuhr eine Kibitka mit Schellen aus dem Cruciferski'schen Hause: in ihr saß Dmitri mit einer Decke zugehüllt, von der zärtlichen Mutter mit warmen Tüchern und Kleidern versorgt, und neben ihm der Verwalter — im leichten Rock, weil er es vorzog, sich auf der Reise innerlich zu erwärmen. Von solchen Zufälligkeiten also hängt das Schicksal des Menschen ab! Wäre der vornehme Herr nicht durch N. gekommen, so würde Dmitri in die Kanzlei eingetreten sein, und ich

hätte diese Erzählung nicht geschrieben, Dmitri wäre mit der Zeit Gehilfe des Kanzleidirectors geworden und unterstützte seine armen Eltern durch ein Gott weiß wie bedeutendes Einkommen — und der alte Cruciferski und die gute Margarethe hätten ruhig und zufrieden leben können.

Die Abreise Dmitri's war eine Krise in dem Leben der Alten. Sie blieben allein; Stille und Trauer herrschte nun noch mehr in ihrem Hause. Selbst der Verwalter des vornehmen Herrn, der nichts weniger als schwachnervig war, fühlte, daß ihm etwas wie eine Thräne ins Auge kam, als die greisen Eltern von ihrem Sohne Abschied nahmen. Der Abschied eines armen Vaters ist nicht wie der eines reichen; er sagt zu seinem Sohne: „Geh hin, liebes Kind, suche dein Brod; ich kann nichts mehr für dich thun; brich dir eine Bahn und gedenke unser!" Ob sie ihn wiedersehen, ob er sein Brod findet, das Alles ist in dichtes, tiefes Dunkel gehüllt.... Der Vater möchte seinem Sohne etwas mehr auf den Weg mitgeben und ist es doch nicht im Stande: zehnmal berechnet er, wie viel er noch von seinen 50 Rubeln abziehen könne, und Alles scheint ihm zu wenig. Ach, und wie viel Thränen vergießt die Mutter über dem ärmlichen Mänzchen, in das sie ihre eigenen, unentbehrlichsten Sachen hineinlegt: sie sieht wol, daß Alles das nicht ausreiche, und weiß doch nicht, wo sie mehr hernehmen soll.... Das sind Scenen, die Niemand sieht, bürgerliche Familienscenen, die jedem fremden Blick sorgfältig entzogen werden, sie sind aber himmelschreiend und herzzerreißend!

Der junge Cruciferski wurde nach vier Jahren Candidat; ohne mit besonders glänzenden Fähigkeiten, noch mit einer ungewöhnlich raschen Combinationskraft begabt zu sein, hatte er doch durch Liebe zur Wissenschaft und unausgesetzten Fleiß den ihm ertheilten Grad in vollem Maße verdient. Betrachtete man sein sanftes Gesicht, so hätte man denken können, daß sich aus ihm eines

jener lieben deutschen Wesen entwickeln werde, jener stillen, edlen Naturen, die sich in einer zwar beschränkten, aber sehr emsigen gelehrten Thätigkeit und im engen Familienkreise glücklich fühlen, wo nach 20 Jahren der Mann noch in die Frau verliebt ist, und die Frau noch bei jedem zweideutigen Scherz erröthet. Solche Naturen findet man in den kleinen gemüthlichen Städtchen Deutschlands, in den Pastorfamilien, unter den Seminarlehrern; es sind reine, sittliche, außerhalb ihres Kreises unbemerkte Menschen.... Aber ist denn uns Russen ein solches Leben möglich? Ich muß das entschieden verneinen. Unser Geist eignet sich für diese Mittelsphären nicht; wir können unsern Durst mit solchem milden Tranke nicht stillen, unser Leben ist entweder ein viel höheres oder viel niedrigeres, in jedem Falle aber ein breiteres.

Nachdem Cruciferski Candidat geworden, bewarb er sich erst um eine Stelle an der Universität, dann suchte er durch Privatunterricht fortzukommen, alle seine Bemühungen aber waren vergeblich. Er hatte von seinem Vater das Misgeschick bei allen Unternehmungen geerbt....

Einige Monate, nachdem Cruciferski's Ernennung zum Candidaten mit Trompetenton verkündigt war, erhielt der junge Mann einen Brief vom Vater, der ihn benachrichtigte, daß die Mutter krank sei und beiläufig auf seine bedrängten Umstände anspielte. Er, der den Charakter seines Vaters zu gut kannte, begriff, daß nur die äußerste Noth ihn zu einer solchen Andeutung hatte bewegen können. Dem jungen Cruciferski aber war sein letztes Geld aufgegangen; nur ein Mittel blieb ihm noch. Er hatte einen Gönner an dem Professor einer gewissen „Gnosis", der an ihm herzlichen Antheil nahm. Diesem schrieb er einen tiefempfundenen, offenherzigen, rührenden Brief und bat um ein Darlehen von 150 Rubel. Der Professor antwortete auf die höflichste Weise, zeigte

sich von dem Briefe gerührt, schickte aber kein Geld. Im Postscriptum schalt der gelehrte Mann den jungen Cruciferski in liebenswürdigster Art, daß er niemals zu ihm zu Tische komme. Diese Antwort überraschte den jungen Mann — so wenig wußte er die Menschen oder, richtiger gesagt, das Geld zu schätzen! Es wurde ihm schwer ums Herz, er warf das liebenswürdige Billet des guten Professors auf den Tisch, ging ein paar Mal in seinem Stübchen auf und ab und sank von Schmerz ganz vernichtet auf sein Bett; Thränen rollten ihm leise über die Wangen; er malte sich lebhaft das dürftige Zimmer seiner Eltern, darin seine leidende, kranke, vielleicht sterbende Mutter, und neben ihr den greisen, von Kummer niedergebeugten Vater: die Kranke hat ein Bedürfniß, ein Verlangen nach etwas — aber sie verschweigt es, um den Schmerz des Mannes nicht zu erhöhen, und dieser erräth es und schweigt auch, aus Furcht, es ihr versagen zu müssen.... Lieber Leser, wenn Sie reich sind, oder wenigstens „versorgt", so lassen Sie uns aus tiefster Seele dem Himmel danken und ein Hoch ausbringen auf unser ererbtes Gut, auf unser wohlerworbenes Vermögen!

In diesem für den Candidaten qualvollen Moment ging die Thür seines Stübchens auf, und eine Gestalt trat ein, die offenbar nicht der Residenz gehörte. Der Eintretende nahm seine dunkelfarbige Mütze mit großmächtigem Schirm ab. Dieser Schirm beschattete das kräftige, rothwangige und muntere Gesicht eines ältlichen Mannes; seine Züge drückten epikureische Ruhe und Gutmüthigkeit aus; er hatte einen abgenutzten zimmtbraunen Rock an mit einem Kragen, wie ihn damals keiner mehr trug, ein Bambusrohr in der Hand und sah, wie gesagt, entschieden wie ein Mann aus der Provinz aus.

„Sind Sie der Herr Candidat Cruciferski?"

— „Zu dienen," antwortete Dmitri.

„Vor allen Dingen, Herr Candidat, erlauben Sie,

daß ich mich ſetze, ich bin älter als Sie und bin zu Fuße hergekommen."

Mit dieſen Worten wollte er ſich auf einen Stuhl niederlaſſen, über welchem eine Interimsuniform hing; es zeigte ſich aber, daß der Stuhl wol die Laſt eines Rockes, aber keines Menſchen im Rocke tragen konnte. Cruciferſki kam in Verlegenheit und bat ihn, auf dem Bette Platz zu nehmen, während er ſelbſt einen andern (den letzten) Stuhl nahm.

„Ich bin," begann der Fremde mit peinlicher Langſamkeit, „der Dr. med. Crupow, Inſpector der Medicinalbehörde zu N. Mich führt zu Ihnen folgende Angelegenheit ...."

Der Inſpector, als ein Mann von Methode, hielt inne, zog ſeine große Tabaksdoſe hervor, legte ſie neben ſich hin, neben die Doſe ein rothes Tuch und dann noch ein weißes Tuch, mit welchem er ſich die Stirn trocknete. Nach einer Priſe Tabak fuhr er folgendermaßen fort: „Geſtern war ich bei Anton Ferdinandowitſch .... wir verließen gleichzeitig die Univerſität .... nein, nicht doch, er ging ein Jahr früher als ich ab .... ja, ganz recht, ein Jahr früher ... nun gleichviel, wir ſind Univerſitätsfreunde. Ich bat ihn, daß er mir einen guten Lehrer empfehlen möge für eine Stelle in unſerm Gouvernement. Die Bedingungen, ſagte ich ihm, ſind die und die, verlangt wird das und das. Anton Ferdinandowitſch gab mir Ihre Adreſſe, und äußerte ſich, die Wahrheit geſtanden, ſehr ſchmeichelhaft über Sie; wenn Sie alſo geneigt wären, eine ſolche Stelle anzunehmen, ſo könnte ich die Sache mit Ihnen abmachen."

Anton Ferdinandowitſch war eben jener Profeſſor, an welchem Cruciferſki einen Gönner beſaß. Er hatte den jungen Mann wirklich lieb, nur ſein Geld wollte er, wie wir ſahen, nicht riskiren: ihn aber aufs Beſte zu empfehlen war er jederzeit bereit.

Der ſchwerfällige Dr. Crupow erſchien dem jungen

Cruciferſki wie ein Bote des Himmels. Offenherzig erzählte er ihm ſeine Lage und ſchloß damit, daß ihm keine Wahl bleibe, daß er die Stelle annehmen müſſe. Crupow zog ein Ding aus ſeiner Taſche, das halb wie ein Portefeuille, halb wie ein kleiner Kaſten ausſah, holte einen Brief heraus, der in Geſellſchaft von Sonden, Lanzetten und krummen Scheeren ruhete, und las: „Tragen Sie einem ſolchen 2000, keinesfalls mehr als 2500 Rubel jährlich an, denn 3000 Rubel bekommt der ſchweizer Franzoſe, der bei meinem Nachbar im Hauſe iſt. Er erhält ein beſonderes Zimmer, Frühſtück, Bedienung und Wäſche, wie gewöhnlich, zu Mittag ſpeiſt er mit uns an der Tafel.“

Cruciferſki machte gar keine Anſprüche, erröthend ſprach er vom Geld, fragte, was er zu thun haben würde, und geſtand offen, es ſei ihm angſt und bange, in ein fremdes Haus zu kommen, bei fremden Leuten zu leben. Crupow war gerührt und verſicherte ihm, er habe von der Familie Negrow nichts zu fürchten .... „Sie haben ja mit ihnen nicht zu Gevatter zu ſtehen, Sie unterrichten den Jungen, mit Vater und Mutter kommen Sie nur bei Tiſche zuſammen; im Geldpunkt wird der General Sie nicht ſchlecht behandeln, dafür ſtehe ich. Seine Frau ſchläft beſtändig, folglich kann auch ſie Ihnen nichts zu Leide thun, es müßte denn im Schlafe ſein. Das Negrow'ſche Haus, glauben Sie mir, iſt nicht ſchlimmer .... und aufrichtig geſagt, nicht beſſer als die Häuſer aller andern Edelleute.“

Mit einem Worte, der Handel wurde geſchloſſen, Cruciferſki nahm die Stelle für 2500 Rubel jährlich an. Der Inſpector war freilich durch das Leben in der Provinz abgeſtumpft, aber ein herzensguter Menſch. Eine Reihe bitterer Erfahrungen hatten ihn überzeugt, daß alle ſchönen Ideen und großen Worte vorläufig nichts als Ideen und Worte bleiben. So hatte er ſich denn für ewige Zeiten in N. niedergelaſſen, und nach und nach

gewöhnte er sich, langsam zu sprechen und zwei Taschentücher, ein rothes und ein weißes, bei sich zu tragen. Nichts verdirbt den Menschen so sehr wie das Leben in der Provinz; er aber war noch nicht ganz erstorben, in seinen Augen funkelte noch Feuer. Vieles erwachte im Herzen Crupow's bei dem Anblicke des edlen, reinen Jünglings; er erinnerte sich jener Zeit, wo er mit Anton Ferdinandowitsch von Reformen in der Medicin träumte und eine Fußreise nach Göttingen machen wollte.... er lächelte bitter bei diesen Erinnerungen. Als der Handel geschlossen war, fiel es ihm ein: Thue ich wohl daran, diesen Jüngling in das dumme Leben des halbwilden Gutsbesitzers hineinzudrängen? — Ja, es kam ihm sogar der Gedanke in den Sinn, ihm Geld zu geben und zu rathen, Moskau nicht zu verlassen. Funfzehn Jahre früher hätte er es wirklich gethan, aber alten Händen wird es furchtbar schwer den Geldbeutel zu öffnen. Das ist Schickung, dachte Crupow, und damit tröstete er sich. Seltsam genug handelte er diesmal ganz so, wie die Menschen seit den ältesten Zeiten pflegten; auch Napoleon sprach von Schickung — ein Wort, das gar keinen Sinn hat; aber darum liegt auch ein solcher Trost darin!

„Wir haben also die Sache abgemacht," sagte endlich der Inspector nach einer kurzen Pause, „in fünf Tagen reise ich ab; es wird mir angenehm sein, wenn Sie mich begleiten."

Viertes Capitel.

Das neue Leben.

Es iſt längſt bekannt, daß der Menſch ſich überall acclimatiſiren kann — in Lappland wie am Senegal. Zu verwundern iſt es daher nicht, daß Cruciferſki ſich nach und nach an das Negrow'ſche Haus gewöhnte.

Die Lebensweiſe, die Anſichten und Intereſſen dieſer Leute hatten ihn erſt überraſcht, dann wurde er gleichgiltiger dagegen; doch war er weit entfernt, ſich mit einem ſolchen Leben zu befreunden. Sonderbar! das Negrow'ſche Haus hatte nichts Ungewöhnliches, nichts Auffallendes: aber eine friſche jugendliche Natur fühlte ſich darin ſo beengt und konnte da nicht aufathmen. Es herrſchte in der verehrlichen Familie des Herrn von Negrow die vollſtändigſte und allſeitigſte Leere. Wozu dieſe Leute des Morgens aufſtanden, weshalb ſie herumgingen, wofür ſie lebten — auf dieſe Fragen ließ ſich ſchwer Antwort geben. Sie bedürfen aber auch keiner Antwort. Die guten Leute lebten, weil ſie einmal geboren waren, und ihr Selbſterhaltungstrieb ſie leben hieß; was gäb's da noch für Zwecke und Hintergedanken ... das Alles iſt deutſche Philoſophie!

Der General ſtand um ſieben Uhr früh auf und fand ſich ſogleich mit ſeiner langen Pfeife im Saale ein. Ein Fremder, der ihn ſah, hätte denken mögen, daß Pläne und Combinationen von höchſter Wichtigkeit ihm durch den Kopf gingen, ſo tiefſinnig rauchte er. Allein es war eben nur Rauch der ihm nicht im Kopfe, ſondern um den Kopf herumging. Das tiefſinnige Rauchen währte eine Stunde. Alexej Abramowitſch ſchritt die ganze Zeit langſam im Saale auf und nieder, blieb oft

am Fenſter ſtehen, ſah mit großer Aufmerkſamkeit hinaus, blinzelte mit den Augen, runzelte die Stirn, machte eine unzufriedene Miene, ſeufzte ſogar, aber auch das war ebenſo eine optiſche Täuſchung, wie ſeine Nachdenklichkeit. Der Verwalter mußte unterdeſſen mit dem Leibburſchen an der Thüre ſtehen. Nachdem Alexej Abramowitſch mit dem Rauchen fertig war, wandte er ſich zum Verwalter, nahm ihm den Tagesbericht aus der Hand und begann ihn mörderlich zu ſchimpfen, wobei er jedesmal hinzuſetzte, nun ſei es aus, er kenne ihn; er wiſſe Spitzbuben zu behandeln, und wolle, um ein Exempel zu ſtatuiren, den Sohn unter's Militair ſtecken, ihn ſelbſt aber zum Gänſehirten machen. War das eine moraliſche Geſundheitsmaßregel, in der Art täglicher Kaltwaſſerbäder — war es eine Maßregel, durch welche er ſeine Vaſallen in Furcht und Gehorſam erhielt, oder nichts als eine patriarchale Angewohnheit? In jedem Falle bewies er eine anerkennenswerthe Ausdauer. Der Verwalter hörte die väterlichen Ermahnungen mit lautloſer Selbſtverleugnung; dergleichen anzuhören hielt er für eine ebenſo weſentliche, mit ſeinem Amte verbundene Pflicht, wie Weizen und Gerſte, Stroh und Heu zu ſtehlen. „O du Böſewicht!“ rief der General, „du verdienſt drei Mal gehängt zu werden.“ — „Wie Ew. Excellenz belieben,“ antwortete der Verwalter mit größter Ruhe, und blickte mit ſeinen ſchelmiſchen Augen halb ſchielend zu Boden. Dieſe Unterredung währte, bis die Kinder zum Morgengruß kamen. Alexej Abramowitſch reichte ihnen die Hand. Mit ihnen erſchien die Miniaturgouvernante, die ganz zu verſchwinden, in ſich aufzugehen ſchien, indem ſie einen Knix à la Pompadour machte. Sie verkündigte, daß der Thee fertig ſei, und Herr von Negrow begab ſich in das Familienzimmer, wo Glafira Lwowna ihn ſchon bei der Theemaſchine erwartete. Die Unterhaltung begann in der Regel damit, daß Glafira Lwowna über ihr Befinden und über Schlafloſigkeit

klagte: sie empfand in der rechten Schläfe einen unbegreiflichen, heftigen Schmerz, der sich nach dem Nacken und dem Scheitel zog und sie nicht hatte schlafen lassen. Alexej Abramowitsch vernahm das Bulletin über das Befinden seiner Frau ziemlich gleichgiltig, sei es, weil er allein unter allen Menschen es zu gut und gründlich wußte, daß sie in der Nacht niemals aufwachte, oder weil er deutlich sah, wie sehr diese chronische Krankheit der Gesundheit seiner Gemahlin zuträglich war. Madame Elise dagegen erschrak, bedauerte die Leidende, und tröstete sie damit, daß auch Fürstin N., in deren Hause sie gewesen, und Gräfin A., in deren Hause sie hätte sein können, wenn sie wollte, ganz an demselben Uebel leiden, welches tic douloureux genannt werde. Jetzt kam der Koch; das edle Paar beschäftigte sich mit Bestellung des heutigen Diners, und tadelte das gestrige, wiewol die Schüsseln sämmtlich geleert worden. Der Koch hatte vor dem Verwalter das voraus, daß ihn alle Tage nicht nur der gnädige Herr, sondern auch die gnädige Frau auszankte.

Nach dem Thee begab sich Alexej Abramowitsch auf die Felder. Da er seit mehren Jahren aus dem Dorfe nicht herausgekommen, machte er einige Fortschritte in der Agronomie, rügte kleine Unordnungen, und drang vor Allem auf Disciplin und unbedingten Gehorsam. Unter seinen Augen geschah der frechste Diebstahl und er bemerkte es zumeist gar nicht; merkte er's aber auch, dann ging er so ungeschickt zu Werke, daß er jedes Mal angeführt wurde. Als echtes Oberhaupt und Vater der Gemeinde pflegte er oft zu sagen: dem Diebe verzeih' ich noch, dem Spitzbuben verzeih' ich noch, aber Dreistigkeit dulde ich nimmermehr! Darin bestand sein patriarchaler point d'honneur. Glafira Lwowna verließ, außer in seltenen Fällen, das Haus nie zu Fuße; eine Ausnahme machte freilich der alte, durch seine Verwilderung schöne Garten, der dicht am Balcon anfing.

Sonst aber fuhr sie immer im Wagen, selbst um Pilze aufzulesen. Letzteres geschah folgendermaßen. Abends erhielt der Bauernälteste den Befehl, eine Legion Jungen und Mädchen zu versammeln mit großen und kleinen Körben, Stöcken und dergleichen. Glafira Lwowna fuhr in Begleitung der Französin langsam durch die lichten Stellen des Waldes, während ein Schwarm barfüßiger, halb nackter und hungriger Kinder unter Anführung der alten Vogelwärterin, des jungen Herrn und des jungen Fräuleins über Weißpilze, Steinpilze, kurz über alle Pilzsorten herfielen. Fand sich einer von merkwürdiger Größe oder außerordentlicher Kleinheit, so brachte ihn die Vogelwärterin der gnädigen Frau Generalin; die äußerte ihr Wohlgefallen daran und fuhr weiter. Zu Hause klagte sie dann jedes Mal über Müdigkeit, und schlief ein wenig vor Tische, nachdem sie ihre Kräfte an irgend einem Rest vom gestrigen Nachtmahl gestärkt, wie etwa am Fleisch eines blos mit Milch getränkten Kalbes, einer mit wälschen Nüssen gefütterten Truthenne, oder an sonst etwas Leichtem und Wohlschmeckendem der Art. Unterdessen hatte auch Alexej Abramowitsch schon einen Bittern nebst Imbiß zu sich genommen, und ging in den Garten. Das war gerade die Stunde, wo er am liebsten im Garten spazierte. Hier beschäftigte ihn die Orangerie, und er fragte nach Allem die Gärtnersfrau, die zeitlebens zwischen Birnen und Aepfeln nicht unterscheiden konnte, dessenungeachtet aber ein recht angenehmes Aeußere hatte.

Um diese Zeit, d. h. anderthalb Stunden vor der Mittagstafel, beschäftigte sich die Französin mit dem Unterrichte der Kinder. Was und wie sie lehrte, das blieb ein undurchdringliches Geheimniß. Vater und Mutter waren zufrieden: wer hätte da noch das Recht, sich in Familienangelegenheiten zu mengen?

Um 2 Uhr wurde gespeist. Jedes Gericht war hinlänglich, einen an europäische Kost gewöhnten Menschen

krank zu machen. Fett und nichts als Fett, kaum gemildert durch Sauerkraut, Lauch und marinirte Pilze. Das wurde mit Hilfe einer anſehnlichen Menge Madeira und Portwein nicht nur von Herrn und Frau von Negrow in ihren elaſtiſchen Magen verarbeitet, ſondern auch von der zuſammengeſchrumpften, klapperdürren Madame-Eliſe, die namentlich im Verbrauch des Madeira nicht hinter dem General zurückblieb. Ich mache dabei auf den Fortſchritt des 19. Jahrhunderts aufmerkſam: im 18. Jahrhundert ſtand einer Gouvernante nicht das Recht zu, bei Tiſche Wein zu trinken. Madame Eliſe verſicherte, an Madeira habe ſie ſich ſchon in ihrer Heimat (in Lauſanne) gewöhnt; dort, wo ſie dieſen Wein aus ihrem eigenen Garten hatte, ſei er ihr Alltagsgetränk geweſen, wie hier Quaß. Nach Tiſche ging der General in ſein Cabinet, um eine halbe Stunde auszuruhen, ſchlief aber weit länger, und die Frau Generalin begab ſich mit der Gouvernante ins Familienzimmer. Die Gouvernante ſprach unaufhörlich, und unter ihren endloſen Erzählungen ſchlief Glafira Lwowna ein. Bisweilen ließ letztere der Abwechſelung halber die Frau des Dorfpfarrers rufen; dieſe, ein ſcheues, unbeholfenes Geſchöpf, das immerwährende Angſt hatte, und ſich vor Allem fürchtete, erſchien. Glafira Lwowna brachte ganze Stunden mit ihr zu, und ſagte darauf zur Gouvernante: ah, comme elle est bête, insupportable! In der That war die Popenfrau bodenlos dumm. Hierauf wurde der Thee gereicht, und ſpäter gegen 10 Uhr kam das Abendeſſen. Nach dem Abendeſſen fing die ganze Familie zu gähnen an. Glafira Lwowna bemerkte, auf dem Lande müſſe man hübſch ländlich leben, d. h. früh zu Bette gehen — worauf die Familie aus einander ging. Um 11 Uhr ſchlief das ganze Haus, vom Pferdeſtall bis zur Dachſtube.

Bisweilen kam irgend ein Nachbar zu Beſuche — ein Negrow mit anderm Namen, oder eine alte Tante

aus der Gouvernementsstadt, bei welcher der Wunsch, ihre Töchter zu verheirathen, zur fixen Idee geworden war. Dann trat eine augenblickliche Veränderung in der Lebensweise ein. Kaum aber waren die Gäste fort, so kam Alles ins frühere Gleis.

Nach alle diesen Beschäftigungen blieb indeß noch Zeit genug übrig, die man nicht hinzubringen wußte, namentlich im regnerischen Herbste und an langen Winterabenden. Das ganze Redetalent der Französin wurde in Anspruch genommen, diese Zeitlücken auszufüllen. Ich muß bemerken, daß sie Stoff genug zum Erzählen hatte. Sie war in den letzten Regierungsjahren der hochseligen Kaiserin Katharina als Schneiderin einer französischen Schauspielertruppe nach Rußland gekommen. Ihr Mann war zweiter Liebhaber; allein unglücklicherweise äußerte das petersburger Klima eine verderbliche Wirkung auf ihn, besonders seitdem er von Jemanden aus dem zweiten Stockwerke zum Fenster hinausgeworfen wurde; es geschah dies in Folge seiner für einen verheiratheten Mann viel zu eifrigen Sorgfalt für eine der Künstlerinnen der Gesellschaft. Wahrscheinlich hatte er sich nun im Falle nicht genügend gegen die feuchte Luft verwahrt, denn von dem Augenblicke an litt er an Husten, litt zwei Monate hindurch, bis das Uebel aus einem sehr einfachen Grunde aufhörte, weil er nämlich starb. Madame Elise ward gerade zu einer Zeit Witwe, wo man den Mann am meisten braucht, d. h. in dem Alter von dreißig Jahren. Sie beweinte ihn lange, und wurde erst barmherzige Schwester bei einem Gichtkranken, darauf nahm sie ein sehr hochgewachsener Witwer als Erzieherin seiner Tochter an. Von ihm kam sie in das Haus einer Fürstin u. s. f. — Alles würde sich kaum herzählen lassen. Genug, sie wußte sich vortrefflich in die Weise der Familie zu schicken, bei der sie sich befand, schlich sich ins Vertrauen ein, machte sich unentbehrlich, führte geheime und offene Aufträge aus, und

behielt in all ihrem Thun ein gewisses Gepräge von Clientenwesen und Erniedrigung, gab immer nach, suchte dem Wunsche Anderer zuvorzukommen. Mit einem Worte, fremde Treppen waren ihr nicht hart, fremdes Brod nicht bitter. Sie führte lachend und ihren Strickstrumpf in Händen ein ganz behagliches Leben; sie war in alle die kleinen Geschichtchen verwickelt, die zwischen der Gesindestube und dem Schlafzimmer der Herrschaft vorfielen, und nie kam ihr ein Gedanke an ihre klägliche Existenz in den Sinn.

In Stunden der langen Weile also unterhielt Madame Elise mit ihren Geschichten, während Alexej Abramowitsch Patience spielte und Glafira Lwowna müssig auf dem Sopha saß. Madame Elise wußte um tausend Abenteuer und Intriguen ihrer Wohlthäter (so nannte sie Alle, bei denen sie Hauslehrerin gewesen), erzählte dieselben mit bedeutenden Zusätzen, und theilte sich in jeder Geschichte die Hauptrolle zu, gleichviel, ob die schönste oder erbärmlichste. Alexej Abramowitsch hörte mit noch größerm Interesse als seine Gemahlin, die scandalöse Chronik der Erzieherin seiner Kinder, lachte herzlich und meinte, die Gouvernante sei ein wahrer Schatz. In ähnlicher Weise ging Tag für Tag hin; die Zeit verstrich, und daran mahnten bisweilen hohe Feiertage, Fasten, die Abnahme oder Zunahme des Tages, Namens- und Geburtsfeste. Glafira Lwowna war bei solchen Gelegenheiten verwundert und sagte z. B.: „Ach mein Gott, übermorgen ist ja schon Weihnachten, und wie lange ist's her, daß der erste Schnee gefallen!“

Fünftes Capitel.

Lubinka.

Wo aber bleibt Lubinka, das arme Mädchen, welches die guten Negrows auferzogen? Wir haben ſie ganz vergeſſen. Daran iſt ſie mehr Schuld als wir. Sie erſchien meiſt ſchweigend in dem patriarchalen Kreiſe der Familie, nahm an Allem, was da vorging, faſt nicht den geringſten Antheil, und brachte ſchon damit einen offenbaren Miston in die Harmonie der übrigen Familienmitglieder. Dieſes Mädchen hatte viel Sonderbares. Mit einem Geſichtsausdrucke voller Energie paarte ſich bei ihr eine gewiſſe Kälte und eine dem Anſchein nach unerſchütterliche Apathie. Sie war gegen Alles dermaßen gleichgiltig, daß ſelbſt Glafira Lwowna dies bisweilen nicht ertragen konnte, und ſie eine froſtige Engländerin nannte, wiewol die andaluſiſchen Eigenſchaften der Frau Generalin auch großem Zweifel unterlagen. Ihr Geſicht ähnelte dem des Vaters, die dunkelblauen Augen ausgenommen, welche ſie von Dunja hatte. Allein in dieſer Aehnlichkeit lag ein ſo unermeßlicher Gegenſatz, daß Lavater über dieſe zwei Phyſignomien einen neuen phraſenreichen Band hätte ſchreiben können. Die harten Züge Alexej Abramowitſch's waren in Lubinka's Geſichte veredelt. Aus dieſem Geſichte ließ ſich entnehmen, daß Negrow urſprünglich gute Fähigkeiten beſeſſen, welche das Leben in ihm erſtickt und vernichtet. Ihr Geſicht konnte das Alexej Abramowitſch's erklären. Wer ſie betrachtete, ſöhnte ſich mit ihm aus. Warum aber war ſie immer ſo nachdenklich? warum machte ihr ſo Weniges Freude? warum blieb ſie gern allein in ihrem Zimmer? Das hatte viele Gründe, innere und äußere: fangen wir mit den letztern an.

Ihre Stellung in der Familie des Generals war keine beneidenswerthe. Nicht etwa, daß man ſie mit

Absicht kränkte: aber es waren Menschen voller Vorurtheile, ohne alles Zartgefühl, welches nur Bildung gibt, und daher roh, ohne es zu wissen. Weder der General noch seine Gemahlin berücksichtigten Lubinka's eigenthümliches Verhältniß und steigerten ohne Noth das Drückende desselben, indem sie in die zartesten Saiten ihres Herzens griffen. Herr v. Negrow mit seiner harten und gewissermaßen hochmüthigen Natur verletzte das Mädchen tief, oft auch geflissentlich, ohne jedoch den Eindruck manches Wortes auf eine zartere Seele als die seines Verwalters zu ermessen, ohne zu begreifen, mit welcher Vorsicht er ein schutzloses Mädchen behandeln mußte, das seine Tochter und doch nicht seine Tochter war, das halb rechtmäßig, halb aus Gnade zur Familie gezählt wurde. Dieser Zartsinn war bei einem Menschen wie Negrow unmöglich. Es fiel ihm gar nicht ein, daß seine Worte das Mädchen beleidigen könnten: wer ist sie denn, um sich beleidigt zu fühlen? Um Lubinka in ihrer Liebe zu Glafira Lwowna recht zu bestärken, konnte Alexej Abramowitsch ihr nicht genug einschärfen, daß sie zeitlebens seine Frau segnen müsse, der sie allein ihr ganzes Glück zu danken habe; ohne dieselbe wäre sie kein Fräulein, sondern ein Stubenmädchen geworden. Bei den geringfügigsten Anlässen ließ er sie fühlen, daß zwischen ihr und seinen Kindern, wiewol sie eine gleiche Erziehung erhielten, doch ein himmelweiter Unterschied sei. Als sie ihr sechzehntes Jahr erreicht, sah Negrow in jedem unverheiratheten Manne eine für sie passende Partie. Kam der Assessor ein Mal aus der Stadt, hörte man von irgend einem unbedeutenden Gutsbesitzer in der Nähe, so sagte Alexej Abramowitsch in Gegenwart der armen Lubinka: „Es wäre recht gut, wenn der Assessor um das Mädchen anhielte; wahrhaftig, ich könnte zufrieden sein, und sie auch. Sie wird doch nicht auf einen Grafen warten!“ Glafira Lwowna kränkte Lubinka weniger; bei mancher Gelegenheit hätschelte sie sie sogar auf ihre

Weiſe, nöthigte ſie über den Hunger zu eſſen, gab ihr zur Unzeit Confect u. ſ. w. Aber auch durch ſie litt das arme Mädchen viel. Glafira Lwowna hielt es für ihre Pflicht, jeder Dame, die ihre Bekanntſchaft machte, Lubinka mit den Worten vorzuſtellen: „es iſt eine Waiſe, die mit meinen Kindern zuſammen erzogen wird," worauf ſie zu wispern anfing. Lubinka muthmaßte, wovon die Rede war, wurde bleich und glühend roth vor Scham, beſonders wenn die Dame aus der Provinz nach der geheimen Erklärung einen frechen, mit zweideutigem Lächeln begleiteten Blick auf ſie warf. In letzter Zeit hatte Glafira Lwowna ihr Benehmen gegen die Waiſe geändert. Es ſtieg ein Gedanke in ihr auf, der, wenn er ſich weiter entwickelte, für Lubinka die ſchrecklichſten Folgen haben konnte. Trotz aller mütterlichen Verblendung ward ſie doch inne, wie ihre Liſe (ein dickes, rothwangiges Mädchen, das viele Aehnlichkeit mit der Mutter und dabei noch einen recht dummen Geſichtsausdruck hatte) von dem edeln Aeußern Lubinka's ſtets verdunkelt werden mußte, der außer ihrer Schönheit ſchon ihr ſinnendes Weſen einen gewiſſen Reiz verlieh, welchen Niemand unbeachtet laſſen konnte. Nach dieſer Wahrnehmung ſtimmte ſie vollkommen Alexej Abramowitſch bei, daß, wenn irgend ein gutmüthiges Secretairchen unter die Hand käme, oder auch ein gutmüthiger Aſſeſſor, das Mädchen ohne weiteres zu verheirathen ſei. Alles dies konnte Lubinka nicht entgehen; außerdem fühlte ſie ſich durch ihre ganze Umgebung beengt. Ihr Verhältniß zur Dienerſchaft, unter der ſich ihre Amme befand, war ein ſehr unbehagliches. Die Stubenmädchen betrachteten ſie als einen Emporkömmling, und erkannten ganz nach ariſtokratiſcher Denkweiſe nur den echten Sproß des Stammbaums, Liſa, für ein gnädiges Fräulein an. Als ſie ſich nun von der außerordentlichen Sanftmuth und Anſpruchsloſigkeit Lubinka's überzeugten, welche ſie niemals bei der gnädigen Frau verleumdete, da verlor das

Mädchen vollends ihre Achtung, und in Augenblicken des Unwillens sagten sie fast laut: „Ein Bauernkind kann man aufputzen, wie man will, es bleibt doch ein Bauernkind: sie hat auch gar Nichts von adliger Haltung.“ Das Alles waren Kleinigkeiten, von einem höhern Gesichtspunkte aus keiner Beachtung werth. Aber ich frage Jeden, der eine Reihe niedriger, gemeiner Schmähungen und Kränkungen erfahren, ich frage besonders jedes weibliche Herz, ob sich das leicht ertragen läßt, oder nicht.

Um Lubinka's Leidwesen vollständig zu machen, kam zuweilen die in der Gouvernementsstadt wohnende Tante Alexej Abramowitsch's mit ihren drei Töchtern zum Besuche. Die Alte, ein boshaftes, halb verrücktes Weib, haßte das unglückliche Mädchen, und behandelte sie auf eine empörende Weise. „Wie kommen Sie dazu, sich so anzuputzen?“ sagte sie kopfschüttelnd. „Lassen Sie doch hören! Sie unterscheiden sich ja kaum von meinen Töchtern! Glafira Lwowna, warum verwöhnen Sie sie nur so? Die kleine Martha, die bei mir dient, ist ja ihre leibliche Tante: wie schickt sich das? Negrow, der alte Sünder, sollte sich doch auch vor anständigen Leuten schämen!“ Diese schmähenden Bemerkungen schloß sie jedesmal mit einem Gebet, daß der liebe Herrgott ihrem Neffen die Sünde von Lubinka's Geburt verzeihen möge. Die Töchter der Tante — drei Provinzialgrazien, wovon die älteste schon seit ein paar Jahren in das verhängnißvolle neunundzwanzigste Jahr ging — sprachen zwar nicht mit so patriarchaler Offenheit, gaben jedoch Lubinka in jedem Worte zu verstehen, daß sie aus purer Großmuth sie ihrer Freundlichkeit würdigten. Lubinka ließ sich nicht merken, wie tief solche Scenen sie kränkten, oder richtiger gesagt, die Leute, die sie umgaben, merkten und sahen Nichts, worauf man sie nicht hinwies, was ihnen nicht auseinandergesetzt wurde. Aber wenn sie in ihr Zimmer sich entfernte, weinte sie bitterlich. Ja, sie konnte

ſich über ſolche Beleidigungen nicht erheben, und kaum iſt dies auch einem Mädchen in ihrer Lage möglich. Frau von Negrow dauerte Lubinka, aber es fiel ihr nicht ein, ſie in Schutz zu nehmen, ihre Misbilligung zu äußern; ſie beſchränkte ſich darauf, Lubinka eine doppelte Portion Eingemachtes zu geben. Der alten Dame gab ſie dann mit außerordentlicher Freundlichkeit das Geleit, und nachdem ſie tauſend Mal wiederholt: chère tante möge ſie nicht vergeſſen, ſagte ſie zu der Franzöſin, daß ſie das Weib nicht ausſtehen könne, daß ſie jedes Mal nach deren Beſuche ihre Nerven angegriffen und einen heftigen Schmerz in der linken Schläfe fühle, der ſich nach dem Nacken ziehe.

Braucht noch bemerkt zu werden, daß Lubinka's Erziehung allem Uebrigen entſprach? Außer Madame Eliſe unterrichtete ſie Niemand; Madame Eliſe aber lehrte den Kindern Nichts als franzöſiſche Grammatik, wiewol ſie in das Geheimniß der franzöſiſchen Orthographie nicht eingeweiht war, und bis in ihr ſpätes Alter außerordentlich fehlerhaft ſchrieb. Außer der Grammatik nahm ſie Nichts vor, obgleich ſie zwei Söhne einer gewiſſen Fürſtin zur Univerſität vorbereitet haben wollte. Bücher gab es im Hauſe Negrow's wenig. Alexej Ambramowitſch ſelbſt beſaß kein einziges, Glaſira Lwowna dagegen hatte ihre Bibliothek. Im Familienzimmer ſtand ein Schrank; der obere Theil deſſelben war von einem prachtvollen Theeſervice eingenommen, das niemals in Gebrauch kam, der untere von Büchern.

Da befanden ſich an 50 franzöſiſche Romane; einige hatten vor undenklichen Zeiten die Gräfin Mawra Iliniſchna ergötzt und gebildet; die übrigen hatte Glaſira Lwowna ein Jahr nach ihrer Verheirathung gekauft. Sie kaufte damals Alles: ſeinen Taback für ihren Mann, eine Mappe mit Anſichten von Berlin, ein koſtbares Halsband mit goldenem Schloß.... Neben dieſen unnützen Dingen ſchaffte ſie ſich auch 30 bis 40

Modebücher an, darunter ein paar engliſche, die gleichfalls auf's Land kamen, ungeachtet nicht blos im Hauſe Negrow's, ſondern vier Meilen in der Runde kein Menſch Engliſch verſtand. Dieſe Bücher hatte ſie wegen des londoner Einbandes angeſchafft. Der Einband war wirklich ſchön. Glafira Lwowna gab Lubinka gern die Erlaubniß, ſich die Bücher zu holen. Sie munterte ſie ſogar dazu auf; ſie ſelbſt, ſagte ſie, ſei eine leidenſchaftliche Liebhaberin von Lectüre und bedauere ſehr, daß die vielfachen Sorgen im Hausweſen und der Erziehung ihr zum Leſen keine Zeit ließen. Lubinka las gern, aufmerkſam, aber eine beſondere Leidenſchaft zur Lectüre hatte ſie nicht. Sie gewöhnte ſich nicht ſo ſehr an die Bücher, daß ſie ihr unentbehrlich geworden wären. Es kam ihr Alles darin matt vor, ſelbſt Walter Scott langweilte ſie oft ſchrecklich. Doch ſtörte die Unfruchtbarkeit des Bodens, auf welchem ſich das Mädchen befand, ihre geiſtige Entwickelung keineswegs, vielmehr förderten und ſteigerten alle dieſe ungünſtigen Verhältniſſe ſie zu einem mächtigen Wachsthum. Wie das zuging? Das iſt das Geheimniß des weiblichen Herzens. Ein Mädchen fügt ſich entweder von Anfang an in ihre Umgebung, ſo daß ſie mit vierzehn Jahren ſchon zu kokettiren, zu klatſchen anfängt, mit den vorüberreitenden Offizieren liebäugelt, auf das Dienſtmädchen Acht hat, daß dieſe nicht Thee und Zucker ſtehle, und ſich zu einer reſpectablen Hausfrau und ſtrengen Mutter vorbereitet — oder ſie hebt ſich mit ungewöhnlicher Leichtigkeit aus dem Staub und Schmutz empor, beſiegt die äußere Welt durch innern Adel, faßt das Leben mit einer gewiſſen Sehergabe, und eignet ſich einen Takt an, der ſie ſchützt und leitet. Ein ſolcher Entwickelungsgang iſt dem Manne faſt fremd: unſereins wird unterrichtet, im Gymnaſium, auf der Univerſität, im Kaffeehauſe, in mehr oder minder pädagogiſchen Anſtalten, und doch erreichen wir nicht vor dem dreißigſten Jahre, und erſt nachdem wir viel Kraft und Lei-

denſchaft verloren, jene Stufe der Entwickelung und der Erkenntniß, welche beim Weibe mit der Jugend, mit der Fülle und Friſche der Empfindungen Hand in Hand geht.

Lubinka war zwölf Jahre alt, als einige flüchtig hingeworfene harte Worte, die Negrow in einem Augenblicke väterlichen Unwillens ſich entfahren ließ, ſie in wenigen Stunden reif machten und ihr einen Impuls gaben, der ſie nicht mehr raſten ließ. Mit zwölf Jahren begann dieſes ſchwarzlockige Köpfchen zu arbeiten. Der Kreis der in ihr angeregten Fragen war nicht groß und rein perſönlicher Art; deſto mehr konnte ſie ſich darin concentriren. Nichts in ihrer äußern Umgebung beſchäftigte ſie; ſie ſann und träumte, träumte, um ſich das Herz zu erleichtern, und ſann, um ihre Träumereien ſich klar zu machen. So vergingen fünf Jahre. Fünf Jahre ſind in der Entwickelung eines jungen Mädchens eine große Epoche; die ſinnende, verſchloſſen-feurige Lubinka lernte in dieſen fünf Jahren Dinge empfinden und begreifen, von denen ſchlichte Leute oft bis an ihr Ende keine Ahnung haben. Bisweilen erſchrak ſie vor ihren Ideen, und machte ſich deshalb Vorwürfe, aber die Thätigkeit ihres Geiſtes ruhte nicht. Sie hatte Niemand, dem ſie mittheilen konnte, was ſie beſchäftigte, was in ihrem Herzen ſich geſammelt; endlich, da ſie nicht mehr im Stande war Alles in ſich zu verſchließen, kam ſie auf einen Gedanken, der bei jungen Mädchen ſehr gewöhnlich iſt: ſie ſchrieb ihre Ideen und Gefühle nieder; es war eine Art Tagebuch, aus welchem wir, um den Leſer mit ihr bekannt zu machen, folgende Zeilen herausheben wollen:

„Geſtern Abends ſaß ich lange am Fenſter; die Nacht war lau, es war ſo ſchön im Garten .... Ich weiß nicht, warum ich immer trauriger und trauriger wurde, als ſei eine dunkle Wolke aus der Tiefe meiner Seele heraufgezogen; es war mir ſo ſchwer um's Herz, daß ich weinte, bitterlich weinte .... Ich habe Vater und

Mutter, und bin doch eine Waise: ich stehe ganz allein in der weiten Welt, und fühle mit Schrecken, daß ich Niemand liebe. Das ist fürchterlich! Jeder, den man nur sieht, liebt irgend Jemand; mir sind Alle fremd. Ich möchte lieben und kann nicht. Manchmal glaube ich, Alexej Abramowitsch, Glasira Lwowna, meinen Bruder, meine Schwester zu lieben, aber ich täusche mich. Alexej Abramowitsch behandelt mich so hart, er ist mir fremder als Glasira Lwowna; und doch ist er mein Vater. Dürfen denn Kinder ihren Vater richten? liebt man ihn denn umseines Thuns willen? man liebt ihn, weil er Vater ist. Ich aber kann es nicht. Wie viele Mal gelobte ich mir, seine ungerechten Vorwürfe mit Sanftmuth anzuhören! Aber ich kann mich nicht daran gewöhnen... Sobald Alexej Abramowitsch hart gegen mich wird, schlägt mir das Herz heftig, und ich glaube, wenn ich mich gehen ließe, ich würde ihm mit gleicher Härte antworten. Meine Liebe zur Mutter hat man mir geraubt, getrübt. Seit vier Jahren erst weiß ich, daß sie meine Mutter ist; es war viel zu spät, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ich eine Mutter habe. Ich liebte sie als meine Amme: sie liebe ich wirklich, aber — kaum wage ich's zu gestehen — ich fühle mich beengt bei ihr; ich muß ihr Vieles verschweigen: das stört, das drückt; man muß Alles sagen, wenn man liebt. Aber ihr gegenüber bin ich gebunden. Die gute Alte — sie ist mehr Kind als ich; dazu ist sie gewohnt, mich Fräulein zu nennen, zu mir Sie zu sagen..., das ist fast noch drückender als die rohe Sprache Alexej Abramowitsch's. Ich habe für die Meinigen und für mich gebetet, ich flehte zu Gott, daß er meine Seele von Stolz läutere, mir Demuth gebe, mir Liebe sende: aber die Liebe ist in mein Herz nicht eingezogen."

Eine Woche später.

„Sollten denn alle Menschen ihnen gleich sein, sollte man überall ein solches Leben führen wie hier? Ich bin nie

aus dem Hauſe Alexej Abramowitſch's gekommen, aber ich glaube, daß man ſelbſt auf dem Lande ein beſſeres Leben führen kann. Oft iſt mir's in ihrer Gegenwart unerträglich — bin ich vielleicht ſo menſchenſcheu geworden, weil ich immer allein bin? Wie anders iſt mir zu Muthe, wenn ich in die Lindenallee mich entferne, mich dort auf die Bank ſetze, und hinausſehe ins Weite! Da wird mir wohl, ich vergeſſe Alle; ich bin nicht gerade froh, eher wehmüthig, aber es iſt eine ſüße Wehmuth. Am Abhang des Berges liegt das Dorf. Wie gern habe ich die ärmlichen Hütten der Bauern, den Fluß, der vorbeifließt, und den fernen Wald; ganze Stunden ſehe ich hin und lauſche; bald erſchallt ein Lied in der Ferne, bald Kettengeraſſel, Hundegebell und Räderknarren..... Kaum haben die Bauerjungen mein weißes Kleid erblickt, ſo eilen ſie auf mich zu, bringen mir Erdbeeren, erzählen mir allerlei närriſches Zeug. Ich höre ihnen zu, ohne mich zu langweilen. Was haben ſie für ſchöne, offene, edle Geſichter! Ich denke, wenn man ſie unterrichtete wie den Miſcha, welche Männer könnten aus ihnen werden! Sie kommen zuweilen in's Herrenhaus zum Miſcha, aber da verſtecke ich mich vor ihnen. Unſere Dienerſchaft, und ſelbſt Glaſira Lwowna behandelt ſie ſo roh, daß mir das Herz blutet. Die armen Jungen ſuchen meinem Bruder alles Mögliche zu Gefallen zu thun, rennen herum, fangen ihm Eichhörnchen, Vögel, und er kränkt ſie..... Sonderbar, Glaſira Lwowna iſt doch ſo empfindſam, weint, wenn etwas Trauriges erzählt wird, und oft muß ich über ihre Härte ſtaunen. Sie ſagt immer, wie wenn ſie ſich ſchämte: „Das verſtehen die nicht, die darf man nicht menſchlich behandeln, ſonſt vergeſſen ſie ſich gleich.“ Ich glaube es nicht; ich ſehe wohl, in meinen Adern fließt noch das bäuriſche Blut meiner Mutter! Ich rede mit den Bauern ſtets wie mit andern Leuten, wie mit allen Menſchen; und ſie haben mich lieb, bringen mir warme Milch und Honig.

seim; freilich verbeugen sie sich nicht vor mir bis zur Erde, wie vor Glasira Lwowna, dagegen begrüßen sie mich mit heiterer, lächelnder Miene. Ich kann durchaus nicht begreifen, warum die Bauern aus unserm Dorfe besser und viel gescheiter sind, als alle die Herren aus der Gouvernementsstadt und aus der Nachbarschaft, die uns besuchen. Es sind ja lauter unterrichtete Leute, Gutsbesitzer, Beamte, und doch sind sie alle so widerwärtig!..."

Ist es auch wahrscheinlich, daß ein in der patriarchalen Familie Negrow's erzogenes siebzehnjähriges Mädchen, die nirgends hingekommen, wenig gelesen und noch weniger gesehen, so fühlen konnte? Für die thatsächliche Glaubwürdigkeit dieses Tagebuchs bürgt der gewissenhafte Sammler der Documente, die psychische will ich vertreten. Die seltsame Stellung Lubinka's im Hause Negrow's kennt Ihr. Das von Natur mit Energie und Kraft begabte Mädchen wurde von allen Seiten gekränkt: durch ihr zweideutiges Verhältniß zur ganzen Familie, die Stellung ihrer Mutter, die gänzliche Zartlosigkeit ihres Vaters, welcher die Schuld ihrer Geburt nicht sich, sondern ihr zumaß, endlich durch die gesammte Dienerschaft, welche mit der allen aristokratischen Lakaien eigenen Gesinnung die arme Dunja höhnisch anfah. Wo sollte nun Lubinka hin, die von allen Seiten zurückgestoßen wurde? Sie wäre vielleicht zum Militair, oder Gott weiß wohin geflüchtet, wenn sie ein Mann gewesen: als Mädchen aber flüchtete sie in sich selbst. Jahre lang ertrug sie ihren Kummer, ihre Kränkungen, ihren Müssiggang, ihre Ideen; als nach und nach die Gährung ihres Geistes sich zum Theil niedersetzte, als ihr natürliches, mächtiges Bedürfniß, sich gegen Jemand auszusprechen, keine Befriedigung fand, griff sie zur Feder und begann aufzuschreiben, d. h. gegen sich selbst auszusprechen, was sie beschäftigte, um dadurch ihr Herz zu erleichtern.

Sechstes Capitel.

Ein Geſtändniß und deſſen Folgen.

Es bedarf keines großen Scharfſinnes, um vorauszuſehen, daß die Begegnung Lubinka's und Cruciferſki's unter ſolchen Umſtänden nicht ohne Folgen ſein wird. Gelingt es doch kaum den vieljährigen Anſtrengungen der Erziehung und dem Leben in der vornehmen Welt die Liebesfähigkeit und den Liebesdrang in jungen Leuten zu erſticken! Lubinka und Cruciferſki mußten auf einander aufmerkſam werden, ſie waren allein, ſie waren wie in der Wüſte..... Lange Zeit getraute ſich der ſchüchterne Candidat kein Wort mit Lubinka zu ſprechen, ſie lernten ſich ſchweigend kennen. Das Erſte, was die jungen Leute einander nahe brachte, war die väterliche Ungenirtheit, mit welcher Negrow ſeine Familie und ſeine Dienerſchaft behandelte. Lubinka vermochte ſich, wie ſie ſelbſt geſtand, in ihrem ganzen Leben nicht an den rohen Ton Alexej Abramowitſch's zu gewöhnen. Wie man ſich denken kann, machten ſeine Ausfälle einen noch ſtärkern Eindruck auf ſie in Gegenwart eines Fremden. Indeß, ſo ſehr ihre Wangen glühten, ſo aufgeregt ſie ſelbſt war, ſo hinderte das ſie doch nicht wahrzunehmen, daß dieſe patriarchalen Manieren auf Cruciferſki denſelben Eindruck machten. Nach längerer Zeit bemerkte er ſeinerſeits dies auch an ihr. So geſtaltete ſich zwiſchen ihnen ein geheimes gegenſeitiges Verſtändniß, es geſtaltete ſich noch ehe ſie ein paar Worte mit einander gewechſelt. Sobald Alexej Abramowitſch Lubinka zu ſticheln, oder irgend einen ſechszigjährigen Peter zu belehren, einem ergrauten Hans Moral zu predigen anfing, richtete Lubinka ihren leidenden Blick, den ſie lange zu Boden geheftet, unwillkürlich auf Cruciferſki, deſſen Lippen bebten, deſſen Geſicht ſich färbte. Auch er ſuchte, um ein drückend unangenehmes Gefühl zu lindern, heimlich

auf Lubinka's Geſichte zu leſen, was in ihrem Herzen vorging. Beide dachten nicht daran, wohin dieſe ſympathetiſchen Blicke gerade ſie führen mußten, in deren ganzer Umgebung Nichts war, was die einmal erregte Sympathie, wo auch nicht überwiegen, doch in ihren Schranken halten konnte; das gänzliche Fernſtehen aller Andern förderte nur ihre Entwickelung.

Ich habe durchaus nicht die Abſicht, die Liebesgeſchichte meines Helden Wort für Wort zu erzählen; mir haben die Muſen das Talent verſagt, die Liebe zu beſchreiben:

„O Haß, dich will ich ſingen!“

So ſei es denn in aller Kürze erwähnt, daß der von Natur zartfühlende und ſchwärmeriſche Cruciferſki zwei Monate nach ſeiner Aufnahme in das Negrow'ſche Haus leidenſchaftlich in Lubinka verliebt war; ſeine Liebe wurde der Mittelpunkt, um den ſich alle Elemente ſeines Lebens ſammelten, ihr unterordnete er Alles, ſelbſt die Liebe zu ſeinen Eltern und zur Wiſſenſchaft, mit einem Worte, er liebte, wie eine reizbare, romantiſche Natur nur immer lieben kann — er liebte wie Goethe's Werther, wie Puſchkin's Lensky. Lange wollte er das neue Gefühl, das ſein ganzes Herz ergriff, ſich ſelbſt nicht geſtehen, und noch länger ſprach er ſich gegen ſie nicht aus; ja, daran wagte er nicht einmal zu denken. An dergleichen ſoll man auch nicht denken: das geſtaltet ſich von ſelbſt.

Eines Tages, als Negrow nach Tiſche in ſeinem Cabinet und Glaſiera Lwowna im Familienzimmer ruhte, ſaß Lubinka im Salon und Cruciferſki las ihr laut Shukowsky's Gedichte vor. In welchem Grade es für einen jungen Mann gefährlich iſt, einem jungen Mädchen etwas Anderes als ein Handbuch der Mathematik vorzuleſen, das hat in jener Welt Franciſca de Rimini dem Dante erzählt, während ſie in dem verwünſchten Höllenwalzer ſich drehte: ſie erzählte ihren Uebergang vom Leſen zum Kuſſe, vom Kuſſe zur tragiſchen Kata-

ſtrophe. Unſere jungen Leute wußten das nicht, und entfachten ſchon ſeit einigen Tagen ihre Liebe mit Shukowsky's Gedichten, welche der Candidat mitgebracht. So lange ſie die Ueberſetzung der „Kraniche des Ibykus" laſen, ging Alles gut; nachdem ſie aber den Schuldigen hier entdeckt, gingen ſie zur Ballade Aline über, und da geſchah Folgendes. Als Cruciferſki mit zitternder Stimme die erſten Strophen geleſen, trat ihm der Schweiß auf's Geſicht, ſein Athem ſtockte, und mit Mühe las er noch die folgenden Zeilen:

„Wem's in der Blütenzeit gegeben,
Daß zur verwandten Bruſt er ſpricht,
Sei mein, ſei mein in dieſem Leben." ...

Hier hielt er inne und brach in ſtrömende Thränen aus; das Buch fiel ihm aus der Hand, er ließ den Kopf ſinken, und ſchluchzte laut, heftig, wie es nur ein Menſch kann, der zum erſten Male verliebt iſt. „Was haben Sie?" fragte Lubinka, der auch das Herz mächtig ſchlug und Thränen in die Augen drangen. „Was haben Sie?" fragte ſie noch ein Mal, und ihre ganze Seele bangte vor der Antwort. Cruciferſki ergriff ihre Hand, und von einer neuen, ungeahnten Kraft beſeelt, ſagte er ihr, ohne daß er jedoch die Augen zu ihr zu erheben wagte: „O ſein Sie, ſein Sie meine Aline!.... ich, ich" ... weiter vermochte er Nichts hervorzubringen. Lubinka zog ſanft ihre Hand zurück, ihre Wangen brannten, ſie fing zu weinen an, und trat hinaus. Cruciferſki verſuchte es nicht ſie zurückzuhalten, kaum wünſchte er es. Mein Gott, dachte er, was habe ich angerichtet! Aber ſie entzog mir ſo leiſe, ſo ſanft ihre Hand.... Und wieder weinte er wie ein Kind.

Am Abende jenes Tages ſagte Madame Eliſe ſcherzend zu Cruciferſki: „Sie ſind gewiß verliebt, ſo zerſtreut, ſo traurig".... Cruciferſki wurde hochroth. — „Sehen Sie, wie gut ich rathe! Soll ich Ihnen aus

den Karten wahrsagen?“ Cruciferſki empfand Alles, was der ärgſte Verbrecher empfinden kann, wenn er nicht weiß, welche Umſtände dem Unterſuchungsrichter bekannt ſind, und auf welche er anſpielt. „Nun, wollen Sie?“ fragte die unabweisliche Franzöſin. „Haben Sie die Güte,“ erwiderte der junge Mann. Und nun breitete Madame Eliſe mit einem gewiſſen dämoniſchen Lächeln die Karten aus und ſagte: „Hier iſt die Dame de vos pensées.... Sie ſind recht glücklich: ſie lag an Ihrem Herzen, ich gratulire, ich gratulire.... hier das Coeur-As.... ſie liebt Sie ſehr.... aber was iſt das? ſie wagt es Ihnen nicht zu ſagen; o Sie grauſamer Cavalier, Sie laſſen ſie ſo leiden! u. ſ. w.“ Bei jedem Worte heftete Madame Eliſe ihren durchdringenden Blick auf ihn, und freute ſich von ganzer Seele über die Tortur, welche ſie den unglücklichen jungen Mann beſtehen ließ. „Pauvre jeune homme! Sie wird Sie nicht leiden laſſen... nein, wie ſollte es ein ſo ſteinernes Herz geben! Haben Sie ihr jemals von Ihrer Liebe geſprochen? Gewiß nicht!“

Cruciferſki wurde bleich, roth, blau, gelb, und rettete ſich zuletzt durch die Flucht. In ſeinem Zimmer griff er nach einem Bogen Papier. Sein Herz pochte laut; begeiſtert, hinreißend ſtrömte er ſeine Empfindungen aus. Es war ein Brief, ein Gedicht, ein Gebet Er weinte, er war glücklich, mit einem Worte, er empfand während des Schreibens Momente der höchſten Seligkeit. Dieſe Momente, die wie Blitze hinſprühen, ſind das Schönſte, Herrlichſte in unſerm Leben, aber wir wiſſen es nicht zu würdigen, und ſtatt uns darin zu berauſchen, quälen wir uns in haſtiger Ungeduld ab und ſehnen uns nach etwas Zukünftigem.

Als Cruciferſki den Brief beendet, ging er hinunter. Man ſaß beim Thee. Lubinka verließ ihr Zimmer nicht; ſie hatte Kopfweh. Glafira Lwowna war ganz beſonders liebenswürdig, aber Niemand beachtete ſie. Alexej Abra-

mowitsch rauchte tiefsinnig seine Pfeife (man hat doch nicht vergessen, daß sein Tiefsinn eine optische Täuschung war?); Madame Elise fand, während sie ihre Tasse holte, Gelegenheit, Cruciferski zu sagen, daß sie mit ihm sprechen müsse. Die Unterhaltung stockte. Mischa reizte den Hund, und dieser bellte. Negrow hieß ihn aus dem Zimmer jagen; endlich trug das Stubenmädchen mit den leinenen Aermeln die Theemaschine weg. Alexej Abramowitsch machte sich an sein Patiencespiel. Glafira Lwowna klagte über Kopfschmerzen. Cruciferski trat in den Salon; es fing zu dämmern an. Madame Elise hatte sich schon eingefunden. „Wenn es dunkel wird, kommen Sie auf den Balcon: Sie werden erwartet," sagte sie.... Cruciferski war halb todt.... sollte er's glauben oder nicht .... eine Zusammenkunft mit ihr.... vielleicht wollte sie ihren Unwillen, ihren Zorn aussprechen, vielleicht..... Er eilte hinaus in den Garten; es schien ihm, daß fern in der Lindenallee ein weißes Kleid schimmere, hinzugehen aber wagte er nicht: er wußte nicht einmal, ob er auf den Balcon sollte.... es wäre denn nur, um den Brief abzugeben, nur auf einen Augenblick.... allein der Gedanke war doch schrecklich, sich auf den Balcon zu wagen. Er sah hinauf; an einer Ecke des Balcons war trotz der völligen Dunkelheit ein weißes Kleid sichtbar. Das ist sie, sie, das betrübte, sinnende, ach, vielleicht das liebende Mädchen!.... Da bestieg er die erste Stufe der Treppe, welche aus dem Garten zum Balcon hinaufführte; wie er endlich oben ankam, das zu beschreiben will ich nicht versuchen.

„Ha! sind Sie es?" fragte Lubinka flüsternd. Er schwieg und schnappte nach Luft wie ein Erstickender. „Welch herrlicher Abend!" fuhr Lubinka fort.

„Verzeihen Sie mir, um Gotteswillen, verzeihen Sie mir!" rief Cruciferski und ergriff bebend ihre Hand. Lubinka zog sie nicht zurück. „Lesen Sie diese Zeilen," sagte er, dann wissen Sie, was mir auszusprechen so schwer

wird"..... Und wieder netzte ein Strom von Thränen seine lodernden Wangen. Lubinka drückte ihm die Hand, er überströmte die ihrige mit Küssen. Sie nahm den Brief und barg ihn an ihrem Busen. Seine Begeisterung wuchs, und ich weiß nicht, wie es geschah, seine Lippen berührten die ihrigen. Der erste Liebeskuß! — wehe Dem, der ihn nicht gekostet! Die hingerissene Lubinka war es selbst, die ihm zitternd einen leidenschaftlichen, langen Kuß aufdrückte. Nie war Cruciferski so glücklich gewesen, er ließ den Kopf auf die Hand sinken, er weinte, und plötzlich, als er sein Haupt wieder in die Höhe hob, schrie er auf: „Mein Gott, was habe ich angerichtet!" Er hatte jetzt erst gemerkt, daß nicht Lubinka, sondern Glafira Lwowna vor ihm stand.

„Beruhige Dich, Geliebter!" sagte Frau von Negrow, athemlos von überströmendem Lebensfülle.

Allein Cruciferski war längst die Treppe hinuntergeeilt; er rannte die Lindenallee entlang, stürzte aus dem Garten hinaus, durchlief das Dorf und sank auf der Landstraße nieder, kraftlos, wie vom Schlage gerührt, dem Wahnsinn nahe. Jetzt erst fiel ihm ein, daß sein Brief in den Händen der Frau von Negrow geblieben. Was nun anfangen? Er raufte sich die Haare und wälzte sich auf dem Rasen wie ein angeschossenes Wild.

Zur Erklärung dieses seltsamen Quidproquo müssen wir hier einiges mittheilen. Die kleinen Augen der Madame Elise, scharf beobachtend und gut abgerichtet, wie sie waren, hatten rasch bemerkt, daß Glafira Lwowna, seitdem die Familie an Cruciferski einen Zuwachs gewonnen, mehr Sorgfalt an ihre Toilette wandte, daß sie ihre Blouse anders trug, daß allerhand Kragen, Spitzen, Häubchen zum Vorschein kamen, daß dem Haar mehr Aufmerksamkeit gewidmet wurde und der starke Zopf des Stubenmädchens Palascha, welcher das Unglück hatte, den Ueberresten der Chevelüre Glafira

Lwowna's an Farbe zu gleichen, wieder aufgesetzt wurde, trotzdem daß die Motten denselben schon ein wenig angefressen hatten. In dem weichen, vollen Gesichte der verehrlichen Hausmutter zeigten sich gewisse neue Züge, die bis dahin in der Fülle ihrer Wangen verborgen geblieben. Ihr Lächeln, ihre Blicke wurden honigsüß. Der Madame Elise entging keine einzige dieser Veränderungen; als sie vollends ein Mal in Abwesenheit der Frau von Negrow in deren Zimmer trat, zufällig ein Toilettenfach öffnete, und darin ein Büchschen Rouge végétal vorfand, welches seit 15 Jahren nebst irgend einer Augensalbe in der Speisekammer aufbewahrt worden, da rief sie im innersten Herzen: „Jetzt ist es Zeit, daß auch ich auf den Schauplatz trete!" Am selben Abend begann Madame Elise, als sie mit Frau von Negrow allein blieb, eine Geschichte von einer Dame zu erzählen (es versteht sich, von einer Fürstin), die sich für einen jungen Mann interessirte; wie ihr (nämlich der Madame Elise) das Herz blutete, als sie sah, daß die engelgute Fürstin litt und hinwelkte, wie endlich die Fürstin ihr, als der einzigen Freundin, an die Brust sank, ihr ihre Empfindungen, ihre Zweifel ausmalte, und Rath von ihr verlangte, wie sie ihre Zweifel gelöst und ihr Rath gegeben, wie dann die Fürstin nicht mehr litt und abfiel, sondern im Gegentheil zunahm und heiter ward. Glafira Lwowna, obgleich dem Abende ihres Lebens nahe, loderte bei diesen Geschichten hell auf. Man ist gewöhnlich der Meinung, daß dicke Personen keiner Leidenschaft fähig sind — das ist nicht wahr; wo es viel fette Stoffe gibt, da pflegt die Feuersbrunst, einmal angefacht, auch recht lange zu dauern. Madame Elise übernahm, wie wir sehen, das Amt des Blasebalgs, und blies die kleinen erotischen Fünkchen, die Glafira Lwowna durchzuckten, zu einer ziemlich großen Flamme auf. So weit brachte sie es freilich nicht, daß

ihr Glafira Lwowna ihr Geheimniß anvertraute; sie war sogar großmüthig genug, ihr kein Geständniß abzudringen, weil sie dessen durchaus nicht bedurfte; sie wollte Glafira Lwowna nur in ihrer Gewalt haben, und das war ihr offenbar geglückt. Glafira Lwowna machte ihr in zwei Wochen zwei Geschenke: ein Tuch und eines ihrer seidenen Kleider.

Cruciferski, der nicht blos in seinen Handlungen sondern selbst in seinen Gedanken jungfräulich rein war, merkte nicht, was die zuvorkommende Dienstfertigkeit der Französin, ihre zweideutigen Anspielungen, und endlich die zweideutigen Blicke der Frau von Negrow zu bedeuten hatten. Dieses Unverständniß, seine schüchterne Zerstreutheit, seine gesenkten Blicke entfachten immer mehr die Leidenschaft der vierzigjährigen Frau. Daß dabei das gewöhnliche Verhältniß beider Geschlechter seltsam genug umgekehrt wurde, hatte einen besondern Reiz; in der That spielte Glafira Lwowna die Rolle des Eroberers und Verführers, und Cruciferski die des unschuldigen Mädchens, das böse Absicht mit ihrem Gewebe umspann. Der gute Herr von Negrow merkte Nichts, befragte nach wie vor die Frau des Gärtners über den Zustand der Obstbäume, und Friede und Ruhe herrschte ungestört in dem patriarchalen Hause Alexej Abramowitsch's.

Jetzt können wir nach dem Balcon zurückkehren.

Glafira Lwowna, welche die Flucht ihres Joseph nicht recht begriff, ging, nachdem sie in der Abendluft sich ein wenig abgekühlt, in ihr Schlafzimmer, und kaum war sie allein, d. h. mit Madame Elise, so zog sie den Brief hervor. Ihre hohe Brust wogte, mit zitternden Fingern öffnete sie den Brief, begann zu lesen und schrie plötzlich auf, als wäre eine Eidere oder ein Frosch aus dem Briefe herausgesprungen. Drei Stubenmädchen eilten herein, Madame Elise griff nach dem Briefe, Glafira Lwowna bat um Eau de Cologne,

worauf ihr das erschrockene Stubenmädchen flüchtige Salbe reichte.

„Ah, le traître, le scélérat!“ rief sie ein Mal über das andere. „Wer hätte das von diesem bescheidenen Geschörfchen erwarten sollen!.... über unsere kalte Engländerin!.... Nein, diese Brut wird nie geadelt: kein Funke Dankbarkeit in ihr, und ich, ich habe diese Schlange an meinem Busen gewärmt!“

Madame Elise befand sich in der Lage eines Beamten, den ich kenne, eines Mannes, den sein ganzes Leben mit Glück gegaunert, und überzeugt, daß er durch Niemand zu ersetzen sei, um seine Entlassung bat; er that es, um desto sicherer im Dienste zu bleiben, erhielt aber wirklich seinen Abschied. Er, der die ganze Welt betrogen, betrog zuletzt sich selbst. Als eine Frau von Scharfsinn errieth sie gleich, wie es stand, und welchen Fehlgriff sie gethan. Dabei ermaß sie wohl, daß sie und Glafira Lwowna ebenso in den Händen Cruciferski's wären, wie dieser in ihren, und daß, wenn ihn die Eifersucht der Frau von Negrow reizen sollte, er Madame Elise überführen könne; ja wenn ihm auch die Beweise fehlten, so würde er doch in die Seele Alexej Abramowitsch's Argwohn streuen. Während sie nun überlegte, wie sie den Grimm der verlassenen Dido beschwichtige, trat Alexej Abramowitsch gähnend ins Schlafzimmer. Madame Elise war in Verzweiflung.

„Alexis!“ rief die unwillige Gattin: „es ist etwas geschehen, was ich mir nie hätte träumen lassen. Denke Dir nur, mein Lieber, dieser bescheidene Lehrer wechselt Briefe mit Lubinka, und welche Briefe! Es schaudert Einen sie zu lesen. Er hat das schutzlose Mädchen unglücklich gemacht! Morgen muß er aus unserm Hause, ich bitte Dich. Bedenke doch, vor den Augen unserer Tochter.... sie ist freilich noch ein Kind, aber das kann auf ihre Imagination wirken.“

Dem guten Herrn von Negrow ging die Fähigkeit

ab, die Dinge rasch zu begreifen und zu beurtheilen. Er war diesmal nicht weniger erstaunt als in den Flitterwochen seiner Ehe, da Glafira Lwowna ihn beim Grabe seiner Mutter, bei der Asche seines Vaters beschwor, ihr zu erlauben, daß sie das Kind seiner sündigen Liebe zu sich nehme. Dazu kam, daß es Herrn von Negrow über die Maßen schläferte; der Moment war übel gewählt, über den aufgegriffenen Brief zu berichten. Jemand der schläfrig ist, kann nur Dem zürnen, der ihn nicht schlafen läßt; die Nerventhätigkeit ist da erschlafft, und Alles unter dem Einflusse der Ermüdung.

— „Was sagst Du? Mit wem wechselt Lubinka Briefe?"

— „Nun ja, mit diesem Studenten.! Ueber das züchtige Kind! Das muß man doch sagen, Art läßt nicht von Art."

— „Was enthalten denn diese Briefe? Die Leutchen sind wol einig? Ja, hüte Einer ein siebzehnjähriges Mädchen! Darum also saß sie immer allein, that ihr bald der Kopf weh, bald das, bald dies! Aber den Spitzbuben will ich zwingen, sie zu heirathen. Hat er vergessen, in wessen Hause er ist? Wo hast Du den Brief? Teufel, wie eng geschrieben! Ein Lehrer — und kann nicht einmal ordentlich schreiben! Lies mir's vor, liebe Glafira."

— „Ich werde solche scandalöse Dinge nicht lesen."

„Dummes Zeug! Eine vierzigjährige Frau und thut noch so zimperlich! Dascha, bring' mir mal die Brille aus meinem Cabinet."

Dascha, die den Weg zum Cabinet recht gut kannte, brachte die Brille. Alexej Abramowitsch setzte sich ans Licht, gähnte, hob die Oberlippe, was seiner Nase einen sehr ehrwürdigen Ausdruck gab, und begann mit vieler Mühe zu lesen:

„Ja, sein Sie meine Aline! Ich liebe Sie leidenschaftlich, begeistert, Ihr Name ist ja Liebe"....

„Der Faselhans!“ bemerkte der General.

...„Ich hoffe Nichts, ich wage es kaum zu träumen... aber die Brust ist mir zu beengt, ich muß es Ihnen sagen, daß ich Sie liebe. Verzeihen Sie mir, ich flehe zu Ihren Füßen, verzeihen Sie!...“

„Ueber das dumme Zeug! Und das ist erst der Anfang der ersten Seite! Nein, nun habe ich genug! Aber konnten Sie dem nicht vorbeugen? Warum haben Sie das angesehen, warum haben Sie das zugelassen? Ei nun, ein großes Unglück ist es übrigens nicht, Weiber haben lange Haare und kurzen Verstand. Was hast Du denn in dem Briefe gefunden? Faselei, nichts Bedenkliches. Lubinka muß ja ohnehin heirathen, und warum wäre der junge Mann keine Partie für sie? Der Doctor sagte mir, er sei zehnter Klasse. Versuche er's nur, zurückzutreten! Doch ich will einmal die Sache beschlafen. Gute Nacht, Madame Elise, Sie sind ja so scharfsichtig und haben's doch nicht gesehen.... Nun, morgen sprechen wir mehr davon.“

Der General entkleidete sich und schlief mit dem Gedanken ein, daß Crucifersti nicht loskommen würde, daß er Lubinka heirathen müsse; für ihn sei es eine wohlverdiente Strafe, und sie komme dabei unter die Haube.

An diesem Tage schlug der armen Frau von Negrow einmal Alles fehl. Sie hatte durchaus nicht erwartet, daß die Sache im Geiste ihres Mannes eine solche Wendung nehmen würde; sie vergaß, wie sie in letzter Zeit ihm unaufhörlich davon gesprochen, daß es Zeit sei, Lubinka zu verheirathen. Mit der Raserei eines verliebten alten Weibes warf sie sich ins Bett, und hätte das Kissen zerreißen mögen, zerriß es vielleicht wirklich.

Der arme Crucifersti lag indessen auf dem Felde; er wünschte so sehnlich, sich von ganzem Herzen den Tod, daß, wenn das weibliche Regiment der Parzen noch bestanden hätte, sie aus Erbarmen seinen Lebensfaden

abgeschnitten hätten. Zerrissen von den peinlichsten Gefühlen, der Angst und Verzweiflung, der Furcht und Scham hingegeben, verfiel er in gänzliche Erschöpfung, und endete mit dem, womit Alexej Abramowitsch begann, er schlief ein. Hätte er nicht die febris erotica gehabt, wie Dr. Crupow sich im Betreff der Liebe ausdrückte, er würde unbedingt eine febris catarrhalis bekommen haben. Jetzt aber wirkte der kühle Thau wohlthätig auf ihn; sein anfangs unruhiger Schlaf wurde sanfter, und als er nach einigen Stunden erwachte, ging die Sonne auf. Heine sagt zwar mit Recht:

„Das ist ein altes Stück,
Von hinten geht sie unter
Und kommt von vorn zurück."

Gleichwol ist dieses alte Stück gar nicht übel, und wie es einem Verliebten erscheint, brauche ich nicht zu sagen. Die Luft war frisch, voll eines eigenthümlichen, innern Duftes, die schweren, weißen Massen des Thaus wichen und ließen Millionen glänzende Tropfen nach; die purpurne Beleuchtung und die ungewöhnlich langen Schatten gaben den Bäumen, den Bauernhütten und der ganzen Umgebung ein neues wundersamschönes Ansehen. Die Vögel sangen verschiedene Melodien, der Himmel war klar; Cruciferski stand auf und fühlte sich erleichtert. Vor ihm zog sich die Landstraße hin, er betrachtete sie lange und dachte, ob er auf dieser Straße nicht fortwandern, ob er den Leuten nicht entfliehen solle, die in sein heiliges Geheimniß eingedrungen, welches er selbst in den Staub getreten. Wie sollte er wieder nach Hause? Wie der Frau von Negrow begegnen?.... darum besser fliehen! Aber wie könnte er sie verlassen, wo fände er die Kraft, sich von ihr zu trennen?.... Langsamen Schrittes kehrte er zurück. Als er in den Garten kam, sah er in der Lindenallee ein weißes Kleid schimmern. Hohe Röthe färbte ihm die

Wangen bei der Erinnerung an seinen schrecklichen Irrthum, an den ersten Kuß. Aber diesmal war es wirklich Lubinka; sie saß auf ihrer Lieblingsbank, und blickte sinnend und traurig in die Ferne. Cruciferski lehnte sich an einen Baum und betrachtete sie in seliger Begeisterung. Sie war in diesem Momente wirklich überraschend schön: irgend eine Idee beschäftigte sie lebhaft, sie war traurig, und diese Trauer verlieh ihren scharfen, ausdrucksvollen, jugendlichen Zügen etwas Majestätisches. — Der junge Mann stand lange in Anschauen vertieft, sein Blick war voller Liebe und Andacht. Endlich entschloß er sich, ihr näher zu treten; die Nothwendigkeit, mit ihr zu sprechen, war zu groß; er mußte sie von dem Briefe unterrichten. Lubinka wurde ein wenig verlegen, als sie Cruciferski erblickte, aber es lag darin nichts Affectirtes, nichts Komödienhaftes. Nachdem sie rasch einen Blick auf ihre Morgentoilette geworfen, in der sie Niemanden zu begegnen geglaubt hatte, und ebenso rasch dieselbe geordnet, sah sie Cruciferski mit ruhiger, würdevoller Miene an. Der junge Mann stand mit gefalteten Händen vor ihr; sie sah seinen flehenden, von Liebe, Leiden, Hoffnung und Seligkeit erfüllten Blick und reichte ihm die Hand. Er preßte sie mit Thränen in den Augen.... O wie ist der Mensch in seiner Jugend so schön!

Das Geständniß, welches die Ballade Aline entlockt, hatte Lubinka tief erschüttert. Weit früher noch fühlte sie mit dem ihr eigenen, weiblichen Zartsinn sich geliebt; aber noch sprach sie es nicht aus. Nun war es zur Erklärung gekommen, und sie schrieb des Abends in ihr Tagebuch:

„Kaum vermag ich meine Gedanken ein wenig zu sammeln. Ach, wie hat er geweint! Mein Gott, mein Gott! ich glaubte niemals, daß ein Mann so weinen könne. Sein Blick hat eine Gewalt, die mich beben macht, aber nicht vor Angst; sein Blick ist so zärtlich,

so mild, so ſanft wie ſeine Stimme, ... Wie dauerte er mich! Ich glaube, wäre ich meinem Herzen gefolgt, ich hätte ihm geſagt, daß ich ihn liebe, ich hätte ihn geküßt, nur um ihn zu tröſten. Er wäre dann glücklich.... Ja, er liebt mich, das ſehe ich, und ich liebe ihn auch. Welch ein Unterſchied zwiſchen ihm und Allen, die ich geſehen! Wie iſt er edel und zartfühlend! Er ſprach mit mir von ſeinen Eltern: wie liebt er ſie! Warum ſagte er mir doch: „Sei meine Aline!“ Auch mein Name klingt gut, und ich liebe ihn ja, und könnte die Seine werden, ohne eine Andere zu ſein als ich bin. Verdiene ich aber auch ſeine Liebe? Ich glaube, ich kann nicht mit ſolcher Gewalt lieben. Schon wieder dieſer ſchwarze Gedanke, der mich ewig quält.“

„Leben Sie wohl,“ ſagte Lubinka, „und haben Sie doch keine ſolche Angſt mehr wegen des Briefes. Ich fürchte Nichts; ich kenne ſie.“

Sie drückte ihm mit herzlicher Theilnahme die Hand, und verſchwand hinter den Bäumen. Cruciferſki blieb zurück. Sie hatten lange, lange geſprochen; Cruciferſki fühlte ſich weit glücklicher, als er den Abend zuvor ſich unglücklich gefühlt! Er rief ſich jedes ihrer Worte zurück, ſchwebte in Gedanken Gott weiß wohin, und ein Bild folgte ihm überall. Aber ſeinen Träumereien machte der Leibburſche Alexej Abramowitſch's ein Ende, welcher ihn zum Herrn beſchied. So früh hatte Negrow ihn noch nie zu ſich rufen laſſen.

— „Was gibt's?“ fragte ihn Cruciferſki, mit der Miene eines Menſchen, den man mit kaltem Waſſer übergoſſen.

— „Nun ja, Sie ſollen zum gnädigen Herrn,“ antwortete der Leibburſche recht barſch. Die Geſchichte mit dem Briefe mußte ſchon in's Antichambre gedrungen ſein.

— „Gleich,“ ſagte Cruciferſki, halb todt vor Angſt und Scham. Was hatte er denn zu fürchten? Er

konnte ja doch nicht zweifeln, daß Lubinka ihn liebe: was wollte er mehr? Aber er wußte sich nun einmal vor Angst und Scham nicht zu fassen, er erwog nicht, daß Glafira Lwowna keine schönere Rolle gespielt als er, und konnte sich gar nicht denken, wie er ihr unter die Augen treten würde. Bekanntlich sind schon Verbrechen begangen worden, um einen Misgriff gut zu machen....

— „Ei, lieber Freund!" sagte Herr von Negrow, mit einer der wichtigen Angelegenheit angemessenen majestätischen Miene: „Sie haben wol auf der Universität Liebesbriefe schreiben gelernt?"

Cruciferski schwieg; er war so aufgeregt, daß ihn der Ton Negrow's nicht beleidigte. Dieses bestürzte, leidensvolle Aussehen spornte den Muth Alexej Abramowitsch's, und er fuhr, dem jungen Manne gerade ins Gesicht sehend, mit recht lauter Stimme fort:

— „Wie wagten Sie es, mein Herr, in meinem Hause solche Streiche zu machen? Was denken Sie denn von meinem Hause? Bin ich etwa ein Tölpel, was? Es ist eine Schande, junger Mann, und eine Sittenlosigkeit, ein armes Mädchen zu bethören, das weder Eltern, noch Verwandte hat. O, über unsere Zeit! Euch wird Alles gelehrt, Grammatik, Arithmetik, nur keine Moral!... Ein Mädchen um ihren guten Ruf bringen!"....

„Ich bitte Sie!" antwortete Cruciferski, bei welchem nach und nach der Unwille über das Gefühl seiner peinlichen Lage die Oberhand gewann: „was habe ich denn begangen? Ich liebe Fräulein Lubinka, und habe es gewagt, das auszusprechen; ich hatte selbst nicht geglaubt, daß ich je ein Wort von meiner Liebe sprechen würde, ich weiß nicht, wie es gekommen ist. Aber was finden Sie da verbrecherisch, warum glauben Sie, daß ich unredliche Absichten habe?"

— „Warum? Wenn Sie ehrliche Absichten hatten, so würden Sie sich an mich gewendet haben, statt mit

Ihren Billetdoux dem Mädchen den Kopf zu verdrehen. Sie wiſſen, ich bin ihr natürlicher Vater, da mußten Sie zu mir kommen, mich um Erlaubniß und um meine Einwilligung bitten. Sie aber gingen hinten herum und wurden ertappt. Nehmen Sie mir's nicht übel, ſolche Romane dulde ich in meinem Hauſe nicht. Ein Mädel iſt leicht zu berücken. Nein, das habe ich von Ihnen nicht erwartet! Sie haben meiſterhaft den ſtillen, beſcheidenen jungen Mann geſpielt; und auch ſie hat ſich ausgezeichnet, hat uns ſchön gedankt für unſere Pflege und Erziehung. Glafira Lwowna hat die ganze Nacht geweint."

„Der Brief iſt in Ihren Händen," bemerkte Cruciferſki: „Sie können aus ihm erſehen, daß es der erſte iſt."

— „Man hat oft am erſten Pfannkuchen genug. Nun, und halten Sie etwa in dieſem erſten Briefe um ihre Hand an?"

„Daran wagte ich nicht einmal zu denken."

— „Einerſeits alſo ſind Sie zu kühn, und andererſeits zu ängſtlich? Zu welchem Zwecke ſchrieben Sie denn da einen ganzen Briefbogen voll?"

„Wahrhaftig!" entgegnete Cruciferſki, von Negrow's Worten überraſcht: „ich hatte nicht den Muth, an Lubinka's Hand nur zu denken; aber ich wäre der Beglückteſte der Sterblichen, wenn ich hoffen dürfte...."

— „Schöne Redensarten! Ja, das haben Sie gelernt. Aber ſagen Sie mir gefälligſt, wenn ich Ihnen nun auch erlaubte um Lubinka anzuhalten, und nicht abgeneigt wäre ſie Ihnen zur Frau zu geben — wovon werden Sie denn leben?"

Herr von Negrow war gewiß kein ſonderlich geſcheiter Mann, allein er beſaß in vollem Maße jenen eigenthümlich praktiſchen Sinn, der eine beſondere Gabe der Ruſſen iſt.— ſeinen Vortheil wahrzunehmen. Lubinka zu verheirathen, mit wem es immer ſei, war ſein Lieb-

lingsgedanke, zumal seit die guten Eltern die Bemerkung machten, daß ihr liebes Lischen neben ihr sehr verliere. Alexej Abramowitsch hatte daher längst daran gedacht, Lubinka mit Cruciferski zu verbinden, und diesem in irgend einer Kanzlei des Gouvernements eine Stelle zu verschaffen. Auf diese Idee brachte ihn eben das, was ihn auch zu der Aeußerung veranlaßte: wenn ein gutmüthiges Secretairchen in den Wurf käme, so wollte er ohne weiteres Lubinka demselben zur Frau geben. Als er nun Cruciferski's Liebe entdeckte, war sein erster Gedanke diesen zur Heirath zu zwingen. Er nahm den Brief für Muthwillen, und glaubte, der junge Mann würde nicht so leicht unter das Joch der Ehe zu bringen sein. Aus Cruciferski's Antworten aber sah Herr v. Negrow nun, daß derselbe gar nicht abgeneigt sei, das Mädchen zu heirathen; darum griff er ihn sofort von einer andern Seite an, und kam auf die Vermögensumstände zu sprechen, aus Furcht, Cruciferski möchte von ihm die Aussteuer verlangen.

Der junge Mann schwieg; Negrow's Frage fiel ihm centnerschwer auf's Herz.

— „Täuschen Sie sich nicht über ihre Vermögensumstände," fuhr dieser fort: „sie besitzt Nichts und hat von keiner Seite etwas zu erwarten. Ich werde sie freilich nicht im bloßen Hausrock entlassen, außer Kleidern aber kann ich ihr Nichts geben: ich habe eine Tochter auszustatten."

Cruciferski bemerkte, ihm läge jede Frage nach der Aussteuer ganz fern. Negrow war mit sich zufrieden und dachte: Ein wahres Schaf der, und ist doch ein Gelehrter!

— „Ja, ja, lieber Freund, kluge Leute fangen nicht mit dem Ende an. Bevor man Liebesbrieflein schreibt und einem Mädchen den Kopf verdreht, muß man auf die Zukunft bedacht sein. Wenn Sie sie wirklich lieben

und um sie anhalten wollten, warum sorgten Sie nicht sich eine Existenz zu sichern?"

„Was soll ich anfangen?" fragte Cruciferski in einem Tone, der jeden Menschen von Herz erschüttern mußte.

— „Was anfangen? Sie haben ja einen Rang, ich glaube gar, Sie sind zehnter Klasse. Werfen Sie Arithmetik und Dichtkunst bei Seite, bitten Sie um ein Aemtchen in kaiserlichem Dienst. Genug unnützes Zeug getrieben, man muß auch nützlich sein. Dienen Sie 'mal in der Finanzkammer: der Gouverneur ist mein Freund; mit der Zeit werden Sie Rath — was wollen Sie mehr? Sie haben dann sicheres Brod und eine ehrenhafte Stellung."

Dem jungen Manne war es zeitlebens nicht eingefallen, in der Finanzkammer oder sonst irgend einer Kammer zu dienen; er konnte sich eben so schwer als Rath denken, wie als Vogel, Igel oder ich weiß nicht was. Allein das fühlte er, daß Negrow im Grunde Recht hatte. Er war so wenig scharfsichtig, daß ihm die originell patriarchale Weise Negrow's nicht auffiel, der einestheils versicherte, daß Lubinka Nichts besitze, von keiner Seite etwas zu erwarten habe, und anderntheils ganz wie ein Vater über ihre Hand verfügte.

„Ich würde am liebsten die Stelle eines Gymnasiallehrers annehmen," sagte endlich Cruciferski.

— „Dazu möchte ich weniger rathen; was ist ein Gymnasiallehrer? Ein Beamter und doch keiner; zum Gouverneur wird er niemals eingeladen, höchstens zum Director; der Gehalt ist sehr gering."

Das Letztere sprach Negrow in gewöhnlichem Tone; er war nun hinsichtlich des geschäftlichen Punktes ganz beruhigt, und hielt sich versichert, daß Cruciferski ihm nicht entschlüpfen würde.

— „Liebe Glafira," rief Negrow ins andere Zimmer, „Glafira!"

Cruciferski bebte zusammen; er glaubte, daß für Gla-

Frau Lwowna der letzte Liebeskuß eben solche Wichtigkeit und Bedeutung hatte, wie für ihn der erste, der nicht an die rechte Person gelangt war.

„Was hast Du?“ fragte Glafira Lwowna.

— „Komm herein.“

Glafira Lwowna trat ein, indem sie eine stolze und majestätische Miene annahm, die, wie sich von selbst versteht, ihr keineswegs stand und ihre Verlegenheit schlecht barg. Leider konnte Cruciferski das nicht bemerken, denn er getraute sich nicht, sie anzublicken.

— „Liebe Glafira,“ sagte Negrow: „Herr Cruciferski bittet um Lubinka's Hand. Wir haben sie erzogen und stets wie unsere leibliche Tochter gehalten, und haben wol das Recht, über ihre Hand zu verfügen: indeß würde es nicht schaden, mit ihr darüber zu sprechen; das kannst Du, als Frau, übernehmen.“

„Mein Gott, Sie freien? Welche Neuigkeit!“ sagte Glafira Lwowna bitter: „das ist ja eine Scene aus der neuen Heloise.“

Ich an Cruciferski's Stelle würde, um Glafira Lwowna in Gelehrsamkeit nicht nachzustehen, ihr geantwortet haben: „Ja wol, gnädige Frau, und die gestrige Scene auf dem Balkon war eine Scene aus dem Faublas.“

Cruciferski schwieg. Negrow erhob sich zum Zeichen, daß die Sitzung geschlossen sei, und sagte: „Nur bitte ich Sie, nicht eher an Lubinka's Hand zu denken, als bis Sie ein Amt haben. Und zu guter Letzt, mein Herr, rathe ich Ihnen vorsichtig zu sein; ich werde kein Auge von Ihnen verwenden. Es schickt sich eigentlich nicht einmal, daß Sie in unserm Hause bleiben. Uns macht diese Lubinka auch genug zu schaffen!“

Cruciferski entfernte sich. Glafira Lwowna sprach sehr geringschätzend von ihm, und schloß ihre Rede mit der Bemerkung: ein so kaltes Geschöpf wie Lubinka würde Jeden heirathen, aber Niemand glücklich machen.

Siebentes Capitel.

Aerztlicher Rath.

Am andern Morgen ſaß Cruciferſki in ſeinem Zimmer in tiefes Sinnen verſunken. Kaum zwei Tage waren ſeit dem Vorleſen der Ballade „Aline“ vergangen, und nun war er auf einmal ſo gut wie verlobt, und ſie ſeine Braut, und er ſollte in Staatsdienſte treten.... Welch ſeltſame Schickſalsmacht ſchaltete ſo mit ſeinem Leben! Sie hob ihn auf den Gipfel menſchlicher Glückſeligkeit, und wodurch? Durch einen Kuß, den er nicht der Rechten, durch einen Brief, den er in falſche Hände gegeben. War es ein Wunder, war es ein Traum?... Dann rief er ſich wieder und immer wieder alle Blicke Lubinka's ins Gedächtniß, alle Worte, die ſie in der Lindenallee zu ihm geſprochen, und das Herz ging ihm weit auf, es war ihm feierlich zu Muthe.

Plötzlich ließen ſich ſchwere Tritte auf der ſteinernen Treppe hören, die in das Zimmer des jungen Mannes führte. Cruciferſki fuhr zuſammen und erwartete mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit das Erſcheinen der ſo ſchwer auftretenden Geſtalt. Die Thüre ging auf und herein trat unſer alter Bekannter Dr. Erupow. Der Candidat war über deſſen Erſcheinen ſehr verwundert. Der Doctor beſuchte Negrow jede Woche ein Mal, mitunter auch zwei Mal, kam aber nie zu Cruciferſki ins Zimmer. Sein Beſuch hatte etwas Beſonderes zu bedeuten.

— „Verfluchte Treppe!“ ſagte er athemlos, und trocknete mit ſeinem weißen Tuche die Stirn. „Ein ſchönes Zimmer hat Alexej Abramowitſch für Sie ausgeſucht!“

„Ah, Semen Iwanowitſch,“ rief der Candidat ſchnell, und erröthete, Gott weiß warum.

— „Der Tauſend!“ fuhr der Doctor fort: „welche Ausſicht! Iſt das nicht die Dubaſow'ſche Kirche, die dort in der Ferne ſchimmert, dort rechts?“

„Ich glaube wohl, beſtimmt weiß ich's aber nicht,“ antwortete Cruciferſki, unverwandt links ſehend.

— „Sie unverbeſſerlicher Student! Wie können Sie Monate lang hier wohnen, ohne zu wiſſen, was man aus dem Fenſter ſieht? O Jugend, Jugend! Laſſen Sie mich doch Ihren Puls befühlen.“

„Ich bin Gottlob geſund, Semen Iwanowitſch.“

— „Da haben wir's! Gottlob geſund!“ fuhr der Doctor fort, Cruciferſki an der Hand haltend, „ich dacht' es mir gleich, beſchleunigt und ungleichmäßig. Erlauben Sie.... eins, zwei, drei, vier.... wirklich fieberhaft, die Lebenskraft gewaltig erhöht! Ja, bei ſolchem Puls entſchließt ſich der Menſch leicht zu allerlei Thorheiten; ſchlüge Ihr Puls gleichmäßig, ſo wären Sie nie darauf gekommen. Unten höre ich, Verehrteſter, Sie wollen heirathen; ich traue meinen Ohren nicht — na, denk' ich, der junge Mann iſt doch nicht dumm, ich brachte ihn ja aus Moskau her...., ich glaub's nicht, ich gehe hin und will ſehen. Richtig, der Puls beſchleunigt und ungleichmäßig: bei ſolchem Puls freilich kann man nicht blos heirathen, ſondern weiß der Teufel was für dumme Streiche machen. Wer wird ſich denn in fieberhaftem Zuſtande zu einem ſo wichtigen Schritt entſchließen! Ueberlegen Sie, werden Sie erſt geſund, laſſen Sie erſt das Denkorgan, d. h. das Gehirn, in ſeinen Normalzuſtand kommen, daß der Andrang des Blutes es nicht ſtöre; wollen Sie, ſo ſchicke ich den Chirurgen her, daß er Ihnen zur Ader laſſe.“

„Danke ergebenſt, ich fühle durchaus nicht, daß es nothwendig iſt.“

— „Wie ſollten Sie wiſſen, was nothwendig iſt und was nicht? Sie haben ja nicht Medicin ſtudirt, aber ich bin Arzt. Nun, wenn Sie keinen Aderlaß wollen, ſo

nehmen Sie Glauberſalz, ich hab's bei mir, ich will's Ihnen eingeben."

„Ich danke Ihnen recht ſehr für Ihre Theilnahme, aber ich muß Ihnen ſagen, daß ich geſund bin, und daß ich nicht ſcherze, daß ich allen Ernſtes (hier ſtockte er) .... heirathen will. Ich begreife nicht, was Sie gegen mein Glück einzuwenden haben."

— „Sehr Vieles." Der Greis machte ein recht ernſtes Geſicht. „Ich habe Sie lieb, junger Mann, und darum dauern Sie mich. Sie, Dmitri Jakowlewitſch, haben mich am Abend meines Lebens an meine Jugend, an Vieles in meiner Vergangenheit erinnert, ich will Ihnen wohl und hielte es für eine Sünde, jetzt zu ſchweigen. Wie wollten Sie in Ihrem Alter heirathen? Herr v. Negrow hat Sie ja angeführt!.... Sehen Sie, wie Sie aufgeregt ſind, Sie wollen mich nicht anhören, das merk' ich wohl, aber Sie müſſen mich hören, das Alter hat ein gewiſſes Recht...."

„Ach nein, Semen Iwanowitſch," ſagte der junge Mann, den die Worte des Greiſes in einige Verlegenheit brachten: „ich begreife wohl, daß Sie aus Liebe zu mir, weil Sie mein Beſtes wünſchen, mir Ihre Meinung ſagen wollen; ich bedauere nur, daß es überflüſſig, ja zu ſpät iſt."

— „O, wenn Sie nichts Anderes gegen meine Meinung vorzubringen haben — das iſt eine rechte Kleinigkeit. Man beſinnt ſich nie zu ſpät. Die Ehe .... zu, das iſt ein ſchwierig Ding. Das Unglück iſt, daß gerade Diejenigen, die in den Eheſtand treten, nicht bedenken, was die Ehe ſei; ſpäter überlegen ſie ſich's in Muße, dann aber iſt's freilich zu ſpät. Das Alles iſt febris erotica: wie kann der Menſch einen ſolchen Schritt beurtheilen, wenn ſein Puls ſo ſchlägt, wie der Ihrige, lieber Freund? Sie ſetzen Ihr ganzes Vermögen auf Eine Karte: möglich, daß Sie die Bank ſprengen, möglich aber auch .... Welcher vernünftige Mann wird ſo viel riskiren! Und im

Kartenſpiel büßt man wenigſtens allein, was man verſchuldet: in der Ehe aber reißt man unbedingt noch einen Andern mit fort. Ueberlegen Sie ſich's recht, Dmitri Jakowlewitſch! Ich glaube wohl, daß Sie ſie lieben und von ihr geliebt werden, aber das will Nichts ſagen. Sein Sie überzeugt, daß die Liebe in jedem Falle vergeht: wenn Sie fortreiſen, ſo verliert ſie ſich, wenn Sie heirathen, noch ſchneller. Ich war auch mehr als ein Mal verliebt, aber Gott hat mich bewahrt. Wenn ich jetzt nach Hauſe komme, ruhe ich ſanft von meinen Mühen aus: den ganzen Tag gehöre ich meinen Patienten. Abend ſpiele ich eine Partie Whiſt und lege mich ohne Sorgen hin.... Mit einer Frau aber kommen Sorgen, Beſchwerden, Kinder.... da läßt Einer die ganze Welt untergehen außer ſeiner Familie. Man kann weder ruhig an einem Orte bleiben, noch leicht umziehen — und dann die kleinlichen Klatſchereien; alles Edlere muß man aufgeben, und an Nichts als an ſeinen Herd, an Geld, an Küchenvorräthe denken. Und nun, um auch von Ihnen zu reden: wenn Sie jetzt manchmal in Noth ſind, was hat das zu ſagen? Ich weiß, wie ich mit Anton Ferdinandowitſch, den Sie auch kennen, bisweilen kaum einen Rubel hatten, und eſſen aber auch rauchen wollten: kauften wir ein Viertelpfund Tabak, ſo hatten wir Nichts als Brod, kauften wir ein Pfund Schinken, ſo konnten wir nicht rauchen; darüber lachten wir Beide und machten uns Nichts daraus.... Anders aber, wenn man verheirathet iſt: da dauert einen die Frau, die Frau wird heulen....“

„O nein, dieſes Mädchen hat ſicher Kraft genug, auch die Noth zu tragen. Sie kennen ſie nicht!“

— „Deſto ſchlimmer, mein Lieber; ja, wenn ſie noch recht tobt und weint, dann ſchüttelſt Du den Staub von Deinen Füßen und machſt Dich davon; aber wenn ſie ſich ſchweigend abhärmt und Du Dir denkſt: „Arme, durch mich mußt Du hungern!“ — da wirſt Du

Dir wol den Kopf zerbrechen, wo Du Geld hernimmſt. Auf ehrliche Weiſe kannſt Du nicht fortkommen, zu Spitzbübereien biſt Du nicht fähig, da wirſt Du denn ſinnen, ſinnen und, um Deinen Geiſt zu erfriſchen, einen Bittern zu Dir nehmen. Das ſchadet noch Nichts, ich nehme manchmal auch einen zur Magenſtärkung — aber weißt Du, wenn man aus Betrübniß zwei, drei Gläschen trinkt, dann .... verſtanden? Nun, und angenommen, Ihr habt Brod .... denn viel mehr wird's nicht. Sie iſt zwar Negrow's Tochter und Negrow iſt reich, aber ich kenne ihn .... Seine Tochter bekommt 500 Bauern und Lubinka höchſtens 5000 Rubel: was iſt das für ein Kapital! .... Ach, Sie dauern mich, Dmitri Jakowlewitſch! Ueberlaſſen Sie das Anderen, aus denen nichts Beſſeres werden kann, ſich ſelbſt aber ſchonen Sie. Ich würde Ihnen eine andere Stelle vorſchlagen: nur ſchnell von hier fort — dann wird ſich die Liebe ſchon verlieren. An unſerm Gymnaſium iſt eine gute Stelle vacant. Nehmen Sie ſich zuſammen, ſein Sie ein Mann!"

„Wahrlich, Semen Iwanowitſch, ich bin Ihnen für Ihre Theilnahme dankbar: aber Alles, was Sie mir da ſagen, iſt ganz überflüſſig. Sie wollen mich wie ein Kind einſchüchtern. Ich laſſe lieber das Leben als dieſen Engel. Ich habe ein ſolches Glück nicht zu hoffen gewagt; Gott ſelbſt hat es ſo gefügt."

— „Seh' mal Einer!" ſagte der unerbittliche Grubow. „Und das ganze Unheil habe ich angerichtet! Warum mußte ich Sie in dieſes Haus bringen? Gott hat es gefügt — ja wohl! Negrow und Deine Jugend haben Dir einen Streich geſpielt, ich will's nur geradezu ſagen. Ich, mein lieber Dmitri Jakowlewitſch, habe lange in der Welt gelebt: ich will mich nicht für weiſe ausgeben, aber ich habe viel erfahren. Sie wiſſen, wir Aerzte kommen weniger in den Salon als in das Cabinet und Schlafzimmer. Ich habe viele Menſchen

in meinem Leben geſehen, und keinen vorübergelaſſen, ohne ihn von allen Seiten zu beobachten. Ihr ſeht die Menſchen entweder in Livree oder im Ballſtaat, wir treten hinter die Couliſſen. Ich habe Familienſcenen genug geſehen, da ſchämen ſich die Leute vor Niemanden, da machen ſie keine Umſtände. Homo sapiens — zum Teufel sapiens! ferus sollt' er heißen! Das wildeſte Thier iſt in ſeiner Höhle zahm, aber der Menſch iſt juſt in ſeiner Höhle böſer als das Thier.... Doch wo will ich damit hinaus? Nun ja, ja.... ich bin alſo gewohnt, Charaktere zu prüfen. Sage was Du willſt, Deine Braut paßt für Dich nicht.... dieſe Augen, dieſe Geſichtsfarbe, dieſes Beben, das oft über ihr Antlitz fährt.... ſie iſt eine junge Löwin, die ihre Kraft noch nicht kennt! Aber was biſt denn Du? Du, lieber Junge, biſt die Braut: Du biſt ein deutſches Mädchen, Du wirſt die Frau ſein; nun, taugt das was?"

Cruciferiki beleidigte der letztere Ausfall, und er ſagte gegen ſeine Gewohnheit recht kalt und trocken: „Es gibt Fälle, in welchen der Theilnehmende zu helfen ſucht und keine Predigten hält. Möglich, daß Alles, was Sie da ſagen, wahr iſt — ich will es nicht widerlegen: die Zukunft iſt dunkel. Nur eins weiß ich: ich habe jetzt zwei Wege — wohin ſie führen, iſt ſchwer zu ſagen, aber einen dritten gibt's nicht: entweder ich muß mich ins Waſſer ſtürzen, oder der glücklichſte Menſch werden."

— „Beſſer ins Waſſer ſtürzen, da iſt's auf ein Mal aus!" ſagte Crupow, der ſich auch ein wenig beleidigt fühlte, und zog ſein rothes Tuch.

Dieſe Unterredung hatte, wie ſich von ſelbſt verſteht, jene Wirkung nicht, welche ſich Dr. Crupow verſprochen. Er mochte ein ganz vortrefflicher Arzt ſein aber mit Seelenleiden ging er ungeſchickt um. Wahrſcheinlich beurtheilte er die Macht der Liebe nach eigener Erfahrung. Er ſagte, daß er mehre Male verliebt geweſen, er hatte ſonach darin viel Praxis; allein gerade darum war er

nicht im Stande eine Liebe zu beurtheilen, die nur ein Mal im Leben kommt.

Crupow entfernte ſich aufgebracht, und am ſelben Abend peroirte er beim Vicegouverneur anderthalb Stunden über ſein Lieblingsthema, tadelte die Frauen, das Familienleben und vergaß, daß der Vicegouverneur zum dritten Male verheirathet war und von jeder Frau einige Kinder hatte. Crupow's Worte hatten wenig Eindruck auf Cruciferſki gemacht. Ich ſage: wenig; denn ein unbeſtimmtes, unklares, unangenehmes Gefühl hatten ſie allerdings in ihm hervorgerufen, wie der unheilkündende Schrei eines Raben, wie das Begegnen eines Leichenzugs, wenn man zu frohem Gelage eilt. Doch alles Das verſchwand, wie man ſich denken kann, beim erſten Blicke Lubinka's.

Die Erzählung, ſcheint es, iſt nun bald zu Ende? werdet Ihr ſagen, natürlich recht froh.

Bitte um Vergebung, ſie hat noch nicht angefangen, antworte ich mit ſchuldiger Ehrerbietung.

— Warum nicht gar, es bleibt ja Nichts übrig, als nach dem Geiſtlichen zu ſchicken?

— Ja wol, aber das Ende iſt für mich dann, wenn der Geiſtliche zur letzten Oelung kommt — und auch dies iſt manchmal noch nicht das Ende: wenn aber der Diener der Kirche zur Trauung erſcheint, ſo iſt dies der Anfang einer ganz neuen Geſchichte, nur daß in ihr dieſelben Perſonen vorkommen.

Sie werden denn auch nicht ausbleiben.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Ein seltsamer Gast.

Im ..... Es ist übrigens durchaus nicht nöthig, Zeit und Ort mit astronomischer und geographischer Genauigkeit zu bestimmen .... Also im 19. Jahrhundert fanden zu N. die Adelswahlen statt. Die Stadt belebte sich: sehr oft ließ sich das Schellengeklingel und Gerassel der Reisewagen hören; es zeigten sich die Winterkibitken und Schlitten der Gutsbesitzer, Fuhrwerke in allen nur möglichen Gestalten, innerlich mit allerlei Dingen vollgepfropft, und äußerlich mit zahlreicher Dienerschaft in Mänteln und Pelzen geschmückt. Ein großer Theil dieser Diener spazierte gewöhnlich in der Stadt herum, begrüßte die Krämer und lächelte den an den Thüren stehenden Collegen zu. Andere schliefen in allen nur erdenklichen unbequemen Lagen des menschlichen Körpers. Nach und nach waren die Hauptpersonen in der Gouvernementstadt beisammen. Auch der verabschiedete Cornet Dregalow fand sich ein, und schmückte mit purpurrothen Vorhängen die Fenster seiner Wohnung, die er für sein letztes Geld gemiethet. Er besuchte fünf Gou-

vernements bei allen Wahlen und in den Hauptmessen, und verlor nichts, obgleich er vom Morgen bis zum Abend spielte, und verdiente Nichts, obgleich er vom Morgen bis zum Abend gewann. Es langte auch Herr v. Kräschtschow, General außer Diensten, an, berühmt wegen seiner Musikanten, reich, und trotz seiner 65 Jahre ein tüchtiger Partisan. Ueberall, wohin er zu den Wahlen kam, gab er vier Bälle, und jedes Mal lehnte er wegen angegriffener Gesundheit das Amt des Adelsmarschalls ab, welches die dankbaren Edelleute ihm anboten. In den Salons kam manch seltsamer Frack zum Vorschein, der drei Jahre lang in Ruhe gelegen, mit verschossenem Sammetkragen und von ungeheuerlicher Façon. Gleichzeitig erschienen seltsame Uniformen aus allen Zeiten, mit zwei Reihen oder einer Reihe Knöpfen, mit einer Epaulette oder gar keiner. Vom Morgen bis zum Abend wurden Besuche gemacht. Viele dieser Leute hatten sich drei Jahre nicht gesehen, und nahmen jetzt mit einem drückenden Gefühle an einander wahr, wie ihre Haare noch mehr ergraut, ihre Stirn gerunzelter, ihr Gesicht hagerer geworden. Es waren dieselben Gesichter und schienen doch nicht mehr dieselben zu sein; der Genius der Zerstörung hatte auf jedem seine Spuren hinterlassen. Andererseits mußte man mit noch drückenderm Gefühle das Gegentheil wahrnehmen. Auch diese drei Jahre waren ganz so verflossen, wie die dreizehn und die dreißig, die ihnen vorangegangen.

In der ganzen Stadt wurde von Nichts als den Candidaten, den Diners, den Kreismarschällen, den Bällen und den Richtern gesprochen. Der Kanzleidirector zerbrach sich seit drei Tagen den Kopf über den Entwurf einer Rede und hatte schon zwei Buch Papier verdorben. Er fing nämlich an: „Hochverehrte Herren, hochgeborener Adel von N....." hier hielt er inne, und begann nachzudenken, ob er schreiben solle: „Erlauben Sie mir von Neuem in Ihrer Mitte zu erscheinen,"

oder: „Ich freue mich, daß ich von Neuem in Ihrer Mitte erscheine.“ Dann sagte er zu dem ersten Assistenten: „Ach, Cyprian Wassiliewitsch, die verwickeltste Criminalsache durchzunehmen ist tausend Mal leichter, als eine Rede aufzuschreiben!“ — „Erbitten Sie sich doch von Anton Antonowitsch die „Mustersammlung“, da sind, wie ich mich erinnere, auch Reden.“ — „Eine prächtige Idee,“ sagte der Director seinem Assistenten heftig auf die Schulter klopfend, und noch am selben Abende brachte er nach der Rede des Fürsten Cholwski in Karamsius Erzählung „Marfa“ einige Zeilen zusammen.

Mitten unter diesen allgemeinen und schwierigen Beschäftigungen wurde plötzlich die ohnehin gespannte Aufmerksamkeit der Stadt auf eine ganz unerwartete, Niemanden bekannte Person gelenkt. Die hatte nicht einmal der Cornet Dregalow erwartet, der auf Alle wartete, an die hatte Keiner gedacht: sie war durchaus überflüssig in der patriarchalen Familie der Gemeindehäupter, sie war wie aus den Wolken gefallen, kam aber in Wahrheit in einem schönen englischen Wagen an. Es war der verabschiedete Gouvernementssecretair Wladimir Petrowitsch Beltow. Was er an Rang zu leicht wog, das wurde durch ein schuldenfreies Gut von 3000 Seelen so ziemlich ausgeglichen. Dieses Gut, das schöne Bälo-Pole, kannten die Wahlcandidaten und die Wähler ganz genau; aber der Besitzer desselben war ihnen eine Art Mythus, eine fabelhafte Gestalt, von der man allerlei unglaubliche Dinge erzählte, wie von fernen Ländern, von Kamtschatka, Californien, das Abenteuerlichste und Unglaublichste erzählt wird. Vor einigen Jahren hieß es z. B., Beltow sei gleich nach seinem Abgang von der Universität bei hohen Personen zu hohen Gnaden gekommen, und bald darauf hieß es wieder, er sei mit ihnen zerfallen, und habe seinen Gönnern zum Trotz den Abschied genommen. Das glaubte man nicht. Es gibt

Perſonen, von denen man in der Provinz einen feſtſtehenden Begriff hat; mit ſolchen Perſonen kann man nicht zerfallen, ihnen kann und ſoll man nur ſeine Hochachtung bezeigen: war's denkbar, daß Beltow es gewagt hätte? .... nein, nein, er müßte ſich denn ihren gerechten Unwillen zugezogen, geſpielt oder getrunken, oder ein Mädchen entführt haben. Später wurde erzählt, er ſei nach Frankreich gereiſt, und ſcharfſichtige Leute ſetzten hinzu, daß er nie zurückkehren werde, daß er Mitglied einer Freimaurerloge in Paris ſei, in deren Auftrag er nach Amerika gehe. „Das iſt ſehr wahrſcheinlich", meinten Viele: „er war von Kindheit an wie verlaſſen; ſein Vater ſtarb, als er wol kaum ein Jahr alt war; die Abkunft ſeiner Mutter iſt bekannt, dazu iſt ſie ein leichtſinniges Weib, eine exaltee, und der Hauslehrer, den ſie hatten, war ein höchſt verdorbener Menſch, der Niemanden die ſchuldige Achtung erwies". Daraus erklärte man ſich auch, warum er ſeine Güter ſo vernachläſſigt, wiewol ſeine Bauern für reich galten und Stiefel trugen. Die letzten drei Jahre endlich wurde gar nicht mehr von ihm geſprochen, und plötzlich erſchien dieſe ſeltſame Perſon, der Bevollmächtigte der pariſer Maurerloge in Amerika, der Mann, welcher mit Denjenigen zerfallen, denen man die größte Hochachtung erweiſen muß, der auf immer nach Frankreich gegangen, plötzlich erſchien er zu Aller Staunen in N. mit der Abſicht, Stimmen für ſich zu ſammeln. Alles Das hatte für die Bewohner Ns. ſehr viel Unbegreifliches. Wie ſeltſam, daß er den Dienſt in der Provinz dem in der Reſidenz vorzog! wie ſeltſam, daß ihm ſo viel an einem ſolchen Amte lag! Und dann welche Gegenſätze! Paris und eine Deputirtenverſammlung des Provinzialadels, 3000 Seelen und der Rang eines Gouvernementſecretairs — genug, genug, um die ohnehin beſchäftigten Bewohner Ns. noch mehr in Anſpruch zu nehmen.

Der tüchtigſte Kopf in der Stadt war unſtreitig der

Präsident des Criminalgerichts. Er entschied in letzter Instanz alle Fragen, welche die Gesellschaft beschäftigten, bei ihm erholte man sich Raths in Familienangelegenheiten. Er war sehr gelehrt, Literaturkenner und Philosoph. Sein einziger Nebenbuhler war der Inspector der Medicinalbehörde Dr. Crupow; diesem gegenüber wurde der Präsident wirklich einigermaßen verlegen; allein Crupow's Autorität war keineswegs allgemein anerkannt, besonders seitdem eine höchst empfindsame und nicht weniger gebildete Dame aus der Aristokratie der Provinz in zahlreicher Gesellschaft ausgesprochen: „Ich achte Semen Iwanowitsch: aber wie kann Jemand, der Leichen betrachtet und sie sogar anrührt, das weibliche Herz, wie kann ein solcher die zarten Empfindungen der Seele begreifen?" Alle Damen meinten, daß er's durchaus nicht könne, und entschieden einstimmig, der Präsident, der solche grausame Angewohnheiten nicht habe, sei allein fähig, zarte Fragen zu lösen, die das weibliche Herz betreffen — von allen andern Fragen gar nicht zu reden. Wie sich nun von selbst versteht, durchzuckte bei dem Erscheinen Beltow's fast Alle der Gedanke: was wird der Präsident darüber sagen? Aber der Präsident war nicht der Mann, an den man sich so ohne weiteres mit der Frage wenden konnte: „Was meinen Sie von Herrn Beltow?" Er ließ sich sogar, wie absichtlich (und das war's wohl auch!), drei Abende hinter einander weder beim Vicegouverneur noch beim General Kräschtschow blicken. Nun war von Allen der neugierigste und unternehmendste ein gewisser Rath mit dem Annenorden im Knopfloch, den er sehr geschickt zu handhaben wußte, so zwar, daß wo er auch saß und stand, derselbe von allen Punkten des Zimmers zu sehen war. Dieser Träger des St. Annenordens entschloß sich an einem Sonntage vom Gouverneur (bei welchem er an Sonn- und Festtagen nicht fehlen durfte) auf einen Augenblick zur Kirche zu fahren, und fände er den Präsidenten daselbst nicht, sich zu ihm

nach Hause zu begeben. Als der Rath an der Domkirche vorfuhr, fragte er den Polizeidiener: „Ist der Schlitten des Präsidenten hier?“ — „Nein, Herr Rath“, erwiderte der Polizeidiener: „der Herr Präsident werden auch wol nicht kommen, denn ich habe soeben ihren Kutscher Pafnuschka in die Schenke gehen sehen.“ Der letztere Umstand schien dem Rathe sehr wichtig; der Präsident, dachte er, wird doch nicht einspännig nach der Kirche fahren, und wie wollte der Vorreiter Nikoschka mit den zwei Falben fertig werden! Er trat denn auch nicht mehr in die Kirche ein, sondern begab sich nach der Wohnung des Präsidenten.

Der Präsident, der gar keinen Besuch erwartete, saß in seinem Haushabit, welches aus einer langen, gestrickten Jacke, weiten Hosen und Zeugstiefeln bestand. Er war nicht hoch von Wuchs, breitschultrig und mit großmächtigem Schädel (der Geist will Raum haben). Alle seine Züge drückten eine gewisse Würde, ein feierliches Selbstbewußtsein und volles Kraftgefühl aus. Er sprach in der Regel gedehnt, nachdrücklich, wie es einem Manne ziemt, der alle Fragen endgültig entscheidet. Wenn Jemand dreist genug war, ihn zu unterbrechen, so hielt er inne, wartete ein paar Minuten, und wiederholte dann mit Nachdruck das letzte Wort, worauf er seine Rede in demselben Geiste, in derselben Weise schloß, wie er angefangen hatte. Widerspruch duldete er nicht, und Keiner widersprach ihm auch, außer Dr. Crupow; den Andern fiel es nicht ein mit ihm zu streiten, wenn sie auch nicht übereinstimmten. Selbst der Gouverneur erkannte die geistigen Vorzüge des Präsidenten in vollem Maße an und sprach von ihm als einem ungewöhnlich gescheiten Manne. „Ich bitte Sie!“ sagte er, „der Mann müßte nicht Präsident des Criminalgerichts sein, er könnte weit höher steigen. Welche Kenntnisse! Und wenn man ihn reden hört — das ist ein wahrer Massillon! Er hat sich selbst um viele Vortheile im Dienste

geachtet, weil er einen großen Theil seiner Zeit der Lectüre und den Wissenschaften widmet.“

Also dieser Herr, der aus Liebe zur Wissenschaft so viel eingebüßt, saß in seiner Hausjacke am Schreibtische. Nachdem er mehre Protokolle unterzeichnet, wischte er die Feder ab, legte sie auf den Tisch, nahm vom Bücherregal ein in Saffian gebundenes Buch, das er aufschlug und zu lesen anfing. Nach und nach breitete sich über sein Gesicht der Ausdruck eines süßen, unbeschreiblichen Wohlbehagens. Aber er las nicht lange; es erschien der Rath mit dem Annenorden.

— „Ich war recht in Angst um Sie, bei Gott! Ich mache heute dem Gouverneur meinen Sonntagsbesuch, und vermisse Sie, Anton Antonowitsch. Gestern kamen Sie nicht zum Whist, vor der Kirche bemerkte ich Ihren Schlitten nicht — da dachte ich mir: wer weiß, Sie sind vielleicht krank! Jeder Mensch kann ja krank werden ..... Was haben Sie denn? Bei Gott, ich war ganz bestürzt!“

„Ich danke Ihnen bestens: ich kann Gottlob über mein Befinden nicht klagen. Haben Sie die Güte, verehrtester Herr Rath, lassen Sie Sich nieder.“

— „Ach, Anton Antonowitsch! ich glaube Sie gestört zu haben: Sie lasen.“

„Thut Nichts, Verehrtester! Ich habe Zeit für die Musen und auch für einen guten Freund.“

— „Wir bekommen jetzt viel neue Bücher, Anton Antonowitsch: haben Sie sich welche angeschafft?“ ....

— „Ich mag die neuen Bücher nicht,“ fiel der Präsident ein. „Eben las ich Bogdanowitsch's Dichtung „Duschenka“ (Psyche) zum hundertsten Male, und kann Ihnen wahrhaftig versichern, mit neuem, wunderbarem Genuß. Welche Leichtigkeit! welcher Witz! Ja, Bogdanowitsch hat sein Talent auf Niemand vererbt.“

Hier las der Präsident:

Der böse Neid, der stets urtheilet liebles strenge,
Hat Augen eine Menge,

Und nimmt, was noch so dicht gehüllt in Schleier, wahr.
Ob ihren Schwestern auch es die Prinzessin hehlte,
Und einen Tag und zwei und drei sich also stellte,
Als müßt' ihr Gatte bald erscheinen offenbar:
Die Schwestern schwärzten ihn, derweil er blieb verhüllet —
Was kann mit ihren Ränken
Die Mißgunst nicht erdenken!
Er sei, so sagten sie, furchtbar und wutherfüllet....

„Das ist ganz so," fiel der Rath ein, „das ist buchstäblich so, wie jetzt bei uns von dem Reisenden gesprochen wird, der hier angekommen ist. Was die Leute nur für eine Lust zu klatschen haben!"

Der Präsident warf ihm einen strengen Blick zu, und als hätte er Nichts beachtet und gehört, fuhr er fort:

Er war, so sagten sie, furchtbar und wutherfüllet,
Ein Ungeheuer sei der Gatte Duschenka's.
Und der Verschwiegenheit Gebot sie jetzt vergaß:
War es der Schwestern Schuld, und mußt' es so geschehen,
War's Duschenka's Vergehen —
Sie eilte zu gestehen,
Daß einem Schatten sie sich liebend anvermählte,
Auch wann er zu ihr kam, den Schwestern sie erzählte,
Und Alles was geschah, beschrieb sie da auf's Haar.
Nur eines war ihr selbst nicht klar,
Was wol ihr Gatte sei, und was sie aus ihm mache:
Ob es ein Zauberer, ein Gott, ein Geist, ein Drache?

— „Das sind Verse, das ist kein leeres Geklingel, sondern Worte voll Geist und Herz. Ich, mein verehrtester Herr Rath, sei es, daß es mir an Fähigkeit oder an moderner Bildung fehlt, ich verstehe die neuen Dichter nicht, Shukowski obenan."

Der Rath, der sein Lebenlang Nichts las als die Resolutionen der Gouvernementsbehörde, und zwar auch nur die seiner Abtheilung (bei den anderen hielt er es schon für Pflicht der Artigkeit, die Papiere zu unterschreiben, ohne sie gelesen zu haben), bemerkte: „Kein Zweifel: aber ich glaube, die Herren aus der Residenz sind anderer Meinung."

— „Was gehen uns die an!“ antwortete der Präsident. „Ich weiß recht gut, daß alle Zeitschriften jetzt den Puschkin loben. Ich habe auch seine Gedichte gelesen: glatte Verse, aber ohne Gedanken, ohne Gefühl — und für mich ist Alles hohle Redensart, wenn's hier fehlt!“ (Er wies irrthümlicherweise auf die rechte Seite der Brust).

„Ich bin auch ein großer Freund von Lectüre,“ bemerkte der Rath, dem es durchaus nicht gelingen wollte, sich des Gesprächs zu bemächtigen: „aber es fehlt mir an Zeit; den Morgen über den verwünschten Acten — die Amtsangelegenheiten bieten wahrlich wenig Nahrung für Geist und Herz — Abends eine Partie Boston oder Whist.“

— „Wer lesen will,“ entgegnete der Präsident mit zurückhaltendem Lächeln, „der wird nicht jeden Abend Karten spielen.“

— „Wohl wahr; so sagt man z. B. von diesem Herrn Beltow, daß er keine Karte in die Hand nimmt, sondern immer liest.“

Der Präsident schwieg.

„Sie haben doch von seiner Ankunft gehört?“

— „Ich hörte so was,“ antwortete nachlässig der richterliche Philosoph.

„Man sagt, er sei ungeheuer gelehrt; das wär' ein Mann für Sie, wahrhaftig! Er soll sogar Italienisch verstehen.“

— „Wie dürften wir uns mit ihm messen!“ entgegnete der Präsident im Gefühle seines eigenen Werths. „Man hat uns von Herrn Beltof erzählt: er war im Auslande, hat in den Ministerien gedient, wie können wir Bären aus der Provinz .... Uebrigens, wollen sehen. Ich habe nicht die Ehre, ihn persönlich zu kennen, er hat mich nicht besucht.“

„Er war auch nicht bei Sr. Excellenz, und ist doch, glaube ich, vor fünf Tagen angekommen .... Ganz

recht, heute Mittag sind's fünf Tage. Ich war mit Maxim Iwanitsch beim Polizeimeister zu Tische, und erinnere mich wie heute, als der Pudding auf den Tisch kam, hörten wir die Postglocke; Maxim Iwanitsch, Sie kennen seine Schwäche, konnte sich nicht überwinden. „Gute liebe Wera Wassiliewna, verzeihen Sie," sagte er, eilte ans Fenster und rief auf ein Mal: „Ein sechsspänniger Wagen! und welcher Wagen!" Ich trete auch ans Fenster. Wirklich, ein sechsspänniger Wagen, ausgezeichnet schön. Der Polizeimeister fragte sogleich den Unteroffizier .... „Beltow aus Petersburg," war die Antwort."

— „Mir," hub der Präsident geheimnißvoll an, „kommt dieser Herr, aufrichtig gestanden, etwas verdächtig vor. Er muß entweder Alles verschwendet haben, mit der Polizei in Verbindung oder selbst unter polizeilicher Aufsicht stehen. Bitte Sie! Kommt einer von Werße weit her zu den Wahlen und besitzt 3000 Bauern!"

„Allerdings, da ist kein Zweifel. Ich gestehe, ich gäb' was drum, daß Sie ihn sehen; Sie wissen gleich, wie sich's verhält. Ich ging gestern nach Tische spazieren — Semen Iwanowitsch räth mir's zur Stärkung meiner Gesundheit — und kam ein paar Mal am Gasthofe vorüber. Plötzlich tritt ein junger Mann in die Hausflur: ich dachte, er sei es, und fragte den Kellner. Es ist sein Kammerdiener, heißt es; der ging wie Unsereins, es war gar nicht zu erkennen, daß es sein Diener sei .... Ach mein Gott, an Ihrer Hausthür fährt ein Wagen vor."

— „Nun, das wundert Sie?" entgegnete der Präsident mit stoischer Ruhe: „mich besuchen oft gute Freunde."

„Ja, aber vielleicht ....."

In diesem Augenblicke trat ein dickes, rothwangiges Stubenmädchen im nachlässigsten Anzuge herein und

ſagte: „Es iſt ein Herr gekommen, den ich noch niemals geſehen habe: ſoll er vorgelaſſen werden?“

— „Gib mir meinen Schlafrock,“ ſagte der Präſident, „und bitte den Herrn herein.“ Etwas wie ein Lächeln zeigte ſich auf ſeinem Geſichte, während er ſich in ſeinen ſeidenen Schlafrock von unbeſtimmter Farbe hüllte. Der Rath ſtand auf und war in heftiger Aufregung.

Ein anſtändig und einfach gekleideter Mann von dreißig Jahren trat ein, den Herrn vom Hauſe höflich begrüßend. Er war ſchlank, hager, und in ſeinem Geſichte paarte ſich ſeltſam ein gutmüthiger Blick mit einem ironiſchen Zug um die Lippen, der Ausdruck eines geſetzten Mannes mit dem Ausdruck eines verzogenen Kindes; man ſah auf demſelben die Spuren langen trüben Nachdenkens und zugleich, ſchien es, die Spuren noch ungebändigter Leidenſchaften. Der Präſident erhob ſich ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben vom Seſſel, und auf einem Flecke ſtehen bleibend, nahm er die Miene an, als gehe er dem Eintretenden entgegen.

„Ich bin der Gutsbeſitzer Beltow, bin zu den Wahlen hergekommen und habe es für meine Schuldigkeit gehalten, Ihre Bekanntſchaft zu machen.“

— „Freut mich ſehr, mein Herr,“ ſagte der Präſident, „iſt mir recht angenehm. Ich bitte ergebenſt, Platz zu nehmen.“ Alle ſetzten ſich.

— „Sind Sie ſchon lange hier?“

„Seit fünf Tagen.“

— „Wo kommen Sie her?“

„Aus Petersburg.“

— „Nun da wird Sie nach dem Geräuſch der Reſidenz das eintönige Leben einer kleinen Provinzialſtadt recht langweilen.“

„Ich glaube es kaum; ich habe mich in großen Städten recht gelangweilt.“

Nachdem noch einige Bemerkungen gewechſelt wurden, fuhr der Präſident fort:

— „Es ist doch recht sonderbar! Man sollte meinen, das Leben in der Residenz biete so viel Vergnügungen und Zerstreuungen, daß ein junger Mann, zumal wenn es ihm an Mitteln nicht fehlt, sich schwerlich da langweilen könnte!"

„Was thun!" erwiderte Beltow lächelnd, und stand auf, um sich zu empfehlen.

— „Uebrigens leben Sie sich nur bei uns ein. Wenn Sie auch nicht so viel Glanz und Bildung hier treffen, so finden Sie doch sicherlich gute, schlichte Menschen, die Sie gastfreundlich in ihren stillen Familienkreis aufnehmen werden."

„Das ist gewiß," setzte der gesprächige Rath mit dem Annenorden hinzu; „woran es auch in unserm Städtchen fehlen mag — in Bezug auf Gastfreundschaft ist es ein kleines Moskau."

„Ich bin davon überzeugt," sagte Beltow, und empfahl sich.

Der gute Rath war seitdem er den Annenorden erhalten, noch nie so entzückt gewesen. Er verschlang mit Herz und Geist, mit Aug' und Ohr den Fremden, er sah ihm Alles ab: wie seine Weste nicht ganz zugeknöpft war, daß ihm in der untern Zahnreihe rechts ein Zahn fehlte, u. s. w. u. s. w. Lassen wir aber den Rath und den Präsidenten und beschäftigen wir uns, wie die Bewohner Ns., ausschließlich mit dem seltsamen Gaste.

Zweites Capitel.

Beltow's Eltern. — Der alte Onkel.

Wir wissen schon, daß Beltow's Vater kurz nach dessen Geburt starb, und daß seine Mutter eine „Exaltée" war, der man die üble Aufführung des Sohnes zur Last legte. Lei-

der müssen wir zugeben, daß sie eine der Hauptursachen alles Mißlingens in seiner Carriere war. Die Geschichte dieses Weibes ist an sich höchst merkwürdig. Sie war ein Bauernkind; fünf Jahre alt, kam sie ins herrschaftliche Haus. Ihre Herrin hatte einen Mann und zwei Töchter. Der Mann legte Fabriken an, machte agronomische Versuche, und schloß damit, daß er seine Güter verpfändete. Wahrscheinlich hielt er nun seine agronomische Mission in dieser Welt für erfüllt, und starb. Die Wittwe erschrak über die Zerrüttung des Hauswesens: sie weinte lange, endlich trocknete sie ihre Thränen, und unternahm es mit dem Muthe eines großen Mannes ihre Vermögensumstände zu verbessern. Aber nur der weibliche Verstand, nur das Herz einer zärtlichen Mutter, die ihre Töchter auszustatten wünscht, kann all die Mittel erfinden, welche sie zur Erreichung ihres Zieles anwendete — vom Einsammeln der Pilze und Himbeeren bis zum Fällen des Holzes in fremden Waldungen u. s. w. (Dies geschah vor langer Zeit, und was man jetzt selten trifft, war damals noch gewöhnlich). Die Besitzerin des Dorfes Sassekino genoß denn auch allgemein den Ruf einer unvergleichlichen Mutter. Unter andern Papieren des seligen Agronomen fand sie einen Wechsel, welchen ihm die Inhaberin eines Pensionats in Moskau ausgestellt. Sie schrieb an dieselbe, als sie aber sah, daß das Geld schwer zu erlangen war, vermochte sie die Dame, ein paar Mädchen aus ihrer Dienerschaft in die Pension aufzunehmen; sie hatte die Absicht, sie zu Gouvernanten für ihre Töchter oder andere Leute zu bilden. Nach einigen Jahren kamen die zum Hause gehörigen Gouvernanten zu ihrer Herrin zurück, mit glänzendem Zeugniß, worin geschrieben stand, daß sie der Religion, der Arithmetik, der Specialgeschichte Rußlands, der allgemeinen Weltgeschichte, des Französischen u. s. w. kundig wären, und daß sie zur Belohnung ihres Fleißes ein Prachtexemplar von Paul et Virginie erhalten hätten. Die

Herrin ließ ein besonderes Zimmer für sie in Stand setzen, und wartete auf die Gelegenheit, ihnen eine Stelle zu verschaffen. Eine Tante von dem Vater unsers Beltow suchte gerade zu dieser Zeit eine Erzieherin für ihre Töchter; als sie erfuhr, daß ihre Nachbarin ihr zugehörige Gouvernanten habe, wendete sie sich an dieselbe. Man unterhandelte über den Preis, stritt und zankte, bis man zuletzt doch einig ward. Der Tante wurde die Wahl freigestellt, und diese fiel auf die künftige Mutter unsers Helden. Einige Jahre darauf kam der Vater Wladimir's auf seinem Gute an. Er war jung, ausschweifend, spielte, trank viel, ging gern mit dem Gewehre herum, zeigte eine unnöthige Kühnheit, und machte allen Weibern, die jünger als dreißig Jahre waren und kein häßliches Gesicht hatten, den Hof. Bei alledem läßt sich nicht sagen, daß er geradezu ein nichtsnutziger Mensch war; Müssiggang, Reichthum, Mangel an Bildung und schlechte Gesellschaft hatten es dahin gebracht, daß, wie einer meiner Bekannten sich auszudrücken pflegt, „sieben Pfund Schmuz" auf ihm lagen. Aber zu seiner Ehre muß ich bemerken, daß der Schmuz nicht mit ihm zusammenwuchs. Beltow war selten mit etwas beschäftigt, und darum besuchte er oft seine Tante. Sein Gut lag fünf Werste von deren Besitzung. Sophie (so hieß die Gouvernante) gefiel ihm: sie war zwanzig Jahr alt, hochgewachsen, brünett, hatte dunkle Augen und jugendlich üppiges Haar. Lange zu überlegen schien Beltow lächerlich: er machte keine weitläufigen Annäherungsversuche, sondern als er ein Mal mit dem Mädchen allein im Zimmer blieb, umschlang er ihre Taille, küßte sie und bat sie recht inständig, Abends in den Garten zu kommen. Sie riß sich aus seinen Armen los, und wollte schreien, aber ein Gefühl der Scham und die Furcht, daß es ruchtbar würde, hielten sie zurück. Besinnungslos stürzte sie auf ihr Zimmer, und nun ermaß sie zum ersten Mal ihr zweideutiges Verhältniß in seinem ganzen

Umfang. Durch die Zurückweisung gereizt, fing Beltow an, sie mit seiner Liebe zu verfolgen, schenkte ihr einen Brillantring, den sie nicht annahm, versprach ihr eine Breguetuhr, die er nicht hatte, und konnte sich nicht genug über die Sprödigkeit der Schönen wundern. Er hätte eifersüchtig sein mögen, wußte aber nicht, auf wen. Voller Aerger nahm Beltow endlich seine Zuflucht zu Drohungen, zu Schmähungen — auch das half nicht. Da kam ihm eine andere Idee in den Sinn: der Tante schweres Geld für Sophie anzubieten. Er war überzeugt, daß die Habsucht der Alten stärker sein würde, als ihre geheuchelte Frömmigkeit. Erst aber deutete er dem armen Mädchen sein Vorhaben an; dieses, wie man sich denken kann, erschreckte sie mehr als alles Andere. Sie stürzte ihrer Herrin zu Füßen, mit heißen Thränen erzählte sie ihr Alles, und flehete um die Erlaubniß, nach Petersburg zu reisen. Ich weiß nicht, wie es geschah — sie überrumpelte die Herrin. Die Alte kannte die Regel Talleyrand's nicht, daß man nie der ersten Regung des Herzens folgen dürfe, weil diese immer gut sei. Von dem Schicksale des Mädchens gerührt, trug sie ihr einen Freibrief für die unbedeutende Summe von 2000 Rubel an. „Ich selbst," sagte sie, „habe so viel für Dich gezahlt, und was habe ich seitdem an Deine Beköstigung und Kleidung gewandt! Nun, bis Du das Geld erlegst, magst Du mir einen kleinen Jahreszins von 120 Rubel schicken. Der Platoschka soll Dir einen Paß ausstellen: zwar der Kerl ist recht dumm, er kann am Ende einen Bogen Papier verderben, und jetzt ist das Stempelpapier so theuer...."

Sophie war Alles zufrieden, dankte ihrer Herrin in Thränen zerfließend, und beruhigte sich ein wenig. Nach acht Tagen schrieb Platoschka einen Paß, worin bemerkt war, daß Sophie ein regelmäßiges Gesicht habe, eine regelmäßige Nase, einen regelmäßigen Mund, mittlerer Statur sei, und besondere Kennzeichen keine vorhanden

wären, „außer daß sie Französisch spreche“. Einen Monat darauf reiste die Frau des Verwalters von einem der Nachbargüter nach Petersburg, um daselbst Geld in die Bank zu legen und ihren Sohn auf's Gymnasium zu bringen. Sophie bat dieselbe sie mitzunehmen. Die Kibitka wurde mit Pilzen, Confect, Mehl, eingemachten und getrockneten Beeren, die zum Geschenk bestimmt waren, vollgeladen; die Frau des Verwalters ließ nur Platz für sich übrig. Sophie setzte sich auf ein Fäßchen, welches auf einer Reise von 900 Werften sie mahnte, daß sie nicht auf Eiderdunen saß. Der Gymnasiast kam auf den Bock: ein schlank gewachsener vierzehnjähriger Junge, der viel rauchte, und entwickelter war, als er schien. Auf der ganzen Reise machte er Sophien den Hof, und wenn ihn nicht die spülichtfarbenen Augen seiner Mutter angeblinzelt hätten, so würde er's vielleicht dem Beltow noch zuvorgethan haben. A propos, Beltow hatte den Versuch gemacht, Sophie zu entführen, als sie von seiner Tante zur Frau des Verwalters fuhr, und es wäre ihm wahrscheinlich gelungen, wenn der Kutscher sich nicht schwer betrunken und vom Wege verirrt hätte. Im ersten Augenblicke des Verdrusses, wo er sich mit dem bittern Geständniß des Fuchses trösten mußte, daß die Trauben sauer waren, schwatzte Beltow sein Abenteuer in Gesellschaft von Spielbrüdern aus, und zwar etwas entstellt. Er gab nämlich vor, seine Tante, eifersüchtig wie alle alten Weiber, habe Sophie mit Gewalt fortgeschickt, die bis über die Ohren in ihn verliebt gewesen; gewissermaßen sei er übrigens froh, daß sie fortgereist, nachdem sie ein sichtliches Zeichen seiner Aufmerksamkeit davongetragen. Bekanntlich sind in Europa die Zigeuner und die Spieler Nomaden, die ein ewiges Wanderleben führen. Kein Wunder also, daß einer von Beltow's Zuhörern schon nach einigen Tagen in Petersburg war; er stand im innigsten Freundschaftsverhältnisse mit der Französin Jouconet, der Eigenthümerin einer Pension. Ma-

dame Jouconet, die bis in ihr vierzigstes Jahr sich alle Tage schnürte, und züchtiger Weise ein Kleid mit hohem Kragen trug, war in Bezug auf die Sittlichkeit ihres Nächsten unerbittlich streng. Unter Anderm erzählte sie ihrem Freunde, daß ein seltsames Geschöpf an ihrer Anstalt Lehrerin geworden: es sei eine Leibeigene der Frau von ***, sie spreche vortrefflich französisch. Der nomadisirende Freund lachte laut auf.

— „Ei, das ist ja eine alte Bekannte. Das ist schön, das ist herrlich! Ha, ha, ha! Die habe ich ja hundert Mal bei Beltow gesehen, zu dem sie Nachts kam, wenn im Hause seiner Tante Alles schlief.“ Dann machte er Madame Jouconet, für den Ruf ihrer Anstalt besorgt, auf den Zustand Sophiens aufmerksam. Madame Jouconet war vor Schreck außer sich und rief: „Quelle démoralisation dans ce pays barbare!“ In ihrem Unwillen vergaß sie Alles in der Welt, sogar daß in derselben Straße, wo sie wohnte, bei der privilegirten Hebamme ein paar Zwillingskinder erzogen wurden, von denen das eine der Madame Jouconet und das andere dem nomadisirenden Freunde ähnlich sah. In der ersten Aufwallung wollte sie einen Polizeioffizier holen, und dann sich zum französischen Consul begeben; doch besann sie sich, daß dies durchaus nicht nöthig sei, und jagte schlechtweg Sophie auf die roheste Weise aus dem Hause, wobei sie in der Eile ihr das Geld zu zahlen vergaß, das sie ihr schuldig war. Madame Jouconet erzählte noch drei andern Pensionsinhaberinnen die schreckliche Geschichte; diese drei theilten es allen übrigen in Petersburg mit. Wohin sich nun das arme Mädchen wandte, überall wurde ihr die Thüre gewiesen. Sie suchte eine Stelle in einem Hause, aber wie hätte sie eine solche finden sollen! Bekannte hatte sie nicht. Endlich bot sich ihr eine, und zwar eine recht vortheilhafte in einer andern Stadt, allein die Mutter holte, ehe sie abschloß, bei Madame Jouconet Erkundigungen ein — und dankte dann der

Vorsehung für die Rettung ihrer Tochter. Sophie wartete noch eine Woche, zählte ihr Geld — sie hatte 35 Rubel und gar keine Aussicht. Die Wohnung, die sie gemiethet, war für sie viel zu theuer, und nachdem sie lange eine andere gesucht, zog sie endlich in die fünfte, wo nicht gar in die sechste Etage eines ungeheuern, dichtbewohnten Hauses. Man mußte durch zwei schmuzige Höfe, die wie der Grund eines noch nicht völlig ausgetrockneten Sees aussahen, um an eine kleine, kaum bemerkliche Thüre an einer colossalen Mauer zu gelangen; von da führte eine feuchte, finstere, morsche Treppe zu einer schwindligen Höhe. Hier bewohnte eine alte Deutsche ein kleines Stübchen. Das arme Weib war an beiden Beinen gelähmt, kauerte, eine halbe Leiche, am Ofen, strickte die ganze Woche Strümpfe, und las am Sonntag Luther's Bibelübersetzung. Das Stübchen maß drei Schritte; von dieser Räumlichkeit schien der alten Deutschen mehr als die Hälfte noch entbehrlich, die sie denn auch sammt dem Fenster, an welchem die ziegelrothe Seitenwand des andern Hauses hinaufragte, zu vermiethen suchte. Sophie unterhandelte mit ihr, und miethete dieses Boudoir. Es war schmuzig, feucht, dunstig; die Thüre ging in einen kalten Corridor, wo zerlumpte, bleiche, rothhaarige Kinder mit scrofulös entzündeten Augen sich herumtrieben. Rings umher war Alles von trunkenen Handwerksgesellen vollgepfropft. Die beste Wohnung in dieser Etage hatten Nähterinnen inne; niemals, wenigstens am Tage, sah man sie arbeiten, aber das Leben, das sie führten, zeigte, daß sie keine Noth litten.

Sophiens Bemühungen, eine Stelle zu finden, blieben vergeblich. Ihre gute Wirthin verwendete sich für sie bei ihrer einzigen Bekannten, auch einer Deutschen, die irgendwo Kinderwärterin war: diese versprach sich zu erkundigen, aber es fand sich Nichts. Sophie entschloß sich zum Aeußersten: sie suchte einen Dienst als

Stubenmädchen. Schon hatte sie eine Herrschaft gefunden, schon waren sie über den Preis einig', als die Dame über das in Sophiens Paß angegebene „besondere Kennzeichen" höchlich erstaunte und zu ihr sagte: „Nein, meine Liebe, ich bin nicht in dem Stande, ein Stubenmädchen zu halten, das französisch spricht." Sophie wurde Nähterin. Die Directrice war mit ihrer Arbeit recht zufrieden, bezahlte ihr fast Alles, was ausbedungen war, und lud sie zu sich zum Thee, statt dessen sie ihr starkes Bier vorsetzte. Sie redete dem Mädchen dringend zu, bei ihr zu wohnen: aber ein gewisser innerer Abscheu hielt Sophie zurück, und sie schlug es aus. Dadurch fühlte sich die Directrice beleidigt, und als Sophie ging, warf sie stolz die Thüre zu und sagte: „Du wirst schon selbst darum bitten! Wie sie wichtig thut, das Fräulein! Bei uns wohnt ein deutsches Mädchen aus Riga, das so hübsch ist wie Du." Abends äußerte sich die Directrice mit bitterm Spott über die arme Sophie gegen den Commissair, der manchmal hier in angenehmer Gesellschaft von seinen Tagesmühen ausruhte. Sie flößte ihm so viel Interesse ein, daß er sofort sich in die Stube der alten Deutschen begab und sie fragte: „Nun, Frau Madame, wie geht's? wie steht's? Sollten doch endlich 'mal auf die Beine." Die alte Frau setzte hastig eine Haube auf, die stets für unvorhergesehene Fälle neben ihr lag, und antwortete: „Was ist zu thun, Gott erhebt mich nicht." — „Aber wo ist denn das Mädchen, die Sophie, die bei Ihnen wohnt?" — „Hier," antwortete Sophie. — „Wo hast Du denn Französisch gelernt? Schelmisch Mädel das! Sprich doch 'mal französisch." — Sophie schwieg. — „Du kannst wol nicht? So sprich doch nur was." — Sophie blieb stumm, und ihre Augen waren voller Thränen. — „Sagen Sie, Frau Madame, spricht sie auch Ihre Sprache?" — „Sehr gut." — „Haben Sie nicht ein Schnäpschen? Ich bin ganz durchfroren." — „Nein," entgegnete die Alte. —

„Das iſt ſchlimm; aber wem gehört denn dieſer Apfel?“ (Den Apfel hatte der Deutſchen ihre Bekannte gebracht, und die arme Frau hob ihn ſich für den Sonntag auf.) „Mir,“ antwortete die Alte. — „Aber Du kannſt ihn doch nicht aufbeißen. Die Franzöſin da möcht' ihn eſſen. Adieu!“ ſagte der Commiſſair, der weiter keinen Schaden anrichtete, und ganz befriedigt mit dem Apfel in der Taſche ſich wieder zu den Nähterinnen begab.

Die Tage vergingen dem armen Mädchen trübe und troſtlos; von Allem gekränkt und gedemüthigt, verkam ſie in dieſem Schmuz. Bei geringerer Bildung würde ſie vielleicht auch hier ſich irgendwie zurecht gefunden haben; aber die Erziehung hatte in ihr ſo viel Zartſinn und ein ſo feines Gefühl entwickelt, daß Alles, was ſie umgab, zehnfach mächtiger auf ſie wirkte. Sie hatte Augenblicke, wo ſie ſo ermattete und alle ihre Geiſteskräfte ſo erſtarrten, daß ſie wahrſcheinlich tief geſunken wäre, hätte nicht die ſchmuzige, widerliche Geſtalt, in der ſich ihr das Laſter zeigte, ſie vor dem Falle geſchüzt. Manchmal hatte ſie den Gedanken, Gift zu nehmen, um nur aus ihrer entſetzlichen Lage herauszukommen. Ihre Verzweiflung war um ſo größer, da ſie ſich Nichts vorzuwerfen hatte; oft erfüllte Haß und Bitterkeit ihr Herz. In einem ſolchen Momente griff ſie einmal zur Feder und ſchrieb, ohne ſich ſelbſt über ihre Abſicht klar zu ſein, in einem gewiſſen feierlichen Zorne folgenden Brief an Beltow:

„Ich will mich nicht länger zurückhalten. Ich ſchreibe Ihnen nur, um noch eine, vielleicht die lezte, Freude in meinem Leben zu haben — die Freude, Ihnen meine ganze Verachtung auszudrücken. Gern gebe ich die lezten paar Kopeken, die ich für Bred beſtimmt, der Poſt hin: mich labt der Gedanke, daß Sie meinen Brief leſen werden. Ihr Benehmen gegen mich im Hauſe Ihrer Tante zeigte mir in Ihnen einen ſittenloſen, muthwilligen Menſchen, einen herzloſen Wüſtling. Noch entſchul-

digte ich Sie, unerfahren genug, mit Ihrer schlechten Erziehung, mit der Gesellschaft, in der Sie Ihr Leben hinbringen, und sagte mir, daß meine seltsame Stellung Sie zu solcher Behandlung herausgefodert. Aber die Verleumdung, mit der Sie diese vollendeten, die elende, niederträchtige Verleumdung, ließ mich das ganze Maß Ihrer Gemeinheit erkennen; ich sage nicht einmal: Bosheit, sondern eben: Gemeinheit. Aus Rachsucht, aus kleinlicher Eigenliebe beschlossen Sie den Ruin eines schutzlosen Mädchens, und scheuten nicht die häßlichsten Lügen. Und was trieb Sie dazu? haben Sie mich denn wirklich geliebt? Fragen Sie Ihr Gewissen.... So freuen Sie sich doch: es ist Ihnen gelungen! Ihr Freund hat mich hier angeschwärzt, man hat mich fortgejagt, mich mit Verachtung behandelt; meine Ohren mußten die fürchterlichsten Schmähungen hören; endlich habe ich keinen Bissen Brod. Darum lassen Sie es sich gesagt sein, daß ich Sie verabscheue, daß Sie ein kleinlicher, verächtlicher Mensch sind; lassen Sie sich das von dem Stubenmädchen Ihrer Tante gesagt sein.... Wie freut mich der Gedanke an den ohnmächtigen Grimm, an die Wuth, mit der Sie diese Zeilen lesen werden! Sie gelten ja für einen anständigen Mann; wenn Ihnen das Einer Ihres Gleichen sagte, nicht wahr, Sie würden ihm eine Kugel durch den Kopf jagen?"

Beltow lag eben, nachdem er Alles verspielt, ärgerlich auf dem Sopha hingestreckt, als der aus der Stadt zurückkommende Diener ihm den Brief Sophiens brachte. Er kannte ihre Handschrift nicht, sah daher aus der Adresse nicht, von wem der Brief war, und öffnete denselben kaltblütig. Bei der ersten Zeile zitterte seine Hand, aber er las den Brief ruhig zu Ende, faltete ihn sorgfältig zusammen, erhob sich, und setzte sich dann wieder nach dem Fenster gewandt. Zwei Stunden brachte er in dieser Stellung zu. Der Thee stand längst auf dem Tische, und er hatte sein Glas noch nicht berührt;

seine Pfeife war längſt ausgeraucht, und er rief nicht den Leibburſchen. Als er wieder zu ſich kam, war es ihm, wie wenn er eine langwierige, ſchwere Krankheit überſtanden hätte: er empfand Schwäche in den Gliedern, Ermattung, Ohrenſauſen, fuhr mit der Hand ein paar Mal über die Stirn, als fühlte er, ob er ſeinen Kopf noch habe; es fror ihn, er war bleich wie die Wand, ging ins Schlafzimmer, ſchickte ſeinen Diener hinaus, und warf ſich ganz angekleidet aufs Sopha.... Nach einer halben Stunde klingelte er, und Tags darauf in aller Frühe raſſelte über den Mühlendamm ein Reiſewagen, den vier kräftige Pferde bergauf zogen. Die Müller kamen heraus und fragten ſich: „Wo reiſt denn unſer Herr hin?“ „Ich hörte, nach Petersburg,“ antwortete Einer von ihnen. Ein halbes Jahr ſpäter raſſelte derſelbe Reiſewagen wieder heran: der Herr brachte die gnädige Frau. Der Dorfpfarrer, welcher Beltow einen Gratulationsbeſuch gemacht hatte, ſagte, als er nach Hauſe kam, mit größter Verwunderung zu ſeiner Gattin: „Weib, weißt Du, wer die gnädige Frau iſt? Die ehemalige Lehrerin, die Wera Waſſiliewna aus Saſſekino hatte. Herr Gott, wie wunderbar ſind deine Werke!“ — „Nun darf wol Niemand an ſie herankommen?“ bemerkte die Frau des Popen, „nicht wahr?“ — „Nein, ich will nicht falſch Zeugniß ablegen,“ entgegnete der Geiſtliche, „ſie iſt freundlich und geſprächig.“

Die Tante Beltow's, die wegen ſeines erſten Streiches mit der Gouvernante nur zwei Tage auf ihn böſe war, konnte zeitlebens die widerwärtige Verbindung ihres Neffen nicht vergeſſen, und er durfte bis an ihr Ende ihr nicht unter die Augen kommen. Sie ſagte oft, ſie würde ein Alter von hundert Jahren erreichen, wenn dieſes unglückliche Ereigniß ihr nicht den Schlaf und Appetit geraubt. So ſcheint nun einmal das weibliche Herz beſchaffen! Frau v. Beltow ihrerſeits konnte die ſchreckliche Erfahrung, die ſie vor ihrer Verheirathung ge-

macht, nicht wieder verwinden. Es gibt zarte und feine Organismen, die eben wegen ihrer Zartheit vom Kummer nicht zerstört werden und ihm scheinbar nachgeben, aber das, was sie erfahren, tief, furchtbar tief in sich aufnehmen, und ihr ganzes Leben sich von dem Einflusse desselben nicht losmachen können. Das Erlittene bleibt wie eine schadhafte Materie in ihrem Blute, im innersten Lebensmark: bald ist es verborgen, bald offenbart es sich mit fürchterlicher Gewalt, und untergräbt die Gesundheit. Eine solche Natur hatte auch Frau von Beltow. Weder die Liebe ihres Mannes noch ihr unverkennbarer wohlthätiger Einfluß auf ihn konnten die Bitterkeit aus ihrer Seele entfernen; sie war menschenscheu, schwermüthig, verschlossen, sah hager und bleich aus, zeigte sich immer mistrauisch und ängstlich, weinte leicht, und saß ganze Stunden allein auf dem Balkon.

Drei Jahre darauf erkrankte Beltow und starb nach fünf Tagen. Sein durch die frühere Lebensweise erschöpfter Körper hatte nicht mehr Kraft genug, das Fieber zu überwinden. Er starb besinnungslos. Sophie trat zu ihm mit ihrem zweijährigen Knaben: er warf einen wilden Blick auf diesen, und das erschrockene Kind streckte die Händchen nach dem andern Zimmer.

Das war ein Schlag, der Frau von Beltow im Innersten erschütterte. Sie hatte den Mann wegen seiner leidenschaftlichen Reue geliebt; sie hatte unter dem Schmutz, der ihm von seiner Umgebung anklebte sein edles Naturell erkannt, seine Sinnesumwandlung gewürdigt, und selbst die zuweilen wiederkehrenden Ausbrüche ausgelassener Heiterkeit und wilden, ungebändigten Wesens an ihm gern gesehen.

Nach dem Tode ihres Mannes wand. sie sich nun mit all ihrer krankhaften Reizbarkeit der Erziehung des Kindes zu. Wenn es in der Nacht unruhig schlief, so schlief sie gar nicht; wenn es unwohl schien, so war sie krank. Mit einem Worte, sie lebte, athmete in dem

Kinde, war seine Wärterin, seine Amme, seine Puppe. Aber auch diese krankhafte Liebe hing mit dem düstern Element ihrer Seele zusammen. Der Gedanke, daß sie das Kind verlieren könne, drängte sich unablässig ihrer Phantasie auf; oft betrachtete sie mit Verzweiflung den schlafenden Knaben, und wenn er ganz ruhig war, hielt sie ängstlich ihre zitternde Hand an seine Lippen. Allein trotz ihrer innern Stimme, wie die Mutter ihre fieberhaften Einbilduugen nannte, wuchs das Kind und war nicht gerade sehr gesund, doch auch nicht krank. Sie kam aus Belo-Pole nicht heraus; der Knabe war ganz allein, und wurde, wie alle einsamen Kinder, früh reif. Aber auch abgesehen von den äußern Einflüssen, zeigten sich an dem Knaben die unzweideutigsten Merkmale entschiedener Begabung und eines energischen Charakters. Nun kam die Zeit zum Lernen. Frau von Beltow begab sich mit ihrem Sohne nach Moskau, um einen Lehrer für ihn zu finden. In Moskau lebte ein Onkel ihres verstorbenen Mannes, ein höchst origineller Mensch, den alle Verwandten haßten, ein launenhafter, müßiger Hagestolz, sehr gescheit aber oft unerträglich durch seine Eigenheiten. Ich kann mich nicht enthalten auch über diesen Sonderling Einiges mitzutheilen. Mich interessiren ungeheuer die Biographien aller mir begegnenden Personen. Das Leben gewöhnlicher Menschen scheint einförmig — aber es scheint nur so. Nichts ist origineller und mannigfaltiger als die Biographien unbekannter Leute, besonders da, wo es nicht zwei Menchen gibt, die eine gemeinsame Idee verbindet, wo jeder flinke Bursch sich auf eigene Faust entwickelt. Wenn ich könnte, würde ich ein biographisches Wörterbuch herausgeben, und begönne z. B. in alphabetischer Ordnung mit Allen, die keinen Bart tragen; der Kürze halber könnten die Lebensbeschreibungen von Gelehrten, Literaten, Künstlern, ausgezeichneten Kriegern, Staatsmännern und überhaupt von Leuten, die allgemeine Interessen beschäftigen, weg-

fallen: deren Leben iſt langweilig; denn Nichts iſt ihr eigen. Talent, Glück, Verfolgungen oder Beifall, ein Leben im Cabinet oder außer dem Hauſe, Tod auf der Hälfte des Weges, Armuth im Alter — Alles gehört der Epoche.

Ich vermeide daher durchaus nicht biographiſche Abſchweifungen; ſie entfalten den ganzen Reichthum der Schöpfung; wer da will, mag dieſe Epiſoden überſchlagen, damit überſchlägt er aber auch die Erzählung.

Alſo die Biographie des Onkels.

Sein Vater, ein Gutsbeſitzer in der Steppe, gab ſich ſtets für einen ruinirten Mann aus, trug ſein Lebenlang einen Pelz ohne Ueberzug, verkaufte ſelbſt auf den Märkten der Gouvernementſtadt Roggen, Hafer und Gerſte, wobei er üblicherweiſe falſch maß und mitunter eine derbe Lection dafür erhielt. Trotz ſeiner zerrütteten Vermögensumſtände brachte er indeß ſeinen Sohn in die die Garde, gab ihm vier Paar Pferde, zwei Köche, einen Kammerdiener, einen rieſigen Lackaien und vier Burſche als hors d'oeuvre mit. In Petersburg begrüßte man in dem jungen Offizier einen Mann von trefflicher Erziehung, d. h. einen, der acht Pferde, zwei Köche u. ſ. w. u. ſ. w. beſaß. Anfangs ging Alles auf's Beſte. Der junge Mann wurde Gardefähnrich; da fiel plötzlich ein wichtiges Ereigniß in ſein Leben. Es geſchah in den ſiebziger Jahren. An einem ſchönen Wintertage fiel ihm ein, durch die Newski-Perſpective eine Schlittenfahrt zu machen. An der Anitſchkow'ſchen Brücke ereilte ihn ein großer dreiſpänniger Schlitten, welcher dem ſeinigen den Vorſprung abzugewinnen ſuchte. Man kennt ein Ruſſenherz. Der Fähnrich rief ſeinem Kutſcher zu: Vorwärts! — Vorwärts! rief im andern Schlitten ein hoher, ſtattlicher, in einen Bärenpelz gehüllter Mann mit donnernder Stimme. Der Fähnrich gewann den Vorſprung. Athemlos vor Wuth verſetzte beim Umlenken der Herr im Bärenpelz mit der Peitſche, die er

in der Hand hielt, dem Kutscher des Fähnrichs einen Streich, wobei er absichtlich den Herrn streifte. „Nicht überjagen, Bestie!“ — „Sind Sie verrückt?“ fragte der Offizier. — „Ich will Ihrem dummen Jungen da das Ueberjagen abgewöhnen.“ — „Ich habe ihn zufahren heißen, mein Herr, und Sie begreifen wohl, daß ich die kaiserliche Uniform zu sehr achte, um sie entehren zu lassen.“ — „Ei seht mir doch den Helden, wer bist Du denn?“ — „Und wer bist Du?“ fragte der Fähnrich, der wie ein wildes Thier auf ihn zustürzen wollte. Der lange Mann warf einen verächtlichen Blick auf ihn, wies ihm seine riesengroße Faust und sagte: „Laß gut sein, Du ziehst den Kürzern.“ Darauf rief er seinem Kutscher zu: Fort! — Ihm nach! rief der Fähnrich, ein paar Worte hinzusetzend, die so allbekannt sind, daß man sie nicht einmal in einem Wörterbuche findet. Der Offizier erfuhr wirklich die Wohnung jenes Herrn, gab es jedoch auf, ihm einen Besuch zu machen. Er beschloß einen Brief an ihn zu schreiben; er hatte eben recht geschickt angefangen, als er wie absichtlich gestört wurde. Der General ließ ihn zu sich rufen und in Arrest bringen. Darauf ward er in die Garnison der Festung Orsk versetzt. Die Festung Orsk steht auf einem hohen Jaspisfelsen, nichtsdestoweniger ist es da recht langweilig. Der junge Offizier nahm ein Exemplar von Crebillon's Romanen mit, und mit dieser erbaulichen Lectüre versehen begab er sich an die Grenze der Ufaischen Provinz. Nach drei Jahren wurde er in die Garde zurückberufen, doch kehrte er aus der Festung Orsk, wie seine Bekannten bald merkten, etwas angegriffen zurück. Er erhielt seinen Abschied und begab sich auf die ihm von seinem Vater hinterlassenen Güter. So zerrüttet die Vermögensumstände dieses armen Mannes gewesen, der immerfort klagte und ächzte und im Pelz ohne Ueberzug herumging, so hatte er doch, freilich nur der Abrundung halber, noch ein paar Nachbargüter angekauft. Der neue Gutsbesitzer

gerieth bald in Streit mit allen ſeinen Verwandten, und reiſte ins Ausland. Drei Jahre verſchwand er auf engliſchen Univerſitäten, dann bereiſte er faſt ganz Europa, Oeſterreich und Spanien ausgenommen, die er nicht leiden konnte. Er ſetzte ſich mit allen Celebritäten in Verbindung, brachte ganze Abende mit Bonnet zu, mit dem er über das organiſche Leben ſprach, unterhielt ſich ganze Nächte beim Becher Wein mit Beaumarchais über deſſen Prozeſſe, ſtand in freundſchaftlichem Briefwechſel mit Schlözer, der damals ſeine berühmte Zeitſchrift herausgab, machte eigens eine Reiſe nach Ermenonville zu dem ſterbenden Jean Jacques, und fuhr ſtolz an Ferney vorbei, ohne Voltaire zu beſuchen. Nach zehn Jahren kam er von ſeiner Reiſe zurück, und verſuchte es, in Petersburg zu leben. Das Petersburger Leben aber behagte ihm nicht, und er ließ ſich in Moskau nieder. Erſt fand er Alles ſonderbar, dann fand Alles ihn ſonderbar. Grund genug hatte man dazu. Er las nur mediciniſche Bücher, vernachläſſigte ſich auffallend, wurde bitter, grillig, fremd und kalt gegen alle Welt.

Drittes Capitel.

Lehrer und Schüler.

Um die Zeit, als Frau von Beltow ſich nach einem Hofmeiſter umſah, kam zu dem alten Sonderling, von einem ſeiner ſchweizer Freunde empfohlen, ein Genfer, der eine Erzieherſtelle ſuchte. Es war ein Vierziger, hager, mit grauem Haar, jugendlich blauen Augen und ſtrenger Rechtlichkeit auf dem Geſichte. Der Mann beſaß eine hohe Bildung, war ein trefflicher Kenner der alten Sprachen, ein guter Botaniker. Die Sache der

Erziehung betrachtete der Schwärmer mit jugendlicher Gewissenhaftigkeit für eine heilige Pflicht. Er hatte alle möglichen Abhandlungen über Erziehung und Pädagogik von Rousseau's Emil und Pestalozzi bis auf Basedow und die Levana gründlich studirt; eines aber hatte er aus diesen Büchern nicht herausgelesen: daß das Wichtigste der Erziehung darin bestehe, den Geist des jungen Menschen mit seiner Umgebung in Einklang zu bringen, daß die Erziehung eine klimatologische sein müsse, daß für jede Epoche wie für jede Gegend, mehr noch für jeden Stand und vielleicht selbst für jede Familie eine eigene Erziehung nöthig sei. Das konnte der Genfer nicht wissen; er hatte das menschliche Herz aus dem Plutarch kennen gelernt, er kannte seine Zeit aus Malte-brun und den Statistiken; er, ein Vierziger, konnte nicht ohne Thränen Schiller's Don Carlos lesen, glaubte noch an Aufopferungsfähigkeit, konnte es dem Napoleon nicht verzeihen, daß er Corsica nicht befreit, und führte Paoli's Portrait bei sich. Freilich war auch er in schmerzliche Berührung mit dem praktischen Leben gekommen, Armuth und Misgeschick drückten ihn schwer: aber gerade dadurch lernte er die Wirklichkeit noch weniger kennen. Traurig schweifte er an den wunderschönen Ufern seines heimatlichen Sees umher, unwillig über sein Schicksal, unwillig über Europa. Da wies ihn seine Phantasie plötzlich nach Norden, nach einer neuen Gegend, die in moralischer Hinsicht, wie Australien in physischer, etwas Eigenes, Neues, Entstehendes in großem Maßstab zeigte. Er schaffte sich Leveque's Geschichte an, las Voltaire's „Peter I.", und begab sich darauf zu Fuße nach Petersburg. Neben seiner jungfräulichen Weltanschauung hatte der Genfer eine gewisse unerschütterliche Gründlichkeit, ja sogar eine eigene Art Kälte; ein kalter Schwärmer aber ist unverbesserlich, er bleibt zeitlebens ein Kind. Frau von Beltow lernte ihn beim alten Onkel kennen. Sie hatte kaum zu hoffen gewagt, daß sie

jenes Ideal eines Lehrers finde, welches sie sich in ihrer Phantasie gestaltet; aber der Genfer kam diesem Ideale nahe. Sie trug ihm einen Gehalt von 4000 Rubeln an, was unter den damaligen Verhältnissen sehr viel war. Der Genfer sagte, er brauche nur 1200, und damit sei er zufrieden. Frau von Beltow äußerte ihre Verwunderung. Er entgegnete kaltblütig, er wolle nicht mehr und nicht weniger haben, als er brauche: sein Budget habe er einmal auf 800 Rubel festgesetzt, und für unvorhergesehene Fälle bestimme er noch 400 Rubel. An Luxus, fügte er hinzu, will ich mich nicht gewöhnen, und ein Capital zu sammeln halte ich für ehrlos.

Diesem Thoren vertraute die Mutter die Erziehung des künftigen Besitzers von Belo-Pole!

Nur der alte Onkel, mit Allem in der Welt unzufrieden, misbilligte auch dies, und während Frau von Beltow außer sich vor Freude war, sagte er (der einzige von allen Verwandten ihres Mannes, der mit ihr umging): „Ach Sophie, Sophie, was begehst Du für Thorheit! Der Genfer sollte hübsch ruhig mein Vorleser bleiben. Wie paßt er zum Erzieher! Bei dem bedarf's noch einer Wärterin: und was wird er aus Wladimir machen? Einen Schweizer! Da bringe den Jungen doch lieber gleich nach Lausanne oder Genf....“ Sophie sah in diesen Worten Egoismus des Alten welcher den Genfer liebgewonnen: aber sie wollte ihn nicht reizen und schwieg. Zwei Wochen darauf begab sie sich mit Wladimir und dem vierzigjährigen Jüngling nach ihrem Gute zurück.

Es war im Frühjahr. Der Genfer begann damit, daß er Wladimir eine Leidenschaft zur Botanik einflößte. Am frühen Morgen gingen sie Pflanzen sammeln, und eine lebensvolle Unterhaltung trat an die Stelle langweiliger Lectionen; jeder Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, war das Thema, und Wladimir hörte mit größter Aufmerksamkeit die Erklärungen seines Lehrers.

Nachmittags ſaßen ſie gewöhnlich auf dem Balkon, der nach dem Garten ging, und der Genfer erzählte von dem Leben großer Männer, beſchrieb weite Reiſen, erlaubte manchmal auch Wladimir, gleichſam zur Belohnung, den Plutarch ſelbſt zu leſen. So vergingen Jahre, und endlich kam die Zeit, Wladimir auf die Univerſität zu bringen. Die Mutter hatte keine rechte Luſt. In dieſen wenigen Jahren hatte ſie, wie nie zuvor, ſich an ſtilles Glück gewöhnt. Ihr war in dieſem ungetrübten, harmoniſchen Leben ſo wohl, daß ſie jede Veränderung fürchtete. Es war ihr zur angenehmen Gewohnheit geworden, auf ihrem traulichen Balkon Wladimir zu erwarten, wenn er von weitem Spaziergang zurückkam. Wie freute ſie ſich über den heitern Jüngling, wenn er, erhitzt und rothglühend, ihr um den Hals fiel! Sie betrachtete ihn mit ſolchem Stolz, mit ſolchem Genuſſe, daß ſie hätte weinen mögen. Wirklich hatte das Aeußere Wladimir's etwas Rührendes: es war ſo edel; es ſprach ſich darin ein ſo gerades, offenes, vertrauensvolles Weſen aus, das Jeden wohlthuend ergriff, aber auch wehmüthig ſtimmte. Wie deutlich ſah man, daß dieſem ſchöngeſtalteten, ſchlanken Knaben mit dem hellen Blick das Leben noch keine einzige Bürde aufgelegt, daß kein Gefühl der Angſt dieſe Bruſt heimgeſucht, keine Lüge über dieſe Lippen gekommen, daß er gar nicht wußte, was ihm mit den Jahren bevorſtehe.

Der Genfer hing an ſeinem Schüler faſt ebenſo wie die Mutter. Oft, wenn er ihn lange betrachtet, ſchlug er die thränenvollen Augen nieder und dachte: auch mein Leben iſt kein verlorenes; ich habe genug, genug an dem Bewußtſein, daß ich die Entwickelung eines ſolchen Jünglings gefördert — mein Gewiſſen wird mir keine Vorwürfe machen!

Wie iſt doch Alles gar ſeltſam verwirrt in dieſer Welt! Weder die Mutter noch der Erzieher dachten natürlich daran, wie viel Bitterkeit und Schmerz ſie Wladimir

durch dieſe einſame Erziehung bereiteten. Sie thaten Alles, daß er nur ja die Wirklichkeit nicht kennen lerne; ſorgfältig verhüllten ſie vor ihm, was in der trüben Welt geſchah, und ſtatt ihn ins kalte Leben einzuweihen, ſtellten ſie ihm glänzende Ideale hin; ſtatt ihn auf den Markt zu führen und ihm die ſchreiende Habgier der Menge zu zeigen, die nach Geld jagt, ließen ſie ihn ein herrliches Ballet ſehen, und machten ihn glauben, dieſe Graxie, dieſe muſikaliſche Vereinigung von Bewegung und Tönen ſei das gewöhnliche Leben. Sie bildeten eine Art moraliſchen Caspar Hauſer..... So war auch der Genfer, aber welch ein Abſtand zwiſchen Beiden! Er, der arme Gelehrte, der leicht von einem Ende der Welt zum andern wanderte, mit ſeinem kleinen Ränzchen, dem Portrait Paoli's, ſeinen Lieblingsgedanken, ſeiner Gewohnheit, ſich mit Wenigem zu begnügen, ſeiner Verachtung des Luxus und ſeiner Arbeitsluſt — was hatte er nur irgendwie mit dem Berufe und der geſellſchaftlichen Stellung Wladimir's gemein!

Aber ſo ſehr auch Frau von Beltow mit ihrem einſamen Leben ſich befreundet hatte, ſo weh es ihr auch that, ſich von dem ſtillen Belo-Pole zu trennen, ſie mußte ſich doch zur Reiſe nach Moskau entſchließen. Gleich nach ihrer Ankunft daſelbſt führte ſie Wladimir zum Onkel. Der Greis war ſehr ſchwach; ſie fand ihn halb liegend in einem Großvaterſtuhl, die Füße mit wollenen Tüchern umhüllt; ſein ſpärliches graues Haar hing in langen Büſcheln über den Schlafrock, um die Augen trug er einen grünen Schirm. „Nun, womit beſchäftigſt Du Dich, Wladimir Petrowitſch?“ fragte der Greis. — „Ich will auf die Univerſität,“ antwortete der Jüngling. — „Auf welche denn?“ — „Auf die Moskauer.“ — „Was ſollſt Du da? Ich habe ſelbſt mehre Profeſſoren gekannt, den Matthiä, den Heym, aber ich glaube doch, es wäre beſſer, Du gingſt nach Oxford; meinſt Du nicht auch, Sophie? Und was willſt Du ſtudiren?“ — „Die

Rechte, lieber Onkel.“ — Der Onkel machte eine verächtliche Miene. „Na, wenn Du nun auch wirklich le droit naturel, le droit des gens, le code de Justinien erlernt haſt, was beginnſt Du dann?“ — „Dann,“ antwortete die Mutter lächelnd, „geht er nach Petersburg, um in Staatsdienſte zu treten.“ — „Ha, ha, ha! da thut's recht noth, die Pandekten und all die Gloſſen zu kennen. Sie wollen doch nicht etwa, Wladimir Petrowitſch, Jurisconſultus werden — ha, ha, ha! — Advokat?... Mach's wie Du's willſt, aber ſoll ich Dir rathen, ſtudire Medicin. Ich hinterlaſſe Dir meine Bibliothek, eine reichhaltige Bibliothek, habe ſie in beſter Ordnung erhalten, und alles Neue verſchrieben. Die Medicin verdient jetzt den Vorzug vor allen andern Wiſſenſchaften. Als Arzt kannſt Du Deinem Nächſten nützlich ſein, curirſt umſonſt — wirſt Dich doch ſchämen, Dich bezahlen zu laſſen — und kannſt ein ruhiges Gewiſſen haben.“

Weder Wladimir noch ſeine Mutter widerſprachen, da ſie die Hartnäckigkeit kannten, mit welcher der Greis an ſeinen Meinungen feſthielt; aber der Genfer konnte ſich nicht überwinden und ſagte: „Freilich iſt die ärztliche Laufbahn eine ſehr ſchöne, doch ſehe ich nicht ein, warum Wladimir Petrowitſch ſich nicht dem Staatsdienſte widmen ſollte, da mit allen Mitteln darauf hingearbeitet wird, daß gebildete junge Leute in den Dienſt treten“. — „Der da will euch und gelegentlich auch mich belehren! Und ich war in Genf, als er noch auf allen Vieren kroch,“ antwortete der launiſche Greis. „Mein lieber citoyen de Genève,“ ſetzte er in weicherm Tone hinzu, „wiſſen Sie wol, es gibt eine ruſſiſche Ueberſetzung des Jean Jacques, da heißt es auf dem Titel: ‚Von dem Genfer Einwohner Rouſſeau‘ —“ hier ſchüttete ſich der Greis vor Lachen aus. Unzählige Male ſprach er von dieſer Ueberſetzung und immer glaubte er etwas Neues zu erzählen. „Wladimir,“ fuhr er nun in bei-

terer Stimmung fort, „schreibst Du nicht etwa auch Verschen?“ — „Ich hab's versucht, lieber Onkel,“ antwortete Wladimir erröthend. — „Thu mir den Gefallen, lieber Junge, schreib' ja keine; nur Taugenichtse schreiben Verse. Lapperei das! Man muß sich mit etwas Ordentlichem beschäftigen.“

Den letztern Rath allein befolgte Wladimir: er schrieb keine Verse. Die Universität aber bezog er nicht in Oxford, sondern in Moskau, und studirte nicht Medicin, sondern Staatswissenschaften. Die Universität vollendete Beltow's Erziehung; bis dahin war er allein gewesen, jetzt gerieth er in eine rauschende Genossenschaft. Hier wurde er sich seiner eigenen Kraft bewußt, hier begegnete ihm die warme Sympathie jugendlicher Freunde, und, allem Schönen erschlossen, widmete er sich eifrig den Studien. Selbst der Dekan war nicht gleichgiltig gegen ihn und fand, daß er nur kürzeres Haar tragen und mehr ehrerbietigen Anstand haben müßte, um ein ausgezeichneter Student zu sein. Endlich kam das Examen, und die Jünglinge erhielten ihre Passirscheine für's Leben. Frau von Beltow traf Anstalten zur Reise nach Petersburg; den Sohn wollte sie vorausschicken, und nachdem sie ihre Angelegenheiten geordnet, ihm folgen. Bevor die Universitätsfreunde sich in der weiten Welt zerstreuten, kamen sie am Abend vor Beltow's Abreise bei ihm zusammen. Alle waren noch voller Hoffnung; die Zukunft öffnete ihre Arme und lockte sie, zum Theil, wie Kleopatra, sich das Recht vorbehaltend, für die Entzückungen zu strafen. Die jungen Leute zeichneten sich riesige Pläne vor..... Keiner ahnte, daß der Eine seine Laufbahn als Bureauchef beschließen würde, nachdem er all sein Hab und Gut verspielt; daß der Andere in der Provinz verknöchern und sich unwohl fühlen würde, wenn er nicht vor Tische drei Gläschen Schnaps getrunken und nach Tische drei Stunden geschlafen; daß der Dritte, ein starrer Beamter, sich erbosen

würde, daß Jünglinge nicht Greise sind, daß sie nicht in Manieren und sittlichen Begriffen seinem Executor gleichen, und eitler Schwärmerei nachhängen.

In Beltow's Ohren tönten noch die Gelöbnisse der Freundschaft und Treue, der Klang der anstoßenden Pokale, als der Genfer, in Reisekleidern, ihn weckte.

Unser junger Schwärmer fuhr entzückt nach Petersburg. Thätigkeit, Wirksamkeit! .... Dort sollen seine Hoffnungen in Erfüllung gehen, dort wird er seine Projecte ausführen, dort das wirkliche Leben kennen lernen, in diesem neuen Brennpunkte Rußlands! — Moskau, dachte er, hat seine Mission vollbracht, es ist das Herz Rußlands, während Petersburg das Gehirn ist. In diesem granitnen Schädel des Reichs ist der Sitz seiner Gedanken ..... Solche und ähnliche Ideen und Metaphern gingen ihm ungesucht im Kopfe herum, er hegte sie mit heiliger Aufrichtigkeit. Unterdessen rollte der Postwagen von Station zu Station, und führte außer unsern Schwärmern noch einen Cavalerieobersten mit grauem Schnurrbart, einen archangelschen Beamten, einen hellblonden Junker, dessen Wangen dunkler waren als sein Haar, und der sich mit seinem Einfluß auf den Conducteur brüstete. Für Wladimir hatten alle diese Personen etwas Neues; er lächelte gutmüthig über den Bürger Archangels, als derselbe so lange in seiner Börse herumsuchte, um ein passendes Geldstück für eine Portion Kohlsuppe zu finden, daß der ungeduldige Oberst für ihn zahlte; es machte ihm außerordentlichen Spaß, daß der gute Mann den Obersten immer Excellenz titulirte, während der Oberst keinen einzigen Gedanken aussprechen konnte, den er nicht mit weit weniger ehrerbietigen Worten anfing und schloß.

Seine Ankunft in Petersburg, sein erstes Erscheinen in der Welt war höchst glücklich. Er hatte einen Empfehlungsbrief an ein altes Fräulein von vielem Gewicht. Das alte Fräulein entschied, als sie den schönen Jüng-

ling sah, daß er sehr gebildet und ein vortrefflicher Sprachenkenner sei. Ihr Bruder stand an der Spitze irgend eines Zweiges der Civilverwaltung; sie stellte ihm Wladimir vor.

Er unterhielt sich einige Minuten mit diesem und war von dessen schlichter Ausdrucksweise, vielseitiger Bildung und lebhaftem, feurigem Geiste wirklich überrascht; er erbot sich ihn in seine Kanzlei aufzunehmen, und empfahl ihn selbst der besondern Aufmerksamkeit des Directors.

Wladimir unterzog sich mit Eifer seiner Aufgabe. Ihm gefiel die Büreaukratie, durch das Prisma eines neunzehnjährigen Jünglings betrachtet — das mühselige, geschäftreiche Wesen, mit Nummern und Registraturen, mit sorgenvollen Mienen und Aktenstößen.

Er sah in der Kanzlei ein Mühlrad, welches die Massen von Menschen, die auf dem halben Erdboden zerstreut sind, in Bewegung setze: er wußte Allem eine poetische Seite abzugewinnen.

Endlich kam auch Frau von Beltow nach Petersburg. Der Genfer blieb noch immer bei ihnen im Hause. In letzter Zeit hatte er sich mehrmals vorgenommen, sie zu verlassen, aber er vermochte es nicht; er hatte sich so in diese Familie eingelebt, so viel von seinem innern Wesen Wladimir mitgetheilt, und verehrte dessen Mutter so hoch, daß es ihm schwer wurde, aus ihrem Hause zu scheiden. Er wurde finster, und kämpfte mit sich selbst — er war, wie gesagt, ein kalter Schwärmer und daher unverbesserlich.

Kurz nachdem Wladimir in den Dienst getreten, saß eines Abends die kleine Familie am Kamin. Der junge Beltow, bei dem sowol die Eigenliebe als das jugendliche Kraftbewußtsein recht entwickelt war, träumte von der Zukunft. Seinen Kopf durchschwärmten mannigfache Hoffnungen, Pläne und Entwürfe. Er träumte sich eine umfassende Wirksamkeit im Staate, der er sein ganzes Leben widmen wollte ... und während

ihn ſo die Zukunftsgedanken hinriſſen, fiel der feurige Jüngling dem Schweizer um den Hals. „Dir habe ich es zu danken,“ ſagte er ihm, „Dir, mein treuer, geliebter Freund, daß ich ein Mann geworden bin! Dir und meiner Mutter danke ich Alles, Alles. Du biſt mir mehr als ein leiblicher Vater.“ Der Schweizer bedeckte die Augen mit der Hand, dann ſah er die Mutter und den Sohn an, wollte Etwas ſagen, ſprach aber Nichts, ſtand auf und trat aus dem Zimmer.

Kaum war er in ſeinem kleinen Cabinet, ſo ſchloß er die Thüre, zog unter dem Sopha ſein ſtaubiges Ränzchen hervor, ſtäubte es ab, und packte langſam ſeine Koſtbarkeiten ein, während er ſie mit Liebe betrachtete. Dieſe Koſtbarkeiten verriethen recht offenbar die ganze unausſprechliche Zärtlichkeit des Mannes. Er bewahrte ſorgfältig eine eingeſchlagene Mappe, ein ſchiefes, unförmliches Ding, welches der zwölfjährige Wladimir zum Neujahrsgeſchenk für ſeinen Lehrer heimlich in der Nacht zuſammengepappt. Ferner bewahrte er ein Aquarellportrait ſeines Zöglings. Wladimir war da in ſeinem vierzehnten Jahre gemalt, mit bloßem Hals, ſonnverbrannt, mit aufblitzendem Geiſte in den Augen, mit jener Miene voll Hoffnung und Zuverſicht, die der Jüngling noch fünf Jahre behielt, und die ſpäter ſich nur in ſeltenen Augenblicken bei ihm zeigte, wie die Winterſonne im Norden, wie etwas Vergangenes, das zu den übrigen Geſichtszügen nicht paßte. Außerdem hatte er einige ſilberne mathematiſche Inſtrumente, welche der greiſe Onkel Wladimir's ihm geſchenkt, die großmächtige Schildpattdoſe, die der Greis immer bei ſich getragen, und die nach deſſen Tode der Schweizer vom Kammerdiener gekauft. Zu dieſen und ähnlichen Schätzen that er noch funfzehn Bücher, die übrigen legte er zurück. Darauf begab er ſich in aller Frühe behutſam nach der Morskaja (Seeſtraße), holte einen Kärrner, ſchaffte ſein Ränzchen und die Bücher mit Hilfe des

Dieners hinaus, und trug diesem auf, zu sagen, er sei auf ein paar Tage über Land gereist. Dann zog er einen langen Ueberrock an, nahm Stock und Schirm, drückte dem Lakaien, welcher ihn bedient hatte, die Hand, und entfernte sich zu Fuße mit dem Kärrner. Helle Thränen rannen ihm auf den Rock.

Nach zwei Tagen erhielt Frau von Beltow, welche über die Abreise des Schweizers höchlich verwundert war, jedoch seine Rückkehr erwartete, folgenden Brief:

„Gnädige Frau! Gestern Abend habe ich vollen Lohn für meine Mühe erhalten. Glauben Sie, dieser Moment bleibt mir unvergeßlich, er wird mich durch mein ganzes Leben als Trost, als meine Rechtfertigung vor mir selbst begleiten. Aber zugleich hat er feierlich mein Werk beschlossen, hat mir deutlich gezeigt, daß der Lehrer nur den Schüler seiner eigenen Entwickelung überlassen müsse, daß durch seinen fernern Einfluß dessen Selbständigkeit mehr leiden als gewinnen könne. Der Mensch wird freilich sein ganzes Leben erzogen, allein es gibt eine Epoche, in welcher er der fremden Erziehung nicht bedarf. Und was könnte ich auch jetzt für Ihren Sohn thun? Er hat mich überflügelt.

Längst schickte ich mich an, Ihr Haus zu verlassen, aber meine Schwäche, meine Liebe zu Ihrem Sohne hielt mich zurück. Wäre ich jetzt nicht geflohen, ich hätte nie diese Pflicht der Ehre zu erfüllen vermocht. Sie kennen meine Grundsätze: ich durfte schon darum nicht bleiben, weil ich es für ein demüthigendes Geschenk halte, fremdes Brod zu essen und mit Ihrem Gelde meine Bedürfnisse zu befriedigen, ohne daß ich dafür arbeite. Sie sehen also, ich mußte Ihr Haus verlassen. Scheiden wir als Freunde, und sprechen wir nicht weiter davon.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich auf dem Wege nach Finnland; von da gedenke ich mich nach Schweden zu begeben. Ich werde so lange reisen, bis

mein Geld aufgegangen iſt, dann will ich mich wieder an die Arbeit machen: ich werde noch Kraft genug dazu finden.

In letzter Zeit habe ich kein Geld von Ihnen genommen. Verſuchen Sie es nicht mir das zu ſchicken, ſondern geben Sie die Hälfte dem Diener, der mich bedient, und die andere Hälfte den übrigen Dienern, die ich Sie bitte freundſchaftlich von mir zu grüßen. Ich habe den armen Leuten oft viel zu ſchaffen gemacht. Die zurückgebliebenen Bücher mag Wladimir von mir zum Geſchenk annehmen; ihm ſchreibe ich beſonders.

Leben Sie wohl, leben Sie wohl, edle, innig verehrte Frau! Geſegnet ſei Ihr Haus! Was kann ich Ihnen übrigens noch wünſchen, nachdem Sie einen ſolchen Sohn haben? Nur Eines: mögen Sie und er lange, recht lange leben!

Ich drücke im Geiſte Ihre Hand."

Sein Brief an Wladimir begann folgendermaßen:

„Nicht der Rath des Lehrers, ſondern Freundesrath ſoll mein letztes Wort an Dich ſein, Woldemar. Du weißt, ich habe keine Verwandten, die mir nahe ſtehen; auch kein Fremder ſteht mir ſo nahe wie Du, trotz des außerordentlichen Abſtandes der Jahre. Auf Deinem Haupte ruht mein Hoffen und meine Zuverſicht. Ich habe mir ein Recht erworben, Woldemar, Dir bei meiner Abreiſe einen freundſchaftlichen Rath zu geben. Wandle auf der vom Schickſal Dir angewieſenen Bahn: ſie iſt ſchön. Nicht Mißlingen und Unglück fürchte ich für Dich: Du haſt Kraft genug, Dem Widerſtand zu leiſten. Ich fürchte Erfolge und Glück; Du ſtehſt auf einem ſchlüpfrigen Pfad. Diene der Sache, aber ſieh Dich vor, daß nicht umgekehrt die Sache Dir diene. Vermenge, mein Woldemar, nicht die Mittel mit dem Zwecke. Der Zweck darf nur die Liebe zum Nächſten,

nur die Liebe zum Guten ſein. Wenn die Liebe in Deiner Bruſt verſiegt, ſo vollbringſt Du Nichts und wirſt Dich täuſchen. Nur die Liebe ſchafft Dauerndes und Lebendiges, aber der Stolz iſt unfruchtbar, denn er braucht Nichts außer ſich."

Den ganzen Brief ſchreiben wir nicht ab: er war drei Bogen lang.

So entſchwand im Leben Woldemar's das lichte, traute Bild ſeines Erziehers.

„Wo mag doch unſer Monsieur Joseph ſein?" ſagten oft Mutter und Sohn. Beide wurden nachdenklich, und ihrer Phantaſie ſchwebte ſeine milde, ruhige, faſt mönchartige Geſtalt vor, im langen Reiſerock, zwiſchen den ſteilen, freien Bergen Norwegens ſich verlierend.

Viertes Capitel.

In der Kanzlei.

Arais hat in einer ziemlich langweiligen Abhandlung nachgewieſen, daß Alles in der Welt erſetzt wird. Freilich darf man, um ſich davon zu überzeugen, nicht zu ſtreng ſein und ſich nicht an Kleinigkeiten halten. Hierauf geſtützt, bitten wir den Leſer um Erlaubniß, ihm gewiſſermaßen als Erſatz für Mr. Joſeph Herrn Oſſip Ewſejitſch vorzuſtellen. Oſſip Ewſejitſch war ein hageres, graues Männchen von ſechzig Jahren, trug eine fadenſcheinige Amtsuniform, und hatte immerfort eine zufriedene Miene und rothe Backen. Seit dreißig Jahren inſpicirte er das vierte Bureau in jener Kanzlei, in die Beltow eingetreten; funfzehn Jahre vor dieſer Zeit hatte er im Kanzleihofe in der ehrenhaften Stellung des Portierſohnes zugebracht, welche ihm eine ariſtokratiſches Ue-

bergewicht über die Kinder der anderen Diener gab. Dieser Mann hätte den besten Beweis abgeben können, daß der Mensch nicht durch weite Reisen, nicht durch akademische Vorlesungen, noch durch einen großen Wirkungskreis ausgebildet wird. Er besaß eine ungewöhnliche Geschäftskunde und Menschenkenntniß, und war ein so feiner Diplomat, daß er gewiß weder Ostermann noch Talleyrand nachgestanden hätte. Von Natur gewandt, klug, hatte er Mittel und Muße vollauf seinen praktischen Verstand zu entwickeln und zu üben, da er seit seinem funfzehnten Jahre in der Kanzlei saß. Ihn störten weder Studien noch Lectüre, weder Phrasen noch unausführbare Theorien, in denen unsere Einbildungskraft ausschweift, weder der Glanz gesellschaftlichen Lebens, noch Träume der Ehrsucht oder poetische Phantasien.

Während er Akten ins Reine schrieb, und dabei die Menschen im Unreinen betrachtete, gewann er mit jedem Tage eine tiefere Kenntniß der Wirklichkeit, ein richtigeres Verständniß der Umgebung, und sichern Tact, der ihn gefahrlos durch die oft unbemerklichen, aber schlammigen und äußerst verderblichen Untiefen des Kanzleilebens leitete. Die Hauptchefs, die Directoren, die Bureauchefs wechselten, aber der Secretair am vierten Bureau blieb unverändert, und Alle hatten ihn lieb, weil er unentbehrlich war, und weil er dies sorgfältig barg. Alle zeichneten ihn aus und ließen ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil er sich ganz unbemerkbar zu machen suchte. Alle Angelegenheiten der Kanzlei wußte er, behielt er im Gedächtniß, von ihm erfuhr man Alles wie aus einem Archiv, und doch drängte er sich nicht vor. Der Director trug ihm eine höhere Stelle an — er blieb dem vierten Bureau getreu. Er sollte ein Kreuz erhalten — dem entzog er sich auf zwei Jahre, indem er statt dessen sich eine Gratification erbat, nur, um nicht vom Secretair des dritten Bureaus beneidet zu werden. So war er in allen Dingen. Kein Privatmann klagte ihn jemals der Hab-

ſucht an, keiner ſeiner Collegen hatte ihn im Verdacht der Uneigennützigkeit. Man kann ſich vorſtellen, wie viele verſchiedene Rechtsſachen in einem Zeitraume von fünfundvierzig Jahren ihm durch die Hände gingen: keine brachte jemals Oſſip Ewſejitſch außer ſich, über keine wurde er unwillig, verlor er ſeine gute Laune. Sein Lebenlang verſetzte er ſich nie im Geiſte von der Rechtspflege auf dem Papier in die wirklichen Zuſtände und Perſonen. Er betrachtete die Rechtsſachen gewiſſermaßen abſtract, wie eine große Reihe zahlreicher Relationen, Mittheilungen, Berichte und Anfragen, die in beſtimmter Ordnung zurechtgelegt, nach beſtimmten Regeln zunahmen. Wenn er eine Sache in ſeinem Bureau beförderte, oder, wie die poetiſchen Secretaire ſich auszudrücken pflegen, ſie in Fluß brachte, ſo hatte er, wie ſich von ſelbſt verſteht, vor allen Dingen im Auge, daß dieſelbe aus ſeinem Bureau fortkam, und ſchloß ſeinerſeits, je nachdem es ihm am bequemſten war, mit einer Relation nach Krasnojarsk, von wo die Akten nicht vor zwei Jahren zurückgelangen konnten, oder mit der Abfaſſung eines Beſcheids, oder, was ihm am liebſten war, mit Ueberweiſung der Sache an eine andere Kanzlei, wo dann ein anderer Bureauſecretair dieſes Patienceſpiel nach denſelben Regeln beendete. Er war ſo unparteiiſch, daß er z. B. gar nicht daran dachte, es könnten Leute an den Bettelſtab kommen, bevor die Relation aus Krasnojarsk zurückgelangte. — Themis muß blind ſein ....

Dieſer ehrenwerthe Mann zog einmal (es war drei Monate nach Beltow's Anſtellung) als er die abgeſchriebenen Akten durchgeſehen und vier Schreibern neue Nahrung gegeben, ſeine emailſilberne Doſe hervor, und reichte ſie dem Aſſiſtenten mit den Worten hin: „Verſuchen Sie 'mal, Waſſili Waſſiljewitſch, dieſen Tabak; es hat ihn mir ein Freund aus Tambow gebracht.“

„Prächtiger Tabak!“ rief der Aſſiſtent nach einer

Minute, in welcher er zwischen Tod und Leben schwebte, nachdem er nämlich eine gewaltige Prise des trockenen hellgrünen Staubes geschnupft.

— „Der packt, nicht wahr?" sagte der Secretair höchst zufrieden, die Nase seines Assistenten so erschüttert zu haben.

„Ach ja, Ossip Ewsejitsch," versetzte der Assistent, der nach und nach von dem Anfall sich erholte, und mit seinem blauen Taschentuche sich Augen, Nase, Stirn, selbst das Kinn wischte: „ich habe Sie noch nicht gefragt, wie Ihnen der neuangestellte junge Mann aus Moskau gefällt."

— „Ein gewandter Kerl scheint's. Wie es heißt, hat Se. Excellenz ihn selbst angestellt."

„Ja, gewiß, er hat was los, das läßt sich nicht leugnen. Gestern hört' ich ihn mit Pawel Pawlitsch streiten; der, wissen Sie, leidet keinen Widerspruch, und dieser Beltow bleibt keine Antwort schuldig. Pawel Pawlitsch wurde böse; ich sage Ihnen, rief er, es ist so und so — worauf Beltow: ich bitte Sie, es ist so und so! Ich freute mich, wie ich's von Weitem sah. Als Beltow sich entfernte, wissen Sie, da sagte Pawel Pawlitsch zu seinem Freunde: «Da hatte Einer 'mal Ordnung in der Kanzlei, wenn solche Leutchen hineingebracht werden. Ich mache mir übrigens Nichts aus der Universität; ich will ihm schon den Eigensinn abgewöhnen; ich kümmere mich nicht darum, durch wen er seine Stelle bekommen.»"

— „Schöne Dinge das!" sagte der Secretair, auf welchen diese Erzählung sichtlich auch einen freudigen Eindruck machte. „Also gleichviel, wer ihn angestellt hat? Ei, ei, Pawlitsch. Sagte er ihm das ins Gesicht?"

„Nein. Zuletzt fügte er noch Etwas auf französisch hinzu. Ich gestehe, wie ich mir die Geschichte ansah, da dacht' ich, wissen Sie: ich und Ossip Ewsejitsch werden noch immer im vierten Bureau sitzen, wenn der

ſchon drin reſidirt —“ er wies nach dem Directorialzimmer.

— „Ei, Waſſili Waſſiljewitſch!“ entgegnete der Secretair. „Ein ſo geſcheiter Mann wie Du, ſollte man meinen, müßte ſich doch auf Alles verſtehen, und doch kannſt auch Du ſo oberflächlich urtheilen. Lieber Freund, ich habe in meinem Leben genug Material geſehen aus dem tüchtige Beamte und Kanzleichefs werden. Der da hat kein Härchen von Dem, was noth thut. Was hilft's, daß er geſcheit und thätig iſt — wie lange hält das vor? Willſt Du, ſo wette ich mit Dir um eine Flaſche Rothwein, daß er's nicht bis zum Secretair bringt.“

„Wetten mag ich nicht: aber geſtern habe ich Schriften von ihm geleſen, weiß Gott, er ſchreibt trefflich. Nur in Gretſch's «Sohn des Vaterlandes» iſt mir ſolcher Styl vorgekommen.“

„Hab' auch welche geſehen: hab' freilich alte Augen, bin aber doch noch nicht blind. Er kennt die Form nicht. Und wär's noch aus Unwiſſenheit oder aus Ungewohnheit, ſo hätte das nicht viel zu ſagen, ſo würde er's noch einmal lernen — aber bei ihm liegt's daran, daß er zu geſcheit iſt. Aus jeder Rechtsſache macht er einen Roman und das Wichtigſte läßt er aus. Von wem mitgetheilt, ob auf dem gehörigen Wege, wem es zuzuſtellen ſei, das iſt ihm Alles gleich. Das heißt man auf gut ruſſiſch: «vom Dache anfangen»! Und ſag's ihm Einer, ſo iſt er im Stande, uns alte Leute zu belehren. Nein, lieber Freund, was ein tüchtiger Kerl iſt, den erkennt man auf den erſten Blick. Anfangs dacht' ich ſelbſt: er ſcheint nicht dumm, macht vielleicht ſeine Carrière; iſt zwar noch nicht eingeübt, aber es kommt ſchon, er wird ſich gewöhnen. Doch nun iſt er ſchon drei Monate hier, und trägt ſich mit allerlei Plunder herum, ereifert ſich, als ging's ſeinem leiblichen Vater an's Leben, verzeih' mir's Gott! und er müßte retten.

Na, damit kommt man nicht weit. Ich kenne solche Bursche: er ist der Erste nicht und der Letzte nicht. Jeder kommt da mit Phrasen angesaust: „ich will die Misbräuche ausrotten" und weiß doch selbst nicht, was das für Misbräuche sind, worin sie bestehen ... Lärmt und lärmt, und bleibt doch sein Lebenlang ein unbeachteter Beamter, und aus Aerger spottet man dann über uns, wir wären Nichts als die Handlanger der Kanzlei! Aber diese Handlanger machen Alles. Wenn so ein Herrchen in eigener Angelegenheit eine Bittschrift an das Civiltribunal einzureichen hat, wer hilft ihm? So ein Handlanger!.... Die faulen Schlingel!" schloß der beredte Secretair.

In der That war dieses Raisonnement ein wohlbegründetes, und die Ereignisse bestätigten es nur zu bald. Beltow verlor seinen Eifer für die Kanzleithätigkeit, vernachlässigte Alles und wurde sehr reizbar. Der Chef ließ ihn rufen, und redete zu ihm wie eine zärtliche Mutter — es half Nichts. Der Director machte ihm Vorstellungen wie ein zärtlicher Vater, so rührend und so schön, daß der Executor, der zufällig zugegen war, sich der Thränen nicht enthalten konnte, und der Mann war nicht leicht zu rühren — das wußte das ganze unter seinem Oberbefehl dienende Wachtpersonal. Beltow vergaß sich so weit, daß er gerade diesen verwandtschaftlichen Antheil fremder Leute, gerade diese väterlichen Wünsche, ihn zu bessern, sehr übel nahm. Mit einem Worte, drei Monate nach jener Unterredung des Secretairs Ossip Ewsejitsch mit seinem Assistenten war Ersterer über einen Schreiber ungehalten, der Etwas nicht recht gemacht, und sagte: „Wann wirst Du endlich was lernen? Wie oft habe ich Dir Alles vorschreiben müssen, was Du zu schreiben hattest! Das kommt Alles daher, daß Du den Dienst nicht im Sinne hast, sondern im feinen Röckchen auf dem Admiralitätsboulevard Dirnen nachschlenderst. Ich sah es mehr als ein Mal ... Nun

ſchreibe: «Und zum freien Aufenthalt im ruſſiſchen Reiche iſt ihm, dem verabſchiedeten Gouvernementsſecretair Beltow, dieſer Paß ertheilt mit der erforderlichen Unterſchrift und unter Beidrückung des kaiſerlichen Inſiegels.» Biſt Du fertig? Gib her! Nun geh' und trag's gleich hin, und wenn's unterſchrieben iſt zum Regiſtrator: das Siegel kommt hier auf die Seite, ſiehſt Du, bei den Worten «zu dieſem Paß»... Er wird ihn morgen abholen.

„Nun, Waſſili Waſſiljewitſch, Sie wollten keine Wette eingehen: jetzt ſäßen Sie drin. Das muß man ſagen, hat's flink gemacht.“

— „Er hat nur vierzehn Jahre und ſechs Monate zu wenig gedient, um das fünfzehnjährige Dienſtzeichen zu erhalten,“ witzelte der Aſſiſtent. Der Secretair und mit ihm das ganze Bureau brach in Gelächter aus.

Mit dieſem olympiſchen Gelächter ſchloß die Dienſtlaufbahn unſers lieben Wladimir Petrowitſch Beltow. Dies war zehn Jahre vor jenem denkwürdigen Tag wo der Herr Rath mit dem Annenorden beim Polizeimeiſter zu Tafel war, und in dem Augenblicke als der Pudding auf den Tiſch kam, plötzlich die Poſtglocke erklang, Maxim Iwanowitſch es nicht aushielt, und ans Fenſter eilte.

Fünftes Capitel.

Studien und Reiſen.

Was nahm denn aber Beltow im Laufe dieſer zehn Jahre vor?

Alles, oder beinahe Alles.

Was vollbrachte er?

Nichts, oder faſt Nichts.

Wer kennt nicht die alte Bemerkung, daß Kinder, die zu große Erwartungen erregen, ihnen ſelten entſprechen! Woher kommt das? Entwickeln ſich denn die Kräfte des Menſchen in ſo beſtimmtem Maße, daß, wenn ſie in der Jugend verbraucht werden, im reifern Alter Nichts mehr übrig bleibt? Eine ſchwierige Frage. Ich kann und will ſie nicht löſen, glaube jedoch, daß ihre Löſung eher in der Atmoſphäre, in der Umgebung, in Einflüſſen und Berührungen zu ſuchen iſt, als in irgend einer abgeſchmackten pſychologiſchen Einrichtung. Dem ſei nun, wie ihm wolle, an Beltow bewährte ſich jene Bemerkung. Mit jugendlicher Hitze und der Ungründlichkeit eines Schwärmers zürnte er den Umſtänden, und gelangte mit innerm Schrecken in Allem faſt zu derſelben Conſequenz, welche Oſſip Ewſejitſch ſo beredt ausdrückte. „Die Handlanger machen's allein!“ Ja wohl, und dies, weil die Idealiſten Nichts thun, weil ſie der Menſchheit nur den Wunſch, nur den Drang darbringen, der oft edel aber faſt immer fruchtlos iſt.

An einem Morgen, keinem ſchönen juſt, doch einem echt Petersburger, wo die Ungemächlichkeiten aller vier Jahreszeiten ſich vereinigten, Schnee und Regen an die Fenſter ſchlug, und um elf Uhr noch kein Tageslicht zu ſehen war, ſaß Frau von Beltow an demſelben Kamin, an welchem die letzte Unterhaltung mit dem guten Schweizer ſtattgefunden. Wladimir lag auf einem Ruhebette, mit einem Buch in der Hand, das er bald las, bald nicht las und endlich entſchieden bei Seite legte. Nachdem er lange in trägem Nachdenken dageſeſſen, ſagte er: „Wiſſen Sie, liebe Mutter, was mir eingefallen: der Onkel hatte doch wol Recht, daß er mir rieth, Medicin zu ſtudiren. Wie meinen Sie, ſoll ich mich nicht der Medicin widmen?“

— „Wie Du willſt, liebes Kind,“ antwortete Frau von Beltow mit gewohnter Sanftmuth. „Eins nur

ſchreckt mich, Wladimir. Du wirſt Dich Kranken nähern müſſen, und es gibt anſteckende Krankheiten.“

„Mütterchen,“ ſagte Wladimir lächelnd, und faßte mit Zärtlichkeit ihre Hand. „Sie ſind eine liebeerfüllte Egoiſtin. Gefahrloſer iſt's freilich, die Hände in den Schoos zu legen, aber ich glaube, zur Unthätigkeit gehört ebenſo Beruf, wie zur Thätigkeit. Nicht Jeder, der es will, kann müſſig gehen.“

— „Verſuch's,“ ſagte die Mutter.

Am andern Morgen fand ſich Wladimir im Saale des anatomiſchen Theaters ein, und mit demſelben Eifer, mit dem er an die Akten in der Kanzlei ging, beſchäftigte er ſich nun mit der Anatomie. Allein er brachte in dieſes Auditorium nicht jene reine Liebe zur Wiſſenſchaft mit, die ihn auf der Moskauer Univerſität beſeelte. Was er ſich auch einbilden mochte, die Medicin war für ihn doch nur eine Zuflucht; das Fehlſchlagen ſeiner früheren Entwürfe, Langeweile, Müſſiggang trieb ihn zu ihr. Zwiſchen dem heitern Studenten und dem verabſchiedeten Kanzleibeamten, dem Dilettanten der Medicin war ſchon ein großer Abſtand. Sein durchdringender Geiſt fand bald in der neuen Beſchäftigung auf jene Fragen, über welche die Medicin ein gelehrtes Schweigen beobachtet, und von deren Löſung alles Uebrige abhängt. Er blieb bei ihnen ſtehen, und wollte ſie mit Sturm, mit verzweifeltem Ideenmuth erobern — er ließ außer Acht, daß dieſe Löſungen die Frucht langer, unausgeſetzter, raſtloſer Arbeit ſind. Zu ſolcher Arbeit war er nicht fähig, und nun erkaltete er ſichtlich und wandte ſich von der Medicin, beſonders aber von den Aerzten ab. In ihnen fand er ſeine Collegen aus der Kanzlei wieder; er verlangte, daß ſie ihr ganzes Leben den ihn beſchäftigenden Fragen widmeten, daß ſie an das Krankenbett wie an eine hohe, heilige Handlung gingen — ſie aber wollten Abends Karten ſpielen, ſie wollten Praxis haben, ſie hatten keine Zeit! Nein, dachte Wladimir,

nein, ich mag nicht Arzt sein! Ich wäre ja gewissenlos, wagte ich es bei dem gegenwärtigen Meinungsstreit in allen physiologischen Fragen Kranke zu curiren. Weg mit allem Praktischen! Wie passe ich zum Beamten, wie passe ich zum Gelehrten? Ich ... ich ... ich getraue mir's nur nicht zu bekennen ... ich bin Künstler!

Bei der Abzeichnung eines Schädels war Beltow inne geworden, daß er Künstler sei. Gedacht, gethan. Die untern Fensterscheiben in seinem Cabinet wurden verhängt. Neben zwei Schädeln kam eine kleine Venus zu stehen; überall erschienen, wie aus dem Boden gewachsen, Gipsköpfe mit dem Ausdruck des Schreckens, der Scham, der Eifersucht, wie die gelehrte Bildhauerkunst ihn wiedergibt, d. h. so, wie diese Leidenschaften in der Natur sich nicht äußern. Wladimir trug nun langes Haar, und ging den ganzen Morgen in einer Blouse herum — dies Proletariercostüm fertigte ihm ein aristokratischer Schneider auf der Newsky-Perspective.

Jede Woche begab sich Beltow in die Eremitage und saß eifrig an der Staffelei ... Die Mutter schlich sich bisweilen auf den Zehen in's Cabinet, um den künftigen Tizian in seiner Beschäftigung nicht zu stören. Er sprach viel von Italien und einem historischen Bild in modernem, effectvollem Geschmack: er componirte die Begegnung des aus Sibirien zurückkehrenden Biron mit dem nach Sibirien reisenden Münnich: rings eine Winterlandschaft, Schnee, Kibitken und die Wolga.

Es versteht sich von selbst, daß auch die Malerei Beltow nicht ganz befriedigte: innerlich fehlte ihm das Behagen an der Arbeit, außen der rechte Kunstboden, der lebhafte gegenseitige Verkehr, welcher den Künstler aufrecht hält. Nichts foderte seine Thätigkeit heraus: sie war überflüssig und blos von seiner persönlichen Neigung bedingt. Am meisten aber störten ihn seine frühern Träumereien von einer Wirksamkeit im Staatsleben. Nichts ist für eine feurige Natur lockender, als der An-

theil an der Tagesgeschichte. Wer einmal dem Gedanken an eine solche Thätigkeit Raum gegeben, der ist für jedes andere Gebiet verdorben. Wohin er sich auch wende, er bleibt überall fremd, es ist nicht sein eigentliches Feld. Er überträgt die politische Debatte in die Kunst, er zeichnet seine Tendenz, wenn er Maler wird, singt sie, wenn er Musikant wird. Bei jedem Uebergang in eine andere Sphäre täuscht er sich, wie Jemand der seine Heimat verläßt sich zu überreden sucht, es sei ja doch gleich, seine Heimat sei überall, wo er wirken könne — während eine innere Stimme, die nicht zum Schweigen zu bringen ist, ihn an andere Orte, an andere Lieder, an eine andere Natur mahnt.

Diese Gedanken stiegen dunkel in Belton's Geiste auf, ohne daß er sich darüber Rechenschaft zu geben wußte. Mit Neid betrachtete er manchen Deutschen, der im Clavier lebte, von Beethoven beseligt war, und die Zeitgeschichte ex fontibus, d. h. aus den alten Classikern, studirte.

Dazu kamen die langen Petersburger Abende, an denen man nicht zeichnen kann ... Diese Abende brachte Wladimir sehr oft bei einer leidenschaftlichen Freundin der Malerei zu. Es war eine junge, schöne Witwe mit allem Reiz des Luxus und der feinen Bildung. In ihrem Hause sprach Wladimir ängstlich das erste Wort der Liebe aus, und unterzeichnete dreist den ersten Wechsel auf eine ungeheure Summe, die er an jenem glücklichen Abend verlor, wo er, zerstreut und trunken, ohne die geringste Aufmerksamkeit spielte. Wie konnte er aber auch an's Spiel denken! Sie saß ihm gegenüber und in ihren Augen las er so deutlich Liebe und Theilnahme.

Doch ich will euch jetzt nicht die ganze Geschichte meines Helden erzählen: es sind an sich gewöhnliche Ereignisse, nur daß sie in seiner Seele sich nicht eben in gewöhnlicher Weise abspiegelten. Ich erwähne nur

in aller Kürze, daß er nach der Liebeserfahrung, die ihm viel Lebenskraft gekostet, und nach mehren Wechseln, in denen sehr viel Geld aufging, in's Ausland reiste, um Zerstreuungen, neue Eindrücke, Beschäftigung und dergleichen zu suchen. Seine kranke, vor der Zeit gealterte Mutter aber begab sich nach Bälo-Pole, um die durch die Wechsel entstandenen Breschen auszubessern, um mit jahrelangen Sorgen und Mühen den augenblicklichen Leichtsinn ihres Sohnes gut zu machen und neues Geld zusammenzuscharren, damit ihr Wladimir in der Fremde Nichts entbehre. Alles dies wurde der Frau von Beltow gar nicht leicht: so sehr sie auch ihren Sohn liebte, so hatte sie doch nicht solche Fähigkeiten wie ihre ehemalige Herrin, die Besitzerin Sassekinos. Zur Nachsicht geneigt, wurde sie stets übervortheilt; und es war nicht Nachlässigkeit, nicht Mangel an Einsicht, daß sie es geschehen ließ — ein feines Zartgefühl hielt sie ab, zu zeigen, daß sie es wohl wisse. Die Bauern von Bälo-Pole segneten ihre Herrin, und zahlten ihr pünktlich den Erbzins. Beltow schrieb seiner Mutter oft. Da konnte man sehen, daß es eine andere Liebe gibt, die nicht so stolz und so anspruchsvoll ist, sich ausschließlich diesen Namen zuzueignen, aber eine Liebe, die weder durch die Jahre noch durch Krankheit erkaltet, die im greisen Alter mit zitternden Händen einen Brief öffnet, und heiße Thränen über die theuen Zeilen vergießt. Des Sohnes Briefe waren für Frau von Beltow eine Lebensquelle, die sie stärkten, sie trösteten. Hundert Mal las sie jeden seiner Briefe. Deren Inhalt aber war betrübend, obgleich voller Liebe, obgleich Vieles dem schwachen Herzen der Mutter verschwiegen ward. Man sah, daß den jungen Mann Langeweile verzehrte, daß er der Rolle des Zuschauers, welche der Reisende spielt, überdrüssig geworden. Er hatte ganz Europa kennen gelernt, und fand Nichts zu thun: um ihn war Alles beschäftigt, wie es in der Regel die Leute zu

Hauſe ſind; er ſah ſich als Gaſt, dem man einen Platz anbietet, den man mit Artigkeiten überhäuft doch in die Familiengeheimniſſe nicht einweiht, und der endlich nach Hauſe gehen muß. Allein bei der bloßen Erinnerung an ſeine Petersburger Abenteuer (wahrſcheinlich an die Wechſel liebende Witwe) überkam Beltow Mismuth, und ohne zu wiſſen, wozu, reiſte er von Paris nach London. Einige Monate vor ſeiner Zurückkunft erhielt die Mutter einen Brief von ihm aus Montpellier: er theilte ihr mit, daß er nach der Schweiz reiſe, daß er ſich auf den Porenäen eine leichte Erkältung zugezogen, und daß er daher noch fünf Tage in Montpellier bleiben wolle. Er verſprach ihr, nach ſeiner Abreiſe von da zu ſchreiben: von der Rückkehr nach Rußland keine Silbe. „Eine leichte Erkältung!“ Das machte der Mutter ſchon Sorge und Angſt, und ſie wartete ſehnlichſt auf ſeinen nächſten Brief. Aber zwei Wochen vergingen und es kam kein Brief; ein Monat — noch immer kein Brief. Die arme Frau hatte nicht einmal den letzten Troſt in der Ferne — die Gewißheit, daß ihre Briefe dem Sohne zukommen. Nur um ſich das Herz zu erleichtern, ſchickte ſie zwei Briefe nach Paris confiées aux soins de l'embassade Russe, ohne zu wiſſen, ob er dieſelben erhalten würde. Jedesmal, wenn ſie zu Bette ging, befahl ſie der Dunja, den Kutſcher in aller Frühe zu Pferde nach der Kreisſtadt zu ſchicken, um ſich zu erkundigen, ob ein Brief da ſei, und doch wußte ſie recht gut, daß die Poſt nur ein Mal in der Woche ankam. Der Poſtmeiſter in der Kreisſtadt, ein guter Alter, war der Frau von Beltow von Herzen ergeben. Er ließ ihr jedesmal ſagen, daß noch keine Briefe da wären, daß, ſo wie einer ankäme, er ihn ſelbſt überbringen oder durch eine Staffette ſchicken würde. Und mit dumpfem Schmerz vernahm die Mutter dieſe Antwort, nachdem ſie mehre Stunden in unruhiger Erwartung zugebracht. Schon flieg in ihr der Gedanke auf, ſelbſt hinzureiſen, ſchon wollte ſie

nach ihrem Nachbar schicken, einem verabschiedeten Artilleriehauptmann, an den sie sich mit allen juridischen Fragen wandte. Diesmal wollte sie von ihm erfahren, wo man Pässe ins Ausland erhalte, in der Finanzkammer oder im Kreisgericht... Die Tage der Erwartung wurden ihr um so länger, da es Herbst war, das abgefallene Laub unter den Füßen knisterte, und ganze Tage der Regen unaufhörlich strömte. Eines Abends bat ihr Kammermädchen sie um die Erlaubniß, zur Vesper zu gehen. „Kannst gehen," sagte sie: „aber, was ist denn morgen?"

— „Haben Sie vergessen, daß morgen der siebzehnte September, Ihr Namenstag, ist?"

„Geh Du nur, und bete auch für Wladimir," sagte Frau von Beltow, während ihr Thränen in die Augen drangen.

Der Mensch bleibt bis in sein hundertstes Jahr ein Kind, und wenn er fünfhundert Jahre lebte, von einer Seite seines Wesens würde er immer Kind sein. Es wäre auch schade, wenn er diese Seite verlore: sie ist voller Poesie. Was ist denn eigentlich ein Namenstag? warum empfindet man an diesem Tage Kummer oder Freude lebhafter als Tags zuvor oder Tags darauf? Ich weiß nicht warum, aber es ist so. Nicht blos der Namenstag, jeder Jahrestag hat für uns etwas Ergreifendes. Heute, glaube ich, ist der dritte März, bemerkt Jemand, der einen Auctionstermin nicht versäumen will. — Der dritte März! ja wohl, der dritte März, entgegnet ein Anderer, und denkt acht Jahre zurück. Er erinnert sich des ersten Wiedersehens nach einer Trennung, er erinnert sich aller Einzelheiten, und setzt mit einem gewissen feierlichen Gefühle hinzu: „Heut sind's gerade acht Jahre." Er fühlt, das ist ein Feiertag, und es fällt ihm nicht ein, daß es am dreizehnten März gerade acht Jahre und zehn Tage sein werden, daß jeder Tag ein Jahrestag ist. So war's auch mit Frau von Beltow. Der Gedanke

an die Trennung, an das Ausbleiben der Briefe wurde ihr ſchmerzlicher, drückender, als ſich mit ihm der Gedanke paarte, daß Wladimir nicht kommen würde ihr zu gratuliren, daß er vielleicht auch dort die Gratulation vergeſſe. Sie verſank in trübes Sinnen: es ſchwebte ihrer Phantaſie vor, wie ſie vor funfzehn Jahren an ihrem Namenstage den ganzen Saal mit Blumen geſchmückt fand, wie Wladimir ſie nicht hineinließ und ſie täuſchte, wie ſie das errieth, aber ſich nicht merken ließ, wie Mr. Joſeph dem Wladimir eifrig Kränze winden half — dann dachte ſie ſich Wladimir in Montpellier krank, in den Händen eines habſüchtigen Gaſtwirths ... und nun fürchtete ſie ſich, ihrer Phantaſie freien Lauf zu laſſen, und ſuchte ſich mit dem Gedanken zu tröſten, daß vielleicht Mr. Joſeph ihm dort begegnet und bei ihm geblieben ſei. Er iſt ſo zärtlich, ſo gut, er liebt Wladimir ſo ſehr, er wird ihn pflegen, wird die Verordnungen des Arztes ſtreng erfüllen, wird auf ihn Acht haben, wenn er ſchläft. Aber wie käme Joſeph nach Montpellier? Warum denn nicht? Wladimir konnte ihm, als ſeinem Freunde, geſchrieben haben ... allein. ... Und wieder wurde es ihr unerträglich ſchwer um's Herz, und eine Reihe düſterer Bilder, mit heitern Erinnerungen durchſchlungen, zog die ganze Nacht durch ihre Seele. Am andern Tage wurde Frau von Beltow vielfach in Anſpruch genommen und, ſo weit es möglich war, abgezogen. Vom frühen Morgen an füllte die Ariſtokratie Bälo-Pole's den Vorſaal; vornan ſtand der Bauernälteſte im blauen Kaftan, und hielt auf einer ungeheuren Schüſſel eine Brezel von rieſiger Größe, die er durch einen Dorfwächter aus der Kreisſtadt hatte holen laſſen: der durchdringende Oelgeruch dieſer Brezel ſicherte ihre Unantaſtbarkeit; rings herum, am Rande der Schüſſel, lagen Apfelſinen und Hühnereier. Zwiſchen den ſchönen und impoſanten Köpfen unſerer bärtigen Bauern fiel blos der Gerichtshalter durch ſeine abſtechende Tracht und

sein Aussehen auf. Er hatte sich nicht allein rasirt, sondern stellenweise sogar geschnitten: denn seine Hand hatte (ich weiß nicht, ob vom vielen Schreiben, oder weil er keinen schönen ländlichen Morgen begrüßte, ohne in der Schenke ein paar Gläschen geleert zu haben) die seltsame Gewohnheit zu zittern, was ihm beim Tabakschnupfen und Rasiren sehr hinderlich war; er trug einen langen blauen Rock, Plüschbeinkleider und hohe Stiefel, und erinnerte an ein bekanntes Thier Australiens, den Ornithorhinchus, in welchem Vierfüßler, Vogel und Amphibie widerwärtig vereinigt sind. Im Hofe blökte ein junges Kalb kläglich: das war die Hekatombe, welche die Bauern ebenfalls ihrer Herrin zum Namenstage darbrachten. Frau von Beltow konnte bei solchen Feierlichkeiten nicht mit der gehörigen Würde auftreten; das wußte sie selbst, und war daher in solchen Fällen immer verliegen. Es wurde Kirche gehalten, und um diese Zeit kam der Artilleriehauptmann. Diesmal erschien er nicht als Jurisconsultus, sondern in seiner frühern kriegerischen Gestalt. Als Frau von Beltow aus der Kirche nach Hause kam, wurde sie von einem Gekrach recht erschreckt. Der Nachbar hatte in seiner Kibitka einen kleinen Böller mitgebracht, und ließ denselben zum Freudenzeichen abfeuern. Der Hühnerhund, der zufällig dabei war, das dumme Thier, konnte durchaus nicht begreifen, daß man auch ohne Jagdzweck schießen könne, und quälte sich ganz ab, um einen Hasen oder ein Rebhuhn aufzuspüren. Zu Hause ließ Frau von Beltow einen Imbiß reichen — da erscholl plötzlich ein helles Glöcklein, und ein ausgezeichnetes Dreigespann von Postpferden flog über die Brücke, verschwand hinter dem Berg, und erschien nach einigen Minuten in der Nähe. Der Postillon lenkte gerade auf das Herrenhaus zu, und so rasch er heranfuhr, wußte er doch meisterhaft die Pferde an der Hausthür anzuhalten. Selbst der alte Postmeister (er war es, der aus dem Wagen

stieg) konnte sich nicht enthalten dem Postillon zu sagen: „Ei, ei, Bogdaschka, bist ein Mordkerl, ein wahrer Mordkerl, man muß Dich loben.“ Bogdaschka war wie man sich denken kann, über das Compliment des Postmeisters hocherfreut, blinzelte mit einem Auge, und sagte, den Hut zurechtsetzend: „Wenn ich um Ew. Wohlgeboren mir keine Mühe gäbe, so wär' ich doch nichtswürdig genug.“

Mit einer feierlich geheimnißvollen Miene, mit einer in jedem seiner Züge sich verrathenden Selbstzufriedenheit trat der Postmeister ins Gastzimmer und küßte der gnädigen Frau die Hand.

„Ich habe die Ehre, Mütterchen Sophia Alexewna, Ihnen zu dem hochfeierlichen Tage Ihres Engels zu gratuliren, und wünsche Ihnen Heil und Glück. Guten Tag Spiridon Wassiljewitsch (damit wandte er sich an den Hauptmann).“

„Gehorsamer Diener Wassili Loginowitsch,“ entgegnete der Artillerist.

Wassili Loginowitsch fuhr fort: „Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen zu Ihrem Feste ein kleines Geschenk mitzubringen. Nehmen Sie fürlieb, ich gebe, was ich habe. Das Geschenk kostet nicht viel, im Ganzen etwas über einen Rubel Porto. Da haben Sie zwei Briefe von Wladimir Petrowitsch. Der eine, glaube ich, aus Montpellier, der andere aus Genf, nach dem Stempel zu schließen. Verzeihen Sie Mütterchen, ich bin ein rechter Sünder: den ersten Brief habe ich ein paar Wochen zurückgehalten, den zweiten fünf Tage, ich hob sie für den heutigen Tag auf. Wahrhaftig, dacht' ich mir, ich will Sophia Alexewna an ihrem Namenstage recht überraschen, ich muß ihr eine rechte Freude machen.“

Sophia Alexewna hörte den Postmeister nicht mehr, nachdem er ihr die Briefe überreicht. Mit zitternder Hand öffnete sie dieselben, wollte sie auf der Stelle lesen, erhob sich jedoch und trat hinaus.

Der Postmeister war sehr zufrieden, daß er Frau von Beltow erst durch Kummer, und dann durch Freude fast umgebracht. Er rieb sich so gutherzig die Hände, genoß so innig den Erfolg seiner Ueberraschung, daß kein Mensch hart genug hätte sein können, ihm für diesen Streich ernstliche Vorwürfe zu machen, und ihn nicht zum Imbiß einzuladen. Letzteres that diesmal der Nachbar. „Ja, Wassili Loginowitsch," sagte er, „Sie haben's recht getroffen mit dem Brief, Sie verdienen alles Lob: aber wissen Sie was, während Sophia Alexewna sich mit den Briefen unterhält, könnten wir immerhin etwas zu uns nehmen: ich stehe sehr früh auf."

Sie nahmen etwas zu sich.

Der eine Brief war von der Reise, der andere aus Genf. Letzterer schloß mit folgenden Worten:

„Diese Begegnung, liebe Mutter, diese Unterredung hat mich tief erschüttert — und wie gesagt, ich bin entschlossen, nach Rußland zurückzukehren und mich bei den Wahlen um ein Amt zu bewerben. Morgen reise ich von hier ab; einen Monat werde ich am Rhein zubringen, und von da gehe ich direct nach Tauroggen, ohne mich irgendwo aufzuhalten. Ich habe Deutschland herzlich satt. In Petersburg, in Moskau werde ich nur einige Freunde besuchen, und eile dann gleich zu Ihnen, meine geliebte Mutter, zu Ihnen — nach Bälo-Pole."

— „Dunja, Dunja, gib schnell den Kalender her! Ach, mein Gott, wo suchst Du ihn denn? Dummes Mädchen, da liegt er ja!" Und Frau von Beltow griff selbst nach dem Kalender, und begann nachzuzählen, zu berechnen, vom neuen Styl in den alten, vom alten in den neuen zu übertragen — dabei sann sie schon, wie sie das Zimmer des Sohnes einrichte.... Nichts vergaß sie außer — ihre Gäste. Diese aber dachten zum Glück selbst an sich und leerten das zweite Gläschen.

Sechstes Capitel.

Die ersten Tage in N.

Die Leser wissen schon, welche mächtige und dauernde Sensation Beltow unter den ehrbaren Bewohnern der Stadt N. erregte; ich will nun auch erzählen, welchen Eindruck diese auf den ehrenwerthen Beltow machte. — Er stieg im Gasthofe „Keresberg" ab; ein Name, welchen derselbe nicht sowol zur Unterscheidung von andern Gasthöfen erhielt, da es keinen andern in der Stadt gab, als vielmehr einer Stadt zu Ehren, die niemals existirte. An diesen Gasthof knüpfte sich die Hoffnung und die Verzweiflung aller niedern Civilbeamten in N.: er war ihr Trost im Unglück und der Ort ihres Jubels im Glück. Rechts vom Eingange stand immer auf einem und demselben Flecke der leidenschaftslose Wirth hinter dem Pult, und vor ihm sein breitbärtiger Geschäftsführer in weißer Blouse. In dieses Pult floß am Ersten jedes Monats mehr als die Hälfte des Gehalts, welchen sämmtliche Gerichtsschreiber, deren Gehilfen und Untergehilfen bekamen. Die Secretaire verzehrten selten Etwas, wenigstens nicht auf eigene Rechnung. (Vom Secretariat an vereinigen unsere Beamten mit der Leidenschaft Geld einzunehmen auch die Leidenschaft zu sparen — sie werden conservativ.) Der Wirth griff mit ernster und wichtiger Miene nach dem Rechenbret; das verdammte Pult hob seinen Deckel in die Höhe, verschlang Cassenscheine und Silberrubel, und warf statt dessen Kleingeld, Fünfrubelstücke und Kopeken aus, darauf klang das Schloß und das Geld war verschwunden. Nur in einem Falle blieb das Pult regungslos, wenn sich nämlich dessen verhängnißvollem Gitter der Kreiscommissair Jacob Potapitsch näherte, es versteht sich, um seine Schuld zu bezahlen .... Bisweilen fanden sich auch

Räthe im Gasthof ein, um Billard zu spielen, Punsch zu trinken, zwei bis drei Fläschchen aufzupfropfen, mit einem Worte, sich ohne Wissen ihrer Ehehälfte ein Junggesellenvergnügen zu bereiten. (Ledige Räthe gibt es nicht, so wenig wie verheirathete Abbés.) Damit es ja ihre Gattinnen nicht erführen, erzählten sie ein paar Wochen hindurch rechts und links, wie sie gezecht. Bei dem Erscheinen solcher Würdenträger versteckten die niedern Beamten ihre Pfeifen, doch so, daß es zu sehen war (denn es kam nicht sowol darauf an, die Pfeifen zu verstecken, als die pflichtschuldige Hochachtung zu erweisen) und entfernten sich mit tiefer Verbeugung, wobei sie mimisch große Verlegenheit ausdrückten, in die andern Zimmer. Sie beendeten nicht einmal die Partie auf dem Billard — auf dem Billard, auf welchem der Cornet Drägalow in den Stunden, die er dem Kartenspiel abmüßigte, mit seinen überraschend kühnen Bällen und merkwürdigen Stößen alle Welt in Erstaunen setzte.

Der Gasthalter, ein reichgewordener Bauer aus einem benachbarten Dorfe, wußte, wer Beltow war, und welches Vermögen derselbe besaß: er beschloß daher gleich, ihm eins der besten Zimmer im Gasthof zu geben, ein Zimmer, das nur Personen von Bedeutung, Generalen, Monopolisten eingeräumt wurde. Sonach zeigte er ihm erst andere Zimmer. Das waren aber so finstere und häßliche, daß, als der Wirth Beltow nun in das Zimmer führte, welches er ihm zugedacht, dieser trotz der Bemerkung, es sei ein Durchgangszimmer, dem Manne lebhaft zuredete, es ihm doch zu überlassen. Der Wirth ließ sich denn auch von dessen Beredtsamkeit rühren und kam nicht zu kurz dabei. Seine Freundlichkeit gegen Beltow verdoppelte er durch eine Grobheit gegen die andern Gäste. Das Zimmer war wirklich ein Durchgangszimmer: indem die Thüre geschlossen wurde, war die einzige anständige Verbindung zwischen dem Saale und dem Billardzimmer abgeschnitten, so daß Alle, die in dieses

gelangen wollten, durch die Küche gehen mußten. Ein großer Theil der Besucher unterwarf sich schweigend dieser Prüfung, wie sie sich allen andern Prüfungen unterwarfen, mit denen es dem Schicksal gefiel sie heimzusuchen. Doch fanden sich auch solche, die laut gegen diese grobe Rücksichtslosigkeit des Gasthalters ihre Stimme erhoben. Ein Assessor, der vor zehn Jahren im Militair gedient, war im Begriffe, einen Billardstock am Rücken des Wirths zu zerbrechen, er war dermaßen beleidigt, daß er seine energischen Exclamationen in folgender logischer Weise schloß: „Ich bin auch Edelmann; wenn er's irgend einem General überlassen hätte — hol' ihn der Teufel, dann wollt' ich noch nichts sagen: aber seht nur, so 'nem Gelbschnabel, der aus Paris gekommen! — Wenn ich fragen darf, worin sich' ich ihm noch? Ich bin auch Edelmann, der Aelteste in meiner Familie, habe die Medaille von 1812 ....“ „Laß gut sein, Du Brausekopf,“ sagte ihm der Cornet Drägalow, der seine Absichten auf Beltow hatte.

Wie dem nun auch sein mochte, der Wirth schwieg, wich scherzend aus, und mit der apathischen Festigkeit, mit der gefälligen Unbeugsamkeit eines russischen Kaufmanns that er, was er wollte. Das Zimmer, durch dessen Erlangung Beltow den kitzligen point d'honneur so Vieler verletzte, konnte übrigens nur nach den vier greulichen Stuben gefallen, mit welchen der Wirth schlau genug seinen Gast abgeschreckt: denn eigentlich war es schmuzig, unbequem, und von Zeit zu Zeit erfüllte es ein Geruch schmorenden Fettes, der, mit der beständigen Tabaksatmosphäre verbunden, selbst einem Eskimos, welchem faule Fische eine Delikatesse sind, Uebelkeit erregen konnte.

Der erste Wirrwarr der Ankunft legte sich. Koffer, Reisesack, Schatulle wurden aus dem Wagen herbeigebracht, und unter all den schweren Sachen erschien Gregor Jermolaitsch, Beltow's Kammerdiener, mit dem Rest der

Reisevorräthe — einem Tabaksbeutel, einer halb geleerten Flasche Bordeaux und den Ueberbleibseln einer gebratenen Truthenne. Nachdem der Kammerdiener Alles, was er gebracht, auf Tische und Stühle hingelegt, begab er sich ins Buffet, einen Schnaps zu nehmen und versicherte dem Kellner, daß er sich in Paris gewöhnt habe, nach Beendigung jeder Arbeit ein großes Glas zu trinken. (In Rußland fängt man jede Arbeit damit an.) Eine Menge Neugieriger, welche die nähern Verhältnisse des Angekommenen aus der Quelle zu erfahren wünschten, umschwärmte ihn gleich, aber man muß sagen, der Kammerdiener gab nicht viel von sich und behandelte die Leute etwas vornehm. Er hatte einige Jahre im Auslande gelebt und war sich dieses Vorzugs stolz bewußt. — Beltow war unterdessen allein. Nachdem er eine Weile auf dem Diwan gesessen, trat er ans Fenster, aus welchem man die halbe Stadt übersehen konnte. Die schöne Ansicht, die sich ihm bot, war die allgemeine, uniformirte jeder Provinzialstadt. Ein schlechtangestrichener Wartthurm, mit dem beweglichen Polizeisoldaten oben, fiel ihm zuerst in die Augen. Die Domkirche von alter Bauart ragte hinter dem langen gelben Amtsgebäude hervor, das in dem wohlbekannten Style gebaut war; dann zwei drei Pfarrkirchen, deren jede einige Epochen der Architektur darstellte — die altbyzantinischen Mauern waren mit griechischem Portal oder mit gothischen Fenstern geschmückt oder mit beiden zugleich. Ferner das Haus des Gouverneurs, die Vorhalle mit zwei, drei bärtigen Supplikanten staffirt. Zuletzt die Häuser der Einwohner, ganz in der Art, wie in allen unsern Städten, mit schwindsüchtigen, dicht an die Wand geklebten Säulen, mit einem Halbgeschoß, das wegen der großen italienischen Fenster im Winter nicht zu bewohnen war, mit einem verräucherten Flügel für die Dienerschaft und einem Stalle für die Pferde. Diese Häuser bezeichneten, wie es in Rußland Sitte ist, die galanten Männer als

Eigenthum der Frauen. Etwas seitwärts zogen sich die Kaufhallen hin, von außen weiß, innerlich dunkel, ewig feucht und kalt: da war Alles zu haben, Kattun, Flor, Piqué — nur nicht das, was man gerade brauchte. Von diesem Bilde, das sich vor seinen Augen entfaltete, ein wenig gerührt, brannte Beltow eine Cigarre an und setzte sich ans Fenster. Draußen war Thauwetter — Thauwetter hat immer Aehnlichkeit mit dem Frühling: das Wasser tropfte von den Dächern; über die Straßen lief der zerronnene Schnee in Bächen. Man glaubte fast zu empfinden, daß die Natur nach abgeworfener Eisdecke schon wieder auflebe; aber so etwas empfand auch nur ein Neuling, der vergeblicher Weise in den ersten Tagen des Februar Frühling in N. zu sehen hoffte. Die Straße wußte wohl, daß schon wieder Frost und Stöberwetter kommen, und daß bis zum 27. Mai kein grünes Blatt zu erblicken sein würde. Sie freute sich nicht; eine schläfrige Unthätigkeit herrschte auf ihr. Zwei, drei schmutzige Weiber saßen an den Mauern der Kaufhalle mit Birnen und anderm getrockneten Obst; da ihnen die Finger nicht froren, benutzten sie die Gelegenheit, Strümpfe zu stricken, und sprachen selten miteinander; sie zählten die Maschen, stocherten sich die Zähne mit Schwefelhölzchen, seufzten und gähnten, wobei sie über den Mund ein Zeichen des Kreuzes machten. Nicht weit von ihnen saß ein alter Verkäufer, ein Siebziger mit grauem Bart, in hoher Zobelmütze auf einem Feldstuhl und schlief sanft. Dann und wann liefen die Handlungsdiener aus einem Laden in den andern; mehrere schlossen bereits. Niemand schien Etwas zu kaufen, es ging fast Niemand über die Straße. Doch es kam allerdings ein Polizeioffizier vorbei, in seinen Pelzmantel gehüllt, raschen Schrittes, mit besorgter Miene und einer Papierrolle in der Hand. Die Ladendiener zogen ehrerbietig den Hut, der Polizeioffizier aber beachtete sie nicht. Dann kam noch eine Kutsche von sonderbarer Gestalt vorbei; sie

glich einem Kürbis, aus welchem genau der vierte Theil herausgeschnitten ist. Diesen Kürbis zogen vier abgetriebene Pferde; der Haiduck als Vorreiter und der graubärtige dürre Kutscher waren in grobes Tuch gekleidet, und hinten wackelte der Lackai in grünem galonnirtem Mantel. In dem Kürbis saß ein anderer Kürbis, ein braver, dicker Familienvater und Gutsbesitzer, dessen Nase und Wangen mit einer eigenthümlichen Musterkarte von blauen Adern gezeichnet waren; neben ihm seine unzertrennliche Lebensgefährtin, die nicht sowol einem Kürbis ähnelte, als vielmehr einer Pfefferschote. Sie stak in einer seidenen Hütte, die einen Hut vorstellte. Beiden gegenüber ein angenehmer Strauß dreier Dorfgrazien, wahrscheinlich die süße Hoffnung Mama's und Papa's, aber wol auch der Gegenstand ihrer zärtlichsten Besorgniß. Auch dieser bewegliche Küchengarten war vorüber, und abermals trat Stille ein. Da erscholl aus einem Quergäßchen ein lustiges russisches Volkslied und gleich darauf erschienen drei Bursche auf der Straße in kurzen rothen Hemden, mit gerutzten Hüten, mit athletischen Körperformen und jener Keckheit auf dem Gesichte, die wir Alle kennen. Sie gingen Arm in Arm; der Eine trug eine Balalaika, doch nicht um Musik zu machen: er konnte die Füße kaum zurückhalten, so sehr, man sah es an der Bewegung seiner Schultern, hatte er Lust zu tanzen. Was hinderte ihn denn? Das war so. Ein Polizeidiener erschien plötzlich wie aus dem Boden gewachsen: er trat aus der Kaufhalle hervor, mit einem Stock in der Hand — und das Lied, welches auf einen Augenblick die langweilige Stille unterbrochen hatte, stockte im Nu, worauf sich der ehrenwerthe Wächter der Stille stolz wieder in die Halle begab, wie eine Spinne sich in die dunkle Ecke zurückzieht, wenn sie am Fliegenhirn sich sattgefressen. Nun wurde es noch stiller; es fing an dunkel zu werden. Beltow sah hin, und fühlte sich schrecklich beklommen; es lag ihm centnerschwer auf

der Bruſt, er hatte offenbar nicht Luft genug zum Athmen, vielleicht durch den Fettgeruch und Tabaksdunſt, der aus der untern Etage hereindrang. Er griff nach ſeiner Mütze, zog den Paletot an, verſchloß die Thür und trat hinaus auf die Straße.

Die Stadt war nicht groß, und bald von einem Ende zum andern durchmeſſen. Ueberall dieſelbe Oede. Freilich begegneten ihm auch jetzt wieder einige Menſchen: eine erſchöpfte Magd klomm mit einer Trage auf der Schulter den Berg hinan; ſie ging barfuß über das Glatteis und blieb oft athemlos vor Ermattung ſtehen; ein ſtarker Mann von freundlichem Aeußern ſaß im Hausrock an der Thür und ſah ihr ruhig zu. Noch begegneten ihm angetrunkene Schreiber oder ein dicker Rath — und Alles war ſo ſchmutzig, ſo ſchlecht gekleidet, nicht aus Armuth, ſondern aus Unreinlichkeit. Alles ging ſo prätentiös und affectirt einher; der Titularrath ſchritt ſo würdevoll, als ſei er römiſcher Senator, und der Collegienregiſtrator, als ſei er Titularrath. Auch der Policeimeiſter kam im Schlitten vorbei; mit höchſter Grazie grüßte er die Räthe, und wies ſorgenvoll auf ein Papier, das er an die Bruſt geſteckt: das bedeutete, daß er mit dem Tagesrapport zu Sr. Excellenz fuhr. Endlich kamen noch zwei dicke Kaufmannsfrauen des Weges: die Köchin, die hinter ihnen herging, trug einen Korb und Badebeſen. Ihre rothen Wangen zeigten, daß ſie die Beſen nicht umſonſt mitgenommen hatten. Weiter begegnete Beltow Niemanden.

Was bedeutet dieſe Stille, dachte er: tiefe Gedanken oder tiefe Gedankenloſigkeit? Trauer oder nichts als Faulheit? Ich begreife es nicht. Und warum iſt mir dieſe Stille ſo drückend, daß ich gleich fort möchte, warum preßt ſie mir das Herz ab? Ich liebe ſonſt die Stille. Die Stille auf der See, im Wald, ja ſelbſt auf dem Felde, auf der weiten Ebene erfüllt mich mit einer eigenen poetiſchen Andacht, und ich verſenke mich ſo gern in ſie.

Hier iſt es anders. In jener Stille iſt Schrankenloſigkeit, hier iſt Alles drückend, eng, klein, ringsum elende Gebäude ... ja, wenn es nur Ruinen wären, aber ſo aufgeputzt, ſo friſch geweißt.... Und wo ſind denn die Bewohner? Iſt dieſe Stadt etwa geſtern mit Sturm erobert worden, oder hat die Peſt ſie heimgeſucht? Mit nichten! Die Bewohner ſind zu Hauſe, die Bewohner ruhen aus; aber wann haben ſie denn gearbeitet? ... Da verſetzte ſich Beltow unwillkürlich in die geräuſchvollen, volkbelebten Straßen anderer Städtchen, die nicht ſo patriarchaliſch und dem Getriebe der Welt mehr zugeneigt waren. Er empfand jenes unbehagliche Gefühl, das in der Regel jeden falſchen Schritt im Leben begleitet, beſonders, wenn wir deſſen inne werden, und begab ſich traurig nach Hauſe. Als er an den Gaſthof kam, erſcholl dumpfhallendes Läuten vom Kloſter in der Nähe der Stadt; dieſer Klang erinnerte Wladimir an eine längſt vergangene Zeit — er ging demſelben eine Weile nach, plötzlich aber lächelte er, ſchüttelte den Kopf, und eilte raſchen Schrittes nach ſeiner Wohnung.

Armes Opfer eines zweifelvollen Jahrhunderts, nicht in N. wirſt du Ruhe finden!

Nach einigen Tagen, welche Beltow im gründlichen Leſen und Durchſtudiren der Verordnungen über die Adelswahlen zubrachte, ging er, mit einer gewiſſen Sorgfalt gekleidet, die nothwendigſten Beſuche zu machen. Drei Stunden ſpäter kam er mit heftigem Kopfweh, ſichtlich verſtört und ermüdet nach Hauſe, verlangte Pfeffermünzthee, und befeuchtete ſich den Kopf mit Eau de Cologne. Das brachte ſeine Gedanken einigermaßen wieder in Ordnung, und allein auf dem Sopha liegend runzelte er bald die Stirn, bald lachte er faſt auf — er wiederholte ſich nämlich im Geiſte Alles, was er geſehen. Er war im Antichambre des Gouverneurs, wo er einige Minuten ſehr angenehm mit einem Gendarm, zwei Kaufleuten erſter Gilde und zwei Lackaien zugebracht, welche alle

Eintretenden und Fortgehenden in höchſt originellen Weiſe grüßten: ſie ſagten z. B. „wir gratuliren zu den verfloſſenen Feiertagen,“ wobei ſie ſtolz wie Briten die Hand hinreichten, jene Hand, die das Glück hatte, dem General täglich in den Wagen zu helfen. Er war im Salon des Adelsmarſchalls, wo ihm der ehrenwerthe Repräſentant des glänzenden Adels von N. verſichert hatte, man könne die Civilformen nirgends ſo gut erlernen, als im Kriegsdienſt: denn dieſer verleihe dem Menſchen das Hauptſächlichſte, und es verſtehe ſich von ſelbſt, daß, wenn man das Hauptſächlichſte habe, alles Andere leicht zu erwerben ſei; er hatte ſchließlich Beltow geſtanden, daß er ein wahrer Patriot ſei, in ſeinem Dorfe eine ſteinerne Kirche bauen laſſe, und jene Edelleute nicht leiden könne, die ſtatt in der Cavallerie zu dienen und ſich mit ihren Gütern zu befaſſen, Karten ſpielen, Franzöſinnen unterhalten und nach Paris reiſen: alles Das ſollte eine Art Stichelei auf Beltow ſein. Die ganze Reihe Perſonen, die Beltow geſehen, wollte ihm nicht aus dem Sinne. Bald ſchwebte ihm der Gouvernementsprocurator vor, der in wenigen Minuten Zeit gehabt hatte, ihm ſechs Mal zu ſagen: „Sie ſind ſelbſt ein Mann von Bildung, Sie werden begreifen, daß der Gouverneur für mich eine Nebenperſon iſt. Ich wende mich direct an den Juſtizminiſter: der Juſtizminiſter, das iſt der Generalprocurator. Wenn der Gouverneur gut iſt, ſo thu' ich ihm auch Alles zu Liebe, was ich kann — vidi, vidi, vidi, abgemacht; iſt er's nicht, ſo begegne ich ihm zwar mit voller Hochachtung, wie es ſeinem Range gebührt, weiter aber thu' ich Nichts, zwingen laſſ' ich mich nicht, ich bin nicht etwa ein Kanzleirath,“ und dabei holte der gute Mann jedesmal aus ſeiner ſilbernen Doſe eine Priſe Tabak, der äußerlich dem franzöſiſchen frappant ähnlich war, ſich aber durch häßlichen Geruch von demſelben unterſchied. Bald ſah Beltow den Vorſitzenden des Civiltribunals, einen

langen, hagern, ſchmuzigen Mann, einen Grizhals, der durch Unſauberkeit ſeine Uneigennützigkeit beweiſen wollte. Bald ſah er den General Kräſchtſchow, umgeben von zwei abgeſetzten Kreisrichtern, von armen Landedelleuten, Hühnerhunden, Hundewärtern, einem zahlreichen Hausgeſinde, drei Nichten und zwei Schweſtern. Er hörte im Geiſte den General noch ebenſo laut ſchreien, wie in deſſen Hauſe, wo derſelbe den Burſchen aus dem Vorſaal hereinpfiff, und mit größter Menſchenfreundlichkeit ſeinen Hühnerhund behandelte. Dann ſchwebte ihm der uns wohlbekannte Präſident des Criminalgerichts vor, Anton Antonowitſch in ſeinem froſchfarbenen Schlafrock und der ihm befreundete Rath mit dem Annenorden. Nach und nach trat in Beltow's Gedanken dieſe ehrenwerthe Geſellſchaft in den Hintergrund, und Alles floß in die phantaſtiſche Geſtalt eines koloſſalen Beamten zuſammen: der runzelte die Stirn, war einſilbig, nachgebend, wehrte ſich aber auch ſeiner Haut. Beltow ſah, daß dieſer Goliath nicht zu beſiegen ſei, daß ihn nicht allein keine gewöhnliche Schleuder zu Boden würfe, ſondern auch nicht der Granitblock, auf welchem das Monument Peter's I. ruht.

Seit ſeiner Reiſe ins Ausland hatte Beltow in Ideen und Leidenſchaften, in fortwährender Aufregung des Geiſtes und des Herzens gelebt. Leuten aber, in denen irgend ein mächtiger Gedanke ſich regt, geht das Leben nicht umſonſt hin: freilich merkt man's kaum, Alles ſcheint ganz gewöhnlich, heute iſt wie geſtern — doch ſieht man ſich plötzlich um, ſo gewahrt man mit Staunen, daß man eine furchtbar weite Strecke zurückgelegt, daß man unendlich viel gewonnen und verlebt. So war es mit Beltow; auch er hatte unendlich viel durchlebt, aber noch nicht Halt gemacht. Zum zweiten Male kam er nun mit der Wirklichkeit in Berührung, unter denſelben Bedingungen wie damals in der Kanzlei — und von neuem erſchrak er vor ihr. Es fehlte ihm an

jenem praktischen Sinne, welcher den Menschen die Ereignisse des Lebens im Zusammenhange fassen lehrt, er hatte zu wenig Gemeinschaft mit der ihn umgebenden Welt. Das war erklärlich. Joseph hatte ihn zu einem Menschen im Allgemeinen gebildet, wie Rousseau den Emil. Die Universität entwickelte diese allgemeine Bildung weiter; ihn umgab ein Freundekreis von fünf bis sechs Jünglingen, voller Träumereien, voller Hoffnungen, die um so größer waren, als sie das Leben außerhalb des Auditoriums nicht kannten. Dies alles erhielt Beltow immer mehr in einer Ideenwelt, die seiner Lebenssphäre fremd und fern war. Endlich schlossen sich die Pforten der Schule, und der Freundekreis, den er einen ewigen und bis ans Grab dauernden gewähnt, erblich immer mehr und blieb nur in der Erinnerung zurück, oder tauchte bei zufälligen unerwünschten Begegnungen auf, oder beim Glas Wein. Andere Pforten öffneten sich ein wenig geräuschvoll: Beltow trat ein, und sah sich in einer Gegend die ihm völlig unbekannt, die ihm so fremd war, daß er sich in Nichts finden konnte. Nach keiner Seite hin sympathisirte er mit dem um ihn wogenden Leben. Es ging ihm die Fähigkeit ab, ein tüchtiger Gutsbesitzer, ein ausgezeichneter Offizier, ein eifriger Beamter zu werden, und nächstdem blieb ihm in der wirklichen Welt nur die Stellung der Müßiggänger, der Spieler und der Zechbrüderschaft. Zum Lobe unsers Helden müssen wir gestehen, daß er für die letztere Klasse weit mehr Sympathie hatte, als für die erstern. Aber auch da konnte er sich nicht gehen lassen: sein Geist war zu sehr entwickelt und die Ausschweifungen dieser Herren zu schmuzig, zu roh. Nachdem er es mit der Medicin und der Malerei versucht, ein wenig gepraßt und gespielt, reiste er ins Ausland. Eigentliche Beschäftigung, wie man sich denken kann, fand er auch da nicht; er beschäftigte sich systemlos mit Allem in der Welt. Die deutschen Specialisten bewunderten in ihm die Vielseitig-

keit des russischen Geistes, die Franzosen seinen Tiefsinn; aber während die Deutschen und Franzosen sehr viel förderten, machte er Nichts, verschwendete er seine Zeit, schoß nach der Scheibe, saß bis spät in die Nacht in Restaurationen, oder gab Leib und Seele und Börse irgend einer Lorette hin. Ein solches Leben mußte endlich ein krankhaftes Bedürfniß nach Thätigkeit herbeiführen. Obgleich bei scheinbarem Müßiggang in Beltow fortwährend Ideen und Leidenschaften arbeiteten, so blieb ihm doch von seiner Jugend der Mangel an praktischem Sinn in allen Lebensverhältnissen. Das war der Grund, daß Beltow im Drange nach irgend einer Thätigkeit fürs Erste den schönen und löblichen Vorsatz faßte, sich bei den Adelswahlen um ein Amt zu bewerben, und darum verwunderte er sich nicht blos, als er die Leute sah, die er seit seiner Geburt kennen mußte, oder nach denen er sich hätte erkundigen sollen, bevor er in so nahe Beziehungen zu ihnen trat, sondern er ließ sich von ihrer Sprache, ihren Manieren, ihrer Denkweise dermaßen verblüffen, daß er ohne Kampf, ohne Ueberwindung bereit war, ein Vorhaben aufzugeben, welches ihn mehre Monate hindurch beschäftigt hatte. Glücklich Derjenige, der Begonnenes fortsetzt, der eine Thätigkeit überkommt: er gewöhnt sich früh daran und verliert nicht die Hälfte seines Lebens in der Wahl eines Berufs; er concentrirt sich, beschränkt sich, um nicht auseinanderzufließen, und wird productiv. Wir Russen aber fangen zumeist von vorn an; wir erben von unsern Vätern nur das bewegliche und unbewegliche Vermögen, und wissen auch das schlecht zu erhalten. Darum wollen wir größtentheils Nichts thun, und thun wir Etwas, so verschwärmen wir uns ins Weite, überall hin, kommen aber nirgends ans Ziel. Das ist unsere vielseitige Unthätigkeit, unsere thätige Faulheit. Beltow gehörte ganz und gar zu solchen Leuten; er war nicht mündig trotz der Reife seiner Gedanken, mit einem Worte, im dreißigsten

Lebensjahre bereitete er sich noch immer wie ein sechzehnjähriger Jüngling zum Leben vor, und bemerkte nicht, daß die offene Thür, der er näher und näher rückte, nicht die war, zu welcher die Gladiatoren hereinkommen, sondern jene, durch die man deren Leichen hinausträgt. Allerdings, werdet Ihr sagen, ist Beltow an Vielem schuld. Ich bin ganz derselben Meinung: Andere dagegen glauben, daß manche Schuld besser ist, als alles Recht. So verkehrt ist Alles in der Welt.

Noch war kein Monat seit Beltow's Niederlassung in N. vergangen, und schon hatte er sich den Haß des ganzen Adelszirkels zugezogen, was übrigens die Beamten ihrerseits nicht hinderte, ihn auch zu hassen. Unter seinen Feinden gab es Viele, die ihn nicht einmal von Ansehen kannten, und unter denen, die ihn gesehen, Viele, die in gar keine Berührung mit ihm kamen. Bei solchen war es ein ganz lauterer, uneigennütziger Haß. Allein auch die uneigennützigsten Gefühle haben irgend eine Ursache, und die Ursache dieser feindseligen Gesinnung gegen Beltow ist nicht schwer zu errathen. Die Edelleute und Beamten bildeten ihre eigenen, mehr oder weniger geschlossenen, aber intimen und verwandtschaftlichen Zirkel. Sie hatten ihre eigenen Interessen, ihre Streitigkeiten, ihre Parteiungen, ihre öffentliche Meinung, ihre eigenen Gewohnheiten, die übrigens allen Provinzialedelleuten und Provinzialbeamten im ganzen Reiche gemein sind. Käme aus der Stadt N. ein Rath nach der Stadt N., so wäre er in einer Woche ein vielbeschäftigter und geachteter Genosse und College; käme unser verehrter Freund, Gogol's Tschitschikow her, so würde der Polizeimeister auch ihm zu Ehren einen Schmaus veranstalten, man würde ihn auch hier umtanzen und ihn Herzchen nennen — so klar würden die Leute ihre Verwandtschaft mit Tschitschikow begreifen. Aber Beltow, ein Mann, welcher den Abschied genommen, als er noch vierzehn Jahre und sechs Monate zu dienen hatte,

um das erste Dienstzeichen zu erhalten, wie jener Assistent treffend bemerkte, Beltow, der alles Das liebte, was diese Herren nicht leiden können, der schädliche Bücher las, während sie mit dem nützlichen Kartenspiel sich beschäftigten, dieser rastlose Wanderer durch Europa, ein Fremdling in der Heimat, ein Fremdling in der Fremde, ein Aristokrat in seinen Manieren und seiner Ueberzeugung nach ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts — wie konnte ihn die Gesellschaft einer Provinzialstadt aufnehmen! Er konnte weder in ihre, noch sie in seine Interessen eingehen, und sie haßten ihn, weil ihr Gefühl ihnen sagte, daß Beltow eine Protestation, eine Anklage gegen ihr Leben, ein Widerspruch gegen die ganze Ordnung desselben war. Zu alle dem kam noch eine Menge wichtiger Umstände. Er machte wenig Besuche, er machte sie spät, er erschien des Morgens überall im Rock, er sagte dem Gouverneur seltener als Andere „Excellenz", und den Marschall, einen verabschiedeten Dragoner-Rottmeister, titulirte er gar nicht, ungeachtet derselbe, seiner Stellung nach, eine Excellenz war. Seinen Kammerdiener behandelte er so artig, daß es jeden Fremden verletzte; mit Damen sprach er wie mit Menschen, und äußerte sich überhaupt „zu frei". Hieraus rechne man, daß er es mit der untern Schicht der Bureaukratie schon am ersten Tage seiner Ankunft wegen des Durchgangszimmers verdorben hatte. Indessen war der Haß gegen Beltow artig genug, nur hinter seinem Rücken sich gehen zu lassen: in Gegenwart seines Opfers aber umgab er dasselbe mit einer so plumpen, rohen Aufmerksamkeit, daß man es für pure Liebe hätte nehmen können. Jeder suchte den Fremden zu sich ins Haus zu ziehen, um mit seiner Bekanntschaft zu prahlen, um das Recht zu erwerben, in einer Unterhaltung zehn Mal einfließen zu lassen: „Als neulich Beltow bei mir war ... wir sind ..." was denn üblicherweise mit einer harmlosen Verleum-

dung schloß. Die guten Bewohner N.'s hatten alle Maßregeln ergriffen, Beltow bei den Wahlen durchfallen zu lassen, oder ihm ein Amt zu übertragen, das Keiner freiwillig übernimmt. Anfangs bemerkte er weder den Haß, den er sich zugezogen, noch diese parlamentarischen Intriguen; später wurde er's inne, und beschloß selbstverleugnend die Sache bis ans Ende zu verfolgen. . . . Doch erschreckt nur nicht, aus mir wohlbekannten Gründen, die ich aber mit schriftstellerischem Kunstgriff verschweigen will, werde ich meine Leser mit einer umständlichen Beschreibung der Wahlen in N. verschonen. Ich wende mich jetzt andern Ereignissen zu. Privatangelegenheiten, keine amtlichen.

Dritter Theil.

Erstes Capitel.

Die kleine Familie.

Ihr habt gewiß längst das Dasein zweier jungen Personen vergessen, welche durch die lange Episode weit in den Hintergrund gedrängt wurden — Lubinka und den bescheidenen lieben Cruciferski. In ihrem Leben aber ist unterdeß viel geschehen; als wir sie verließen, waren sie so gut wie verlobt, jetzt finden wir sie als Mann und Frau, und mehr noch, sie führen einen dreijährigen bambino an der Hand, den kleinen Jascha.

Von diesen vier Jahren ist Nichts zu sagen. Beide waren glücklich, und die Zeit ging ihnen ruhig und heiter hin. Das Glück der Liebe, zumal einer erfüllten, von unruhiger Erwartung freien Liebe, ist ein Geheimniß, ein Geheimniß, das Zweien angehört; da ist ein Dritter überflüssig, da bedarf es keines Zeugen. In diesem ausschließlichen Eingeweihtsein nur zweier Menschen liegt der eigene unaussprechliche Reiz gegenseitiger Liebe. Die Geschichte ihres äußern Lebens läßt sich wol erzählen, lohnt aber der Mühe nicht. Tägliche Sorge, Mangel an Geld, Streitigkeiten mit der Köchin,

Einkauf von Möbeln — all dieſer äußere Staub ſetzte ſich auch ihnen an, wie jedem Andern, und war ihnen läſtig, wurde aber einen Augenblick darauf ſpurlos verwiſcht und blieb ihnen kaum im Gedächtniß.

Cruciferſki hatte durch Crupow die Stelle eines Oberlehrers am Gymnaſium erhalten, gab Stunden und traf dabei natürlich auch auf ſolche Eltern, die ganz bezahlten. Sie konnten ſonach in N. ein beſcheidenes Leben führen, und ein anderes wünſchten ſie gar nicht. Herr von Negrow hatte, trotz allem Zureden Crupow's, Lubinka nicht mehr als 10,000 Rubel mitgeben wollen: dagegen übernahm er die Einrichtung der Neuvermählten. Dieſe ſchwierige Aufgabe löſte er recht glücklich. Er ſchaffte aus ſeinem Hauſe und ſeiner Vorrathskammer zu ihnen alles Das, was er durchaus nicht brauchen konnte, wahrſcheinlich in der Meinung, gerade dies brauche das junge Paar. Auf ſolche Weiſe gelangte der hiſtoriſche Wagen, über den Alexej Abramowitſch nachſann, als Glafira Lwowna ſich in Gedanken an die unglückliche Tochter ſeiner ſündigen Liebe vertiefte, nicht ohne viele Schwierigkeiten in das kleine Haus Cruciferſki's. Die alte verroſtete Kutſche mit gebrochenen Federn und einer bedeutenden Wunde an der Seite blieb in Ermangelung eines Schuppens lange Zeit die Herberge der frommen Hühner. Alexej Abramowitſch hatte auch ein Pferd hingeſchickt: unterwegs aber ſtarb es plötzlich, was dem armen Thiere während ſeines zwanzigjährigen tadelloſen Dienſtes noch nicht widerfahren war. Sei es, daß es zu alt geworden, oder fühlte es ſich beleidigt, daß der Bauer, der es forthrachte, ſobald er ſich von der herrſchaftlichen Wohnung entfernt, es in die Deichſel ſpannte und das ſeinige nebenher gehen ließ — genug, es ſtarb, und das beſtürzte den Bauer dermaßen, daß er ſechs Monate flüchtig war. Aber eins der vorzüglichſten Geſchenke machte Alexej Abramowitſch den Neuvermählten am Tage ihrer Abreiſe. Er ließ den Niklas

und die Palascha rufen, einen schwindsüchtigen fünfundzwanzigjährigen Burschen und ein pockennarbiges junges Mädchen. Als sie eintraten, nahm Alexej Abramowitsch eine ernste, sogar strenge Miene an. „Verbeugt euch tief," sagte der General, „und küsset der Lubinka Alexandrowna und dem Dmitri Jakowlewitsch die Hand." Der letztere Befehl war nicht wohl auszuführen; das junge Paar zog die Hand weg, erröthete, küßte sich und wußte nicht, was es thun sollte. Aber das Haupt der Gemeine fuhr fort: „Das ist eure neue Herrschaft!" Diese Worte sprach er laut in einem solcher feierlichen Verkündigung angemessenen Tone. „Dient ihnen ordentlich, und ihr werdet's gut haben (das war eine Wiederholung, wie sich der Leser erinnern wird). Nun und Ihr, behandelt sie gut, seid freundlich gegen sie; machen sie aber dumme Streiche, dann schickt sie nur zu mir: ich habe eine gute Schule für liederliches Volk, ich stelle sie Euch seidenweich wieder zu. Verwöhnen dürft Ihr sie auch nicht, nein. Seht, das geb' ich Euch auf den Weg mit. Ich weiß ja doch, Ihr jungen Leute, Ihr seid an die Wirthschaft nicht gewöhnt, wie wollt Ihr mit freien Dienern durchkommen! Der freie Diener ist bei uns zu Lande eine Bestie, er weiß, daß ihm Nichts geschehen kann, nimmt sich seinen Paß und geht davon, als wär' er selbst ein Herr, und sucht sich einen andern Dienst.... Nun verbeugt euch wieder und geht!" schloß der General seine Rede. Niklas und Palascha bückten sich noch einmal zu Boden und traten hinaus. Damit war die Geschichte ihres Eintritts in ein neues Verhältniß zu Ende. Am selben Tag zogen unsere Neuvermählten nach der Stadt, von dem hustenden Niklas und der marmorirten Palascha begleitet.

Das junge Paar richtete sich vortrefflich ein. Sie machten so wenig Anforderungen an die Außenwelt, waren so ganz von einander befriedigt, von gegenseitiger Sympathie durchdrungen, daß man sie für Ausländer in

N. halten mußte. Sie glichen ihrer ganzen Umgebung nicht im Mindesten. Bemerkenswerth ist, daß es gute Leute gibt, die uns Russen und besonders unsere Provinzbewohner für patriarchal, für vorzugsweise häuslich halten, während wir unser Familienleben nicht über die Schwelle der Bildung bringen können. Noch bemerkenswerther vielleicht ist, daß wir uns auch keinem andern Leben zuwenden, wenn wir gegen das häusliche kalt geworden. Weder persönliche noch öffentliche Interessen entwickeln sich bei uns, und die Häuslichkeit verkümmert. In unserm Familienleben ist eine gewisse officielle Förmlichkeit; es besteht eben nur darin, daß es wie eine theatralische Decoration zur Schau gestellt wird, und wenn der Mann nicht mit der Frau zankte, wenn die Eltern nicht ihre Kinder tyrannisirten, so würde man gar nicht begreifen, was diese Menschen miteinander gemein haben, warum sie einander belästigen und beisammenleben. Wer sich bei uns am Familienleben freuen will, muß es im Salon suchen, darf aber nicht ins Schlafzimmer kommen. Wir sind keine Deutsche, die in allen Zimmern des Hauses dreißig Jahre hindurch gewissenhaft glücklich sind. Es gibt freilich Ausnahmen, und eine solche Ausnahme bildete unser Paar. Sie richteten sich einfach und bescheiden ein. Wie Andere lebten, wußten sie nicht; sie lebten, so gut sie's verstanden, sie eiferten nicht Andern nach, opferten nicht ihre letzten spärlichen Mittel um in den Schein des Reichthums zu kommen, knüpften nicht zwanzig bis dreißig überflüssige Bekanntschaften an; mit einem Worte, ein Theil der künstlichen Bande, der gegenseitigen Schuldeleien, die man Gesellschaftsleben nennt, über die Jeder lacht und Keiner sich hinauszusetzen wagt, blieb dem Hause des bescheidenen Gymnasiallehrers fern. Selbst Doctor Crupow versöhnte sich mit dem Familienleben, wenn er auf seine „lieben Kinder" hinsah.

Einige Tage nachdem Beitow mißvergnügt und von

einer gewissen Ahnung sowie von dem wirklichen Mangel an Leben in der Stadt gequält, finsteren Gesichts umherschweifte, hätte er in einem der Häuser, an welchen er voll Unmuth und Bitterkeit vorüberkam, damals so gut wie jetzt eines jener beruhigenden, schönen Familienbilder sehen können, welche die Möglichkeit des Glückes auf Erden mit den deutlichsten Zügen beweisen. Dieses Bild hatte einige Aehnlichkeit mit einem Frühlingsabend im Garten, bei stiller Luft, wenn der Teich, von der Sonne vergoldet, wie ein metallener Spiegel sich hinbreitet, in der Ferne zwischen den Bäumen ein kleines Dörfchen sichtbar ist, der Thau niederfällt, die Heerde mit durcheinanderschallendem Geschrei, Getrappel und Geblök heimzieht, wenn man aus vollem Herzen schwören möchte, daß man nichts Schöneres im Leben wünscht. Wie gut, daß ein solcher Abend in einer Stunde vorüber ist und der Nacht weicht, damit er nicht um seinen Ruf kommt, daß man sich nach ihm zurücksehnt, ehe man seiner überdrüssig wird!

In einem kleinen saubern Zimmer saß auf dem Divan Doctor Crupow, als einziger Ehrengast. Ein junges Weib stopfte ihm lächelnd die Pfeife. Ihr Mann saß im Lehnstuhl und blickte mit ungetrübter Ruhe und Liebe bald auf die Frau, bald auf den Greis. Einen Augenblick darauf wackelte ein dreijähriger Knabe ins Zimmer und begab sich geraden Weges, d. h. nicht um den Tisch, sondern unter demselben zu Crupow, den er sehr lieb hatte wegen der Repetiruhr und der zwei Carneolpetschafte, die jenem unter der Weste heraushingen.

„Guten Tag, Jascha!“ sagte der Doctor, seinen kleinen Freund unter dem Tische hervorziehend und setzte ihn sich aufs Knie. Jascha griff nach dem Petschaft und zog die Uhr heraus.

„Er läßt Sie nicht trinken und rauchen, geben Sie ihn mir,“ sagte die Mutter, fest überzeugt, daß ihr Jascha Niemand stören könne.

— „Bitte, lassen Sie nur: ich thu' ihn schon selbst fort, wenn ich genug habe.“ Der Doctor ließ seine Uhr schlagen; Jascha hörte es mit Entzücken, hielt dann die Uhr dem Doctor ans Ohr hin, dann der Mutter, und als er die unzweifelhaftesten Zeichen ihrer Verwunderung sah, hielt er sie an den Mund.

— „Kinder sind doch ein großes Glück im Leben,“ sagte Crupow: „besonders einem so alten Manne wie mir, thut es gar wohl, kleine Krausköpfchen zu streicheln und in diese hellen Aeuglein zu blicken. Wahrlich, man wird nicht so roh und so stumpf, wenn man diese jungen Pflanzen betrachtet. Aber aufrichtig gesagt, ich beklage es nicht, daß ich keine Kinder habe. Wozu auch? Da hat mir ja Gott einen Enkel gegeben; wenn ich zu alt werde, mache ich bei ihm die Wärterin.“

„Wärterin ist dort,“ bemerkte Jascha, mit sehr unzufriedener Miene nach der Thür zeigend.

„Nimm mich zur Wärterin,“ sagte Crupow.

Jascha war im Begriff, darauf mit einem fürchterlichen Schrei zu antworten, aber die Mutter kam dem zuvor, indem sie seine Aufmerksamkeit auf einen goldenen Knopf am Fracke Crupow's hinlenkte.

— „Ich liebe kleine Kinder,“ fuhr der Greis fort: „ich liebe überhaupt Menschen, und als ich jünger war, hatte ich auch ein hübsches Gesichtchen gern; wahrlich, ich war fünf Mal verliebt., Aber das Familienleben mocht' ich nicht. Der Mensch kann doch nur allein ruhig und glücklich leben. In der Familie ist Alles wie eigens dazu eingerichtet, daß die unter einem Dache Wohnenden sich gegenseitig lästig werden: unwillkürlich gehen sie auseinander. Wohnt man nicht beisammen, so ist ewige Freundschaft ohne Ende: Beisammensein ist drückend.“

„Warum nicht gar, Semen Iwanowitsch!“ entgegnete Crucifersk. „Was sagen Sie da! Eine ganze Seite des Lebens, die schönste und glückseligste, ist Ihnen unbekannt geblieben. Und was haben Sie von dieser

Freiheit, die im Mangel an aller Empfindung und in Egoismus besteht!"

— „Schon wieder! Wie oft habe ich es dir gesagt, Dmitri Jakowlewitsch, mich schreckst du nicht mit dem Wort Egoismus! Welcher Stolz, Einem alle Empfindung abzusprechen — wie wenn es keine Empfindung in der Welt gäbe, als die Abgötterei, die der Mann mit dem Weibe und das Weib mit dem Manne treibt, als der eifersüchtige Wunsch, sich einander so zu verschlingen, daß dem Nächsten nichts übrig bleibe — nur um eigenes Weh zu weinen und an eigenem Glück sich zu erfreuen! O, mein Bester, wir kennen diese selbstverleugnende Liebe. Ich will nicht prahlen, aber da wir einmal davon sprechen — sieh, wenn man zum Kranken kommt, und der Athem stockt Einem: es ging schlecht, man tritt so ängstlich ans Bett.... der Tausend! nun ist der Puls besser, und der Kranke sieht Einen mit mattem Blick an, drückt Einem die Hand.... ja, lieber Junge, das ist auch eine Empfindung!.... Egoismus! Aber wer außer Verrückten ist denn nicht Egoist? Nur daß es der Eine geradezu ist und der Andere, wißt Ihr, wie es im Sprichwort heißt: „derselbe Hecht, nur mit Meerrettig." Bei Lichte betrachtet, gibt es gar keinen bornirtern Egoismus als die Familienliebe."

„Ich weiß nicht, Semen Iwanowitsch," sagte Frau Cruciferski, „was Sie im Familienleben so abschreckt. Ich bin nun vier Jahre verheirathet, und fühle mich ganz frei: ich sehe weder von meiner noch von seiner Seite Opfer oder Beschwerden."

— „Wem es einmal geglückt ist, die Bank zu sprengen, der lobt das Spiel! Wunder geschehen genug in der Welt. Ihr seid eine Ausnahme und das freut mich sehr, aber es beweist Nichts. Vor zwei Jahren passirt es unserm Schneider (Ihr kennt ihn doch, es ist der Schneider Pankratow, auf der Moskauer Straße) daß sein

Junge aus der zweiten Etage auf das Pflaster stürzt. Der wird zerschmettert, sollte man glauben. Nicht im Geringsten! Blaue Flecke freilich und Contusionen — weiter nichts. Nun versucht's 'mal, werft einen andern Jungen zum Fenster hinaus. Und auch hier lief es nicht gut ab: der Knabe hat die Auszehrung."

„Das soll doch nicht etwa eine böse Prophezeiung für uns sein?" fragte das junge Weib, ihre Hand dem Doctor freundlich auf die Schulter legend. „Ich fürchte Ihre Prophezeiungen nicht mehr, seitdem Sie meinem Manne schreckliche Folgen von unserer Ehe geweissagt."

— „Ei, schämen Sie sich nicht mir Das nachzutragen? Und dieser Plauderhans mußte auch Alles erzählen: ein schöner Mann! Nun Gottlob, Gottlob, daß ich mich getäuscht. Vergeßt das ein- für allemal. Wer des Vergangenen gedenkt, sagt das Sprichwort, dem soll's Auge weg — ja, wär es auch ein so wunderbar schönes Auge, wie das da." Er deutete mit dem Finger.

„Wie gefällt dir Semen Iwanowitsch? Nun macht er gar noch Complimente."

— „Ich will Ihnen noch mehr und noch größere Complimente machen. Ihr habt mich wirklich einigermaßen mit dem Familienleben ausgesöhnt: aber bedenkt auch, daß ich, ein Mann von sechzig Jahren, in Euerm Hause zum ersten Mal gesehen habe, was man nur in Romanen und Gedichten liest, wahrhaftes häusliches Glück. Man hat nicht zu häufige Beispiele."

„Wer weiß?" entgegnete Lubinka: „vielleicht sind andere Paare unbemerkt an Ihnen vorübergegangen. Der echten Liebe liegt Nichts daran, sich zu zeigen; haben Sie sie aber auch gesucht? und wie? Es mag nur Zufall sein, daß Sie so wenig Leute gefunden, die ein glückliches Familienleben führen.... Und vielleicht, Semen Iwanowitsch," setzte sie spöttisch, sogar mit einiger Unzartheit hinzu, wie sie den Glücklichen oft eigen ist: „vielleicht glauben Sie, Ihre angenommene Rolle nun

einmal durchführen zu müssen; Sie fürchten, wenn Sie Ihr Unrecht eingestehen, damit das Urtheil über Ihr ganzes Leben zu sprechen, und wissen doch, daß Sie es nicht mehr gut machen können."

— „O nein!" rief der Greis lebhaft. „Darum machen Sie sich keine Sorge. Ich werde nie das Geschehene bereuen. Erstlich ist es thöricht das Unwiederbringliche zu beklagen; zweitens bin ich nun ein alter Mann und beschließe mein Leben ruhig, während Ihr das Eure schön beginnt."

„Ich weiß nicht," sagte Cruciferski, „in welcher Absicht Sie die letztere Bemerkung gemacht, aber sie hallt in meinem Herzen mächtig wieder; sie hat mich auf einen jener unabweislichen und traurigen Gedanken gebracht, die, einmal aufgestiegen, selbst den Moment des lebhaftesten Entzückens vergällen. Zuweilen erschrecke ich über mein Glück; gleich einem Besitzer großer Ländereien, fange ich an vor der Zukunft zu zittern. Wie wenn . . ."

— „Wenn Sie nur nichts ausrechnen wollten! Ha ha ha, diese Schwärmer! Wer mißt denn Euer Glück, wer rechnet's denn aus? Was ist das für kindische Anschauung! Der Zufall und Ihr selbst habt Euer Glück begründet, darum kommt es Euch zu, und Euch dafür zu strafen, wäre Unvernunft. Freilich kann auch der Zufall, unvernünftig und unabwendbar, wie er ist, Euer Glück zerstören: aber was kann nicht Alles geschehen! Vielleicht sind die Balken dieser Decke morsch, vielleicht stürzt sie zusammen; so wollen wir schnell aus dem Zimmer — aber wohin? Draußen begegnet uns vielleicht ein toller Hund, auf der Straße kann uns ein Pferd zertreten. Ei, wenn man die Furcht vor dem möglichen Uebel an sich herankommen läßt, so ist's besser, man trinkt Opium und schläft für ewige Zeiten ein."

„Ich habe mich stets über die Leichtigkeit gewundert, Semen Iwanowitsch, mit der Sie das Leben hin-

nehmen. Das iſt ein Glück, ein großes Glück; aber es iſt nicht Allen gegeben. Sie ſagen „Zufall“ und beruhigen ſich dabei: ich nicht. Mir wird darum nicht leichter ums Herz, wenn ich den unbekannten aber geahnten Zuſammenhang meiner Erlebniſſe Zufall nenne. Im Leben geſchieht Nichts umſonſt, und Alles hat einen hohen Sinn. Nicht umſonſt haben Sie mich in meiner Dachſtube gefunden; es gab ja genug Lehrer in Moskau — warum gerade mich? Weil ich das Werkzeug ſein ſollte, dies hohe reine Weſen zu befreien. Und was ich mir nicht zu träumen, nicht zu denken getraute, war auf einmal erfüllt, und ich bin glücklich über alles Maß. Wo wäre denn die Gerechtigkeit, wenn es ſo fortgehen ſollte! Ich füge mich in mein Glück, wie ſich Andere in ihr Unglück fügen, weil ich die Angſt vor der Zukunft nicht los werden kann.“

— „Das heißt, vor Dem was nicht da iſt. Ich meinerſeits geſtehe, ich habe mein Lebtag dieſe krankhafte Phantaſie nicht begriffen die einen Genuß darin findet, ſich mit Träumen zu quälen, Unheil zu erſinnen und ſich im Voraus darüber zu grämen. Ein ſolcher Charakter iſt ein Unglück eigener Art. Nun ja, wenn Trübſal und Jammer über Einen kommt, da weint man unwillkürlich und läßt den Kopf hängen. Aber wenn man ſeinen Wein trinken ſoll, zu denken, daß man dafür morgen ſchlechten Quaß wird trinken müſſen — das iſt eine Art Wahnſinn. Die Unfähigkeit, der Gegenwart zu leben, die Zukunft zu würdigen und ſich ihr hinzugeben, iſt eine der moraliſchen Epidemien, die unſere Zeit am meiſten entwickelt hat. Wir gleichen noch alle jenen Juden, die nicht trinken, nicht eſſen, und jeden Heller für eine böſe Zeit zurücklegen. Welche böſe Zeit aber auch kommt, wir rühren unſern Schatz nicht an. Was iſt das nur für ein Leben!“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Semen Iwanowitſch,“ ſagte Lubinka lebhaft. „Ich ſpreche oft davon mit mei-

nem Dmitri. Wenn es mir wohl geht, warum soll ich an die Zukunft denken? Für mich braucht sie gar nicht vorhanden zu sein. Er gibt mir selbst oft Recht: aber eine stille Trauer ist in ihm so tief gewurzelt, daß er sie nicht überwinden kann. Und warum sollt' er's übrigens?" fügte sie hinzu, ihren Mann heiter und voll Mitgefühl anlächelnd. „Auch diese Trauer liebe ich an ihm, es ist darin etwas so Tiefes, so viel Zärtlichkeit, so viel Liebe. Ich denke, Sie und ich verstehen oder theilen wenigstens diese Trauer darum nicht, weil wir oberflächlicher, für äußere Eindrücke empfänglicher sind, und dies uns beschäftigt und ablenkt."

— „Sie fingen mit einer Gesundheit an und schlossen mit einer Grabeslitanei; Sie fingen so an, daß ich Ihnen die Hand küssen und Ihrem Manne sagen wollte: „das ist eine menschliche Auffassung des Lebens" — und schlossen damit, daß seine Träume Tiefsinn sind. Ein schöner Tiefsinn: sich zu quälen, wenn man genießen soll, und sich um Dinge zu grämen, die vielleicht nie sein werden!"

„Semen Iwanowitsch, warum sind Sie so ausschließend? Es gibt zart organisirte Naturen, die kein vollkommenes Glück auf der Erde kennen, die in ihrer Selbstverleugnung Alles hinzugeben bereit sind, nur nicht jenen klagenden Ton, der in ihrem innersten Herzen liegt und jeden Augenblick laut werden kann. ... Man muß von gröberm Stoff sein, um glücklich zu sein: das denk' ich oft. Sehen Sie doch, wie ungetrübt glücklich sind z. B. die Thiere, weil sie weniger begreifen als wir."

— „Aber," bemerkte der unerbittliche Crupow, „für ein Wesen, das einmal bestimmt ist, nicht höher und nicht tiefer zu leben, als auf der Erde, ist es recht unangenehm, eine höhere Natur zu haben. Offen gestanden, ich nehme diese Höhe für physische Störung, für Nervenkrankheit. Man bade in kaltem Wasser und mache mehr Bewegung, so wird man die Hälfte überirdischer

Träumereien los. Sie, Dmitri Jakowlewitsch, sind von Geburt körperlich schwach; in schwachen Organismen sind die geistigen Fähigkeiten oft sehr entwickelt, aber fast immer etwas schief, zu etwas Abstractem, zum Phantastischen, zum Mysticismus hinneigend. Darum sagten die Alten: mens sana in corpore sano. Sehen Sie die bleichen blonden Deutschen an: warum hängen sie den Kopf und weinen viel? Das kommt von Skrofeln und vom Klima. Darum können sie Jahrhunderte lang über mystische Controversen phantasiren und gelangen zu keiner That."

„Nicht ohne Grund sagt man, daß die Beschäftigung mit der Medicin dem Menschen eine eigenthümliche trocken-materielle Anschauung des Lebens beibringt. Ihr macht Euch so genau mit der materiellen Seite des Menschen bekannt, daß Ihr darüber die andere vergesset, die dem Anatomirmesser entgeht, und die allein der rohen Materie Sinn gibt."

— „O, über diese Idealisten!" sagte der Doctor, der nun ärgerlich wurde. „Immer kommen sie doch mit Thorheiten! Wer hat ihnen denn nur gesagt, daß die Medicin einzig in der Anatomie bestehe? Haben sich's selber ausgedacht, und nun macht's ihnen Spaß. Eine rohe Materie!... Ich kenne keine rohe und keine feine Materie, sondern nur eine lebendige. Ihr wollt doch so gescheit sein, Ihr Gelehrten von heutzutage, und seid so seicht! ... Das ist unser alter Streit, da werden wir nicht fertig. Hören wir lieber auf. Seht, wie wir den Jascha mit unserm Geschwätz eingelullt: er schläft ganz ruhig. Schlafe, mein liebes Kind! Noch hat dich dein Papa nicht die Erde und die Materie verachten gelehrt, noch hat er dir nicht eingeredet, daß diese hübschen Füßchen und Händchen Lehmstückchen sind, die dir ankleben. Lubinka Alexandrowna, lassen Sie um Himmels willen diese thörichten Vorstellungen in ihm nicht ausbilden. Mit Ihrem Manne haben Sie einmal Nach-

ſicht — in Gottes Namen! Aber das unſchuldige Kind verderben Sie mir ja nicht mit dieſen Phantaſien von klein auf. Was ſoll dann aus ihm werden? Ein Träumer, der bis in ſein Alter nach Wundern ſpäht, und das wirkliche Leben ſich entgleiten läßt. Da, nehmen Sie ihn.“

Der Greis gab den kleinen Jaſcha der Mutter, nahm ſeine Mütze und ſagte, indem er ſeinen Frack langſam zuknöpfte: „Ach, ich hab' Euch was zu erzählen vergeſſen: dieſer Tage machte ich zufällig die Bekanntſchaft eines höchſt intereſſanten Menſchen.“

— „Wohl Beltow?“ fragte Lubinka. „Seine Ankunft hat hier ſoviel Aufſehen erregt, daß auch ich durch die Frau Directorin von ihm hörte.“

„Richtig. Was hier Aufſehen erregt iſt ſein Reichthum: er iſt aber wirklich ein bedeutender Menſch. Er weiß Alles, hat Alles geſehen, iſt grundgeſcheit — etwas verwöhnt allerdings: nun ja, ihn hat auch nicht wie unſereins die Noth erzogen. Er hat ein ſorgloſes Leben geführt, und jetzt vergeht er hier vor langer Weile und wird Hypochonder. Könnt Euch denken wie's Einem iſt der aus Paris hierherkommt.“

— „Beltow!.... Erlauben Sie“, ſagte Cruciferſki: „der Name iſt mir bekannt. Hat er nicht zu meiner Zeit in Moskau ſtudirt? Ein Herr von Beltow verließ die Univerſität, als ich meine Studien anfing: der galt ſchon damals für ungeheuer geſcheit. Er hatte, glaube ich, einen Genfer zum Erzieher.“

„Ganz recht; es iſt derſelbe.“

— „Ich erinnere mich ſeiner; wir kannten uns ein wenig.“

„Ich bin überzeugt, daß er ſich ſehr freuen würde, Sie zu ſehen. In dieſer Oede einen gebildeten Menſchen zu treffen, iſt für Jeden ein unſchätzbarer Fund — zumal für Den. Soviel ich bemerkt habe, eignet er ſich durchaus nicht zur Einſamkeit; er muß ſich ausſprechen,

ſeine Ideen austauſchen können, und das Alleinſein macht ihn krank.“

— „Wenn Sie Nichts dagegen haben, ſo geh' ich hin.“

„Ja wahrlich, gehen wir.... Doch halt! Das war übereilt, ſo alt ich bin. Lieber Freund, er iſt ein viel zu reicher Mann, als daß Sie ihn zuerſt beſuchen dürften. Morgen ſag' ich's ihm; will er, ſo begleite er mich zu Ihnen. Adieu, mein guter Disputant. Adieu!“

„Bringen Sie alſo ja morgen Ihren Beltow mit“, ſagte Lubinka: „man hat mir ſoviel von ihm geſprochen, daß auch ich ihn gern ſehen möchte.“

„Es lohnt ſich auch der Mühe, wahrlich!“ entgegnete der Greis und trat in den Vorſaal hinaus.

Crupow ſtritt jedesmal mit Cruciferſki, und jedesmal wurde er böſe und ſagte, daß ſie immer mehr auseinander gingen. Deſſen ungeachtet ſchloſſen ſie ſich mit jedem Tage feſter und inniger an einander. Der Alte fühlte ſich bei Cruciferſki wie bei den Seinigen; es zog ihn hin ein Herzensleben zu führen, denn ſein Herz war noch warm — bei ihnen ruhte er aus und weidete ſich an ihrem Glück. Cruciferſki dagegen und ſeine Frau betrachteten Crupow wirklich für den Aelteſten der Familie, wie einen Vater oder Onkel — aber wie einen ſolchen Onkel, dem die Liebe, nicht die Bande des Blutes das Recht gegeben, dann und wann zu ſchmälen und zu zanken. Das verziehen ihm denn auch Beide von ganzem Herzen, und ſahen ſie ihn ein paar Tage nicht, ſo waren ſie recht traurig.

Am andern Abend um ſieben Uhr kam der Doctor in ſeinem mit gelbem Teppich bedeckten Bauernſchlitten, und brachte Beltow mit. Der war natürlich herzensfroh die Bekanntſchaft eines ordentlichen Menſchen zu machen, und dachte gar nicht daran, daß er die erſte Viſite abſtatte. Cruciferſki und ſeine Frau wurden ein

wenig verlegen. Des Doctors Lobsprüche, der Ruf von Beltow's Leben im Auslande, sogar dessen Reichthum — Alls das fiel ihnen unwillkürlich ein, als er zur Thür hereintrat, und hatte zur Folge, daß der erste Empfang etwas gezwungen war. Das verlor sich jedoch bald. In Beltow's Manieren und Reden war soviel Offenheit, soviel Einfachheit, und dabei besaß er soviel Takt, diesen hohen Vorzug gebildeter und feingeistiger Naturen, daß nach einer halben Stunde der Ton der Unterhaltung ein ganz freundschaftlicher wurde. Selbst Lubinka, so wenig an Fremde gewöhnt, ward unwillkürlich in's Gespräch hineingezogen. Mit Cruciferski kam Beltow auf die Universitätsjahre, auf eine Menge Anecdoten aus jener Zeit, auf die damaligen Schwärmereien und Hoffnungen. Lange hatte er sich nicht so wohl gefühlt, und als Crupow ihn wieder an den Gasthof „Neresberg" brachte, dankte er demselben herzlich für diese Bekanntschaft.

„Nun?" fragte der Doctor später Cruciferski: „wie gefällt er Euch?"

— „Das braucht man gar nicht zu fragen" entgegnete Cruciferski.

„Mir hat er sehr gefallen," sagte Lubinka.

Der Doctor, äußerst zufrieden, daß er Allen eine Freude gemacht, drohte ihr scherzend mit dem Finger.

Lubinka erröthete.

Familiengemälde haben etwas Verlockendes. Da ich jetzt eines beendet, kann ich mich nicht enthalten, ein anderes zu beginnen. Der innige Zusammenhang beider, ich versichere Euch, wird sich später offenbaren.

Zweites Capitel.

Häusliches Reziment.

Der Adelsmarschall des Dubasow'schen Bezirkes hatte eine Tochter und das wäre für den ehrenwerthen Marschall Karp Kondratitsch wie für dessen holdes Töchterlein Barbara Karpowna noch kein großes Unglück gewesen: allein er hatte außer der Tochter eine Frau und Bäbchen, wie sie zu Hause genannt wurde, hatte außer dem Vater eine liebe Mama, Maria Stepanowna. Das änderte die Sache wesentlich. Karp Kondratitsch war in seinem Familienkreise ein Muster von Sanftmuth. Es war merkwürdig, wie sich der Mann veränderte, wenn er aus dem Stall in den Speisesaal, von der Tenne ins Schlaf- oder Gastzimmer trat. Hätten wir nicht von bekannten Reisenden die sichersten Belege, daß ein und derselbe Engländer ein trefflicher Pflanzer und ein ausgezeichneter Familienvater sein kann, so würden wir selbst die Möglichkeit eines solchen Doppelwesens bezweifeln. Indessen leuchtet bei genauer Betrachtung ein, daß es so sein mußte. Außer dem Hause, d. h. im Stalle und auf der Tenne führte Karp Kondratitsch Krieg; da war er Feldherr und suchte dem Feinde soviel Schläge als möglich beizubringen. Seine Feinde waren natürlich die widerspenstigen Rebellen: Faulheit, mangelhafte Hingebung an seine Interessen, mangelhafter Eifer für die vier Braunen und andere Vergehungen. In seinem Salon dagegen fand Karp Kondratitsch die weiche Umarmung der treuen Gattin und die holde Stirn seiner Tochter zum Kuß. Er legte die schwere Rüstung gutsherrlicher Sorgen ab und wurde nicht sowol der gute Mensch, als der gute Karp Kondratitsch.

Mit seiner Frau verhielt es sich aber ganz anders. Seit zwanzig Jahren führte sie einen kleinen Partei-

gängerkrieg innerhalb des Hauses; selten machte sie kleine Ausfälle in die Hütten der Bauern. Unermüdete Gefechte mit den Stubenmädchen, dem Koch und dem Schenk erhielten sie fortwährend in gereizter Stimmung. Zu ihrem Lobe aber sei gesagt, daß diese kleinlichen Feindseligkeiten ihre Seele nicht ganz erfüllen konnten und daß sie mit Thränen in den Augen das siebzehnjährige Bäbchen an ihr Herz drückte, als das Mädchen in Begleitung ihrer Tante aus Moskau zurückkehrte, wo sie in einer Pension erzogen worden. Das war nun nicht mit dem Koch, nicht mit den Stubenmädchen zu vergleichen — ihre leibliche Tochter, ihr Fleisch und Blut, auch war's ja heilige Pflicht.

Anfangs hatte Bäbchen Ruhe und durfte, besonders in Mondnächten im Garten herumlaufen. Dem in der Enge der vier Wände erzogenen Mädchen war Alles neu, „bezaubernd, hinreißend", sie sah in den Mond und gedachte irgend einer angebeteten Freundin, fest überzeugt, daß auch jene in diesem Augenblick ihrer gedenke; sie schnitt ihre Namenszüge in Bäume ein.... Es war jene Zeit, die kalten Menschen geradezu lächerlich erscheint, uns aber nur ein Lächeln entlockt, kein dünkelvolles Lächeln der Verachtung, sondern jenes, mit dem wir spielende Kinder betrachten; wir können nicht mehr spielen, mögen sie's doch! Mit Unrecht, ganz mit Unrecht wirft man gewöhnlich Mädchen die eben die Pension verlassen haben, Geziertheit und Exaltation vor. In allen Träumereien dieses Alters, in all dem Liebesdrang, in diesem Mangel an Egoismus, dieser Hingebung und Selbstverleugnung ist heilige Aufrichtigkeit. Das Leben ist zu einer Krise gelangt und der Vorhang der Zukunft noch nicht aufgegangen. Er birgt bange und lockende Geheimnisse, das Herz leidet wirklich im Sehnen nach etwas Unbekanntem, und zu gleicher Zeit ist der Organismus erregt, das Nervensystem gereizt, die Thränen möchten unaufhaltsam hervordringen. Nach fünf, sechs

Jahren ändert sich Alles: heirathet das Mädchen, nun dann versteht sich das Weitere von selbst; heirathet sie nicht, und ist in ihr nur ein Funke gesunder Natur, so wartet sie nicht, daß Jemand anders ihr den geheimnißvollen Vorhang lüfte, sie hebt ihn selbst und gewinnt eine andere Lebensanschauung. Es ist lächerlich, wenn ein Mädchen von fünfundzwanzig Jahren die Welt mit den Augen einer Pensionärin betrachtet, und traurig ist's, wenn eine Pensionärin sie mit den Augen eines fünfundzwanzigjährigen Mädchens ansieht.

Barbara Karpowna war nicht schön; doch hatte sie reichlichen Ersatz dafür: jenes gewisse Etwas, das wie an gutem Wein die Blume nur vom Kenner gewürdigt wird. Und dieses Etwas, das noch Unentwickelte, Verheißende, Andeutende verlieh ihr im Verein mit der Jugend, die Alles schmückt und verklärt, einen besondern, feinen, nicht Allen erschlossenen Reiz. Betrachtete man ihr hageres braunes Gesicht, die jugendliche Unvollkommenheit ihrer Körperformen, ihre schmachtenden Augen mit den langen Wimpern, so dachte man sich unwillkürlich, wie diese Züge sich harmonisch ausbilden würden, wenn Idee und Empfindung und diese Augen — wenn Alles Klarheit, Bestimmtheit, Sinn und Bedeutung erlangte, und wie glücklich dann der sein müsse, auf dessen Schultern dieses Haupt sich lehnen würde.

Maria Stepanowna aber war mit dem Aeußern ihrer Tochter sehr unzufrieden, schalt sie häßlich und befahl ihr, jeden Morgen und jeden Abend sich mit Gurkenwasser zu waschen (in das noch ein gewisses Pulver gethan wurde,) damit der Sonnenbrand verginge, wie sie die braune Gesichtsfarbe des Mädchens nannte. Bäbchens Benehmen vor Fremden veranlaßte die Mutter, ihre ernstliche Aufmerksamkeit auf sie zu wenden. Bäbchen war nämlich schüchtern, entfernte sich in den Garten mit einem Buch, kokettirte nicht und liebäugelte nicht. Das Buch, als nächste Ursache, wurde ihr genommen;

darauf erfolgten mütterliche Ermahnungen, die kein Ende hatten. Maria Stepanowna glaubte zu bemerken, daß Bäbchen ihr nicht ſo ganz mit Freuden gehorche, daß ſie ſogar die Stirn runzele und bisweilen zu antworten wage. Gegen ſolche Dinge, das wird jeder zugeben, mußten entſchiedene Maßregeln ergriffen werden. Maria Stepanowna unterdrückte eine Zeit lang ihre warme Liebe zur Tochter und begann ſie auf jedem Schritt und Tritt zu verfolgen. Wollte das Mädchen ſpazieren gehen, ſo verbot ſie's ihr: wollte ſie zu Hauſe bleiben, ſo wurde ſie fortgeſchickt. Bäbchen mußte eſſen, wenn ſie keine Luſt hatte und jeden Tag wurde ihr vorgeworfen, daß ſie nicht dicker würde. Dieſe mütterlichen Quälereien bildeten in Bäbchen ein feſt geſchloſſenes Weſen; ſie wurde noch ſcheuer und nahm noch mehr ab. Dem guten Karp Kondratitſch fiel es manchmal ein, daß ſeine Frau ohne Grund das arme Mädchen quäle; er verſuchte ſogar, dies ſeiner Frau leiſe anzudeuten: kaum aber ſollte er ſich etwas beſtimmter ausdrücken, ſo empfand er eine unüberwindliche Angſt, und begab ſich eilends nach der Tenne, wo er für den augenblicklichen Schreck, den er ſelbſt gefühlt, mit einem langen Schreck ſich ſchadlos hielt, den er allen ſeinen Vaſallen einjagte. So räumte er denn Maria Stepanowna das Feld und dieſe, die mit dem größten Eifer ſeine Leinwand, Tiſchtücher und Servietten zur künftigen Ausſteuer ihrer Tochter zuſammenkaufte, die ſieben Stubenmädchen zwang, ſich an Spitzenklöppeln die Augen blind zu arbeiten, während drei Andere allerlei unnützes Zeug für Bäbchen ſticken mußten — ſie verfolgte und drückte gleichzeitig dieſelbe mit unglaublicher Hartnäckigkeit, wie ihren ärgſten Feind.

Als Karp Kondratitſch mit ſeiner Familie zu den Wahlen in N. ankam, zog er mit großer Mühe ſeine Adelsuniform an, (denn in den drei Jahren ſeines Marſchallamtes hatte er recht zugenommen, während

die Uniform im Gegentheil eingelaufen war) und begab ſich zu dem Gouverneur wie zu dem Adelsmarſchall des Gouvernements, welchen er zum Unterſchiede von jenem ſehr witzig „unſre Seine Excellenz“ nannte.

Maria Stepanowna beſchäftigte ſich indeß mit Anſtalten zur Ausſchmückung ihres Salons, und mit dem Ausladen verſchiedenen Plunders, der in vier Fuhren vom Lande hergebracht worden. Darin unterſtützten ſie drei Lakaien mit ſtruppigem, ungekämmtem Haar, in Jacken aus grauem Zeug, das kein rechter Fries und kein rechtes Tuch war. Die Arbeit ging raſch vorwärts, als auf einmal die Frau vom Hauſe wie von einer plötzlichen Idee ergriffen innehielt und mit lauter Stimme ausrief: „Bäbchen, Bäbchen! Wo verſteckſt Du Dich denn?“

Das arme Mädchen ahnte, daß dies nichts Gutes bedeutete und trat ängſtlich ins Zimmer. „Hier bin ich, Mama!“ —

„Wie ſiehſt Du denn aus? Biſt Du denn krank? Wahrlich, wenn man Dich von fern betrachtet, möchte man faſt glauben, daß Du im elterlichen Hauſe ein ſchlechtes Leben haſt. O über dieſe Penſionen! Zur Mutter mit ſolchem Geſichte hintreten!“ hier machte Maria Stepanowna dem Mädchen ihr ſchmachtendes Ausſehen nach. — „Ich war auch eine Tochter; wenn Mutter mich rief, ſo kam ich mit offenem heiterm Geſichte zu ihr.“ Dabei zeigte ſie dies heitere lächelnde Geſicht. — „Du aber ſiehſt immer ſo finſter drein.... Er Tölpel, zerſchlägt's ja! Was hat der Kerl nur für eine Luſt, Alles herbeizuſchleppen, nie lernt der was.... Ja, meine Liebe, der Spaß muß ein Ende haben; ich ſtelle Dir noch einmal ernſtlich vor, daß Deine Aufführung mich ärgert. Auf dem Lande habe ich Dir viel nachgeſehen, hier ab leide ich's nicht. Ich habe nicht darum eine ſo weite Reiſe gemacht, daß man von meiner Tochter ſage: 's iſt eine blöde Närrin. Hier werde ich

Dich nicht länger im Winkel sitzen lassen. Wie kommt es, daß Du keinen einzigen Cavalier für Dich zu interessiren weißt? Als ich funfzehn Jahr alt war, da ließen mir die Herren keine Ruhe mehr. Es ist Zeit, Dich zu versorgen, hörst Du wol.... Ach Du Elender, sagt' ich Dir doch, Du zerbrichst was! Komm her, zeig einmal; sieh nur Esel, in zwei Stücke hast Du's zerschlagen! Du sollst's kriegen, wenn der Herr nach Hause kommt. Ich würde Dich selbst an den Haaren herumzerren: aber es ekelt mich, Dich anzurühren. Wie Du Dich mit Oel bestrichen hast! Dieser Dieb Mitka vertheilt in der Küche herrschaftliches Oel: warte nur, dich nehm' ich auch schon vor.... Ja, ja, Barbara Karpowna, eh die Wahlen vorüber sind, mußt Du einen Mann bekommen. Ich finde schon einen heraus und nachgeben werde ich Dir nichts mehr. Was bildest Du Dir denn ein? bist Du etwa so schön, daß man Dir nachlaufen wird? Hast weder ein hübsches Gesicht, noch eine hübsche Gestalt, kannst keinen Schritt ordentlich gehen, kannst keine Toilette machen, weißt kein vernünftiges Wort zu sprechen, und hast ja doch in Moskau so viel gelernt! Nein, mein Schatz, weg mit den Büchern! Hast genug gelesen, viel zu viel. Es ist Zeit, daß Du was Ordentliches machst. Du darfst mir nicht wieder unter die Augen, wenn sich dein Betragen nicht bessert."

Bäbchen stand da wie eine Verurtheilte; die letzten Worte der Mutter klangen ihr wie ein Trost.

„Wie solltest Du keinen Bräutigam finden! Bei unserm Vermögen! Vierhundert Bauern, und jeder einzelne so viel werth wie zwei von unserm Nachbar — und dann welche Aussteuer!... Aber ich sehe Du fängst zu weinen an; willst wol rothe Augen bekommen? So also lohnst Du die Sorgfalt deiner Mutter!"

Sie trat ganz nahe an sie heran, und bemerkte nun auch, daß Bäbchens Haare ganz trocken waren. Wer weiß, wie das geendet haben würde, wenn nicht im

ſelben Augenblick der Bär in der Bedientenjacke einen Teller hätte fallen laſſen. Maria Stepanowna übertrug ihre ganze Wuth auf ihn. „Wer hat den Teller zerſchlagen?“ ſchrie ſie mit heiſerer Stimme.

— „Hat ſich von ſelbſt zerſchlagen,“ antwortete der Diener, der offenbar die Geduld verloren hatte.

„Wie, von ſelbſt? von ſelbſt?“ das wagſt Du mir zu ſagen! Von ſelbſt!“... Das Weitere ſprach ſie mit den Händen; ſie fand wahrſcheinlich, daß ein aufgeregter Seelenzuſtand ſich weit kräftiger durch Pantomime als in Worten äußert.

Das gemarterte junge Mädchen konnte es nicht länger ertragen. Sie fing auf einmal zu ſchluchzen an, und ſank in heftigen Krämpfen auf's Sopha. Die Mutter erſchrak und rief: „Leute her! Waſſer, Tropfen, holt den Doctor, den Doctor!“

Der Krampfanfall war hartnäckig, und der Doctor kam nicht. Ein zweiter Eilbote wurde nach ihm geſandt, der brachte dieſelbe Antwort: „Hat ſagen laſſen, Sie möchten ſich ein Weilchen gedulden; er ſei bei einer ſehr ſchweren Entbindung.“

„Verflucht! wem macht denn nur die Niederkunft ſolche Noth?“

— „Des Procurators Köchin iſt's“, antwortete der Bote.“

Das hatte nur noch gefehlt, um den tragiſchen Zuſtand Maria Stepanowna's zu vollenden. Sie wurde glühend roth, und ihr Geſicht, das nie reizend war, bekam einen widerwärtigen Ausdruck. „Die Köchin, die Köchin!...“ weiter konnte ſie kein Wort hervorbringen.

Jetzt trat Karp Kondratitſch mit heiterer und zufriedener Miene ein. Der Gouverneur hatte ihm die Hand gedrückt, die Gemahlin Sr. Excellenz ihm einen Teppich gezeigt, den ſie aus Petersburg für ihren Salon erhalten, und er ſeinerſeits hatte den Teppich mit der Miene patriarchaler Einfalt betrachtet, hinter der ſich bei uns

so gut Schmeichelei und Erniedrigung versteckt, und hatte die Bemerkung gemacht: „Wer anders aber, gnädige Frau, sollte auch solche Teppiche besitzen, als Ihre Excellenz!“ Mit allem dem war er sehr zufrieden; namentlich mit seiner geschickten Antwort. Und in solcher Stimmung überraschte ihn die erschreckende Familienscene. Die Tochter in Krämpfen, die Frau außer sich, auf dem Boden ein zerbrochener Teller; Maria Stepanowna ganz blaß, ihre rechte Hand aber sehr roth, fast so roth wie die linke Backe des Dieners Tereschka!

„Was geht hier vor? Was hat denn Bäbchen?“

— „Nun ja, von der Reise,“ entgegnete die zärtliche Mutter. „Ein so junges Mädchen, wie konnte die eine Fahrt von 120 Werften aushalten! Sagt ich's doch, laß uns bis Mittwoch warten: nein und nein. Jetzt ist sie krank“.

„Aber ich bitte Dich! Mittwoch wären's doch nicht weniger Werste gewesen.“

— „Du willst Alles besser wissen. Daß Du mir diesen Bösewicht Crupow nicht mehr in's Haus läßt! Der Schuft! der Elende! Zwei mal hab' ich nach ihm geschickt — bin doch nicht die geringste Person in der Stadt.... Aber woher kommt das? weil Du Deine Würde nicht zu behaupten weißt. Du nimmst Dich schlechter wie ein Assessor. Ich schicke zu dem Menschen hin und er hält mich zum Besten; denk' mal, entbinden des Procurators Köchin. Meine Tochter liegt im Sterben, und er ist bei des Procurators Köchin.... Der Jacobiner!“

„Der Schurke und Hundsfott!“ schloß der Marschall.

Noch hatte Maria Stepanowna den heißen Strom ihrer Worte nicht gehemmt, als die Thür aufging und der alte Doctor Crupow mit seiner etwas methodischen Miene und dem Stock in der Hand, in's Zimmer trat. Auch er war ungewöhnlich heiter gestimmt; seine Augen lächelten und ohne zu bemerken, daß der Herr und die

Frau vom Hause seinen Gruß nicht erwiederten, fragte er: „Wer bedarf hier meiner Hülfe?“

— „Meine Tochter!“

„Ah, Wära Michailowna! Was fehlt ihr?“

— „Meiner Tochter Name ist Barbara und der meinige Karp“, bemerkte der Marschall nicht ohne Würde.

„Bitte um Entschuldigung; nun was fehlt denn Barbara Kyrillowna?“

„Erst beruhigen Sie mich nur“, unterbrach ihn Maria Stepanowna mit vor Wuth zitternder Stimme: „ist des Procurators Köchin entbunden worden?“

— „Gut, sehr gut“, erwiederte Crupow energisch. „Ein solcher Fall ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Ich glaubte wirklich, daß Mutter und Kind draufgehen. Die Hebamme war zu ungeschickt, meine Hände sind nun auch alt und ich sehe schlecht. Denken Sie nur, der Nabelstrang.“...

„Ei, mein Herr, sind Sie bei Troste? Ich werd' auch solch ekelhaftes Zeug anhören! Wer sagt Ihnen das? Auf meinem Gute kommen Jahr aus Jahr ein funfzig Bäuerinnen nieder, ohne daß ich all' das häßliche Zeug erfahre. Dabei spuckte sie aus.“

Crupow begriff kaum, was das sein sollte. Die ganze Nacht hatte er bei der armen Wöchnerin in einer engen Küche sich abgemüht und war noch so voll von dem Eindruck des glücklichen Erfolges, daß er den Ton der Frau Marschallin anfangs nicht verstand. Diese fuhr fort: „Bezahlt Sie denn der Procurator so außerordentlich, daß Sie seine Magd keinen Augenblick verlassen konnten, während meine Tochter fast im Sterben lag?“

„Nein, keinen Augenblick, gnädige Frau, weder um Ihrer Tochter noch um irgend eines Andern willen. Auch ist sie wol nicht so sehr krank; Sie beeilen sich ja gar nicht mich zu ihr zu führen. Das wußt' ich.“

Diese Bemerkung verblüffte die zärtlichen Eltern, aber die Mutter faßte sich bald und versetzte: „Sie ist wohler; auch lasse ich Sie jetzt nicht zu meiner Tochter, Sie haben sich gewiß nicht einmal die Hände gewaschen.“

— „Ich muß Ihnen gestehen, Herr Doctor,“ fügte der Marschall hinzu: „ein so freches Verfahren und eine so freche Erklärung desselben hätte ich von Ihnen, einem alten verdienstvollen Arzte, nicht erwartet. Achtete ich nicht das Ordenskreuz an Ihrer Brust, ich bliebe vielleicht nicht in den Grenzen, in denen ich mich halte. Seit ich Marschall bin — das sind nun sechs Jahre — hat mich Keiner so beleidigt.“

„Aber um Himmelswillen, wenn in Ihnen kein Funke Menschenliebe ist, so bedenken Sie doch wenigstens, daß ich hier Inspector der Medicinalbehörde, daß ich in ärztlichen Dingen hier der Wächter der Gesetze bin. Und ich, ich sollte eine sterbende Frau im Stiche lassen, um zu einem gesunden Mädchen hinzueilen, das Migräne hat oder in Ohnmacht gefallen nach einem häuslichen Auftritt, oder so was Aehnliches! Das ist ja gegen alles Gesetz, und da sind Sie noch böse!“

Karp Kondratitsch war schließlich die feigste Memme. In den Worten des Arztes schien ihm ein Vorwurf des Liberalismus zu liegen. Da wurde es ihm grün vor den Augen und er antwortete rasch: „Das wußt' ich nicht, bei Gott, das wußt' ich nicht. Vor der Macht des Gesetzes verstumme ich. Da steht ja auch Bäbchen schon auf.“

Crupow trat zu ihr hin, betrachtete sie, fühlte ihr an den Puls, schüttelte den Kopf, that ein paar Fragen, und da er wohl wußte, daß er ohne das nicht loskommen würde, verschrieb er ein unbedeutendes Recept und setzte hinzu: „Vor allen Dingen Ruhe, sonst kann's schlimm werden.“ Damit ging er.

Von dem Krampfanfall der Tochter erschreckt, wurde Maria Stepanowna ein wenig sanfter. Als aber die

Kunde von Beltow zu ihr gelangte, ſchlug ihr das Herz hoch und pochte ſo gewaltig, daß das Bologneſerhündchen, welches ſeit ſechs Jahren beſtändig neben dem Taſchentuch und einer kleinen Tabaksdoſe auf ihrem Schoos lag, zu knurren anfing und ſchnupperte und ſuchte, was da wol hüpfe.

Beltow! das wär' ein Freier! Beltow! das iſt der Rechte!

Drittes Capitel.

Vergebliche Vorbereitungen.

Natürlich ſtattete Beltow auch Karp Kondratitſch einen Beſuch ab. Gleich den andern Tag drängte Maria Stepanowna ihren Mann die Artigkeit zu erwiedern, und eine Woche drauf erhielt Beltow ein ſchmutziges Billet, das ſehr nach Schafspelz roch, ein Geruch, welchen es am Buſen des Kutſchers angenommen, der es überbrachte. Es lautete folgendermaßen:

„Der Adelsmarſchall des Dubaſowſchen Bezirks und ſeine Gemahlin beehren ſich Herrn Wladimir Petrowitſch Beltow zum Mittageſſen, morgen um drei Uhr, ergebenſt einzuladen."

Beltow las die Einladung mit Schrecken und warf das Billet auf den Tiſch. Was Die nur für eine Luſt ankommt, mich zu Gaſte zu bitten! dachte er. Koſtet viel Geld und ſind doch die ärgſten Knicker. Ich werde mich zu Tode langweilen: aber was iſt zu thun! Ich muß hin, ſonſt fühlen ſie ſich beleidigt.

Zwei Tage vor dem Diner begannen die Vorbereitungen Bäbchens. Die Mutter putzte ſie vom Morgen bis zum Abend, wollte erſt, daß ſie ein rothes Sammtkleid trage, weil ihr das ſtünde, gab jedoch dem Rath ihrer

Couſine nach, welche die Gemahlin des Gouverneurs ohne Umſtände beſuchte und ſich einbildete alle Moden zu kennen, weil Ihre Excellenz ihr verſprochen hatte ſie künftigen Sommer nach Karlsbad mitzunehmen. Abends ließ Maria Stepanowna Mandelkleie bringen, die von der für den morgenden Tag bereiteten Torte noch geblieben, und belehrte ihre Tochter, wie ſie mit dieſer Kleie ſich den Nacken, das Geſicht und die Schultern reiben müſſe. Hierauf begann ſie in feierlichem Tone, während ſie ihr offenbares Verlangen zum Zank überzugehen unterdrückte.

„Bäbchen, wenn mir Gott hilft, Dich mit Beltow zu verheirathen, dann ſind alle meine Gebete erhört, dann wirſt Du mir unſchätzbar ſein. Erfreue alſo Deine Mutter; Du biſt ja nicht gefühllos, haſt ja kein ſteinernes Herz. Kannſt Du 's denn gar nicht? Wie ſollteſt Du einem jungen Manne nicht zu gefallen wiſſen? Und iſt denn hier ein ſolcher Ueberfluß an Mädchen? Kaum zwei, drei, die ſich nennen laſſen. Die geprieſenen Schönheiten, die Töchter des Präſidenten ſind nach meiner Meinung häßlich, überdies ſollen ſie mit gewiſſen Secretairlein ein Verhältniß haben. Und dann von welcher Herkunft ſind ſie! Ihr Vater war Schreiber in der Finanzkammer. Wenn Du nur einen Funken Ambition hätteſt, ſo müßteſt Du ihnen zum Poſſen.... Jene Unverſchämten promeniren im offenen Wagen an ſeiner Wohnung vorbei, wird aber nichts draus, gar nichts. Doch ich quäle mich ab und rede, und Die ſteht da wie ein Stück Holz. Hat mir doch Gott meiner Sünden wegen eine Puppe ſtatt einer Tochter beſcheert!"

— „Aber, liebe Mutter," ſagte Bäbchen halb laut, mit einer gewiſſen Verzweiflung in den Blicken, „was ſoll ich denn thun? Ich kann ja nicht anders. Bedenken Sie doch ſelbſt, ich kenne dieſen Mann gar nicht, und auch er wird vielleicht nicht die geringſte Aufmerk-

ſamkeit auf mich wenden. Ich kann mich ihm doch nicht an den Hals werfen."

„Grobes Geſchöpf Du! wer ſagt Dir denn, daß Du Dich ihm an den Hals werfen ſollſt? So alſo willſt Du den Wunſch Deiner Mutter erfüllen.... Kennſt ihn nicht! Denkſt Du denn, Deine Mutter iſt närriſch oder betrunken, daß ſie keinen Bräutigam für Dich zu wählen weiß? Seht mir doch die Prinzeſſin!"... Sie hielt inne, aus Furcht, ſie zu Thränen zu bringen, von welchen morgen ihre Augen roth ſein könnten.

Endlich brach der Tag der Prüfung an; von zwölf Uhr wurde Bäbchen friſirt, pomadirt, parfümirt. Maria Stepanowna ſelbſt ſchnürte das ohnedies hagere Mädchen feſt ein, ſodaß ſie die Geſtalt einer Weſpe erhielt. Dagegen wußte aber auch die Mutter mit weiſer Umſicht hie und da zu wattiren. Gleichwol war ſie nicht ganz zufrieden. Bald kam ihr der Kragen zu hoch vor, bald ſchien ihr eine Schulter Bäbchens niedriger als die andere. Alles das machte ſie böſe, ſie gerieth außer ſich, gab dem Stubenmädchen aufmunternde Stöße, lief in den Speiſeſaal lehrte die Tochter kokettiren und den Diener die Tafel decken. Es war ein mühevoller Tag für Maria Stepanowna, aber die Mutterliebe vermag viel!

Begreiflicher Weiſe iſt dies Alles ganz gut und nothwendig im Hausweſen. Bei aller Schwärmerei muß man denn doch auf die Zukunft und das Wohl der Tochter bedacht ſein; nur bringen leider dieſe vorbereitenden Maßregeln hinter den Couliſſen ein Mädchen um die ſchönſten Momente einer erſten, unerwarteten, offenherzigen Begegnung. Sie enthüllen ihr ein Geheimniß, das noch unenthüllt bleiben ſollte und zeigen ihr zu früh, daß es zum Erfolg nicht der Sympathie, nicht des Glückes, ſondern eines falſchen Spiels bedarf. Dieſe Vorbereitungen machen ein Verhältniß gemein, das nur dann wahrhaft und heilig ſein kann, wenn es eben nicht gemein wird. Strenge Moraliſten möchten noch hinzu-

fügen, daß ſolche Maßregeln ein Mädchenherz mehr verderben, als der ſogenannte Fall: ſo tief laſſen wir uns nicht ein. Und dann ſage man, was man wolle, die Töchter müſſen denn doch Männer bekommen, dazu ſind ſie geboren. Dies werden, denk' ich, alle Moraliſten zugeben.

Um drei Uhr ſaß das geputzte Bäbchen im Gaſtzimmer, wo ſeit einer halben Stunde ſchon ſich einige Gäſte eingefunden und von dem Präſentirteller auf dem Sophatiſch bereits die Hälfte des Caviars verſchwunden war. Plötzlich trat ein Lakai ein und überreichte Karp Kondratitſch einen Brief.

Karp Kondratitſch holte ſeine Brille aus der Taſche, ſtrich mit dem ſchmuzigen Tuch die Gläſer, und nachdem er die paar Zeilen, der Dauer nach zu ſchließen, wahrſcheinlich buchſtabirend durchgeleſen, verkündigte er in merklich unruhigem Tone:

„Liebe Maria, Herr von Beltow bittet um Entſchuldigung: er iſt unwohl, hat ſich erkältet, und kann bei dem beſten Willen nicht kommen. — Sage dem Diener, wir bedauerten ſehr."

Maria Stepanowna wechſelte die Farbe und warf einen Zornblick auf die Tochter, als ſei ſie daran ſchuld, daß Beltow ſich erkältet. Bäbchen triumphirte. Nie hatte ſich Maria Stepanowna ſo lächerlich gemacht. Sie dauerte Einen faſt. Nun haßte ſie Beltow von ganzem Herzen. „Das iſt geradezu ein Affront," murrte ſie vor ſich hin.

„Das Eſſen iſt aufgetragen," ſagte der Lakai.

Der Provinzialmarſchall führte Maria Stepanowna zu Tiſche.

Viertes Capitel.

Theekränzchen.

Drei Wochen nach dieser Begebenheit saß Maria Stepanowna beim Thee. Wenn sie allein war, oder mit intimen Freunden, trank sie gern viel Thee und zwar den Zucker im Munde aus der Untertasse, was ihr schon darum zusagte, weil sie bei dieser Methode weniger Zucker brauchte. Vor ihr saß eine lange hagere Frauengestalt, die immer ein wenig den Kopf schüttelte, wodurch die Bänder an ihrer Haube in fortwährender Bewegung blieben. Sie strickte eine wollene Schärpe an zwei großmächtigen Nadeln und betrachtete ihre Arbeit durch eine schwere Brille, deren silberner Bügel eher an eine Kanonenlaffette erinnerte, als an ein Ding, welches auf einer menschlichen Nase ruhen sollte. Ein abgetragenes dunkles Ueberkleid und ein Ridicüle von außerordentlicher Größe, aus welchem noch mehre Stricknadeln hervorguckten, zeigte, daß diese Person zu den Vertrauten des Hauses gehörte, und nicht reich war. Letzteres konnte man am deutlichsten aus dem Tone Maria Stepanowna's entnehmen. Diese Alte hieß Anna Jakimowna; sie war aus gutem adligen Hause und in jungen Jahren Witwe geworden. Ihr Vermögen bestand aus vier Leibeigenen, der vierzehnte Theil einer Erbschaft, die sehr wohlhabende Verwandte mit ihr getheilt. Diese hatten in Berücksichtigung ihres Witwenstandes ihr und ihren Bauern mit freigebiger Hand einen Sumpf zugemessen, der an wilden Enten und Schnepfen überreich, zur friedlichen Beschäftigung des Ackerbaues indeß nicht recht geeignet war. Von einem solchen Gute ließ sich bei allen Bemühungen Anna Jakimowna's kein großer Grundzins erheben. Auch ihr Mann hatte ihr nicht viel hinterlassen: nämlich den Oberstlieutnantsrang,

einen einzigen Sohn und eine Sammlung pferdearzneilicher Recepte, auf deren jedem ein frappantes Beispiel glücklicher Curen verzeichnet stand. Der Sohn kam, neunzehn Jahr alt, in ein Regiment, wurde aber bald wegen Trunkenheit und tumultuarischen Benehmens cassirt. Seitdem wohnte er in einem Flügel des mütterlichen Hauses, zog Citronenliqueur ab, und prügelte sich beständig bald mit der Dienerschaft, bald mit guten Freunden. Die Mutter fürchtete ihn wie das Feuer, versteckte vor ihm Geld und Sachen und schwor ihm, daß sie keinen Groschen habe, besonders seit er einmal den Deckel ihrer Schatulle mit einem Beil aufgebrochen und zweiundsiebzig Rubel, sowie einen Türkisring herausgenommen, welchen sie vierundfunfzig Jahre hindurch zum Andenken an einen treuen Freund ihres verstorbenen Mannes aufbewahrt hatte. Außer den Bauern und den Recepten besaß Anna Jakimowna drei junge Stubenmädchen, ein altes und zwei Lakaien. Die jungen Mädchen bekamen nie Kleider von ihr, und merkwürdiger Weise waren sie doch immer gut gekleidet. Anna Jakimowna sah mit Vergnügen, daß sie sich so viel erarbeiten konnten, ungeachtet sie selbst sie vom Morgen bis zum Abend beschäftigte, und schwieg wohlweislich, wenn sie hin und wieder Etwas bemerkte, was nicht sein sollte. Die Lakaien, zwei misgestaltete Greise, die nur dem Wein lebten, theilten mit den Stubenmädchen ihren Gewinn und fertigten außerdem für die halbe Stadt ziegenlederne Schuhe, die stark rochen. Natürlich ließ auch der Herr Sohn Jakim Ossipitsch die Gelegenheit nicht vorbei, seine Rechnung zu finden, und machte sich menschliche Schwächen zu Nuze.

Das ehrwürdige Haupt dieses patriarchalen Phalansteriums leerte nun die vierte Tasse Thee bei Maria Stepanowna. Sie hatte bereits zum hunderrsten Male erzählt, wie ein grusinischer Fürst um sie gefreit, der als General en Chef starb, wie sie im Jahr 1809 zu ihren

Verwandten nach Petersburg gereist, wie bei ihren Verwandten sich jeden Tag die gesammte Generalität versammelte, und wie sie nur darum nicht dort geblieben, weil sie das Newawasser nicht vertragen konnte. Als sie ihre aristokratischen Erinnerungen mit der vierten Tasse Thee beschloß, hub sie plötzlich an, indem sie die Tasse laut umstürzte (was übrigens ein trügerisches Signal *) war).

„Ja, meine liebe Maria Stepanowna, wenn mich der Herr nur würdigt, Ihr Bäbchen versorgt zu sehen, so etwa wie Sie, Maria Stepanowna, dann bleibt mir nichts zu wünschen übrig. Das Herz lacht Einem, wenn man Ihre Familie ansieht, Ihr Haus ist gesegnet, von allen Seiten hoch geachtet. Wie gut wär's, und wie würde es Sie freuen, wenn Bäbchen heirathete!"

— „Warum haben Sie Ihre Tasse umgestürzt? trinken Sie doch noch."

„Ich habe wahrlich genug; ich trinke in der Regel nur drei Tassen, und bei Ihnen habe ich schon vier getrunken. Ich danke gehorsamst. Ihr Thee ist vorzüglich."

— „Ja, ich sage es immer, meinetwegen einen Rubel mehr auf's Pfund, das thut nichts — nur muß es ordentlicher Thee sein. Nehmen sie doch noch eine Tasse (Anna Jakimowna nahm die fünfte). Freilich, Anna Jakimowna, Alles liegt in Gottes Hand. Aber Bäbchen ist ja noch jung, wie sollte sie jetzt schon heirathen! Und aufrichtig gesagt, was sind das für Freier: die können ein Mädchen unglücklich machen! Ach, und wenn ich bedenke, daß ich mich von ihr trennen soll — das überlebe ich nicht, ich überleb's wahrlich nicht."

„Ei doch, meine Herzige, wer verheirathet nicht seine Töchter! das ist keine solche Waare, die man zurück-

*) Das Umkehren der Tasse ist nämlich in den gewöhnlichen russischen Theegesellschaften ein Zeichen, daß man nicht mehr trinken will. A. d. U.

behält, die verliegt leicht. Nein, meine Meinung ist, wenn die heilige Mutter Gottes ihren Segen gibt, so wäre es gut eine avantageuse Partie zu machen. Jetzt ist ja der Sohn von Sophia Alexewna hier. Der ist ein entfernter Verwandter von uns. Freilich heutzutage nimmt man nicht viel Notiz von seinen Verwandten, besonders wenn sie arm sind. Er hat bedeutendes Vermögen: zweitausend Bauern auf einem Fleck, und seine Güter sind im besten Stand."

— „Ja, aber was ist's für ein Mensch! Sie denken immer nur an's Geld. Der Reichthum ist aber mehr eine Last, als ein Glück, bringt Mühen und Beschwerden. Das nimmt sich Alles von fern recht schön aus, das gleißt und schimmert, aber bei Lichte betrachtet untergräbt Reichthum nur die Gesundheit. Ich kenne den Sohn der Sophia Alexewna. Er hat meinen Mann besucht. Wir haben ihn natürlich artig aufgenommen; uns geht's ja nichts an — aber es ist ihm auf's Gesicht geschrieben, daß er ein höchst ausschweifender Mensch ist. Was für Manieren! Im Hause eines Edelmanns benimmt er sich, als wär' er im Wirthshaus. Haben Sie ihn gesehen?"

„Von fern, auf der Straße. Er fährt und geht oft an meiner Wohnung vorbei."

— „Wo geht er denn da hin?"

„Das weiß ich nicht, meine Beste. Wie sollte ich in meinen Jahren und bei meinen schweren Krankheitszuständen (dabei seufzte sie tief) mich darum bekümmern, wohin er geht; ich habe meiner Kümmerniß genug.... Vor Ihnen will ich, wie vor Gott, nichts verheimlichen: mein Jakim hat wieder tolle Streiche gemacht. Er bringt mich in's Grab"... Hier brach sie in Thränen aus.

— „Wie wär's, wenn Sie den Küster der Kreuzkirche zu Rathe zögen. Er curirt wunderbar. Nimmt gewöhnlichen Branntwein, bespricht ihn, und gibt dem Kranken einen Schluck, den Rest trinkt er selbst, das ist

Alles. Da zeigen sich dem auch die Teufel und all der Höllenspuk, und dann ist das Uebel wie verschwunden."

„Ich fürchte nur, er verlangt zu viel. Sie kennen meine Umstände."

— „Nicht doch, er hat unsern Koch curirt, und bekam in Allem fünf Rubel."

„Half's denn?"

„Freilich half's; er hatte zwar Rückfälle, da gebrauchte Karp Kondratitsch noch ein anderes Heilmittel. Du, sagte er, begreifst die herrschaftliche Gnade nicht, ich habe fünf Rubel an Deine Cur gewandt, und Du bist immer noch nicht geheilt, Du Schuft! Und nun ließ er ihm, verstehen Sie mich, auf gut russisch aufzählen. Seitdem trinkt der Kerl nicht mehr. Ich werde Ihnen den Küster schicken. — Aber ich an Ihrer Stelle hielt's doch nicht aus, ich erführe, wohin der junge Herr schlendert."

„Ich habe allerdings auch meine Wasiliska gefragt — das Mädel ist gar gewandt — so aus langer Weile sagte ich zu ihr: «wohin fährt doch dieser Herr hier vorbei?» Und Tags darauf meldete sie mir: Sie beliebten gestern zu fragen, wohin der Herr von Beltow fahre; er besucht immer mit dem alten Doctor den Lehrer Negrow's."

— „Mit Trupow?" Zu dem Lehrer Negrow's?" fragte Maria Stepanowna, eine angenehme Regung kaum bergend, über die sie sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte.

„Ja wohl, es ist Derselbe, der hier am Gymnasium angestellt ist."

— „Dahin also geht er! Dacht' ich mir's doch, daß er ein höchst ausschweifender Mensch ist. Was Wunder! Sein Lehrer hat ihn von klein auf zum Freimaurer gemacht. Wie konnte es anders kommen. Der Junge lebte ohne alle Aufsicht in der französischen Residenz; na, der Name sagt schon, was da für eine

Moralität herrſcht.... Alſo der Pflegetochter Negrow's macht er den Hof? Herrlich! Wir leben in einer ſchönen Zeit!

„Der arme Mann dauert mich, Maria Stepanowna, obgleich er mir wildfremd iſt. Es ſoll ein ſolider Menſch ſein; ſie aber — na, ihre Abkunft iſt danach! Ich habe mein Lebtag Viele gekannt; Bauernblut verleugnet ſich nicht."

— „Und was ſagen Sie zum Doctor? Der ſpielt eine ſchöne Rolle! Der alte Sünder, wenn der ſich doch vor Gott ſchämte! Aber er iſt auch ſo ein Maurer, und hilft ſeinen Sinnesgenoſſen. Mag auch hübſches Geld von ihm bekommen — wofür? Um ein Weib unglücklich zu machen. Und ſagen Sie mir nur, Anna Jakimowna, was braucht dieſer Filz noch Geld? Steht ganz allein da, hat keine Verwandten, gibt den Armen keinen Pfennig. Verfluchte Habgier! Der Judas Iſchariot! Und was hat er davon? Wird verrecken wie ein Hund, und dann kommt Alles in die Stadtkaſſe."

Die Unterhaltung währte noch eine Viertelſtunde in demſelben Geiſte und derſelben Richtung, worauf Anna Jakimowna, die in der Glut des Geſpräches noch drei Taſſen Thee geleert, ſich zum Nachhauſegehen anſchickte. Sie legte ihre Brille ab, that ſie in's Futteral und ließ im Vorſaal fragen, ob der Peter da ſei, der ſie nach Hauſe abholen ſollte. Als ſie hörte, daß der Peter da ſei, erhob ſie ſich. Lange hatte Maria Stepanowna ſie nicht ſo freundlich aufgenommen. Sie gab ihr ſogar das Geleit bis in den Vorſaal, wo der unraſirte Peter, ein närriſcher ſechzigjähriger Alter, ſchmuzig und nach ſchlechtem Fuſel riechend, in der einen Hand die Pelzſalorre der Anna Jakimowna hielt und mit der andern die hölzerne Tabaksdoſe in die Taſche ſteckte. Peter war ſehr verſtimmt: er war eben im Begriffe geweſen, einen Stein auf dem Damenbret zu ziehen und hatte ſchon den ſchmuzigen Finger danach hingeſtreckt, als ſeine Herrin die Thür aufmachte. „Verdammte Krähe!"

brummte er zornig und warf die Galappe über die dürren Schultern der verwitweten Anna Jakimowna.

„Der Dummkopf hier hat noch immer nicht gelernt, wie er mir die Galoppe umthun soll!“ bemerkte sie.

—„Schaffen Sie sich einen gescheitern an“, murrte Peter.

„Sehen Sie, liebe Freundin, so gehts einer Witwe. Von Allem muß ich leiden, selbst von dem untersten Diener. Was soll eine Frau machen! Ja, wenn mein seliger Mann noch lebte, wie würde es diesem Taugenichts ergehen! Der sollte sich wundern. Ach, ja, es ist ein bittres Loos, behüte Sie der Himmel davor!“

Diese Rede rührte den Peter nicht. Während er seine Herrin am Arme die Treppe hinunterführte, gewann er noch Zeit sich zu den andern Dienern umzuwenden und ihnen zuzuwinken, indem er auf Anna Jakimowna hindeutete, was der Dienerschaft des Dubrowschen Marschalls lange herzlichen Spaß machte.

Ich überlasse es dem Leser sich die Freude und die Zufriedenheit der guten Maria Stepanowna zu denken, als dieselbe eine solche Neuigkeit erfahren hatte, und somit in den Stand gesetzt war, eine scandalöse Geschichte nicht nur von Beltow, sondern auch von Trupow zu verbreiten. Dabei mußte freilich auch der gute Ruf eines Weibes zertreten werden; Das war recht schade — aber was thun! Es gibt wichtige Fälle, in denen einzelne Persönlichkeiten großen Plänen zum Opfer gebracht werden.

Fünftes Capitel.

Eine Todesnachricht.

Um dieselbe Zeit, als die verehrliche Witwe Anna Jakimowna bei der nicht minder ehrenwerthen Maria Stepanowna Thee trank und beide mit jener zärtlichen Aufmerksamkeit, die nur dem weiblichen Herzen eigen ist,

sich mit Beltow beschäftigten, saß dieser äußerst traurig in seiner Stube, und dachte bekümmert an etwas sehr Trübes und Schweres. Hätte er die Gabe des Hellsehens besessen, er hätte sich leicht trösten können: er würde deutlich vernommen haben, wie, nur durch eine lange schmuzige Straße und ein kleines schmuziges Quergäßchen von ihm getrennt, zwei Frauen einen verwandtschaftlichen Antheil an seinem Schicksal nahmen, und daß Eine von ihnen gewiß ohne verletzende Gleichgültigkeit die Andere anhörte. Allein Beltow war kein Hellseher. Und war er wenigstens ein echter Russe, von keinen europäischen Neuerungen verdorben, so würde er zu schlucken angefangen und dies ihm die Gewißheit gegeben haben, daß dort, dort, irgendwo in der Ferne, im Stillen seiner gedacht wird. Aber in unserm negirenden Jahrhundert hat der Schlucken seinen mystischen Charakter verloren, und ist nichts als eine elende gastrische Erscheinung.

Beltow's Trauer hing übrigens nicht im Mindesten mit der bekannten Unterhaltung bei der sechsten Tasse Thee zusammen. Er war an jenem Tage spät aufgestanden, mit schwerem Kopfe; Abends las er viel, aber er las unaufmerksam und halb schlummernd. — In den letzten Tagen hatte sich in ihm mehr und mehr ein krankhaftes Unbehagen entwickelt, worüber er sich noch nicht klar wurde, was ihn aber zu trübem Sinnen stimmte. Es fehlte ihm immer Etwas, und er konnte sich nicht sammeln. Schon seit einer Stunde hatte er seine Cigarre ausgeraucht, seinen Kaffee getrunken, und sann lange, womit er den Tag beginnen sollte, mit Lectüre oder mit einem Spaziergang? Er entschloß sich zu Letzterm, und warf seine Pantoffel ab: da fiel ihm ein, daß er sich das Wort gegeben, in den Frühstunden die neuesten Werke über politische Oekonomie zu lesen. Er zog daher seine Pantoffel wieder an, nahm eine neue Cigarre, und wollte sich nun ganz mit politischer Oekonomie be-

schäftigen: zum Unglück aber lag neben der Cigarrenkiste der Byron. Beltow streckte sich aufs Sopha hin, und las bis fünf Uhr den Don Juan.

Als er die Lectüre beendet und nach der Uhr sah, wunderte er sich sehr, daß es schon so spät war; er rief seinen Kammerdiener und verlangte schnell seine Kleider. Uebrigens war sowol jene Verwunderung als der dem Kammerdiener ertheilte Befehl mehr instinktartig: er wollte eigentlich nirgends hin, und es galt ihm völlig gleich, ob es sechs Uhr Morgens oder zwölf Uhr Nachts war. Nachdem er sich mit jener Sorgfalt und Sauberkeit angekleidet, an die wir uns bei längerm Aufenthalt im Auslande gewöhnen und die wir in der Provinz so schnell verlernen, legte er sich mit dem festen Vorsatz, politische Oekonomie zu treiben, wieder auf denselben Platz und schlug eine englische Brochüre über Adam Smith auf, während der Kammerdiener seinerseits einen kleinen Tisch aufschlug und zu decken anfing. Der Kammerdiener war vom Schicksal begünstigter als der Herr. Gregor deckte den Tisch mit aller Seelenruhe, setzte eine Flasche Wasser und eine Flasche Lafitte hin, auf einen andern Tisch ein Fläschchen Absinth und Käse, dann betrachtete er ruhig das Gethane, und nachdem er sich überzeugt, daß Alles an seinem rechten Orte sei, ging er hinaus, die Suppe zu holen. Nach einer Minute brachte er — nicht die Suppe, sondern einen Brief.

„Woher?" fragte Beltow, kein Auge von der Brochüre verwendend.

— „Wahrscheinlich aus dem Auslande: es ist kein russischer Stempel und der Brief ist überdies recommandirt."

„Gieb her!" sagte Beltow und warf die Brochüre hin. „Von wem das nur sein mag! „Ich kann mir gar nicht denken... Aus Genf!... Sollte gar... doch nein, da muß...."

Einfacher wäre es freilich gewesen, den Brief zu öffnen und auf der letzten Seite nachzusehen, von wem

er ſei, als zu rathen. Das unterliegt keinem Zweifel. Aber warum rathen Alle ſo gern bei einem Brief? Es iſt dies ein Geheimniß des menſchlichen Herzens, und hat übrigens ſeinen Grund darin, daß es dem Menſchen ſchmeichelt, ſich als ſcharfſinnig anzuerkennen.

Endlich erbrach Beltow den Brief und begann zu leſen. Bei jeder Zeile wurde ſein Geſicht bläſſer und Thränen traten ihm in die Augen.

Der Brief war von einem Neffen des Mr. Joſeph; derſelbe benachrichtigte Beltow von dem Tode des Greiſes. Das Leben dieſes Edeln erloſch, wie es dahin gefloſſen, ſtill und klar. Er war ſeit mehren Jahren Oberlehrer in einer Dorfſchule unweit Genf. Zwei Tage hatte er ſich unwohl gefühlt, am dritten ſchien es ihm beſſer zu gehen; kaum konnte er ſich auf den Füßen halten, ſo begab er ſich in den Lehrſaal, dort aber fiel er in Ohnmacht. Man brachte ihn nach Hauſe und ließ ihm zur Ader. Er kam zu ſich und nahm bei vollem Bewußtſein Abſchied von den Kindern, welche ſchweigend und beſtürzt ſein Bett umſtanden, foderte ſie auf, nach ſeinem Grabe hinauszuſpazieren und darauf herumzuſpringen; dann erbat er ſich das Portrait Woldemar's, betrachtete es lange mit Liebe und ſagte zu ſeinem Neffen: „Welch ein Menſch hätte aus ihm werden können!... Aber der alte Onkel muß es doch wol beſſer gewußt haben... Schicke dieſes Portrait dem Woldemar zurück, wenn ich... die Adreſſe findeſt Du in meiner Mappe, in der alten, auf welcher Waſhington abgebildet iſt.... Es thut mir leid um Woldemar... ſehr leid....“

„Hier“ — ſchrieb der Neffe — „begann der Kranke zu phantaſiren. Sein Geſicht nahm den majeſtätiſch-ernſten Ausdruck der letzten Lebensminuten an. Er bat, daß man ihn in die Höhe richte und indem er ſeine hellen Augen öffnete, wollte er den Kindern etwas zurufen, aber die Zunge verſagte ihm. Er lächelte ihnen

zu, und sein graues Haupt sank ihm auf die Brust. Wir haben ihn auf unserm Dorfkirchhofe zwischen dem Organisten und dem Küster beerdigt."

Beltow las den Brief zu Ende, legte ihn auf den Tisch, trocknete eine Thräne, ging im Zimmer auf und ab, blieb am Fenster stehen, nahm den Brief wieder zur Hand und las ihn noch einmal von Zeile zu Zeile durch. „Wunderbarer Mensch!" murmelte er vor sich hin: „und dabei ein höchst glücklicher Mensch! Er wußte sich zu begnügen, wußte zu streben und zu wirken an jedem Orte, wohin ihn das Schicksal brachte.... Jetzt habe ich auf dem ganzen Erdenrund nur meine Mutter und weiter Niemand, Niemand.... Ich hatte zwar selten Nachricht von dem Greise, aber auch das that mir wohl. Nun ja, mir genügte schon das Bewußtsein, daß er lebte. Jetzt ist er nicht mehr! Ach wie schwer ist das Alles zu tragen! Wahrlich, wenn man die Bedingungen des Lebens voraus wüßte, es fänden sich wenige Thoren, die zu leben wünschten."

— „Die Suppe wird kalt, Wladimir Petrowitsch", hub der Kammerdiener an, der theilnehmend merkte, daß der Inhalt des Briefes kein erfreulicher war.

„Gregor", sagte Beltow, „erinnerst Du Dich unseres Hauslehrers?"

— „Wie sollt' ich mich des Schweizers nicht erinnern, gnädiger Herr!"

„Er ist todt", sagte Beltow, und wandte sich von Gregor ab um seine Rührung zu bergen."

— „Gott habe ihn selig!" versetzte Gregor: „er war ein guter Mensch und so freundlich gegen Unsereins. Neulich sprach ich noch mit Maxim Fedorowitsch, der bei Ihrer Frau Mama als Mundschenk dient; ich meine, wir sprachen von Ihnen. Aufrichtig gestanden, Maxim Fedorowitsch kann sich nicht genug über Sie wundern. Ich habe durch Ihre Gnaden mancherlei Völker und deren Sitten kennen gelernt, er aber ist sein Lebelang

hier in der Provinz geblieben, da kommt ihm denn Alles wunderbar vor. Ach wol, sagte er: der Herr hat ein gutes Herz, ganz wie die gnädige Frau; nun und von seinem Lehrer konnte man, so zu sagen, auch was Rechtes lernen. Ich erinnere mich, wie er einmal dem Wladimir Petrowitsch befahl, vor einem Bauernjungen, der ihn grüßte, die Mütze abzunehmen. Auch der, sagte er, ist ein Ebenbild Gottes."...

Beltow schwieg, und setzte sich traurig zu Tische.

Die Nachricht von Joseph's Tode weckte natürlicherweise in Beltow alle Erinnerungen seiner Jugend, und damit trat ihm Alles, was er erlebt, vor die Seele. Er gedachte der Lehren Joseph's, wie er dieselben begierig vernahm, wie er fest an sie glaubte, und wie sich doch im Leben Alles ganz anders erwies. Seltsam genug, Alles was Joseph gesprochen, war schön und wahr nach jeder Seite: aber an Beltow hatte es sich durchaus nicht bewährt.

Er verglich Das, was er jetzt war, mit Dem, was er damals gewesen, und siehe, es waren zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten, die nichts mit einander gemein hatten, die nur durch das Band der Erinnerung zusammenhingen. Einst so reich an Hoffnungen, mit dem Glauben der Selbstverleugnung, zu den mühevollsten Thaten, zu den uneigennützigsten Anstrengungen bereit, und jetzt — ein Hoffnungsloser, der den äußern Umständen gewichen, der nur noch irgend etwas zur Zerstreuung suchte.

Gregor brachte das Portrait von der Post. Rasch schnitt Beltow den Umschlag auf und zog es mit großer Ungeduld hervor.... Er wechselte die Farbe, als er einen Blick auf seine einstigen Züge warf, und hätte sich fast davon abwenden mögen. Da war Alles ausgeprägt, was seinen Geist durchschwärmte. Welch frisches, heiteres Knabengesicht! Um den Mund, in den Blicken jener nicht zu bezeichnende Zug von unbestimmtem Sin-

nen, wie es der Entwickelung mächtiger Gedanken vorangeht. Großes muß aus diesem Jüngling werden, würde jeder Theoretiker gleich Hrn. Joseph gesagt haben — und doch wurde aus ihm nur ein müßiger Tourist, welchem ein Amt bei den Adelswahlen in N. der letzte Anker war!

Damals, dachte Beltow, mit einer Selbstanklage das Bild betrachtend, war ich vierzehn Jahre alt: jetzt bin ich ein Dreißiger, und was habe ich vor mir? Nichts als graues Dunkel, nichts als das langweilige, einförmige „Fortsetzung folgt." Ein neues Leben zu beginnen, ist zu spät, das alte fortzusetzen unmöglich. Wie viele Anfänge, wie viele Anknüpfungen, und Alles endete mit Müßiggang und Einsamkeit:...

Das Erscheinen des Doctor Crupow unterbrach diese trüben Betrachtungen, die sich jedoch im Gespräche fortspannen.

„Wie ist Ihr Befinden, Wladimir Petrowitsch?"

— „Ah, guten Tag, lieber Doctor! Ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Ich kann die Schwermuth und Sehnsucht nicht mehr aushalten. Wahrhaftig, ich bin krank, ich bin in einem fieberhaften Zustande, der zwar nicht bedeutend ist, aber mich in fortwährender Aufregung erhält."

„Sie führen eine unregelmäßige Lebensweise", entgegnete Crupow, indem er den langen Rockärmel zurückschlug, um Beltow gründlich an den Puls zu fühlen. „Sie leben doppelt so schnell, als man darf; Sie schonen weder Räder noch Theer: so kann man nicht lange fahren."

— „Ich empfinde selbst, daß ich moralisch und physisch zu Grunde gehe."

„Viel zu früh. Die jetzige Generation beschleunigt ihr Leben. Aber Sie müssen sich ernstlich mit Ihrer Gesundheit beschäftigen und Maßregeln ergreifen."

— „Welche Maßregeln?"

„Gar viele. Gehen Sie rechtzeitig zu Bette, stehen

Sie früh auf, lesen Sie weniger, denken Sie weniger, spazieren Sie mehr, verscheuchen Sie die trüben Gedanken, trinken Sie nicht viel Wein, starken Kaffee meiden Sie ganz."

— „Das Alles, meinen Sie, sei so leicht, namentlich das Verscheuchen der Gedanken.... und auf wie lange verdammen Sie mich zu solcher Diät?"

„Fürs ganze Leben!"

— „Danke gehorsamst: das ist langweilig und widerwärtig, verlohnt auch nicht der Mühe."

„Wie, es lohnte sich nicht? Es scheint mir doch wol der Mühe werth, irgend ein Opfer zu bringen um ein spätes Alter zu erreichen, um länger zu leben."

— „Wozu denn lange leben?"

„Sonderbare Frage! Weiß selbst nicht wozu; nun ja, um zu leben. Es ist doch besser leben, als sterben; jedes Thier hat Liebe zum Leben."

— „Wenn sich nun aber eins findet, das sie nicht hat", bemerkte Beltow bitter lächelnd. „Byron sagt mit Recht: ein ordentlicher Mensch könne nicht länger als fünfunddreißig Jahre leben. Was soll auch ein langes Leben? Das muß gar zu langweilig sein."

„Verwünschte Sophismen, die Sie aus den deutschen Philosophen herausgelesen haben!"

— „Erlauben Sie mir in diesem Falle die Deutschen in Schutz zu nehmen. Ich bin ein Russe, und habe aus dem Leben denken gelernt, nicht in Ideen gelebt. Gut, daß wir auf diese Frage kommen. Ueberlegen Sie's recht, und sagen Sie mir aufrichtig, welchen Nutzen bringt's, wenn ich nicht zehn, sondern noch funfzig Jahre lebe? Wer bedarf meiner außer meiner Mutter, die auch keine lange Zukunft mehr zu hoffen hat? Sei es Schwäche, oder Mangel an Charakter — soviel ist gewiß, ich bin ein unnützer Mensch, und da ich einmal die Ueberzeugung davon habe, so denke ich, bin ich allein Herr meines Lebens. Noch ist es mir nicht so

verhaßt, daß ich mich erschießen sollte, aber auch nicht mehr so lieb, daß ich eine strenge Diät beobachte, mich am Gängelband führen lasse, alle heftigen Gemüthsbewegungen und schmackhaften Speisen meide, nur um das kranke leidensvolle Leben recht zu verlängern."

„Ich verstehe; Sie ziehen einen chronischen Selbstmord vor", versetzte Crupow, der schon böse zu werden anfing. „Freilich, Sie haben das Leben satt, aus Müßiggang. Nichts thun ist sehr langweilig, und Sie, wie alle reichen Leute, sind an Arbeit nicht gewöhnt. Wenn Sie das Schicksal zu einer bestimmten Beschäftigung drängte, wenn Sie Ihr Gut Bälo-Pole nicht hätten, so würden Sie arbeiten müssen — nehmen wir an, um Ihrer selbst willen, un.'s Brod, Andere aber würden den Nutzen davon haben. So geschieht Alles in der Welt."

— „Ich bitte Sie, lieber Doctor! Glauben Sie denn, außer dem Hunger gäbe es keinen mächtigen Antrieb zur Arbeit? Schon der Wunsch, sich mitzutheilen, sich auszusprechen, treibt einen ja zu arbeiten. Ich meinerseits würde im Gegentheil um's Brod mich nicht abmühen. Das ganze Leben arbeiten um nicht Hungers zu sterben, und nicht Hungers sterben um zu arbeiten — Das heiße ich die Zeit vernünftig und nützlich zubringen!"

„Nun, Sie haben ja zu essen, und den Wunsch sich auszusprechen: haben Sie darum viel gethan?" fragte der Greis immer ärgerlicher.

— „Das ist's ja eben! Aus Lust habe ich wahrlich kein müßiges und mir lästiges Leben gewählt. Aber zum gelehrten Specialisten bin ich nicht geschaffen, so wenig wie zum Musiker, und die übrigen Bahnen scheinen nicht für mich geschaffen zu sein."

„Damit also beruhigen Sie sich: die Erde ist Ihnen zu eng, Sie haben nicht Raum genug! Ihnen fehlt es an festem Willen, an Ausdauer. Gutta cavat...."

— „Lapidem", fiel Beltow ein. „Sie ſind ein Mann von Fach und haben gut reden."

„Ach, das ſind ſchöne Worte!" bemerkte der Doctor: „ich glaube, ein guter Arbeiter bleibt nicht ohne Arbeit."

— „Meinen Sie alſo, jene Arbeiter in Lyon, die verhungern, weil ſie bei aller Luſt zur Arbeit keine haben, können nichts, oder treiben ſchlechten Spaß? Ach, lieber Doctor, verurtheilen Sie doch nicht ſo ſchnell und verordnen Sie nicht gleich Seelenruhe und Kräuter. Jene iſt unmöglich, dieſe helfen nichts. Wenig Krankheiten ſind ſo arg wie das Bewußtſein unnützer Kräfte. Was ſoll da Diät! Denken Sie an die Antwort, die Napoleon dem Dr. Antommarchi gab: „Das iſt kein zurückgetretener Krebs, es iſt das zurückgetretene Waterloo." Jeder hat ſein Waterloo rentré! Laſſen Sie uns zu Cruciferſki's gehen: bei denen bin ich ſchon ein paar Mal meinen Mismuth los geworden. Solche Mittel helfen beſſer als alle Decocte."

„Von Ihnen erwarte Einer Dank und Anerkennung! Wer hat Ihnen denn dies Haus verordnet?"

— „Entſchuldigen Sie, daß ich's vergeſſen. O ja, Sie ſind der größte aller Söhne des Hippokrates!" erwiderte Beltow, indem er ſeine Cigarren einſteckte und dem Doctor gutmüthig zulächelte.

Was war es denn aber, fragen auch wir mit Maria Stepanowna, was war es eigentlich, das Beltow in das beſcheidene Haus des Lehrers hinzog? Fand er einen Freund in dieſem, einen Gleichgeſinnten, oder war er wirklich in deſſen Frau verliebt? Dieſe Fragen zu beantworten wäre ihm ſelbſt, bei dem beſten Willen die Wahrheit zu ſagen, äußerſt ſchwer geweſen. Viele Umſtände brachten ihn dieſer Familie nahe. Die Wahlen gingen zu Ende, mit den üblichen Diners und Bällen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, wurde Beltow zu nichts gewählt und er blieb in N. nur, um einen gewiſſen Proceß im Civiltribunal zu beenden. Der Leſer mag die Lange-

weile ermessen, die ein solcher Mensch in N. empfinden mußte, wäre er nicht mit Cruciferski bekannt gewesen. Das stille, ungetrübte Leben dieses Paares hatte für Beltow etwas Neues und Anziehendes; er hatte sich immer in allgemeinen Fragen, in wissenschaftlichen Theorien bewegt, er war in fremden Städten, wo es schwer ist, mit dem häuslichen Leben in Berührung zu kommen, und in Petersburg, wo es wenig häusliches Leben gibt. Er hatte daher geglaubt, häusliches Glück sei eine Erdichtung oder werde nur gemeinen und kleinlichen Naturen zu Theil. Cruciferski aber und seine Frau waren keine solchen.

Cruciferski's Charakter ist schwer zu bezeichnen. Ein weiches Gemüth von höchster Innigkeit und weiblicher Hingebung, so offenherzig und so rein, daß man ihn lieben mußte, obgleich seine Reinheit in Unerfahrenheit und kindische Unkenntniß überging. Es gab nicht leicht einen Menschen, der das praktische Leben weniger kannte; was er wußte, wußte er aus Büchern, daher unklar, unbestimmt, romantisch. Er hegte einen heiligen Glauben an die von Shukowski besungene Welt, an überirdische Ideale. Aus der Abgeschiedenheit seines Studentenlebens, wo er in die Welt der Kämpfe und Leidenschaften nur von der Galerie des Moskauer Theaters Blicke gethan, trat er an einem grauen Herbsttag still ins Leben. Hier empfing ihn drückende Noth, Alles erschien ihm feindlich, fremd, und so gewöhnte sich der junge Candidat mehr und mehr allen Trost und alle Beruhigung in einer Welt der Träume zu finden, in die er vor den Menschen und den Verhältnissen sich flüchtete. Die äußere Noth war es auch, die ihn in das Haus Negrow's trieb; diese Berührung mit der Wirklichkeit concentrirte sein Innenleben noch mehr. Von Natur sanftmüthig, dachte er gar nicht daran, einen Kampf mit der Wirklichkeit aufzunehmen; er wich ihrem Angriff aus, er wollte nur Ruhe haben. Da

kam die Liebe, wie sie in solchen Organismen sich zeigt, nicht wild, nicht rasend, aber für alle Ewigkeit, aber mit der völligsten Seelenhingebung. Nervöse Gereiztheit erhielt ihn fortwährend in einem begeistert melancholischen Zustand; er war immer zur Trauer, zum Weinen geneigt; er sah an stillen Abenden gern nach dem Himmel, und wer weiß, welche Gesichte ihm in dieser Stille vorschwebten. Oft drückte er seiner Frau die Hand, und betrachtete sie mit unaussprechlichem Entzücken: aber in dieses Entzücken mischte sich eine so tiefe Trauer, daß Lubinka selbst sich der Thränen nicht enthalten konnte. In all seinem Thun zeigte sich dieselbe Sanftmuth und Milde, dieselbe Offenheit, dasselbe ängstliche Sinnen, wie auf seinem Gesichte.

Braucht noch gesagt zu werden, wie ein solcher Mensch seine Frau lieben mußte? Seine Liebe wuchs ununterbrochen, zumal ihn nichts abzog. Er konnte nicht zwei Stunden hinbringen, ohne in die dunkelblauen Augen seiner Frau geblickt zu haben; er zitterte, wenn sie ausging und nicht zur bestimmten Stunde wieder kam. Mit einem Worte, man sah deutlich, daß sein ganzes Dasein in ihr wurzelte. Viel trug hierzu die Umgebung bei, in die er gerieth. Die Lehrer des N.'schen Gymnasiums waren, wie das sonst an unsern Schulen wol zu sein pflegte, größtentheils Leute, die, im Provinzialleben träge und roh geworden, groben, materiellen Gewohnheiten ergeben, jedes Verlangen nach Wissen in sich betäubt hatten. Wir glauben nicht, daß Cruciferski den Beruf hatte, die Wissenschaft zu fördern, sich ihren Fragen ganz zu widmen und sie zu seinen eigenen Lebensfragen zu machen: aber er hatte Sinn dafür, und Vieles war ihm zugänglich, nur die Mittel fehlten ihm. Er selbst konnte nicht daran denken, Bücher zu verschreiben: das Gymnasium schaffte einige an, aber nicht solche, die einen jungen Gelehrten zu interessiren vermochten. Das Leben in unsern Provinzialstädten ist überhaupt für

Diejenigen verderblich, die mehr als ihr unbewegliches Vermögen sich wahren wollen. Bei dem völligen Mangel geistiger Interessen, an dieser Stätte moralischer Schlafsucht muß Jeder in einen wenn auch nicht süßen doch langen Schlummer versinken. Der Mensch bedarf äußerer Aufreizung, er muß Zeitungen haben, die ihn täglich mit der ganzen Welt in Berührung bringen, Schriften, die ihm alle Ideen der Gegenwart und ihre Bewegungen mittheilen; er braucht Unterhaltung, Theater. Freilich kann man alles Das sich abgewöhnen und sich inbilden, daß es denn doch entbehrlich sei: dann wird es Einem in der That entbehrlich, aber dann liegt auch am ganzen Menschen nichts.

Cruciferski gehörte keineswegs zu den kräftigen und beharrlichen Naturen, die sich Alles schaffen, was in ihrer Umgebung fehlt; der Mangel an allem menschlichen Interesse um ihn wirkte auf ihn mehr negativ als positiv, schon darum, weil es in der schönsten Epoche seines Lebens war, nämlich kurz nach seiner Vermählung. Dann aber gewöhnte sich daran und verharrte in seinen Träumereien, bei einigen höheren Ideen, die schon einige Jahre alt waren, bei einer allgemeinen Liebe zur Wissenschaft, bei längst gelösten Fragen. Für die wesentlicheren Bedürfnisse seines Herzens suchte er Befriedigung in der Liebe, und er fand Alles in der kraftvollen Natur seines Weibes. Die Disputationen mit Crupow, seit vier Jahren, erhielten ebenfalls den stabilen Charakter des Provinziallebens. In diesen vier Jahren besprachen sie Tag für Tag eins und dasselbe. Cruciferski nahm den Spiritualismus in Schutz, und der alte Crupow schlug ihn rauh und unwillig mit seinem medicinischen Materialismus.

In so sanftem Lauf floß das Leben unserer Freunde hin, als plötzlich unter sie ein Geist von anderm Gepräge gerieth, ein innerlich thätiger Geist, dem alle Fragen der Zeit erschlossen waren, eine Encyklopädist von kühner und rascher Denkkraft. Cruciferski unterwarf sich

unwillkürlich dem energischen Wesen seines neuen Freundes; dagegen konnte dieser sich dem Einflusse Lubinka's durchaus nicht entziehen. Einem starken Geiste, den nichts Besonderes beschäftigt, ist es fast unmöglich den Einfluß eines energischen Weibes abzuwehren. Man muß entweder sehr beschränkt, oder sehr stumpf oder ganz charakterlos sein, um der sittlichen Macht gegenüber, wenn sie in der schönen Gestalt eines jungen Weibes erscheint, seine Unabhängigkeit wahren zu wollen. Allerdings hatte bei dem feurigen Beltow, der sich nicht zu zügeln verstand, und sich nur zu oft hinreißen ließ, jede Kokette, jedes hübsche Gesicht leichtes Spiel. Er war mehre Male rasend verliebt gewesen: bald in eine Prima Donna, bald in eine Tänzerin, bald in eine zweideutige Schöne, die sich an den Badeorten vereinsamte, bald in eine deutsche Blondine, die Ansprüche auf Schwärmerei machte, die stets bereit war, eine Schillersche Liebesheldin zu spielen, und beim Gesange der Nachtigall ewige Treue zu schwören — zuletzt in eine leidenschaftliche Französin, die sich der Lust und der Genußsucht ungeheuchelt ergab... aber solchen Einfluß hatte Beltow nicht erfahren. Anfangs dachte Beltow mit Lubinka ein wenig schön zu thun, hatte er sich doch Mittel genug dazu angeeignet. Ihn konnte man nicht leicht durch aristokratischen Schimmer oder durch gleißnerische Strenge einschüchtern. Selbstvertrauend, weil er's mit sehr zugänglichen Schönen zu thun gehabt, gewandt und von gefährlicher Kühnheit im Ausdruck, besaß er Alles, um das Gewissen einer Dame in der Provinz zu betäuben. Aber der einsichtige Beltow begriff gleich, daß seine Netze für solches Wild zu schwach waren, und gab dies triviale Schönthun auf. Das Weib, welches ihm in dieser Oede erschien, war so einfach, so natürlich, und so voller Kraft und Geist, daß er sehr bald die Lust verlor, mit ihr eine Intrigue anzuknüpfen. Es war schwer, einen Angriff auf sie zu machen, weil sie sich gar nicht wehrte, sich nicht en garde stellte.

Ein anderes, mehr geiſtiges Verhältniß brachte ſie Beltow ſchnell nahe. Sie begriff ſeine Trauer, begriff jene ſcharfe Säure, die in ihm gohr und ihn quälte, ſie faßte es tiefer und tauſendmal beſſer als z. B. Krupow. Da ſie es einmal begriff, konnte ſie nicht ohne Antheil, ohne Sympathie ihn betrachten, und da ſie ihn ſo betrachtete, erkannte ſie ihn mehr und mehr, entdeckte ſie immer neue Seiten an dieſem Manne, der dazu verdammt war, einen furchtbaren Reichthum an Kräften, eine ungeheure Ideenfülle in ſich zu erſticken. Beltow ermaß gleich den Unterſchied zwiſchen dem gewiſſenhaft ermahnungsvollen Antheil Krupow's, dem romantiſchen zu Thränen geneigten Mitgefühl Cruciferſki's und jenem ſichern Takte, den er an Lubinka wahrnahm. Mehrmals geſchah es, wenn ſie alle beiſammen ſaßen, daß Beltow ſeine innerſten Ueberzeugungen ausſprach: theils aus Gewohnheit, ſie zu verſchweigen, theils aus Neigung verſetzte er ſie faſt immer mit Ironie oder warf ſie flüchtig hin. In dem größern Theile ſeiner Zuhörer fanden ſie keinen Nachhall: wenn er aber ſeinen trüben Blick auf Lubinka warf, ſo überflog ſein Antlitz ein leiſes Lächeln. Er ſah, daß er verſtanden wurde. Unmerklich geſtaltete ſich zwiſchen ihnen (ich vergleiche es ungern damit, aber was iſt zu thun!) ein ähnliches Verhältniß, wie einſt zwiſchen Lubinka und Cruciferſki im Hauſe Negrow's, wo Beide, noch bevor ſie zwei Worte mit einander geſprochen, es fühlten, daß ſie ſich verſtanden. Sympathien der Art laſſen ſich nicht hervorrufen, nicht erſticken; ſie ſind die feſtſtehende Thatſache verſchwiſterter Entwickelung in zwei Menſchen, wo und wie dieſelben ſich auch begegnen; ſobald ſie ſich erkennen, ſobald ſie ihre Verwandtſchaft inne werden, opfert jeder, wenn es die Umſtände gebieten, der höhern Verwandtſchaft alle Stufen der niedern.

— „Rathen Sie doch, wer iſt das?“ ſagte Beltow, Lubinka ſein Portrait reichend.

„Das sind Sie ja!“ schrie Lubinka fast auf, und ihr Gesicht erglühte. „Ihre Augen, Ihre Stirn .... Wie schön waren Sie als Jüngling! Welch heiteres, freies Gesicht!“

— „Es gehört viel Muth zu dem Entschlusse, einer Dame zur Vergleichung sein vor funfzehn Jahren gemaltes Portrait zu bringen: aber ich hatte einen unbesiegbaren Drang, es Ihnen zu zeigen, damit Sie selbst sehen —

Ich war doch anders im Erblühen!

Wahrlich, ich wundere mich, daß Sie es erkannt: ich habe keinen Zug mehr davon.“

„Zu erkennen ist es schon“, antwortete Lubinka kein Auge von dem Bilde verwendend. „Warum haben Sie mir's nicht längst gebracht?“

— „Ich bekam's erst heute. Mein guter Joseph ist vor einem Monat gestorben. Von seinem Neffen habe ich dieses Portrait und einen Brief erhalten.“

„Der arme Joseph! Nach Allem, was Sie mir von ihm erzählt, ist er mir wie ein naher Bekannter.“

— „Der Greis starb mitten unter seinen stillen Beschäftigungen. Sie, die ihn nie gesehen, eine Schaar von Kindern, die er unterrichtete, ich und meine Mutter gedenken seiner mit Liebe und Trauer. Sein Tod ist für Viele ein harter Schlag. In dieser Hinsicht bin ich glücklicher als er. Sterbe ich nach meiner Mutter, so bin ich überzeugt, ich werde Niemanden eine bittere Minute bereiten, weil ich Niemand angehe.“

Beltow sprach dies ganz aufrichtig, kokettirte aber auch ein wenig: er wollte Lubinka zu einer warmen Antwort herausfodern.

„Das glauben Sie selbst nicht“, entgegnete sie, ihn unverwandt ansehend; er schlug die Augen nieder.

„Na, mir ist's völlig gleich, wer nach meinem Tode weinen oder lachen wird“, bemerkte Grupow.

„Da kann ich Ihnen nicht beistimmen“, versetzte

Cruciferski: „ich begreife wohl alles Schreckliche des Todes, wenn man nicht allein an seinem Sterbebette, sondern auch in der ganzen Welt keine liebende Seele hat, wenn eine fremde Hand kalt eine Schaufel Erde über uns wirft und dann ruhig nach dem Hute greift. Lubinka, wenn ich todt bin, so besuche recht oft mein Grab, das wird mir das Herz leicht machen.“

„Ja gewiß sehr leicht“, fiel der Doctor ärgerlich ein: „so leicht, daß man's selbst mit chemischer Wage nicht wird wägen können.“

„Und außer Joseph hätten Sie keinen Freund?“ fragte Lubinka. „Das wäre möglich?“

— „Ich hatte eine Menge der wärmsten, der hingebendsten Freunde, ich hatte noch mancherlei! Ich hatte ja auch ein ganz anderes Gesicht als jetzt. Uebrigens braucht man keine Freunde. Die Freundschaft ist eine liebe Jugendkrankheit. Wehe Dem, der sich nicht selbst genug sein kann!“

„Aber Joseph stand denn doch, so viel ich weiß, Ihnen bis an sein Ende nahe.“

— „Weil wir von einander entfernt lebten: wir blieben Freunde, weil wir in funfzehn Jahren uns einmal sahen. Und bei diesem flüchtigen Wiedersehen verdeckte ich mit Erinnerungen den Unterschied, den ich zwischen uns wahrnahm.“

„Sie haben ihn also noch wieder gesehen, nachdem er Rußland verlassen?“

— „Ein einzig Mal.“

„Wo denn?“

— „An dem Orte, wo er sein Leben beschlossen.“

„Ist's lange her?“

— „Vor einem Jahre.“

„Statt daß Sie so schwermüthige Reden führen, erzählen Sie uns doch lieber von Ihrem Zusammentreffen mit dem Greise.“

— „Mit vielem Vergnügen. Ich beschäftige mich nur

zu gern mit ihm; es thut mir wohl, von ihm zu sprechen. Das war so. Zu Anfang des vorigen Jahres kam ich aus dem südlichen Frankreich nach Genf — wozu, läßt sich schwer sagen. Ich wollte nicht nach Paris gehen, weil ich da zu keiner Beschäftigung gelangte und immerfort von Neid verzehrt wurde. Alle um mich waren thätig, machten sich mit ernsten Dingen oder mit Narreteien zu schaffen, während ich in den Kaffeehäusern Zeitungen las und ein theilnehmender, aber fremder Zuschauer blieb. In Genf war ich noch nicht gewesen: es ist eine stille, abgelegene Stadt, darum wählte ich sie zu meinem Winteraufenthalt. Ich wollte mich dort mit politischer Oekonomie beschäftigen und in Muße erwägen, was ich den künftigen Sommer vornehmen, wohin ich reisen sollte. Es versteht sich von selbst, daß ich schon am zweiten oder dritten Tag nach meiner Ankunft mich bei Lohndienern, Banquiers und aller Orten erkundigte, ob Jemand etwas von Herrn Joserh wußte oder gehört. Niemand konnte mir Auskunft geben. Ein alter Uhrmacher sagte mir, daß er allerdings Joserh gekannt, der sein Schulkamerad gewesen und nach Petersburg gegangen sei: er habe ihn aber seitdem nicht gesehen. Aergerlich gab ich meine Nachsuchungen auf; mit meinen Studien wollte es nicht recht vorwärts. Es war im Frühjahr, die Luft rein und kühl. Mein Wanderleben hat mir eine Leidenschaft zum Herumschweifen zurückgelassen. Ich entschloß mich, einige kleine Fußpartieen in den Umgebungen Genfs zu machen. Reisen übt auf mich einen ungeheuern Einfluß. Ich lebe auf, besonders wenn ich zu Fuße gehe oder reite. Das Wagengeraffel ist zerstreuend, die Gegenwart des Fuhrmanns stört die Einsamkeit. Wenn ich aber allein bin, zu Pferde, oder mit dem Stock in der Hand, dann treibt's mich immer weiter: der Weg zieht sich wie ein Faden vor meinen Augen hin und verliert sich irgendwo in der Ferne, um mich nichts als Bäume, ein Bach, ein aufflatternder Vogel ... o, da ist's wunderschön! So wan-

derte ich einmal einige Meilen von Genf; lange ging ich allein, da kamen plötzlich von einem Feldweg herüber zwanzig Bauern auf die Landstraße. Sie führten ein sehr eifriges Gespräch mit lebhafter Geberdung; sie gingen so nahe an mir hin, und beachteten den Fremden so wenig, daß ich ihre Unterredung recht gut hören konnte. Es handelte sich um gewisse Wahlen im Dorfe: die Bauern waren in zwei Parteien getheilt. Am folgenden Tage sollte die entscheidende Abstimmung stattfinden. Man sah, daß sie sich ganz in die eine Frage vertieft: sie gestikulirten mit den Händen und hoben ihre Mützen in die Höhe. Ich setzte mich unter einen Baum, die Schaar der Wähler ging vorüber und lange noch vernahm ich Bruchstücke demagogischer Reden und conservativer Einwendungen. An mir nagt immer Neid, wenn ich Menschen sehe, die irgend etwas beschäftigt, die etwas ganz einnimmt. Ich war daher schon recht verstimmt, als ein neuer Gefährte auf der Straße erschien, ein schlanker Jüngling in dicker Blouse und grauem breitkrämpigen Hut, mit einem Felleisen auf dem Rücken und einer Pfeife zwischen den Zähnen. Er setzte sich auch unter den Baum; als er sich niederließ, griff er an den Rand seines Hutes. Ich erwiderte seinen Gruß, da nahm er den Hut ganz ab und trocknete den Schweiß von seinem Gesichte und dem schönen kastanienbraunen Haar. Ich lächelte, da ich die Vorsicht des neben mir Sitzenden errieth. Er hatte darum den Hut nicht zuvor abgenommen, damit ich nicht glauben sollte, daß es mir gelte. Nach einer Weile wandte sich der junge Mann an mich mit der Frage: „Wo gehen Sie hin?“

„Das wird mir schwerer zu beantworten als Sie denken; ich gehe ohne Ziel.“

„Sie sind wol ein Ausländer?“

„Ich bin Russe.“

„Ah, so weit her! Bei Ihnen zu Lande ist jetzt wol noch grimmige Kälte?“ ... Bekanntlich spricht kein

Ausländer von Rußland, ohne die Kälte und das schnelle Fahren mit der Post zu erwähnen, ungeachtet man endlich wissen sollte, daß man bei uns weder so außerordentlich friert, noch so fabelhaft schnell fährt.

„Ja wol", entgegnete ich, „in Petersburg ist noch hoher Winter."

— „Wie gefällt Ihnen nun unser Klima?" fragte der Schweizer mit Stolz.

„Es ist recht schön", antwortete ich. „Sind Sie von hier?"

— „Ich bin nicht weit von hier gebürtig und komme jetzt aus Genf zu den Wahlen in unserm Dorfe. Ich habe noch kein Recht, eine Stimme in der Versammlung abzugeben, mir bleibt aber eine andere Stimme, und kommt sie auch nicht in Rechnung, so findet sie doch vielleicht Zuhörer. Wenn es Ihnen gleich ist, wohin Sie gehen, so begleiten Sie mich. Das Haus meiner Mutter steht Ihnen zu Diensten; mit Käse und Wein können wir aufwarten. Morgen sollen Sie sehen, wie unsre Partei den Sieg davon tragen wird über die Alten."

Ah, das ist ein Radikaler, dachte ich, und maß ihn wieder mit den Augen.

„Gut, ich gehe mit Ihnen", sagte ich, ihm die Hand reichend: „mir ist's ganz gleich."

— „Ihnen mag's wol interessant sein, den Wahlen beizuwohnen: in Ihrer Heimath gibt es ja keine."

„Wer hat Ihnen das gesagt?" entgegnete ich. „Sie müssen in Ihrer Schule einen schlechten Lehrer der Geographie haben. Bei uns gibt es im Gegentheil recht viele Wahlen: Adelswahlen, Kaufmannswahlen, Bürgerwahlen, Bauernwahlen; selbst in den Dörfern der Gutsbesitzer heißt der Aelteste der Gewählte."

Der junge Mann wurde roth. „Es ist schon lange her, daß ich Geographie getrieben", sagte er: „auch habe ich mich nicht viel damit beschäftigt. Aber bei aller Hochachtung für Sie, muß ich Ihnen sagen, daß unser Lehrer

ein ausgezeichneter Mann ist. Er war selbst in Rußland. Wenn Sie wollen, mache ich Sie mit ihm bekannt. Er ist ein solcher Philosoph, daß er Gott weiß was sein könnte. Er will aber nicht, und zieht es vor, bei uns Lehrer zu bleiben."

„Danke sehr", erwiderte ich; ich hatte nicht die geringste Lust, den Dorfschulmeister kennen zu lernen.

— „Er war wirklich in Ihrem Vaterlande."

„Wo denn?"

— „In Petersburg und in Moskau."

„Wie heißt er?"

— „Wir nennen ihn père Joseph."

„Père Joseph!" wiederholte ich, meinen Ohren nicht trauend.

— „Nun, worüber wundern Sie sich da?" versetzte der junge Mann.

Daß ich es kurz sage: nachdem ich noch ein paar Fragen gethan, hatte ich die vollste Gewißheit, daß dieser père Joseph Niemand anders als mein Joseph war. Wir verdoppelten unsere Schritte. Der junge Mann konnte sich nicht genug freuen, daß er mir ein so unerwartetes Vergnügen verschafft und mehr noch darüber, daß er es auch Joseph verschaffen würde, den er über die Maßen liebte und verehrte. Ich fragte ihn nach der Lebensweise des Greises und aus allen Einzelheiten entnahm ich, daß er derselbe geblieben war, einfach, edel, jugendlich begeistert. Ich wurde aus der Schilderung inne, daß ich Joseph an Jahren vorangeeilt, daß ich älter geworden, als er. Fünf Jahre waren es, seit er das Amt des Oberlehrers und Inspektors der Schule übernommen. Er leistete dreifach mehr als seine Pflicht ihm auferlegte. Er besaß eine kleine Bibliothek die dem ganzen Dorfe zu Gebote stand und einen Garten, in welchem er in freien Stunden mit den Kindern grub und pflanzte. Als wir vor dem saubern Häuschen des Schulmeisters stehen blieben, welches die Strahlen der untergehenden Sonne

und der Wiederschein eines hohen Berges hell beleuchteten, schickte ich meinen Begleiter voran, um den Greis durch die Ueberraschung nicht zu sehr aufzuregen und ließ ihm sagen, daß ein Russe ihn zu sprechen wünsche. Père Joseph war im Garten: auf den Spaten gelehnt, ruhte er auf einer Bank aus. Bei dem Wort „Russe" fuhr er zusammen und eilte mir raschen Schrittes entgegen. Ich fiel ihm um den Hals. Das Erste, was mich an ihm überraschte, war die kränkende Macht der Zerstörung, welche die Zeit geübt. Es waren nicht zehn Jahre, seit ich ihn zuletzt gesehen — und welche Veränderung! Er hatte fast alles Haar verloren, sein Gesicht war eingefallen, sein Gang nicht mehr fest, seine Haltung gebeugt: nur seine Augen waren noch so jung, wie in früherer Zeit. Ich kann Ihnen die Freude nicht beschreiben, mit welcher er mich empfing. Der Greis weinte, lachte, überschüttete mich mit Fragen, fragte mich sogar nach meinem Neufundländer und erinnerte mich an meine Jugendstreiche. So im Gespräch gelangten wir in die Laube, wo er mich ausruhen hieß, und den Charles (meinen Begleiter) fortschickte, eine Flasche des besten Weines aus dem Keller zu holen. Ich gestehe, daß ich kaum jemals mit solchem Genuß den ausgezeichnetsten Champagner getrunken, wie ich Glas auf Glas von dem sauern Weine Joseph's verschlang. Ich war neubelebt, jung, glücklich: aber der Greis riß mich bald aus meiner trefflichen Stimmung durch die Frage:

„Was hast Du denn die ganze Zeit gemacht, Woldemar?"

Ich erzählte ihm die Geschichte aller meiner mißglückten Unternehmungen und schloß damit, daß allerdings mein Leben einen schönern Verlauf hätte nehmen können, daß ich aber keine Reue empfände. Hätte ich auch den jugendlichen Glauben verloren, so hätte ich mir dafür eine nüchterne Anschauung angeeignet, eine vielleicht trostlose, betrübende, aber doch wahre.

„Woldemar", versetzte der Greis, „hüte Dich vor all zu nüchterner Anschauung — es könnte Dein Herz dabei erkalten und Deine Liebe erlöschen. Vieles was Du erlebt habe ich vorausgesehen. Du hattest Schweres zu tragen, aber man muß nur nicht gleich die Waffen strecken. Im Kampfe liegt die Würde des Manneslebens; der Lohn will errungen sein."

Ich hatte schon damals eine einfachere Ansicht von den Dingen in der Welt: gleichwol machten die Worte des Greises einen mächtigen Eindruck auf mich.

— „Lassen Sie mich, pere Joseph", sagte ich, „lieber etwas von Ihnen hören. Wie haben Sie diese Jahre zugebracht? Mein Leben ist verfehlt, weg damit! Ich bin wie der Held in unsern Volksmärchen, die ich Ihnen einmal übersetzet habe; ich trat an jeden Kreuzweg und sieh: ist auf dem Felde ein lebendiger Mensch? aber kein lebender Mensch antwortete mir... das war mein Unglück! Allein auf dem Felde ist man kein Kämpfer mehr. Da trat ich ab und kam zu Ihnen."

„Viel zu früh hast Du Dich ergeben", bemerkte der Greis kopfschüttelnd. „Was soll ich Dir von mir erzählen? Mein Leben geht still hin. Nachdem ich Euer Haus verlassen, lebte ich in Schweden, darauf reiste ich mit einem Engländer nach London und unterrichtete zwei Jahre dessen Kinder. Aber meine Sinnesart wich zu sehr von den Meinungen des verehrten Lords ab: darum verließ ich ihn. Ich sehnte mich nach Hause, und ging direct nach Genf. Hier fand ich von den Meinigen nur den Sohn meiner Schwester, einen Knaben. Ich sann und sann, was ich gegen das Ende meines Lebens noch beginnen sollte, da wurde die Lehrerstelle an hiesiger Schule vacant. Ich nahm sie an, und bin mit meiner Beschäftigung recht zufrieden. Es können und sollen auch nicht Alle in den Vordergrund treten; thue Jeder in seinem Kreis das Seine — zu thun gibt's überall, und nach vollbrachter Arbeit entschlummert man sanft'

wenn die Zeit der letzten Ruhe kommt. Unser Verlangen nach geräuschvollen und in die Augen fallenden gesellschaftlichen Stellungen zeigt den hohen Grad unsrer Unreife. Zum Theil ist Stolz der Grund, zum Theil Mangel an Selbstachtung. Beides macht den Menschen von Aeußerlichkeiten abhängig. Glaube mir, Woldemar, so ist es."

In diesem Tone dauerte unser Gespräch eine Stunde. Von dem Wiedersehen ergriffen, war ich ungemein empfänglich und außerordentlich gut gestimmt. Mir erschlossen sich alle jugendlichen, halb vergessenen Träume. Ich betrachtete das vollkommen ruhige, ungetrübte Gesicht Joseph's, und bedauerte mich selbst; es drückte mich, daß ich so alt, so überreif geworden. Wie schön war der Greis! Das Alter hat seine eigene Schönheit, es ist keine Leidenschaft entzündende, keine Sturm erregende, sondern eine beruhigende, versöhnende. Die Reste seines grauen Haares bewegte der Abendwind, sein beseelter Blick glühte sanft. Mit jugendlichem Glücksgefühl sah ich ihn an, und mir schwebten die katholischen Mönche früherer Jahrhunderte vor, wie die Meister der italienischen Schule sie darstellten. Auch Jene waren jung, dachte ich, auch er mit seinem grauen Haar ist jung, und ich bin alt! Warum habe ich soviel erfahren müssen, was Jene nicht wußten? Joseph erhob sich um ins Zimmer zu gehen, nahm mich an der Hand und wiederholte mit tief inniger Liebe: „Ich muß nun nach Hause, Woldemar, nach Hause." Ich blieb bei ihm zu Nacht. Die ganze Nacht quälten mich tausend Entwürfe und Pläne. Das Beispiel Joseph's wirkte zu mächtig. Er, der mittellose Greis, sagte ich mir, hat sich eine Thätigkeit geschaffen, in welcher er Beruhigung findet, und ich habe aus Verdruß die Heimat verlassen, treibe mich als Fremder und überflüssiger Mensch in aller Herren Ländern herum und thue nichts! Das Alles ist Stolz, Verwöhntheit, Nachlässigkeit....

Am andern Morgen eröffnete ich dem Greise, daß

ich direct nach N. reisen, und mich bei den Adelswahlen um ein Amt bewerben wollte. Er brach in Thränen aus, legte mir die Hand auf den Kopf und sagte: „Geh hin, Geliebter! Du wirst sehen, wer offen und ehrlich ans Werk schreitet, vermag viel. Und — setzte der Greis mit bebender Stimme hinzu — möge Ruhe in Dein Herz einziehen!“

Wir schieden. Ich ging nach N. und er in jene Welt. Das ist Alles. Das war meine letzte jugendliche Aufwallung. Seit der Zeit ist meine Erziehung beendet.“

Lubinka betrachtete ihn mit tiefer Theilnahme. Auf seinem Gesichte sprach sich wirklich ein schwerer Kummer aus. Seine Trauer überraschte um so mehr da sie nicht in seinem Charakter lag, wie z. B. bei Cruciferski. Der aufmerksame Beobachter erkannte wohl daß äußere Umstände lange diese heitere Natur gedrückt, d... finstere Elemente gewaltsam in sie hineingedrängt, ihr fremd waren und sie deshalb verzehrten.

„Warum sind Sie hergekommen?“ fragte Lubinka mit leiser Stimme.

— „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen herzlich für diese Frage“, erwiderte Beltow.

„Wahrlich, es ist seltsam“, bemerkte Cruciferski: „es ist geradezu unbegreiflich, warum den Menschen solche Kräfte und Neigungen verliehen werden, die sie nirgends gebrauchen können. Jedes Thier ist von der Natur einer bestimmten Lebensform geschickt angepaßt. Und der Mensch... waltet da nicht irgend ein Irrthum? Der Geist und das Herz sträubt sich, die Möglichkeit anzunehmen, daß herrliche Kräfte und Neigungen den Menschen nur gegeben worden, um ihre eigene Brust zu verzehren. Wozu denn nun?

— „Sie haben ganz recht“, versetzte Beltow mit Wärme — „und von diesem Gesichtspunkte kommen Sie aus der Frage nicht heraus. Die Kräfte an sich werden nun einmal fortwährend entwickelt und vorbereitet, ihren

Bedarf aber bestimmt die Geschichte. Sie wissen sicherlich, daß in Moskau jeden Morgen eine Menge Arbeiter, Tagelöhner und andere Leute, die ihre Dienste anbieten, sich an einem freien Platze versammeln: die Einen werden geholt und bekommen Arbeit, die Andern warten lange, dann schleichen sie gesenkten Hauptes nach Hause und am öftersten in die Schenke. So ist's in allen menschlichen Dingen. Bewerber gibt es überall genug: braucht sie die Geschichte, so nimmt sie sie, wo nicht, so mögen sie zusehen, wie sie das Leben hinbringen. Daher kommt denn auch jenes spaßhafte à propos bei Allen, die Großes gewirkt. Frankreich brauchte Feldherren — da fanden sich Dumouriez, Hoche, Napoleon mit seinen Marschällen und zahllose Andere; nun kamen Friedenszeiten und da hört und sieht man nichts von militairischen Talenten."

„Aber was wird denn aus den Uebrigen?" fragte Lubinka in traurigem Ton.

— „Wie sich's gerade trifft: ein Theil von ihnen geht unter und verliert sich in der Menge, ein Theil kreuzt in ferne Länder, die Galeeren, und verschafft den Nachrichtern Praxis. Natürlich kommt das nicht auf einmal. Erst werden es Wirthshaushelden, Spieler und dann, je nach ihrem Beruf, Touristen auf großen Straßen oder kleinen Quergäßchen. Bisweilen wechselt plötzlich die Decoration und aus dem Räuber Jermak wird der Eroberer Sibiriens. Am seltensten werden gute, stille Leute aus ihnen: am häuslichen Herde stacheln sie unruhige Gedanken auf. Es gehen Einem in der That seltsame Dinge im Korfe herum, wenn man sich keine Luft verschaffen kann, wenn der Thatendurst das Gehirn, das Herz krankhaft erregt, und man muß die Hände in den Schooß legen, während die Muskeln kraftgeschwellt, die Adern von Blut überwallen ... Nur Eins vermag dann einen Mann noch zu retten und ihn zu erfüllen ... dies ist das Begegnen eines ... eines ..."

Er sprach es nicht aus.

Lubinka fuhr zusammen.

„Ist das ein Brauskopf!“ bemerkte der Doctor. Was hat er da nicht Alles zusammen gesprochen! Ein Chaos, ein wahres Chaos! Na, das muß man sagen, ein schöner Candidat zu einer Assessor- oder Kreisrichterstelle!“

Alle lächelten.

Sechstes Capitel.

Ein Spaziergang.

Unter andern Sehenswürdigkeiten der Stadt N. verdient der öffentliche Garten besondere Beachtung. In dem reichen Mittelstriche unsers Vaterlandes sind öffentliche Gärten ein wahrer Luxus, daher genießt sie Niemand, d. h. an Werkeltagen, wogegen an Sonn- und Festtagen von sechs bis neun Uhr Abends die ganze Stadt hier anzutreffen ist; aber da versammelt sich das Publikum nicht um des Gartens willen, sondern um sich sehen zu lassen. Ist der Gouverneur in gutem Einvernehmen mit dem Regimentsbefehlshaber, so finden sich an solchen Tagen Trompeter oder Tambours, je nach dem im Gouvernement stehenden Militair ein, und Ouvertüren aus der „Lodoiska“, dem „Khalifen von Bagdad“, nebst französischen Quadrillen, welche an die undenklichen Zeiten des griechischen Freiheitskrieges und des „Moskauer Telegraphen“ erinnern, ergötzen das Ohr der sommerlich, d. h. in Atlas und Sammt gekleideten Kaufmannsfrauen, sowie jener Provinzialfräulein, denen Niemand mehr den Hof macht, von denen aber auch fast keine unter vierzig Jahren ist. An Werkeltagen, wie gesagt, sind die Gärten leer; höchstens daß ein Fremder aus Verzweiflung

darüber, daß er keine Postpferde bekommt, aus Verzweiflung, daß auch diese Stadt allen andern ähnlich sieht, sich in den Garten begiebt, wo er wenigstens eine leidliche Aussicht zu finden hofft. Dichter haben längst die Bemerkung gemacht, daß die Natur gegen das Treiben der Menschen empörend gleichgiltig ist, daß sie über Verse nicht weint, über Prosa nicht lacht und ihren eigenen Weg geht. So machte es die Natur auch in N. und kümmerte sich gar nicht darum, daß im Garten Niemand spazieren ging. Kam aber Jemand hin, so wandte er seine Aufmerksamkeit nicht auf die Bäume, sondern auf die vortreffliche Laube in chinesisch-griechischen Geschmack. Diese Laube war wirklich einzig in ihrer Art; die Gemahlin des Gouverneurs hatte sie treffend „Monrepos“ benannt. Beruhigend war namentlich das aus Blech ausgeschnittene, lebkuchenartige Pferdchen auf der Spitze, das die Stelle einer Wetterfahne versah: es drehte sich in einem fort und gab einen eigenthümlich kläglichen Ton von sich, welcher zu Träumereien stimmte und die Gewißheit verschaffte, daß der Wind, der Einem den Hut nach der linken Seite fortgetragen, wirklich von der rechten her wehete. Außer diesem Wetterpferd waren zwischen den Säulen grimmige Löwenköpfe aus Alabaster angebracht, die, vom Regen gesprungen, auf jeden Vorübergehenden ihre Nase oder ihre Ohren fallen zu lassen drohten. Trotz dem kläglichen Geheul des Wetterpferdes und dieser Gefahr, durch die Löwen umzukommen, wie in Daniel's Löwengrube, entfaltete sich die gleichgiltige Natur in üppigster Fülle, besonders in den Seitenalleen, was sie aber nicht aus Bescheidenheit that, sondern weil der frühere Gartenintendant in der Hauptallee die alten Linden hatte beschneiden lassen, deren willkürliches Wachsthum ihm mit seiner strengen Amtspflicht unvereinbar schien. Ihrer Wipfel beraubt, mit emporstarrenden Aesten, glichen diese Linden russischen Sträflingen, denen man, um sie an der Flucht zu verhindern, die Hälfte des Haupthaars weg-

rasirt; es war, als wiederholten sie mit Titanentrotz den Vers Oserow's:

Giebt's Götter, wenn auf Erden Frevler herrschen?

Auf den kleinern Alleen dagegen hatten die Bäume volle Freiheit fortzuwachsen nach Lust und Kraft. In einer derselben spazierte an einem warmen Apriltag — der wahrscheinlich den Bewohnern N's nur die ganze Kälte des darauf folgenden Maimonats fühlbar machen sollte — eine Dame in weißem Bournous mit einem schwarzgekleideten Herrn. Der Garten lag hoch auf einem Berg; oben auf der Anhöhe standen zwei Bänke, gewöhnlich mit allerlei Zeichnungen von unbekannter Hand illustrirt. Der Polizeicommissär bemühte sich vergebens, die Urheber zu ertappen und schickte resignirt vor jedem Feiertag einen Soldaten der Löschmannschaft (der einmal an Zerstörung gewöhnt war) diese periodischen künstlerischen Erzeugnisse auf der Bank zu vernichten. Die Dame und der Herr nahmen auf derselben Platz. Sie hatten keine üble Aussicht. Die freilich etwas schmutzige Landstraße wand sich rings um den Garten und verlor sich in den Fluß. Der Fluß war ausgetreten; auf beiden Seiten standen Wagen, Karren, Postchaisen, ausgespannte Pferde, Weiber mit Körben, Soldaten und Bauern: zwei Fähren gingen in einem fort hin und zurück; voll gepfropft mit Menschen, Pferden und Equipagen, bewegten sie sich langsam mit den vielen Rudern, wie vielfüßige Insecten, die ihre Füße nacheinander heben und senken. Es ließen sich die verschiedenartigsten Laute hören: Räderknarren, Schellengeklingel, das Geschrei der Fährleute, die kaum vernehmliche Antwort von der andern Seite; auf der Fähre das Zanken der sich drängenden Passagiere, das Getrampel der Pferde, das Brüllen der angebundenen Kühe; am Ufer das Hin- und Herreden der um ein Feuer versammelten Bauern. Die Dame und der Herr hielten in ihrem Gespräche inne und blickten und horchten schwei-

gend in die Ferne. Warum wirkt dies das aus der Ferne so gewaltig auf uns? warum ergreift es uns? Ich weiß nicht: aber gewiß, die Viardot und Rubini könnten sich glückwünschen, wenn man sie mit solchem Herzklopfen hörte, wie ich auf manches endlose Lied eines Schifferknechtes gehorcht, der Nachts die Barke bewachte. Sein Lied klang so traurig, vom Plätschern des Wassers und dem zwischen den Weiden rauschenden Wind unterbrochen. Und was kam mir nicht alles bei jenem eintönigen, wehmüthigen Gesang in den Sinn! Mir war, als ob mit diesem Liede der arme Bursch aus der engen Sphäre in eine andere emporstrebe, daß er, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, seinen Kummer zu betäuben suche, daß seine Seele töne, weil sie betrübt sei, sich gedrückt fühle u. s. w. Ich war damals jung!

„Wie schön ists hier!" sagte endlich die Dame im weißen Bournous. „Sie müssen doch zugeben, daß auch im Norden die Natur herrlich ist."

— „Wie überall. Wo immer und wann der Mensch die lebendige Natur mit offenem Herzen, mit geradem Sinn und ohne Selbstsucht betrachtet, bietet sie ihm unerschöpflichen Genuß."

„Wol wahr. An Allem in der Welt kann man Freude haben, wenn man nur will. Mir fällt oft eine sonderbare Frage ein: warum kann der Mensch sich an Allem ergötzen, in Allem etwas Schönes finden, nur nicht im Menschen?"

— „Zu begreifen ist es schon, doch bessert das nichts. Wir knüpfen an unsere Beziehung zu den Menschen einen Hintergedanken, der das poetische Verhältniß sofort mit der gemeinsten Prosa vernichtet. Der Mensch sieht im Menschen immer einen Feind, den er bekämpfen, überlisten, dem er die günstigsten Friedensbedingungen abgewinnen muß. Woran sollte man sich da erfreuen? Wir haben das aber einmal von kleinauf überkommen, und können uns davon nicht losmachen. Es ist in uns

Allen jene bürgerliche Eigenliebe, mit der man sich immer umblickt und sich vorsieht. An der Natur hat der Mensch keinen Nebenbuhler, sie fürchtet er nicht: darum fühlen wir uns so leicht, so frei in der Einsamkeit; da geben wir uns den Eindrücken ganz hin. Schon in Gegenwart des nächsten Freundes können wir's nicht mehr."

„Ich komme freilich mit wenig Leuten zusammen und die Wenigsten stehen mir nahe: indessen glaube ich, möglich ist jedenfalls zwischen Menschen eine Sympathie vor der jedes hemmende Mißverständniß ganz verschwindet, so daß sie einander in keinem Lebensverhältniß stören können."

— „Ich zweifle an einer so vollständigen Sympathie auf die Dauer. Alles das klingt nur so. Leute, die vollkommen sympathisiren, haben sich noch nicht über jene Dinge gegen einander ausgesprochen, über die sie entgegengesetzter Meinung sind: über kurz oder lang müssen sie's doch."

„Nun, so haben sie doch wenigstens bis dahin Augenblicke voller Uebereinstimmung, wo sie einander im Genusse der Natur und der Freundschaft nicht stören."

— „Das sind auch die einzigen Momente, an die ich glaube. Das sind die heiligen Augenblicke verschwenderischer Seelenhingebung, wo der Mensch nicht geizt, sondern Alles, Alles hingibt und über seinen eigenen Reichthum und seine Liebesfülle erstaunt. Allein diese Augenblicke kommen höchst selten, und wenn sie da sind, dann wissen wir sie meist nicht zu schätzen, nicht werth genug zu halten, lassen sie uns sogar sehr oft entschlüpfen, vernichten sie durch allerlei Thorheiten, und so gehen sie vorüber und lassen nur eine krankhafte Beklemmung des Herzens, eine dumpfe Erinnerung an etwas zurück, was schön hätte werden können, es aber nicht geworden. Man muß gestehen, der Mensch richtet sein Leben sehr thöricht ein: neun Zehntel davon verbringt er in nichtigen und kleinlichen Dingen, und das letzte Zehntel weiß er nicht zu benutzen."

„Warum sollte aber solche Augenblicke Der verloren gehen lassen, der ihren Preis kennt? Sie haben eine doppelte Verantwortlichkeit", bemerkte Lubinka lächelnd: „Sie sehen und begreifen so klar."

— „Mir sind nicht nur solche Momente, mir ist jeder Genuß theuer; aber es ist leicht gesagt: verlieren Sie solche Augenblicke nicht! Eine einzige falsche Note, und um die Harmonie ists geschehen. Wie will man sich ganz hingeben, wenn man gleich allerlei Gespenster sieht, die mit dem Finger drohen und höhnen?"...

„Was sind das für Gespenster? wol gar die eigenen Launen?" bemerkte Lubinka.

— „Sie fragen?" rief Beltow, dessen Stimme vor innerer Aufregung zu stocken anfing: „es würde mir schwer sein, Ihnen das zu erklären, aber mir ist es sehr klar. Der Mensch hat sich dermaßen eingeengt, daß er keiner einzigen Empfindung freien Lauf zu lassen wagt. Wolan denn, hören Sie mich an: ich will Ihnen ein Beispiel nennen — gerade das, wovon ich schweigen sollte. Aber ich will es nur sagen; da ich einmal angefangen, bin ich nicht mehr im Stande zurückzuhalten. — Seit den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft habe ich Sie lieb gewonnen. Ist es Freundschaft, Liebe, Sympathie?... So viel ist gewiß, daß Sie, daß Ihre Gegenwart mir unentbehrlich geworden; das weiß ich, daß ich ganze Vormittage in kindischer Ungeduld, in krankhafter Erwartung des Abends hingebracht... Endlich kam der Abend, ich eilte zu Ihnen, athemlos bei dem Gedanken, daß ich Sie sehen würde. Von Allem entblößt, von allen Seiten mit Kälte umgeben, betrachtete ich Sie als meinen letzten Trost... Glauben Sie, daß in diesem Augenblicke mir nichts ferner ist als Redensarten... Mit klopfendem Herzen schritt ich über die Schwelle Ihres Hauses, und trat kaltblütig ein, und sprach von Nebendingen, und so vergingen Stunden... Wozu diese alberne Komödie?... Mehr noch, auch Sie sind gegen mich nicht gleichgiltig

geblieben, auch Sie mögen mich manchen Abend erwartet haben; ich sah in Ihren Augen die Freude bei meinem Erscheinen, und da schlug mein Herz so heftig, daß mir der Athem stockte... Sie aber empfingen mich mit gezwungener Höflichkeit, setzten sich fern von mir, und wir thaten fremd gegeneinander. Warum das?... War denn in der Tiefe meiner oder Ihrer Seele irgend etwas, dessen man sich zu schämen, das man vor den Augen der Menschen zu bergen brauchte? Nein! Doch was sage ich, vor den Augen der Menschen!... Noch lächerlicher, wir bargen es uns gegenseitig, wie nahe wir einander standen. Jetzt reden wir zum ersten Mal davon, und auch jetzt glaube ich, verschweigen wir die Hälfte. Das reinste Gefühl wird scharf und brennend und trübt sich, um nicht ein anderes Wort zu gebrauchen, wenn man es fürchtet; sobald man es versteckt, kommt es sich selbst verbrecherisch vor, und wird es dann. Etwas heimlich zu genießen, wie der Dieb gestohlenes Gut, bei geschlossener Thüre, auf jedes Geräusch horchend — wahrlich, das erniedrigt den Menschen, wie den Gegenstand des Genusses."

„Sie sind ungerecht", versetzte Lubinka mit zitternder Stimme: „ich habe meine Freundschaft zu Ihnen nie verhehlt, ich brauchte es nicht."

— „So sagen Sie", entgegnete Veltow, ihre Hand ergreifend und fest drückend: „warum hatte ich, gequälten Herzens, mit einer Seele voll Liebe, voll Verlangen, sich zu offenbaren, sich auszusprechen — warum hatte ich denn nicht die Kraft, zu dem geliebten Weibe hinzugehen, sie an der Hand zu fassen, ihr in die Augen zu blicken, ihr Alles, Alles zu sagen und mein müdes Haupt an ihre Brust zu lehnen?... warum konnte sie mich nicht mit den Worten begrüßen, die ich auf ihren Lippen sah, die aber nie über ihre Lippen kamen?..."

„Darum", entgegnete Lubinka mit einer gewissen verzweifelten Energie — „darum, weil dieses Weib einem Andern gehört, und ihn liebt... ja, ja, von Herzen liebt!"

Beltow ließ ihre Hand los.

— „Denken Sie, juſt dieſe Antwort hatte ich nicht erwartet, und nun ſcheint es mir ſelbſt, daß ſich nichts Anderes antworten läßt. Allein müſſen Sie ſich denn unbedingt von dem Einen abwenden, weil Sie den Andern lieben? Der Menſch iſt ja doch auf kein beſtimmtes Maß von Liebe beſchränkt!“

„Mag ſein: ich aber faſſe kein Doppellieben. Und von Allem abgeſehen, hat mein Mann ſchon durch ſeine grenzenloſe Liebe ſich große, heilige Rechte auf die meine erworben.“

— „Weshalb ſuchen Sie da die Rechte Ihres Mannes zu vertheidigen, die Niemand angreift? Und Sie vertheidigen ſie ſchlecht. Wenn alſo ſeine Liebe ihm ſolche Rechte gegeben, warum hat denn die wahre, tiefe Liebe eines Andern gar keine? Das iſt doch ſeltſam!... Hören Sie, Lubinka! Sein Sie offen, nur einmal, aber ganz offen — dann will ich meinetwegen ſchweigen, ſogar fortgehen, wenn Sie wollen. Sie ſagen, daß Sie die Möglichkeit nicht faſſen, außer Ihrem Manne noch Jemand zu lieben? Sie faſſen es alſo wirklich nicht? Greifen Sie doch tiefer in Ihr Herz, jetzt gleich, und ſehen Sie, was darin vorgeht. Nun, ſo haben Sie doch den Muth zu geſtehen, daß ich Recht habe! Sagen Sie wenigſtens, daß Sie alles Das jetzt erſt fühlen, jetzt erſt denken: ich weiß es ja doch, ich leſe ja dieſe Gedanken auf Ihrer Stirn, in Ihren Augen!“

„Ach Beltow, Beltow! wozu dies alles? wozu dieſes Geſpräch?“ ſagte Lubinka im Tone tiefſter Trauer: „es war uns ſo wohl, nun iſt's vorbei... Sie werden ſehen.“

— „Alſo nur ſo lange wir die Dinge nicht bei ihrem rechten Namen nannten? Wie kindiſch!“

Beltow ſchüttelte traurig den Kopf und blinzelte mit den Augen. Sein Geſicht, das eben noch Begeiſterung und grenzenloſe Zärtlichkeit ausgedrückt, nahm eine ſpöttiſche Miene an.

Mit Angſt und Thränen betrachtete ihn das erſchrockene Weib. Lubinka war in dieſem Moment überraſchend ſchön; ſie hatte den Hut abgenommen, ihr ſchwarzes, vom feuchten Abendwinde gelöſtes Haar wallte auseinander; jeder Zug ihres Geſichtes war belebt, ſprechend, und Liebe ſtrömte aus ihren blauen Augen. Bald drückte ſie mit zitternder Hand das Tuch, bald ließ ſie es fallen und zupfte an dem Band ihres Hutes. Ihre Bruſt hob ſich tief athmend, doch ſchien es ihr an Luft zu fehlen.

Was wollte dieſer ſtolze Mann von ihr? Er verlangte ein Wort, er wollte triumphiren, als ob es dieſes Wortes bedurfte! Wäre ſein Herz jünger geweſen, hätten nicht ſchmerzliche und ſeltſame Ideen ſich in ſeinem Kopfe ſo lange feſtgeſetzt, er würde nach dieſem Worte nicht gefragt haben.

„Sie ſind ein ſchrecklicher Menſch“, hub endlich die arme Lubinka an und ſah mit ängſtlichem Blick zu ihm empor. Er hielt dieſen Blick aus und ſagte:

— „Wo mag nur der Doctor bleiben? Er wollte gleich kommen. Sucht er uns nicht etwa in den andern Alleen? Gehen wir ihm entgegen, ſonſt wird es ganz dunkel.“

Sie rührte ſich nicht von der Stelle. Der Ton der letzteren Worte beleidigte ſie. Nach einer Pauſe blickte ſie wieder auf und ſagte mit leiſer flehender Stimme:

„Ich ſtehe in Ihren Augen jetzt tiefer; Sie haben vergeſſen, daß ich ein einfaches, ſchwaches Weib bin.“ Thränen entſtürzten ihren Augen. Da beſiegte, wie immer, des Weibes Liebe und Innigkeit den anſpruchsvollen Stolz des Mannes. In tiefſter Seele gerührt, ergriff Beltow ihre Hand und preßte ſie an ſeine Bruſt. Sie fühlte das Klopfen ſeines Herzens, ſie fühlte, wie heiße Thränen auf ihre Hand tropften ... er war ſo ſchön, ſo hinreißend in ſeiner ſtolzen Leidenſchaft ... ihr ſelbſt wallte das Blut ſo ſehr, ihr Kopf war ſo wirr, ihr Herz ſo glücklich, ſo reich an Gefühlen, daß ſie in unwillkürlichem Drang in ſeine Arme ſtürzte und ihre Thränen ſtromweiſe auf ſeine gelbe Weſte floſſen.

Fast im selben Moment erscholl die Stimme des Dr. Grupow. „Wo seid Ihr denn?“ rief er, „seid Ihr da?“ — „Hier“, antwortete Beltow, und reichte Lubinka den Arm.

Beltow war berauscht von seinem Glück. Seine in Schlaf versunkene Seele erwachte urplötzlich mit all ihrer Kraft. Die so lange zurückgehaltene Liebe entfaltete sich in ihm, sein ganzes Wesen empfand eine unaussprechliche Seligkeit — als wäre er jetzt erst inne geworden, daß er liebte. Von Cruciferski's Wohnung kehrte er in den Garten zurück und warf sich auf dieselbe Bank; die Brust war ihm so übervoll und Thränen strömten aus seinen Augen. Er wunderte sich, daß er noch so viel Jugend und Frische hatte. Bald freilich mischte sich einiges Unbehagen in seine Freude, etwas, worüber er die Stirn runzelte: als er jedoch nach Hause kam, ließ er sich von Gregor eine Flasche Champagner geben, und darin versank das unbehagliche Gefühl, während das freudige noch heller klang.

Lubinka hatte sich, auch vom Doctor begleitet, Beltow an ihrer Wohnung empfohlen. Sie war todtenbleich, sie wagte das Geschehene nicht zu fassen, wagte es nicht, sich dessen klar zu entsinnen. An Eines aber mahnte es sie von selbst, mahnte sie fürchterlich ihr ganzer Organismus... das war jener lange glühende Kuß... sie hätte ihn vergessen mögen, und doch war er so schön, daß sie um nichts in der Welt die Erinnerung daran hätte hingeben können. Der Doctor wollte sich entfernen. da erschrak sie und bat ihn, mit einzutreten; sie wagte es nicht, allein die Schwelle zu überschreiten, ihr war so bange.

Sie traten ein. Dmitri Jakowlewitsch saß am Tische und las ein Journal.... Er sah ruhiger und heiterer aus als gewöhnlich. Mit freundlichem Lächeln begrüßte er die Eintretenden, legte das Journal hin, und sagte, seiner Frau die Hand reichend:

„Wo seid Ihr so lange herumspaziert? Ich wartete, wartete auf Dich, ich wurde schon ganz schwermüthig.“

Die Hand seiner Frau war mit kaltem Schweiß bedeckt, wie bei Sterbenskranken.

— „Wir sind im Garten gewesen“, antwortete Crupow statt ihrer.

„Was fehlt Dir?“ fragte Cruciferski. „Deine Hand ist eiskalt, mein Liebchen! Du bist ja ganz bleich!

„Sei ruhig, Dmitri... ein wenig Schwindel... ich will ins Schlafzimmer gehen und Wasser trinken, es ist gleich vorüber.“

— „Wo eilen Sie hin? lassen Sie mich doch sehen. Haben Sie vergessen, daß ich Arzt bin?... Was ist das? ihr wird übel! Dmitri Jakowlewitsch, lassen wir sie aufs Sopha nieder. Fassen Sie sie am Arm, so, so. Hab's schon unterwegs bemerkt, daß ihr nicht recht war. Schärfe im Blut, die Frühlingsluft, die Ausdünstungen vom zerthauten Eis; aller Unrath thaut jetzt auf. Wenn nur englischer Senf da wär', daß man ein kleines Pflästerchen machte, etwa handgroß, mit Schwarzbrod und Essig.... Ist Ihre Köchin zu Hause?... Schicken Sie doch zu meinem Karp, er weiß schon... nur schlechtweg Senf verlangen.... Das legen wir an die Füße, und wenn's nicht hilft, noch ein paar unter die Achseln“...

„Mir fehlt nichts, mir fehlt nichts“, wiederholte mit schwacher Stimme Lubinka, als sie zu sich kam, und zitterte am ganzen Leibe. „Dmitri, komm her zu mir, Dmitri... mir fehlt nichts, gib mir Deine Hand!“...

„Was hast Du nur, mein Engel?“ fragte sie der Mann, der sich selbst schon krank fühlte, und in Thränen ausbrach.

Sie sah ihn mit einem seltsam traurigen Blick an, konnte aber nicht sagen, weshalb sie ihn gerufen. Er fragte sie noch einmal.

„Gib mir ein Glas Wasser, und laß mich ein wenig schlafen, dann bin ich wieder wohl, mein Guter.“

Ein paar Stunden darauf lag Lubinka in tiefem Schlaf oder in lethargischer Betäubung im Bette, für den Kuß Beltow's innerlich mit Gewissensbissen und äußerlich mit Senfflaster bestraft. Die Erschütterung war zu heftig gewesen, der Organismus hatte sie nicht ertragen.

Im Gastzimmer lag Doctor Trupow ganz angekleidet auf dem Sopha; er war sowol um der Kranken als um Crucifersti's willen geblieben, der vor Schreck alle Besinnung verloren hatte. Trupow ärgerte sich sehr über die Federn des Sophas, welche demselben nicht die geringste Elasticität gaben, sondern es vielmehr jenem Fasse ähnlich machten, in welchem die Carthager den Regulus herumgewälzt. Nach einer Viertelstunde entschlief er sanft mit aller Ruhe eines Menschen, dem weder das Gewissen, noch der Magen belastet war.

Am Bette der Kranken brannte in einer Untertasse ein Nachtlicht und warf einen hellen, zitternden Schein an die Decke des Zimmers, der je nach der Bewegung der Flamme bald kleiner bald größer wurde. Crucifersti saß bleich und verstört an dem Tischchen, auf welchem das Nachtlicht stand. Wer jemals am Bette eines Schwerkranken, eines Freundes, Bruders, einer Geliebten, Nächte durchwachte, besonders so ewig lange Winternächte, wie wir sie haben, der kann sich denken, wie dem nervenschwachen Crucifersti zu Muthe war. Ein dumpfes Gefühl der Hilflosigkeit, dabei die Angst vor der Zukunft mit der heißen Anstrengung des Nachtwachens, hatte ihn in einen eigenthümlich gereizten Seelenzustand versetzt. Immer wieder richtete er sich auf und betrachtete sie, legte seine Hand an ihre Stirn, fand, daß die Hitze sich gemindert und dachte, das sei vielleicht schlimmer, die Krankheit könne sich auf innere Theile geworfen haben. Er erhob sich, setzte die Nachtlampe und das Medicinfläschchen zurecht, sah nach der Uhr, hielt sie ans Ohr, und legte sie wieder hin, ohne gesehen zu haben, welche Zeit es sei. Dann setzte er sich

wieder, heftete die Augen auf den flimmernden Lichtschein an der Decke, sann und träumte, und seine entflammte Phantasie streifte fast an Wahnsinn.

„Nein", dachte er, „das kann nicht sein, das ist unmöglich, geradezu unmöglich. Wie, ich habe ja Niemand als sie auf der Welt, und sie ist so jung! Gott sieht meine Liebe, er wird sich unser erbarmen. Das hat nichts zu bedeuten, das geht vorüber. Ja, ja, Schärfe des Blutes, die kalte, feuchte Luft, das Thauwetter; aber Erkältungen im Frühjahr haben schreckliche Folgen: Nervenfieber, Schwindsucht.... Wie kommt es, daß man die Schwindsucht noch immer nicht heilen kann? Eine furchtbare Krankheit. Uebrigens ist sie nur bis zum achtzehnten Jahre gefährlich. Aber die Frau unsers französischen Lehrers war dreißig Jahre alt und starb doch an der Schwindsucht, gewiß, gewiß.... Wie, wenn..."

Nun trat ihm lebhaft ein erschütterndes Bild vor die Seele. Er sah einen Sarg im Zimmer, hörte das Todtengeber; der Doctor stand traurig daneben, die Wärterin, die den kleinen Jascha hielt, hatte ein weißes Tuch umgebunden.... Dann malte er sich noch Schrecklicheres, wie auch der Sarg verschwunden... in der Stube Alles aufgeräumt, gescheuert, und es rieche nur nach Weihrauch.

Er erhob sich, einer Ohnmacht nahe, und trat zu seiner Frau hin. Ihre Wangen glühten, sie athmete schwer, ein krankhafter Schlaf fesselte ihre Glieder. Crucifixi faltete die Hände und weinte bitterlich.... O, dieser Mensch liebte! Man brauchte ihn nur anzusehen. Er kniete hin, ergriff die heiße Hand seiner Frau und preßte sie an seine Lippen.

„Nein", sagte er laut, „nein! Er wird sie mir nicht nehmen, sie wird mich nicht verlassen; was sollte aus mir werden ohne sie?"

Er hob die Augen zum Himmel und betete.

Jetzt trat der Doctor mit ganz verschlafenem Gesichte herein: sein linkes Auge wollte sich durchaus nicht

öffnen, wie ſehr er auch den eigens hierzu beſtimmten Muskel anſtrengte.

— „Sie hat wohl zu phantaſiren angefangen, was?“

„Nein, ſie ſchläft ruhig.“

„Hab's ſelbſt gehört: ſollt' es mir geträumt haben?“

„Es muß Ihnen wol geträumt haben, lieber Doctor,“ verſetzte Dmitri Jakowlewitſch mit der Miene eines ertappten Schulknaben.

Grupow trat ans Bett.

„Noch ein wenig Hitze. Hat aber nichts zu bedeuten. Sie ſollten ſich hinlegen, Dmitri Jakowlewitſch; was haben Sie davon, daß Sie ſich abquälen!“

„Nein, ich bleibe auf“, antwortete Cruciferſki.“

— „Wie Sie wollen“, verſetzte der Doctor gähnend und lenkte ſeine Schritte nach dem Sopha hin, auf welchem er ganz ruhig bis halb acht Uhr ſchlief. Um dieſe Stunde ſtand er alle Tage auf, gleichviel, ob er um zehn Uhr des Abends oder um ſieben Uhr des Morgens zu Bette gegangen.

Nachdem er die Kranke beſichtigt, entſchied er, daß es ein leichtes Erkältungsfieber ſei, wie er ſich ausdrückte, und ſetzte hinzu: „Das liegt jetzt in der Luft.“

Was nach dieſem Fieber geſchah, mag Lubinka ſelbſt erzählen.

Siebentes Capitel.

Aus Lubinka's Tagebuch.

18. Mai.

Länger als einen Monat habe ich nichts in dieſes Buch geſchrieben.... Einen Monat! und zuweilen kommt mir's vor, als wären ſeit jenem Tage, wo ich krank wurde, Jahre vergangen. Nun, glaube ich, iſt Alles vorüber und wir werden wieder ein ruhiges, ſtilles Leben führen. Geſtern verließ ich zum erſten Mal das Zimmer. Wie

freute ich mich, die Luft zu athmen! Es war reizendes Wetter.... Ich bin aber von meiner Krankheit noch recht angegriffen. Wie ich ein paar Mal durch unser Gärtchen ging, wurde ich so müde, daß ich Schwindel bekam. Dmitri erschrak, doch es ging gleich vorüber. Mein Gott, wie er mich liebt! Der gute, gute Dmitri! Wie hat er mich gepflegt! Ich brauchte in der Nacht nur die Augen aufzuthun, mich nur zu rühren, so stand er vor mir und fragte mich was ich wünsche. Der Arme, er hat so abgenommen, als sei er selbst krank gewesen. Welche Liebesfülle! Man muß ein steinernes Herz haben, um einen solchen Menschen nicht zu lieben. O gewiß, ich liebe ihn, es wäre mir unmöglich, ihn nicht zu lieben. Jener Vorfall im Garten hat nichts zu bedeuten: meine Krankheit war schon im Anzug, ich befand mich in einer eigenthümlichen Stimmung, meine Nerven waren gereizt. Gestern sah ich ihn zum ersten Mal seit meiner Krankheit. Seine Stimme hatte ich wie im Traume gehört, ihn selbst aber nicht gesehen. Er war sehr aufgeregt, obgleich er es barg, seine Stimme zitterte, als er zu mir sagte: „So sind Sie endlich, endlich wohler! Dann sprach er wenig; eine gewisse Idee beschäftigte ihn, er fuhr ein paarmal mit der Hand über die Stirn, als wollte er sie verwischen, aber sie trat immer wieder hervor. Nicht die leiseste Anspielung auf das Vorgefallene: er hat wol begriffen, daß es ein krankhafter Rausch war. Warum habe ich nicht Alles meinem Dmitri erzählt? An jenem Abend, als er mir so herzlich die Hand reichte, wollte ich ihm um den Hals fallen und ihm Alles, Alles sagen: aber es fehlte mir an Kraft, es wurde mir übel. Auch ist Dmitri so zartfühlend, ihn hätte das fürchterlich gekränkt. Später erzähl' ich's ihm unbedingt.

20. Mai.

Gestern war ich mit Dmitri im Garten. Er wollte sich auf jene Bank setzen, aber ich sagte, daß ich den

Luftzug vom Strome fürchte — dieſe Bank hatte etwas Schreckliches für mich, ich glaubte, es müſſe für Dmitri beleidigend ſein, auf ihr zu ſitzen. Iſt es denn wahr, daß man Zwei lieben kann? Ich begreife es nicht. Freilich kann man nicht blos Zwei, ſondern auch Mehrere lieben, aber in anderer Bedeutung des Wortes. Mit eigentlicher Liebe liebt man nur Einen, und ſo liebe ich meinen Mann. Dann bin ich Grupow zugethan und ſcheue mich nicht es zu geſtehen, auch Beltow. Es iſt ein ſo ſtarker Geiſt, daß er mich unwiderſtehlich feſſelt. Dieſer Mann iſt zu Großem berufen, es iſt ein ungewöhnlicher Menſch, aus ſeinen Augen leuchtet das Genie. Jener Liebe bedarf ein ſolcher Mann nicht. Was kann ein Weib ihm ſein? ſie verliert ſich in ſeiner ſchrankenloſen Seele.... Ihm thut eine andere Liebe noth. Er leidet, leidet tief, und die zarte Freundſchaft eines Weibes könnte wol dieſes Leiden lindern. Er findet ſie ſtets bei mir, nur faßt er dieſe Freundſchaft zu feurig auf, er faßt Alles ſo feurig. Zudem iſt er ſo wenig an Aufmerkſamkeit, an Sympathie gewöhnt; er war ſtets einſam, und daß ſein gekränktes, verbittertes Herz bei der Stimme des Mitgefühls plötzlich aufwallt, iſt ſehr natürlich.

23. Mai.

Man hat zuweilen ſeltſame Momente, ein gewiſſes ſtürmiſches Verlangen nach einem noch vollern Leben. Iſt's Undank gegen das Schickſal, oder iſt der Menſch einmal ſo beſchaffen? Ich empfinde oft, beſonders ſeit einiger Zeit, einen Drang, der ſehr ſchwer zu bezeichnen iſt. Ich liebe meinen Dmitri herzlich: aber bisweilen verlangt meine Seele nach etwas Anderm, was ich in ihm nicht finde. Er iſt ſo ſanft, ſo zärtlich, daß ich jeden Gedanken, jede kindiſche Vorſtellung ihm gern mittheile: er würdigt Alles, belächelt nichts höhniſch, verletzt nie mit einem kalten Wort oder einer gelehrten Bemerkung. Aber das iſt nicht genug; es gibt noch ganz andere For-

derungen, man ſehnt ſich nach Kraft, nach kühnen Ideen. Warum hat Dmitri nicht jenes Bedürfniß, zur Wahrheit durchzudringen, ſich mit Ideen abzumühen? Ich pflege mich oft mit einer ernſten Frage, mit einem Zweifel an ihn zu wenden, und er beruhigt mich, tröſtet mich, will mich einlullen, wie man's mit Kindern macht... aber das iſt's durchaus nicht, was ich möchte. Er lullt auch ſich mit dieſem kindlichen Glauben ein, ich vermag's nicht.

21. Mai.

Jaſcha iſt krank. Zwei Tage lag er in Fieberhitze, heute hat ſich ein Ausſchlag gezeigt. Semen Iwanowitſch täuſcht mich. Es iſt zehnmal beſſer, alles offen zu ſagen; man muß die Phantaſie erſchrecken; und ſie nicht ihrer Willkür überlaſſen; ſie erfindet ſelbſt noch Gräßlicheres, Schlimmeres. Ich kann dem Jaſcha nicht in die Augen ſehen, das Herz blutet mir. Das Kind leider fürchterlich. Wie mager er geworden iſt, der arme Junge, wie bleich! Und dabei fühlt er kaum einen Augenblick ſich leichter, ſo lächelt er und will den Ball haben. Daß doch Alles, was uns theuer iſt, ſo vergänglich ſein muß! Es iſt ſchauderhaft. Im Wirbel treibt und dreht ſich Alles, Gutes und Böſes durcheinander, auch der Menſch geräth hinein, es reißt ihn empor auf den Gipfel der Seligkeit und ſchleudert ihn dann hinab. Der Menſch bildet ſich ein, Alles das ſelbſt zu beſtimmen, und iſt doch nur wie ein Holzſpan im Fluſſe: dreht ſich in kleinem Kreis herum, und folgt der Welle, die ihn fortträgt. Er wird ans Ufer geſchlagen, ins Meer hinabgeriſſen, oder verſinkt im Schlamm.... Wie ärgerlich, wie kränkend!

26. Mai.

Er hat das Scharlachfieber. Drei Brüder Dmitri's ſind am Scharlach geſtorben. Semen Iwanowitſch iſt betrübt, verdrießlich, zankt und weicht nicht von Jaſcha. Mein Gott, mein Gott, was ſoll mit uns werden! Dmitri

kann ſich kaum auf den Füßen halten. Das iſt das Glück, das ich Dir gebracht!

27. Mai.

Die Zeit ſchleicht langſam hin. Noch immer dasſelbe. Ob ein Todesurtheil oder Begnadigung... wenn es ſich nur raſch entſchiede! Welch eiſerne Geſundheit habe ich, daß ich alles Dies ertrage! Semen Iwanowitſch ſagt mir immer: Geduld, Geduld. Mein Jaſcha, mein Engel, gute Nacht... gute Nacht liebes Kind!

29. Mai.

Anderthalb Tage ſind ruhiger vergangen. Die Kriſe iſt vorüber. Doch jetzt muß ich ihn erſt in Acht nehmen. Die ganze Zeit hindurch war ich in fortwährender Spannung, jetzt erſt empfinde ich die furchtbare geiſtige Ermattung. Ich möchte mich über ſo Vieles recht von Herzen ausſprechen. Wie gern ſpricht man, wenn man ſo ganz verſtanden wird, ſo tiefes Mitgefühl findet!

1. Juni.

Alles geht beſſer. Diesmal, ſcheint es, iſt die Wolke vorübergezogen. Jaſcha hat heute zwei Stunden in ſeinem Bettchen mit mir gefrielt; er iſt ſo ſchwach, daß er ſich kaum aufrecht halten kann. Der gute, gute Semen Iwanowitſch! Welch ein Menſch!

6. Juni.

Nun iſt Alles beruhigt. Jaſcha iſt viel wohler; ich aber bin krank, recht krank, ich fühle es. Wenn ich an ſeinem Bettchen ſitze, überkommt mich plötzlich, ſtatt daß ich mich freuen ſollte, ohne alle äußere Veranlaſſung ein tiefer, ſchwerer Kummer und ſteigert ſich zu einem qualvollen, ſtummen Schmerz, daß ich vergehen möchte. Ich hatte in dieſem Wirrwar keine Zeit, mit mir allein zu ſein; meine Krankheit, die Krankheit Jaſcha's, die vielen Sorgen ließen mir keinen Augenblick, mich in mein Inneres zu verſenken. Kaum beſſerte es ſich und wurde ruhiger, ſo forderte mich eine klagende Stimme auf, einen

Blick in mein Herz zu thun, und ich erkannte mich nicht mehr. Gestern nach Tische fühlte ich mich ein wenig unwohl, setzte mich zu Jascha, legte den Kopf auf sein Kißchen, und schlief ein.... Ich weiß nicht, ob ich lange geschlafen, aber plötzlich wurde mir so schwer um's Herz, ich öffnete die Augen, und vor mir stand Beltow — sonst war Niemand im Zimmer.... Dmitri war ausgegangen, Unterricht zu geben.... Er sah mich an, und seine Augen waren voll Thränen; er sagte nichts, reichte mir seine Hand und drückte die meine schmerzlich fest... dann ging er. Warum sprach er denn nicht?... Ich wollte ihn zurückhalten, aber die Stimme versagte mir.

9. Juni.

Er war den ganzen Abend bei uns und zeigte sich ungeheuer lustig, witzelte, lachte und wurde recht laut: ich sah aber, daß alles Dies gezwungen war. Es kam mir sogar vor, als hätte er viel Wein getrunken, um sich in diesem Zustande zu erhalten. Es ist ihm schwer um's Herz. Er täuscht sich, er ist nichts weniger als vergnügt. Sollte ich statt Linderung neuen Kummer seiner Seele gebracht haben?

15. Juni

Heute war ein schwüler Tag, ich verschmachtete vor Hitze. Da zog gegen Mittag ein Gewitter herauf und der Regen erfrischte vielleicht mich noch mehr als das Gras und die Bäume. Wir gingen in den Garten; die Luft war wunderschön, die Bäume hauchten einen kräftigenden kühlen Duft aus; ich fühlte mich erleichtert.... Zum ersten Male gedachte ich des damaligen Tages in anderer Weise: er hatte viel Schönes.... Kann denn etwas Sündiges voll Reiz, Süße und Seligkeit sein?... Wir gingen durch dieselbe Allee. Auf der Bank saß Jemand; wir traten näher — er war's! Ich that fast einen Freudenschrei. Er war sehr traurig, alle seine Worte klangen trübe, voller Bitterkeit und Ironie.

Er hat recht: die Menſchen erſinnen ſich ſelbſt Qualen. Wie, wenn er nun mein Bruder wäre? Dürfte ich ihn denn da nicht lieben, offen lieben, und Dmitri, und aller Welt es ſagen?... Das würde Niemanden auffallen.... Und er iſt ja mein Bruder, das fühle ich!... Wie ſchön könnten wir unſer Leben einrichten, unſern kleinen Kreis von vier Perſonen! Iſt ja doch gegenſeitiges Vertrauen zwiſchen uns, Liebe, Freundſchaft, und wir beſcheiden uns, bringen Opfer, ſprechen nicht aus!... Als wir nach Hauſe gingen, war es ſpät; der Mond ſtieg auf. Beltow ging neben mir her. Welche merkwürdige magnetiſche Kraft iſt in den Blicken dieſes Mannes! Dmitri's Blick iſt ſanft und ruhig, wie der blaue Himmel, aber der ſeine erregt, beunruhigt — und doch auch nicht.

Wir ſprachen wenig, beim Abſchied aber ſagte er zu mir: „Ich habe in dieſer ganzen Zeit viel an Sie gedacht... und ... ich möchte mich gern ausſprechen, ich habe gar viel auf dem Herzen.“ — Auch ich habe an Sie gedacht... entgegnete ich. Adieu, Woldemar!... Ich weiß ſelbſt nicht, wie mir dieſe Worte entfahren; ich hatte ihn nie ſo genannt, aber mir war's, als könnte ich ihn nicht anders nennen. Er fuhr bei dieſem Namen zuſammen, er neigte ſich zu mir, und ſagte mit jener Zärtlichkeit, die in manchen Augenblicken bei ihm hervortritt: „Sie ſind die Dritte, die mich ſo genannt, darüber kann ich mich freuen wie ein Kind, das macht mich auf einige Tage glücklich!“ — Gute Nacht, gute Nacht, Woldemar, wiederholte ich.

Er wollte etwas ſagen, beſann ſich, drückte mir die Hand, ſah mir in die Augen, und ging.

30. Juni.

Ich habe mich ſehr geändert, habe an Kraft gewonnen ſeit ich Woldemar kenne. Seine feurige, thätige, immer beſchäftigte Natur greift in alle innerſten Saiten,

berührt jede Richtung des Daseins. Wie viele neue Fragen sind in meiner Seele aufgetaucht! Wie viel einfache, alltägliche Dinge, die ich sonst gar nicht beachtet, regen mich jetzt zum Nachdenken an! Manches, was ich kaum zu vermuthen wagte, ist mir jetzt klar. Freilich muß ich dabei oft Ideen zum Opfer bringen, an die ich mich gewöhnt, die ich gehegt und gepflegt. Es sind bittere Momente, wenn ich mich davon losreißen muß, dann aber fühle ich mich leichter, freier. Mir würde es recht schwer, wenn er fortginge. Ich habe ihn nicht gesucht, aber es traf sich so: wir begegneten uns — und unsere Lebenswege sind nicht mehr zu trennen. Er hat mir eine neue Welt in meinem Innern entdeckt. Und ist es nicht seltsam, daß dieser Mann, der nirgends Beschäftigung, nirgends Ruhe gefunden, der einsam die ganze Welt durchwandert, plötzlich hier in einem kleinen Städtchen Sympathie bei einem Weibe fand, das wenig gebildet, arm und seinem Kreise so fern steht! Er liebt mich vielleicht zu sehr: aber hängt denn das vom Willen ab? Zudem hat er so viel Kälte und Gefühllosigkeit ertragen müssen, daß er jedes warme Gefühl hundertfach vergelten möchte. Ihn so einsam zu lassen, wie er war, mich ihm zu entfremden, vermöchte ich nicht: das wäre geradezu Sünde!... Ja, es ist wahr, auch seine Liebe hat ihre Rechte.

Die letzte Zeit war Dmitri ganz besonders verstimmt: in einem fort nachdenklich und zerstreuter als sonst. Es liegt wohl in seinem Charakter, aber schrecklich, daß alles Das zunimmt. Mich beunruhigt seine Trauer, und bisweilen erkläre ich sie mir falsch....

22. Juni.

Ich glaube doch, ich habe mich nicht geirrt. Gestern war Dmitri so düster, daß ich's nicht aushielt, und ihn fragte, was er habe. „Mir thut der Kopf weh", antwortete er: „ich muß ein wenig gehen", und griff nach seinem Hute. Ich will mitgehen, sagte ich. — „Nein,

meine Liebe, jetzt nicht; ich gehe sehr rasch, Du wirst müde werden.“ — Und er ging davon, mit Thränen in den Augen. Das ertrug ich nicht und weinte bitterlich, so lange er fort war. Er traf mich am Fenster an derselben Stelle, sah, daß ich geweint, drückte mir traurig die Hand, und setzte sich. Wir schwiegen. Nach einigen Minuten sagte er zu mir: „Weißt Du, Lubinka, was ich denke? Wie schön wär's, wenn ich in dieser warmen Sommernacht, irgendwo in einem Hain, mein Haupt in deinen Schooß legte, und auf ewig einschliefe!“ — Ich bitte Dich, Dmitri, sagte ich zu ihm, was sind das für düstere Gedanken! Lässest du denn Niemand hier zurück, um den dir's leid wäre? — „Ach ja“, erwiderte er, es wäre mir um Dich und um Jascha recht leid: aber Semen Iwanowitsch sagt, ich könnte der Erziehung Jascha's nur schaden, und ich gebe selbst zu, daß Du Jascha besser erziehen kannst, als ich. Und dann, meine Geliebte, werde ich ja auch dort wie hier ewig für Euch beten; ein Gebet voll Glauben und Zuversicht findet Erhörung.... Dich wird mein Verlust schmerzen, ich weiß es, Geliebte: Du bist so gut! Aber Du wirst Kraft finden, diesen Schlag zu ertragen, gestehe es nur selbst.“ Es that mir unsäglich weh, ihn zu hören; ich erkannte, ich sah in diesen Worten ein arges Gefühl, und Thränen rannen mir aus den Augen. Was ist das? Ich fange an zu fürchten, daß ich Elend in unser Leben heraufbeschworen. Und doch ist mein Gewissen rein. Habe ich ihn denn wirklich in solchen Zustand versetzt, und durch Mangel an Liebe oder.... Er hat nicht mehr den frühern Glauben an mich, ich sehe es. Wie, sollte in seinem edeln Herzen ein Gefühl Raum finden, das ich nicht nennen mag? Argwöhnt er wirklich, daß ich ihn zu lieben aufgehört, und einen Andern liebe? Herr Gott! wie soll ich ihm das erklären? Ich liebe keinen Andern, ich liebe ihn und liebe auch Woldemar. Meine Sympathie für Woldemar ist ganz andrer Art. Sonderbar,

ich glaubte, nun sei unser Leben beruhigt, nun würde es recht weit und voll werden... und auf einmal klafft ein Abgrund zu unsern Füßen.... Wenn wir uns nur am Rande noch erhalten könnten!... Wie schwer wird mir's.... Könnte ich gut, sehr gut Clavier spielen, ich würde der Seele jene Laute entlocken, die ich nicht auszusprechen vermag. Dann würde mich Dmitri verstehen, dann sähe er, daß in mir Alles rein, Alles licht ist. Armer Dmitri, Du leidest für Deine grenzenlose Liebe! O, mein Dmitri, ich liebe Dich! Wäre ich nur gleich offen gegen ihn gewesen, es würde nie dahin gekommen sein. Welche böse Macht hat mich zurückgehalten? Sobald er ruhiger wird, spreche ich mit ihm darüber, und will ihm Alles, Alles erzählen.

23. Juni.

Auch Semen Iwanowitsch, scheint mir, hat sein Benehmen gegen mich geändert. Was habe ich denn gethan?... Ich begreife nichts, weder was ich gethan, noch was geschehen ist. Dmitri war heute ruhiger. Ich sprach Vieles mit ihm, aber nicht Alles. In manchen Augenblicken schien es mir, daß er mich verstehe, aber gleich darauf sah ich deutlich, daß wir eine ganz verschiedene Ansicht vom Leben haben. Ich fange an zu glauben, daß Dmitri auch früher mich nicht ganz verstanden, nicht vollständig mit mir sympathisirt hat — das ist ein schrecklicher Gedanke!

24. Juni, spät Abends.

O Leben! Leben! Mitten im Dunkel und in der Trauer, mitten unter krankhaften Vorahnungen und gegenwärtigen Schmerzen erglänzt auf einmal die Sonne und es wird so hell, so schön! Eben ging Woldemar.... Wir sprachen lange.... Auch er ist traurig und leidet viel, und wie verstehe ich jedes seiner Worte! Warum geben die Menschen und die Umstände unsrer Sympathie einen ganz andern Charakter? warum verdrehen sie sie? Warum thun sie das Alles?

25. Juni.

Gestern, am Johannistag, war Dmitri zum Namensfeste eines Lehrers geladen. Er kam spät und nicht ganz nüchtern nach Hause. Ich habe ihn noch nie in solchem Zustande gesehen. Bleich, mit zerzaustem Haar, mit unsichern Schritten ging er im Schlafzimmer umher. Ist Dir übel, mein Guter? sagte ich: soll ich Dir Wasser zu trinken geben? — „Ja", sprach er mit einer vor Aufregung stockenden Stimme und einem seinem Charakter ganz fremden Ausdruck: „brächtest Du mir nur so viel Wasser, daß ich darin ertrinken könnte, ich dankte es Dir!" Ich sah ihm gerade ins Gesicht, er wurde bestürzt. — „Um Gotteswillen, höre nicht auf Das, was ich da fasele", rief er wahrscheinlich von meinem Blick erschreckt: ich habe — weiß selbst nicht wie, ein Glas zu viel getrunken, das hat mir den Kopf warm gemacht, ich habe Fieber. Gute Nacht, meine Liebe, ich will hier ein wenig ausruhen." Er warf sich ganz angekleidet aufs Sopha, und versank bald in einen schweren Schlaf. Ich schlief die ganze Nacht nicht. Ein tiefes Leid malte sich auf seinem feinen Gesichte. Bisweilen lächelte er, aber es war ein fremdartiges Lächeln. Nein, Dmitri, mich täuschest Du nicht! Du hast nicht zufällig ein Glas zu viel getrunken, Deine Worte waren nicht im Fieber gesprochen: der Wein gab Dir nur eine Härte, die Deiner Seele durchaus nicht eigen ist. Ach, was kommt über unsere Häupter, barmherziger Gott! Das übersteigt alle menschliche Kraft! Du leidest schwer, mein armer Dmitri! Und ich, ich muß es sehen und mir sagen, daß ich an Allem Schuld bin!

Drei Stunden später.

Ich kann mich noch gar nicht zurecht finden! In meiner Seele wogt Alles so stürmisch. Das Blut pocht mir an die Schläfe, mein Herz schlägt so heftig, daß ich die Brust halten muß. Und Du, Dmitri, Du scheust die Sünde nicht, mich so schlecht zu verstehen! Der

Arme! wie ihn das ſchmerzt! O, nur Linderung, Linderung für ihn!... Mir brennt der Kopf, mir ſchwindelt... kehrt mein Fieber zurück?... Ich ſprach mit Dmitri, ich verlangte, er ſolle mir ſeine Trauer, ſein Benehmen, ſeine Reden erklären. Ja, er hat den Glauben an mich verloren, er wird es nie begreifen, was in mir vorgeht. Das iſt ſchrecklich, da ich nichts ändern kann. Alles iſt in Nebel gehüllt, mein Herz iſt voller Angſt und Weh. Warum mußte ich Woldemar begegnen!

26. Juni.

Wie ſeltſam und verwirrt ſind die menſchlichen Begriffe! Wenn man es recht bedenkt, weiß man oft nicht, ob man zürnen oder lachen ſoll. Mir fiel heute ein, daß die aufopferndſte Liebe doch nur der höchſte Egoismus, daß die größte Demuth, das Milde ein furchtbarer Stolz, eine verſteckte Härte ſei. Ich entſetze mich ſelbſt vor dieſen Gedanken, wie ich als kleines Mädchen mich für ein Ungeheuer, für eine Verbrecherin hielt, daß ich Glafira Lwowna und Alexej Abramowitſch nicht lieben konnte. Aber was ſoll ich thun, wie ſoll ich meine Gedanken abwehren, und warum auch? Ich bin kein Kind. Dmitri klagt mich nicht an, wirft mir nichts vor, verlangt nichts; er iſt noch zärtlicher geworden. Noch zärtlicher! Das zeigt ja eben, wie unnatürlich alles! Das iſt; darin liegt ſo viel Stolz, ſo viel Demüthigung für mich, ſolcher Mangel an Verſtändniß! Er leidet ſehr. Und was iſt von dem Weibe zu ſagen, das Liebe mit Gift lohnt? Aber mein Gott, habe ich es denn gewollt? Ich ſprach aufrichtiger mit ihm, als eine andere Frau es gethan hätte. Er gibt augenſcheinlich nach, aber zu gleicher Zeit ſetzt ſich etwas ganz Anderes in ſeinem Herzen feſt, und das kann er nicht bemeiſtern.

27. Juni.

Seine Trauer geſtaltet ſich zu einer fortwährenden Verzweiflung. Früher kamen nach trüben Geſprächen

heitrere Augenblicke, jetzt nicht mehr. Ich weiß nicht, was ich thun soll. Ich bin erschöpft. Wie viel gehörte dazu, diesen sanften Menschen zur Verzweiflung zu bringen. Ich habe ihn soweit gebracht, ich wußte diese treue Seele nicht zu wahren. Er traut den Worten meiner Liebe nicht mehr, er geht zu Grunde. O, jetzt möcht' ich sterben... gleich sterben!

Ich fange an, mich zu verachten; und was das Allerschlimmste, Unbegreiflichste, mein Gewissen ist ruhig Ich habe einem geliebten Menschen, dessen ganzes Leben mir gewidmet ist, einen furchtbaren Stoß gegeben — und fühle mich nur unglücklich! Ich glaube, mir wäre wohler, wenn ich mich schuldig fühlte: o dann stürzte ich mich ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie und würde mit meiner Reue Alles gut machen. Reue tilgt alle Herzensflecken. Er ist ja so zärtlich, er könnte nicht widerstehen, er verziehe mir, und wir wären noch glücklicher nach allem Erlittenen. Was ist das aber für ein verwünschter Stolz, der keine Reue in meinem Herzen aufkommen läßt! Ich wollte, ich wäre jetzt allein, fern von hier — hätte nur Jascha mit; ich möchte irgendwo unter fremden Leuten sein, um mich zu ermannen!... Du findest keinen Seelenfrieden, Dmitri. Ach, Geliebter, all mein Herzblut bis zum letzten Tropfen gäb' ich hin, wenn Du mich verstehen wolltest und könntest. Wie wäre Dir wohl! Du fällst als ein Opfer Deiner überspannten Miekenntniß, und ich folge Dir in diesen Abgrund, ich folge Dir, weil ich Dich liebe, weil die unterirdischen Mächte mich zu Deinem Verderben auserkoren. Oft ist mir, als müßten ein paar Worte mit Woldemar mein Herz erleichtern, und doch wage ich es nicht die Gelegenheit zu suchen. Dahin haben sie es mit ihren Klatschereien gebracht! Es ist ihnen gelungen auch mich ängstlich zu machen und ein reines, edles Gefühl zu vergiften. Möge es ihnen Gott verzeihen! Semen Iwanowitsch hat mir indirect die Moral gelesen. Der gute

Doctor! hat mich recht gedauert: weiß nichts, und spricht mir von der Heiligkeit der Mutterpflichten.... Fällt ihm denn gar nicht ein, daß auch ich vielleicht darüber nachgedacht?... Die Theilnahme der Menschen ist oft kränkender als ihre Kälte. Die Freundschaft hält es für ihr schönstes Recht, den Freund an den Pranger zu stellen, und Beobachtung ihrer Rathschläge zu fordern, so sehr sie auch dem widerstreben mögen, dem sie ertheilt werden.... Wie kleinlich ist das Alles! Ha, es wird einem so schwül, so dumpf, wie in enger Stube, wenn alle Fenster geschlossen sind, und noch dazu die Fliegen herumschwärmen!...

Achtes Capitel.

Folgen der Entdeckung.

Wäre Beltow nicht nach N. gekommen, so hätten Cruciferski und seine Frau in ihrer stillen Häuslichkeit viele glückliche und ruhige Jahre verlebt. Allerdings, aber das gibt wenig Trost. Ich habe auch oft gedacht, wenn ich an einem abgebrannten Hause vorüberkam: wäre der Funke nicht hineingefallen und zur Flamme angefacht worden, so hätte dieses Haus noch viele Jahre gestanden, und man schmauste und belustigte sich darin — jetzt ist es ein Steinhaufen.

Unsere Erzählung ist eigentlich zu Ende. Wir können hier innehalten, und es dem Leser zu entscheiden überlassen, wer Schuld ist. Aber noch dürften sich einige interessante Einzelheiten finden. Man erlaube mir, sie mitzutheilen.

Wenden wir uns zuerst zum armen Cruciferski. Er hatte bald nach der Krankheit seiner Frau bemerkt, daß eine gewisse Idee sie lebhaft beschäftigte: sie war nachdenklich, unruhig, auf ihrem Gesichte lag etwas von

größerer Erhebung und Kraft als jemals. Ihm fielen mancherlei seltsame, unwahrscheinliche Erklärungsgründe ein, über die er innerlich lachte, die sich ihm aber immer wieder aufdrängten.

Einmal saß sie bei Jascha, da ging im Vorsaal plötzlich die Thür auf, und Jemand fragte: „Zu Hause?" — „Das ist Beltow", sagte Cruciferski emporblickend. Seine Augen begegneten auf Lubinka's Gesicht einer leichten Röthe und einem belebten Blick, der nicht Ihm zu gelten schien. Er fuhr zusammen und schwieg. Er wußte recht gut, daß seine Frau mit Beltow innig befreundet war, und das nahm ihn gar nicht Wunder. Aber dieser Blick, diese Röthe, die ihr Gesicht überflog? Wär's möglich? dachte er, und betrachtete von Neuem was geschah. Beltow liebkoste den Jascha, aber welch einen Blick voll Leidenschaft und Zärtlichkeit heftete er auf die Mutter! In diesem Blick hätte nur ein Blinder die Liebe nicht gesehen, die glühende und mehr noch, die glückliche Liebe. Sie stand da mit niedergeschlagenen Augen; ihre Hände zitterten ein wenig, ihr mochte gar wohl zu Muthe sein. Cruciferski trat, nachdem er einige Worte gesprochen, ins andere Zimmer. — Wär's doch wahr? fragte er sich erschrocken: es wurde ihm so wirr im Kopfe, die Ohren sausten ihm, sodaß er sich schnell aufs Bett setzen mußte. Nachdem er fünf Minuten in einem widerwärtig drückenden Zustand, ohne irgend einen klaren Gedanken, dagesessen, trat er wieder ein. Sie unterhielten sich so freundschaftlich, so herzlich, er kam sich dabei ganz überflüssig vor. Im Zimmer auf- und abgehend rief er sich mancherlei Kleinigkeiten ins Gedächtniß, die er früher kaum beachtet, die ihm aber jetzt als Beweis, als Bestätigung erschienen. Sie gab Beltow, als er ging, das Geleit, und lächelte ihm zu. Welch ein Lächeln!... „Ja, sie liebt ihn!" Kaum hatte er sich das gestanden, so wies er mit Schrecken diese Idee von sich, die aber hartnäckig wieder auftauchte. Eine finstere, rasende Ver-

zweiflung bemächtigte sich seiner. „O, meine Ahnung!“ rief er: „was soll ich thun! Auch Du, auch Du liebst mich nicht!“... Er raufte die Haare, biß sich in die Lippen, und auf einmal entwickelte sich in seiner weichen, zarten Seele die schreckliche Fähigkeit des Ingrimms, des Hasses, des Neides, das Bedürfniß der Rache, und er gewann vollends die Kraft, alles Das zu bergen.

Die Nacht brach herein. Er hätte nur zu gern weinen mögen, aber er hatte keine Thränen. Einige Minuten schloß ihm der Schlaf die Augen, aber er erwachte gleich, von kaltem Schweiß übergossen. Es hatte ihm geträumt, wie Beltow mit seinem Liebesblick Lubinka an der Hand führte, und sie ging davon, er sah es wol, auf immer; dann schwebte ihm wieder Beltow vor, und sie lächelte ihn an.... Er erschrak und stand auf. Draußen wurde es Tag. Sie schlief, ihr Gesicht war ruhig. Das Gesicht eines Schlafenden hat bisweilen einen eigenen rührenden Reiz. So war in diesem Augenblicke wirklich Lubinka's Gesicht. Auf einmal umschwebte ein Lächeln ihren Mund. „Sie sieht ihn im Traume“, dachte Cruciferski und betrachtete sie mit solchem Neid, so thierisch wild, daß er ohne die friedliebenden Gewohnheiten unsers Jahrhunderts, so gut wie der Mohr von Venedig sie erdrosselt haben würde. Unsere Tragödien schließen nicht so jäh. „Diese grenzenlose Liebe, wie hat sie sie gelohnt!... O, mein Gott! mein Gott! eine solche Liebe!“ wiederholte er, und trat zurück, als wollte er sich selbst — als wollte er schrecklichen Versuchungen entfliehen. Er näherte sich dem Bettchen Jascha's. Das Kind lag ausgestreckt, die Wange auf das Händchen gestützt, und schlief fest. „Du wirst bald verwaist sein“, dachte Cruciferski vor ihm stehend: „armer Jascha! Du hast bald keinen Vater mehr, ich kann, ich will das nicht überleben. Armes Kind, ich vertraue Dich dem Allvater, dem Beschützer aller Waisen.... Wie er ihr ähnlich sieht!...“ Er fing zu weinen an. Seine

Thränen, sein Gebet und die ruhige Miene des schlafenden Jascha erleichterten einigermaßen das Herz des Leidenden. Eine Menge ganz anderer Gedanken stiegen in seiner weich gestimmten Seele auf. „Thue ich auch recht, sie zu beschuldigen? Hat sie ihn denn lieben wollen? Auch ist er ja... bin ich doch beinahe selbst in ihn verliebt..." Und unser exaltirter Träumer, eben noch der rasend Eifersüchtige, der strafende Ehemann, entschloß sich auf einmal zu resigniren und zu schweigen. „Möge sie glücklich sein, möge sie meine selbstverleugnende Liebe erkennen! Wenn ich sie nur sehe, nur weiß, daß sie lebt. Ich will ihr Bruder, ihr Freund sein." Er weinte vor Rührung und fühlte sich erleichtert, als er zu dem Riesenwerk grenzenloser Selbstaufopferung sich entschlossen hatte; ihn erquickte der Gedanke, daß sein Opfer sie rühren würde. Doch das waren Momente geistiger Ueberspannung: bevor zwei Wochen vergingen, war er erschöpft, und erlag der schweren Bürde. Wir machen ihm keinen Vorwurf daraus. Solche widernatürliche Tugenden, solche vorsätzliche Selbstaufopferungen liegen nicht in der Natur des Menschen, sind meist nur Einbildung, aber keine Wirklichkeit. Einige Tage reichte seine Kraft, dann aber schwächte seinen Heroismus zuerst der kalte engherzige Gedanke: „sie glaubt, ich merke nichts, sie ist schlau, sie heuchelt." Von wem dachte er das? von einem Weibe, das er so liebte und achtete, das er kennen mußte, und doch nicht kannte. Darauf machte sich der innere Gram, der ihn ohnehin verzehrte, in Worten Luft, weil Worte den Schmerz lindern. Das führte zu Erklärungen, in denen er so wenig innehalten konnte als Lubinka es mochte. Diese Gespräche ließen ein drückendes Gefühl in ihm nach. Er vermied es, mit ihr unter vier Augen zu sein und doch führten sie ein so abgeschiedenes Leben, daß sie fast immer allein waren. Er versuchte fleißiger zu arbeiten, aber die Wissenschaft wollte ihm nicht in den Kopf: er konnte kein Buch lesen, oder während seine Augen lasen,

rief ihm seine Phantasie lichte Erinnerungen der Vergangenheit zurück, und oft flossen seine Thränen stromweise auf die Blätter irgend einer gelehrten Abhandlung. In seiner Seele entstand eine gewisse Leere, die buchstäblich mit jeder Stunde zunahm. Es wurde ihm unmöglich so zu leben. Da fing er an, Zerstreuung zu suchen. Wir haben aus Lubinka's Tagebuche gesehen, wie er am Johannistage von einer Abendunterhaltung bei seinem gelehrten Freund Meduſin nach Hause kam.

Apropos, ruhen wir hier von pathetischen Stellen aus und nehmen an der gelehrten Unterhaltung bei Meduſin Theil. Da müssen wir freilich vor allen Dingen mit dem ehrenwerthen Herrn vom Hause bekannt werden. Eine so angenehme Bekanntschaft, daß wir damit ein neues Capitel beginnen.

Neuntes Capitel.

Zechbrüder.

Iwan Afanaſſiewitsch Meduſin, lateiniſcher Sprachlehrer und Inhaber einer Privatſchule, war ein allerliebſter Mann und hatte gar nichts Meduſenhaftes — äußerlich, weil er kahlköpfig, innerlich, weil er nicht von Muth, ſondern von Liqueur erfüllt war. Meduſin wurde er im Seminar benannt, erſtlich, weil er irgend einen Namen haben mußte, und zweitens, weil die Haare des künftigen Gelehrten alle von einander abſtanden und ſich durch eine ungewöhnliche Dicke auszeichneten, ſodaß man ſie für Draht hätte nehmen können.

„Doch die Zerſtörungsmacht der Zeit
Hatt' in die Winde ſie zerſtreut"...

Aus dem Seminar trug Iwan Afanaſſiewitſch außer dem angenehmen mythologiſchen Familiennamen jene ſolide

Bildung davon, welche Seminariſten in der Regel bis an ihr Ende begleitet und ihnen ein ſo eigenthümliches Gepräge giebt, daß man einen ehemaligen Seminariſten in jedem Aufzug erkennt. Herr Meduſin zeichnete ſich nicht eben durch ariſtokratiſche Manieren aus: er konnte ſich nie entſchließen, ſeine Schüler „Sie“ zu nennen, und in der Unterhaltung Ausdrücke zu meiden, die in feiner Geſellſchaft ſelten vorkommen. Iwan Afanaſſiewitſch war ein Funfziger. Erſt hatte er in verſchiedenen Familien Unterricht ertheilt, dann brachte er's endlich ſo weit, daß er ſeine eigene Schule gründete. Einer der Lehrer war ſein Freund Koſernaumsky, auch ein Seminariſt, der ſich dadurch auszeichnete, daß er ſeit ſeiner Geburt nicht aus dem Schweiße kam, ſodaß er bei 30° Froſt ſich beſtändig die Stirn trocknete, während bei 10° Wärme ſein Geſicht förmlich tropfte. Der traf einmal Iwan Afanaſſiewitſch im Schulzimmer und ſagte zu ihm abſichtlich vor Andern: „Ich glaube, Iwan Afanaſſiewitſch, irre ich nicht, ſo iſt Ihr Namenstag vor der Thür. Wir werden ihn doch wol in gewohnter Weiſe feiern?“

„Wollen ſehen, Verehrteſter, wollen ſehen“, erwiderte Iwan Afanaſſiewitſch lächelnd und beſchloß aus irgend einem Grunde, ſeinen Namenstag diesmal prächtiger als je zu feiern.

Herrn Meduſin's Hausweſen war nicht „eingerichtet“. Seit funfzig Jahren hatte er ſeinen beſtändigen Aufenthalt in N., und doch konnte man glauben, er ſei erſt geſtern angekommen, und habe noch nicht Zeit gehabt, ſich etwas anzuſchaffen. Das geſchah nicht ſowol aus Geiz als aus völliger Unkenntniß der Gegenſtände, die ein in der bürgerlichen Geſellſchaft lebender Menſch braucht.

Da er ſich nun anſchickte, ein Feſt zu geben, ſo beſichtigte er ſein Inventar. Es zeigte ſich, daß er ſechs Theetaſſen beſaß, von denen zwei ſich in Gläschen verwandelt, weil ſie ihre einzigen Henkel verloren hatten. Für alle zuſammen waren drei Untertaſſen da; dann hatte

er noch eine Theemaschine, einige Teller, die auf dem Tische wackelten (die Köchin hatte dieselben als Ausschuß gekauft), zwei Weingläser, welche Medusin bescheiden seine Schnapsgläschen nannte, und drei Pfeifenrohre, mit Schmuz verstopft, wahrscheinlich, damit kein Zugwind durchkam. Das war Alles. Nun hatte er aber sämmtliche Schullehrer eingeladen. Lange sann er, wie er's mache — endlich rief er seine Köchin Pellagea herbei.

Pellagea war die Gattin eines tapfern Kriegers, der eine Woche nach der Hochzeit zur Miliz abgegangen, und seitdem keine Zeit gefunden hatte zurückzukehren, oder von seinem Tode Nachricht zu geben, wodurch er Pellagea in die sehr unangenehme Lage einer Witwe versetzte, welche in dem Verdachte steht, daß ihr Mann noch lebt. Ich habe tausend Gründe zu glauben, daß die dicke, lange Pellagea, mit einem Tuch um den Kopf, mit Wärzchen im Gesichte und sehr dunkeln buschigen Brauen geschmückt, nicht nur die Küche, sondern auch das Herz Medusin's versah: aber ich werde Euch diese Gründe nicht nennen, weil Privatgeheimnisse mir heilig sind.

Sie erschien. Er theilte ihr seine Verlegenheit mit.

„Sie plagt doch der Teufel!" antwortete Pellagea. „So'n gelehrter Mann, wie Sie sind! Verzeih' mir's Gott, wie ein unverständiger Knabe! Rufen da so 'ne Menge zusammen: und ein andermal lassen Sie sich keine zehn Kopeken Waschgeld abdringen! Was fangen wir nun an? S'ist eine Schande vor fremden Leuten: wir sind ja wie abgebrannt."

— „Pellagea!" rief Medusin mit donnernder Stimme: „misbrauche meine Geduld nicht! Ich will einmal meinen Namenstag mit meinen Freunden begehen; ich will's und ich thu's, ich leide keinen Widerspruch!" Hier war der Einfluß Cicero's augenfällig: Pellagea aber hatte die Kunde von dem Feste so aufgeregt, daß sie den Cicero vergaß.

„Meinetwegen, ich schweige auch; 's ist Ihre Sache.

Schmeißen Sie immerhin das Geld zum Fenster hinaus, wenn es Ihnen Plaisir macht. Geben Sie mir funfzig Rubel, so kaufe ich Alles, ohne die Getränke."

Pellagea wußte recht gut, daß ihre Antwort Herrn Medusin nicht gefallen würde. Als sie es daher gesagt hatte, stemmte sie den Elbogen in die eine Hand, neigte das Gesicht auf die andere und erwartete mit tiefem Selbstgefühl ruhig die Wirkung ihrer Worte.

— „Funfzig Rubel für diesen Plunder! Du bist wohl übergeschnappt! Habe ich denn mit Verres Sicilien geplündert, was? Funfzig Rubel, ohne die Getränke! Du närrische Alte! Weißt Du keinen andern Rath? Geh doch zum Popen Joanikius, lade ihn auf den vierundzwanzigsten zu mir ein und borge Dir von ihm Geschirr auf einen Abend."

— „Ei, wie hübsch sich das macht, in fremden Häusern Geschirr zusammenbetteln!"

„Pellagea! ist Dir dieser Mann bekannt"? fragte Medusin, auf einen in der Ecke stehenden Knotenstock hindeutend.

Als Pellagea den Bekannten erblickte, ging sie in die Küche, ihren Mantel und ihr seidnes Tuch umzunehmen, und begab sich dann murrend zum Vater Joanikius. Medusin aber setzte sich an den Schreibtisch und saß eine Stunde lang in tiefem Nachdenken; darauf griff er nach einem Blatt Papier und schrieb — Ihr glaubt wol, einen Commentar zur Aeneide oder zum Horaz? — Weit gefehlt; er schrieb Folgendes:

1) Russische Grammatik und Logik: verbraucht viel.
2) Geschichte und Geographie: verbraucht ziemlich genug.
3) Reine Mathematik: miserabel.
4) Französische Sprache: viel Wein.
5) Deutsche Sprache: sehr viel Bier.
6) Zeichnen und Kalligraphie: bloßen Schnapps.
7) Griechische Sprache: nimmt Alles zu sich.

Nächst diesen anthropologischen Notizen entwarf Iwan Afanassiewitsch das entsprechende Programm:

1	Eimer	Santorin	16	Rubel.
½	»	Branntwein	8	»
½	»	Bier	4	»
2	Flaschen	Meth	—	» 50 Kop.
3	»	Jamaika	4	»
10	»	Medoc	10	»
1	»	Liqueur	2	» 50 —
		Summa Rubel	45	— Kop.

Medusin war mit der Berechnung zufrieden: nicht zu viel Geld und genug zum Trinken. Außerdem bestimmte er noch eine ansehnliche Summe zum Ankauf von Pasteten, Schinken, Caviar, Citronen, Häringen, Tabak und Pfeffermünzplätzchen, letztere mehr aus Luxus als aus Nothwendigkeit.

Es war aber auch wirklich ein ausgezeichnetes Fest! Um sieben Uhr versammelten sich die Gäste; um neun Uhr strömte schon von dem Gesichte Kofernaumski's ein Platzregen; um zehn Uhr wollte der Lehrer der Geographie, als er mit dem Lehrer der französischen Sprache von dessen verstorbener Gattin sich unterhielt, vor Lachen bersten, wiewol er durchaus nicht begreifen konnte, was eigentlich an dem Tode dieser ehrenwerthen Frau lächerlich war. Noch bemerkenswerther aber ist, daß der Franzose, der trostlose Witwer selbst, als er ihn ansah, in Gelächter ausbrach, ungeachtet er „blos Wein" zu sich genommen hatte. Medusin ging den Gästen mit gutem Beispiel voran: er trank unaufhörlich, und zwar Alles was Pellagea nur immer reichte — Punsch und Bier, Wein und Branntwein, sogar ein Glas Meth erhaschte er, von dem es im Ganzen nur zwei Flaschen gab. Durch solches Beispiel ermuntert, blieben die Gäste hinter dem Hausherrn nicht zurück; Cruciferski allein, welchen dieser ehrenhalber eingeladen, weil er dem höhern Lehrer-

stande angehörte, nahm keinen Theil an dem allgemeinen Saus und Braus: er saß in einer Ecke und rauchte. Aber der durchdringende Blick des Hausherrn traf endlich auch ihn.

— „Dmitri Jakowlewitsch, wollen Sie nicht Citronenpunsch? Na wahrlich, Sie müssen nicht so kopfhängerisch dasitzen! Trinken selber nicht und stören die Andern!"

„Sie wissen, Iwan Afanassiewitsch, ich trinke niemals."

— „Ich mag von solcher Thorheit nichts wissen, liebster Freund! Sie mögen trinken oder nicht, unter guten Freunden muß ein Glas geleert werden.... Pellagea, ein Glas Punsch her, und recht stark!" Die letztere Bemerkung gründete der Hausherr wahrscheinlich darauf, daß Crucifersti auch keinen schwachen trinken wollte.

Pellagea brachte ein Glas Kisliar'schen Spiritus, worin ein jedenfalls schwer betrunkenes Citronenstückchen lag und einige Theelöffel heißes Wasser spurlos verschwunden waren. Crucifersti nahm, um den Hausherrn los zu werden, das Glas, in der Hoffnung, daß er Gelegenheit finden würde, drei Viertheile davon zum offenen Fenster hinauszuschütten. Das war indeß nicht so leicht: denn Medusin übergab seine Bostonpartie einem Andern und setzte sich zu Crucifersti hin.

„Sieh mal, Dmitri Jakowlewitsch, ich sage Dir aufrichtig, Du hast mich sehr verbunden, wahrhaft freundschaftlich verbunden. Wie kannst Du nur in Deinen Jahren Dich immer zu Hause abschließen! Hast freilich ein hübsches Weibchen, aber man muß ja doch auch manchmal in eine andere Welt hineinblicken. Na, Dmitri Jakowlewitsch, laß Dich dafür küssen!"

Und ohne die Entscheidung abzuwarten, ohne sich darum zu kümmern, daß ein Geruch wie aus einer offenen Schenke von ihm ausging, pragte er seine dicken Lippen recht scharf auf Cruciferski's Wange ab. Darauf umarmte auch Kofernaumsky, von welchem der Schweiß

in Strömen rann, den armen Dmitri Jakowlewitsch ohne alle Umstände. Cruciferski, der sich das Gesicht trocknen wollte, ohne seinen pädagogischen Collegen offenbar zu beleidigen, trat in eine Ecke und zog das Taschentuch heraus. Vor ihm standen, ihm den Rücken zukehrend, der Lehrer der französischen Sprache, der trostlose Witwer, und Gustav Iwanowitsch, der Lehrer der deutschen Sprache, der in diesem Augenblicke von Bier überfüllt war und sein Pfeifchen schmauchte. Beide bemerkten Cruciferski nicht, und setzten leise ihr Gespräch fort. Cruciferski hatte, wie man sich denken kann, gar nicht hören mögen, wovon sie sprachen: als aber der Name Beltow's zugleich mit dem seinigen ziemlich laut genannt wurde, fuhr er zusammen und hörte unwillkürlich zu.

„Das ist ein altes Stückchen", sagte der Franzose — „und wenn Adam keine Hörner getragen hat, so ist's, weil er im Paradiese der einzige Mann war."

— „Jawol! Dieser Beltow ist ein wahrer Don Juan", antwortete Gustav Iwanowitsch, und nach einer Minute lachte er laut auf. Er hatte nämlich nach deutscher Weise tiefsinnig erwogen, was der Franzose von Adam gesagt. Als er endlich den Sinn gefunden, nahm er lachend die von seinen germanischen Zähnen ganz zerbissene Pfeifenspitze aus dem Munde und setzte mit großer Vergnüglichkeit hinzu: „Ich habe die Pointe!"

Aber den größten Eindruck machte jene Bemerkung nicht auf Gustav Iwanowitsch, sondern auf Einen, der sie nur halb gehört, nämlich auf Cruciferski. Was bedeuteten diese zwei Namen neben einander? Wie, sollte das schreckliche Geheimniß, das er kaum ahnte, das er sich nicht zu gestehen wagte, schon zum Stadtgeklatsch geworden sein? Hatten jene das wirklich gesprochen? Freilich hatten sie's, und da standen sie noch auf derselben Stelle und Gustav Iwanowitsch lachte immerfort. Cruciferski war es, als sei ihm in der Brust etwas gerissen und diese füllte sich mit heißem Blut, das immer höher

und höher steige und zum Munde herausſprudeln wolle. Ihm ſchwindelte, ihm funkelte es vor den Augen; er fürchtete ſich, Jemandes Blicken zu begegnen, er fürchtete umzuſinken und lehnte ſich an die Wand.... Plötzlich fühlte er ſich von einer ſchweren Hand am Aermel ergriffen. Er bebte ganz zuſammen; was gibt's noch? dachte er. „Nein, lieber Dmitri Jakowlewitſch, ſo verfahren ehrliche Leute nicht", rief Meduſin, mit der einen Hand Cruciferſki am Aermel haltend, und mit der andern ein Glas Punſch emporhebend: „nein, Freundchen, haſt Dich bei Seite gemacht und denkſt, nun iſt's gut.... Ich hab's einmal ſo eingeführt: ob Du ein Glas nehmen willſt, oder nicht, das ſteht bei Dir, wenn Du aber eins genommen, ſo mußt Du trinken."

Cruciferſki ſah und hörte aufmerkſam hin — etwa wie Guſtav Iwanowitſch die Bemerkung des Franzoſen ſtudirte — endlich begriff er dunkel, worum es ſich handelte, nahm das Glas, leerte es auf einen Zug, und fing zu lachen an.

„So hab' ich's gern, brav! Und da ſagt er noch, er trinke nicht — o der Schalk! Nun, Dmitri Jakowlewitſch, mein guter Junge, noch ein Gläschen.... Pellagea!" ſetzte Meduſin hinzu, aus dem Glaſe Cruciferſki's mit eigenem Finger das Citronenſtückchen herauslangend: „Punſch her, und etwas ſtärker!... Willſt Du trinken?" — „Jawol."

„Bravo, Bravo!" Hier unterließ Meduſin nur darum Cruciferſki zu küſſen, weil ſein Mund mit der Citrone beſchäftigt war, die er ſammt Schale und Kernen verzehrte, mit der erläuternden Bemerkung: „Saures ſchmeckt vortrefflich, wenn der rechte Grund gelegt iſt."

Der Punſch wurde gebracht; Cruciferſki trank denſelben wie ein Glas Waſſer. Daß er wachsbleich war, und daß ſeine blauangelaufenen Lippen bebten, bemerkte keiner der Anweſenden, vielleicht weil dieſen der ganze Erdball zu beben ſchien.

Während noch immer gespielt wurde, setzte die unermüdete Pellagea auf einen kleinen Tisch ein Theebret mit einer Flasche und Weingläschen, dann einen Teller mit lauchdurchwürzten Häringen, die zwar durchschnitten, aber der Gräten durchaus nicht beraubt waren, was ihnen eine eigene, recht angenehme Schärfe gab. Das Spiel endete mit geringem Verlust und großer Zänkerei unter den Leuten, die eine ganze Bostonpartie mit einander zugebracht. Medusin hatte gewonnen, und war deshalb in der trefflichsten Stimmung. „Laßt gut sein, laßt gut sein!“ rief er. „Nehmen wir lieber — Gott gesegn'es! — etwas Cantafrener zu uns.“

Medusin nannte den Liqueur nie anders als Cantafrener; warum, weiß ich nicht, vermuthe jedoch, nach zuverlässigen lateinischen Quellen.

Die Gäste begaben sich an den Tisch.

„Dmitri Jakowlewitsch, ich hoffe doch, Du schlägst auch ein Gläschen Cantafrener nicht aus?“

— „Gebt her!“ antwortete Cruciferski und leerte ein großes Glas Branntwein, mit unterschiedlichen Kräutern vermengt, widerwärtig von Geschmack, aber wie leichtsinnige Leute glauben, gut für den Magen.

Das Entzücken der Gäste war unbeschreiblich. Jetzt brachte Pellagea eine Pastete von fabelhafter Größe....

Ich denke jedoch, nun kennen wir zur Genüge den Charakter des Balthasarschen Mahles, mit welchem Medusin sein Namensfest feierte. Ich halte es um so weniger für nothwendig, die Fortsetzung desselben zu beschreiben, da ich meinen Lesern versichern kann, daß das Fest in gleicher Richtung und auf gleicher Grundlage fortgesetzt wurde.

Am andern Tage hatte Cruciferski eine lange Unterredung mit Lubinka. Sie stand in seinen Augen wieder so hoch, so unerreichbar hoch, und er konnte sie begreifen und würdigen.... Aber es hatte sich etwas zwischen sie gedrängt und der schreckliche Gedanke, „man spricht da-

von", vernichtete ihn. Er sagte ihr übrigens davon kein Wort; es fiel ihm schwer, mit ihr zu sprechen, und er eilte ins Gymnasium. Da er hier zu früh ankam, begab er sich in's Wartezimmer, und trat an's Fenster. Wie lange war's, daß er so ruhig zu diesem Fenster hinaussah, wie lange war's, daß er, auf dem Gipfel menschlichen Glückes, so sehr nach Hause eilte! Und plötzlich hatte sich Alles geändert! Jetzt hätte er aus seinem Hause fliehen mögen.... Und doch drückte ihn die Größe und Seelenkraft seines Weibes nieder; er fühlte, daß sie nicht weniger litt als er, daß sie aber aus Liebe zu ihm diese Leiden barg. „Aus Liebe zu mir! Kann sie mich denn lieben? kann Einer den Balken lieben, der ihm den Weg zum Glücke sperrt? O hätte ich doch verhehlen können, daß ich Alles weiß! Wäre ich vorsichtiger gewesen, sie litte nicht so viel. Und wie gern thäte ich Alles, sie glücklich zu sehen! Aber was nun anfangen? fliehen? fliehen — wohin?"

Kofernaumsky hielt ihn an. Der hatte sich offenbar vom gestrigen Gelage noch nicht erholt; seine Augen waren roth und wie mit einem Hof umgeben, gleich dem Mond in frostigen Winternächten, seine Wangen und seine Nase hatten rothe Flecken.

„Wie geht's, lieber Freund?" sagte Kofernaumsky, den Schweiß vom Gesichte trocknend: „Katzenjammer?"

Cruciferski schwieg.

„Bin selber halb todt.

Hast Du im Meer ein Wrack gesehen,
Sahst Du's? dem gleicht mein Leben jetzt!

Wie gefällt Ihnen Medusin? Der alte Hund! Hat sich mal gehen lassen! Nun, Dmitri Jakowlewitsch, haben Sie sich denn noch nicht restaurirt? Ich meine, ein Keil auf einen Keil. .."

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Das will ich Ihnen erklären; ich ſehe, Sie ſind noch ein Neuling. Kommen Sie nur zu mir: ich wohne hier ganz in der Nähe —

„Komm' in mein ſtilles Heiligthum,
Ich opfre Dir Arak und Rum!“

Cruciferſki folgte dem Verſucher, ohne ſelbſt zu wiſſen weshalb. Kofernaumſky ſetzte ſtatt Rum und Arak ein Gläschen Schnapps und Gurken vor. Cruciferſki trank, und ward zu ſeiner Verwunderung inne, daß ihm in der That leichter ums Herz wurde. Eine ſolche Entdeckung konnte ihm natürlich nicht gelegener kommen, als zu einer Zeit, wo ein unaufhörliches Weh an ihm nagte.

Zehntes Capitel.

Abſchied von R.

Kurz nach zehn Uhr fand ſich Semen Iwanowitſch Crupow im großen Saale zu „Stadt Keresberg“ ein, und ging eine Weile mit finſterm, zürnendem Geſicht auf und nieder. Da öffnete ſich die Thüre von Beltow's Zimmer, und heraus trat Gregor mit einer Bürſte in der Hand und einem Paletot über dem Arm.

„Er ſchläft wol noch?“

— „Sind eben aufgeſtanden“, antwortete Gregor.

„Sage dem Herrn, daß ich da bin und mit ihm zu ſprechen habe.“

„Semen Iwanowitſch!“ rief Beltow an der Thür erſcheinend: „Semen Iwanowitſch, treten Sie nur gefälligſt ein!“

„Haben Sie ein halbes Stündchen Zeit für mich?“ fragte der Doctor.

— „Den ganzen Tag, wenn Sie wollen", erwiderte Beltow.

„Ich habe Sie doch nicht gestört? Sie beschäftigen sich, glaube ich, in den Morgenstunden mit politischer Oekonomie, nicht wahr?" Der Greis barg nicht im Mindesten den ironischen Ton seiner Frage.

— „Sie sind heute zwar früh aufgestanden, aber, wie es scheint, mit dem linken Fuß", bemerkte Beltow, der mit äußerster Sanftmuth die Ausfälle des alten Polterers aufnahm.

„Da wär' ich also aufgestanden, wie ich wollte."

— „Haben Sie die Güte", sagte Beltow und zeigte auf die Thüre.

Crurow trat schweigend ein.

„Wladimir Petrowitsch!" hub er an, während er sich umsonst alle Mühe gab, kalt und ruhig zu scheinen. „Ich komme ein Wort mit Ihnen zu reden, nicht in erster Hitze, sondern nach reiflichster Ueberlegung. Es schmerzt mich Ihnen bittere Wahrheiten zu sagen, aber es war mir auch nicht wohl zu Muthe, als ich sie erfuhr. Ich bin auf meine alten Tage angeführt worden. Ich habe mich in einem Menschen so getäuscht, daß ein sechzehnjähriger Junge darüber erröthen müßte."

Beltow sah den Greis erstaunt an. Dieser fuhr fort: „Da ich einmal mit der Sprache heraus muß, so werde ich, wie der macedonische Krieger, die Dinge bei ihrem Namen nennen — es komme, was da wolle. Ich bin alt, aber eine Memme wird mich Niemand schelten: und wär' ich selbst feig, so würde ich doch nie eine unedle Handlung edel nennen!"

— „Hören Sie, Semen Iwanowitsch! Ich halte Sie gewiß für keine Memme, und Sie sind sicherlich überzeugt, daß auch ich keine bin. Es wäre mir aber sehr unangenehm, Ihnen das beweisen zu müssen, Ihnen, den ich aufrichtig hochachte. Ich sehe, Sie sind gereizt, und darum lassen Sie's uns unter allen Umständen zur

Bedingung machen, keine groben Ausdrücke zu gebrauchen. Die wirken seltsam auf mich: sie lassen mich alles Gute in Demjenigen vergessen, der sich zum Schimpfen erniedrigt. Schimpfen erklärt nichts: darum zur Sache, und verzeihen Sie mir dies Avisо."

„Schon gut, mein Herr, ich will höflich sein, äußerst höflich. Erlauben Sie, Wladimir Petrowitsch, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu fragen: wissen Sie wol, oder wissen Sie's nicht, daß Sie das Glück einer Familie zerstört, die vier Jahre hindurch meine Freude war, die mir den Mangel an eigener Familie ersetzte. Sie haben ihr Leben vergiftet und vier Menschen auf einmal unglücklich gemacht. Ich habe Sie, weil Ihre Einsamkeit mich dauerte, in diese Familie eingeführt, Sie wurden wie ein Verwandter mit aller Liebe aufgenommen, und was war Ihr Dank? Lassen Sie es sich gesagt sein: der Mann wird über kurz oder lang sich hängen oder ertränken, ich weiß nicht, ob in Wasser oder in Wein; sie bekommt die Schwindsucht, dafür steh' ich Ihnen; das Kind bleibt verwaist in fremden Händen — und schließlich posaunt die ganze Stadt Ihren Sieg aus. Erlauben Sie denn auch mir, Ihnen zu gratuliren!..."

Der edle Greis bebte vor Zorn, indem er die letzteren Worte sprach.

„Aber", setzte er nach einer Pause hinzu, Sie, von Ihrem höhern Gesichtspunkte, machen sich vielleicht nichts daraus!"

Beltow erhob sich vom Sopha und ging rasch im Zimmer auf und ab, dann blieb er auf einmal vor dem Greise stehen.

— „Erlauben Sie nun mir, Sie zu fragen, wer gab Ihnen das Recht, so dreist und roh das heiligste Geheimniß meines Herzens zu berühren? Wie wissen Sie denn, daß ich nicht doppelt so unglücklich bin als die Andern? Aber ich will Ihren Ton vergessen; gut, ich will Ihnen antworten. Was wünschen Sie von mir

zu hören? Ob ich dieſes Weib liebe? Ja! ja! ich liebe ſie! Tauſend Mal wiederhole ich es Ihnen: ich liebe ſie mit aller Kraft meines Herzens! Ich liebe ſie! Hören Sie's?"

„Warum richten Sie ſie alſo zu Grunde? Wären Sie ein Mann von Herz, Sie würden auf der erſten Stufe innegehalten und Ihre Liebe nicht verrathen haben! Warum mieden Sie ihr Haus nicht? warum?"

— „Fragen Sie einfacher: warum lebe ich überhaupt? Das weiß ich wirklich nicht! Vielleicht um dieſe Familie unglücklich zu machen, um das beſte Weib, das ich kennen gelernt, zu verderben. Daß es Ihnen doch ſo leicht wird, zu fragen und zu verurtheilen! Ihr Herz muß von Jugend auf ſehr ruhig geſchlagen haben, ſonſt würde Ihnen doch etwas in der Erinnerung geblieben ſein. Wolan, ich will Ihre Fragen beantworten. Ja, ich fühle jetzt das Bedürfniß, nicht mich zu rechtfertigen — denn ich erkenne keinen Richter über mich, außer mir ſelbſt — ſondern mich auszuſprechen. Sie haben mir ohnehin nichts weiter zu ſagen: ich verſtehe Sie. Sie können es nur verſuchen, dieſelbe Sache in eine mehr und mehr beleidigende Form zu kleiden; zuletzt werden wir Beide gereizt, und ich möchte wahrlich nicht, daß Sie mir an der Barriere gegenüberſtünden — ſchon darum nicht, weil Sie dieſem Weibe unentbehrlich ſind!"

„Reden Sie, reden Sie, ich will hören."

— „Ich kam in einer der ſchwerſten Epochen meines Lebens hierher. Ich hatte mich von meinen Freunden im Auslande getrennt, in der Heimat ſtand mir kein Menſch nahe; ich traf mehrere Bekannte in Moskau, aber wir hatten nichts mit einander gemein. Das beſtärkte mich noch mehr in dem Vorſatz nach N. zu reiſen. Sie wiſſen, wie ich mich hier befand, und welches Leben ich führte. Auf einmal begegne ich dieſem Weibe.... Sie lieben und achten ſie, allein Sie kennen ſie ſo wenig, wie Sie mich kennen. Sie haben ihr häusliches Glück, ihre Liebe zu Mann und Kind hoch zu würdigen gewußt,

weiter nichts. Nehmen Sie's nicht übel, es gibt Augenblicke, in denen man nicht blos süße Wahrheiten sagen kann.... Glauben Sie nicht, daß äußere Vertraulichkeit oder eine Reihe von Jahren Einem die Seele des Andern öffnet — keineswegs! Sehr oft bleiben Menschen, die zwanzig Jahre miteinander gelebt, bis an den Tod sich fremd, oft lieben sie sich auch, ohne es zu wissen. Das Mitgefühl der verwandten Seele aber entdeckt in einem Augenblicke zehnmal mehr. Zudem haben Sie bei Ihrer Gewohnheit zu moralisiren sie von Ihrer doctorlichen Höhe betrachtet: doch ich, über ihre ungewöhnliche Kraft erstaunt, ich beugte mich vor ihr. Wunderbares Geschöpf! Dieselben Resultate, um die ich mein halbes Leben hingeopfert, zu denen ich mit Mühen und Qualen gelangte, und die mir so neu erschienen, daß ich sie für eine kostbare Errungenschaft hielt — ihr waren es einfache Wahrheiten, die sich von selbst verstanden und ihr ganz gewöhnlich vorkamen! Ich begreife es nicht! Ich habe viele Menschen gekannt: mit Jedem kommt man früher oder später an seinen Horizont, an einen Abgrund, über den er nicht hinaus kann; bei ihr sehe ich diesen Horizont nicht. Welche Momente wahrhafter Glückseligkeit genoß ich an jenen Abenden, wo wir uns lange unterhielten! Ich erholte mich von aller Kälte, die mich in meinem Leben getroffen. Nun fragen Sie Einen, der zum ersten Mal erkannt, was Liebe, was Glück sei, warum er nicht inne gehalten? Das ist ja nachgerade lächerlich! So viel Verständigkeit besitze ich nicht. Auch half's ja nichts! Als ich mir Rechenschaft geben konnte, mir klar darüber wurde, war es zu spät."

„Aber so sagen Sie mir nun, welchen Zweck haben Sie, wo soll das hinaus?"

— „Darüber habe ich nicht nachgedacht, und kann Ihnen nichts sagen."

„Vor Ihren Augen liegen nun auch die Früchte davon, daß Sie es nicht bedacht!"

— „Glauben Sie, ich sehe diese Früchte gleichmüthig oder ich brauchte mir das von Ihnen erst sagen zu lassen? Ich habe es längst gefühlt, daß mein Glück dahin, daß eine Epoche voller Poesie und Seligkeit für mich vorüber, daß man dieses Weib zu Tode quälen wird, weil sie wunderbar hoch steht! Dmitri Jakowlewitsch ist ein guter Mensch, er liebt sie unaussprechlich, aber bei ihm ist die Liebe zum Wahnsinn geworden, er richtet sich mit dieser Liebe zu Grunde. Was ist da zu thun? Das Schlimmste ist, daß er auch sein Weib zu Grunde richtet....“

„Wie meinen Sie nun — er hätte es wol kaltblütig sehen müssen, daß seine Frau einen Andern liebt?“

— „Ich sage das nicht. Wahrscheinlich mußte er das thun was er gethan; denn jede Natur bleibt sich treu, besonders in kritischen Momenten. Aber wissen Sie, was er nicht hätte thun sollen: sein Leben mit einem Weibe von solcher Kraft verbinden!“

„Ach, das habe ich ihm noch vor der Hochzeit gesagt! Allein Sie müssen zugeben, daß es nun zu spät ist, davon zu reden, und daß sie vor Ihrer Ankunft doch glücklich war.“

— „Guter Semen Iwanowitsch, das wäre nicht immer so geblieben. Mißverständnisse der Art kommen früher oder später zu Tage. Wie können Sie nur so inconsequent sein!“

„Wahrlich, es ist eine schwierige Sache. O, hab' ich's doch nicht umsonst immer gesagt, das Familienleben sei ein gefährliches Ding! Aber ich predigte wie Johannes in der Wüste. Sie sollten nun geradeau aus Mitleid....“

— „Ich weiß wahrlich nicht, was Sie von mir wollen. Nach ihrer Krankheit bemerkte ich ihre Trauer und seine stumme, bodenlose Verzweiflung. Ich kam fast nicht mehr zu ihnen, und was mir das gekostet, weiß ich allein; zwanzig Mal nahm ich mir vor, ihr zu schreiben, und unterließ es, aus Furcht, ihren Zustand zu verschlimmern. Wenn ich sie besuchte, schwieg ich. Was werfen

Sie mir also vor, was verlangen Sie von mir? Ich hoffe doch, daß Sie nicht der bloße Wunsch zu mir geführt hat, mir einige beleidigende Aeußerungen ins Gesicht zu schleudern!"

„Wladimir Petrowitsch! zeigen Sie jetzt, daß Sie ein Mann von Kraft sind! Ich glaube wohl, daß es Ihnen schwer fallen muß... aber bringen Sie ein Opfer, ein großes Opfer... und vielleicht retten wir noch diese Frau! Wladimir Petrowitsch, reisen Sie von hier fort!"... Die gezwungene Härte im Tone des Alten wich einer gewissen Zartheit; seine Stimme bebte. Er hatte Beltow lieb.

Beltow öffnete seine Mappe, suchte in den Papieren herum, und reichte ihm einen angefangenen Brief. „Lesen Sie!" sagte er. Es war ein Brief an seine Mutter, worin er sie von seinem festen Vorsatz benachrichtigte, recht bald wieder ins Ausland zu reisen.

— „Sie sehen, ich will fort. Und glauben Sie wirklich sie dadurch zu retten, lieber, bester Doctor?" fragte er traurig den Kopf schüttelnd.

„Aber was nun anfangen?" rief Crupow mit einer gewissen Verzweiflung.

— „Ich weiß nicht", erwiederte Beltow. „Semen Iwanowitsch, ich will einen Brief an sie schreiben, den bringe ich Ihnen. Ihr Ehrenwort, daß Sie ihr denselben zustellen!"

„Das will ich", versetzte Crupow.

Beltow gab dem betrübten und erschütterten Doctor das Geleit bis an die Thüre.

Darauf kehrte er an seinen Tisch zurück und warf sich in völliger Erschlaffung aufs Sopha. Die Unterredung mit Crupow hatte ihm augenscheinlich einen furchtbaren Stoß gegeben; er konnte das Besprochene noch nicht fassen, noch nicht bewältigen. Zwei Stunden lag er da, die erloschene Cigarre im Munde, darauf nahm er einen Bogen Briefpapier und fing zu schreiben an.

Nachdem er den Brief geschrieben und zusammengefaltet, kleidete er sich an, steckte den Brief zu sich und ging zu Trupow.

„Hier ist der Brief", sagte Beltow. „Können Sie mir, lieber Doctor, Gelegenheit verschaffen, sie zu sehen — in Ihrer Gegenwart, auf ein paar Minuten — können Sie's?"

— „Wozu das?"

„Fragen Sie nicht: verschlimmern kann das nichts. Wenn Sie jemals die geringste Neigung zu mir hatten, so thun Sie's."

— „Wann reisen Sie?"

„Morgen früh."

— „Finden Sie sich um acht Uhr im Garten ein."

Beltow drückte ihm die Hand.

— „Ihn habe ich heute in dem kläglichsten Zustande gesehen."

„Halten Sie ein! Kein Wort mehr davon, Semen Iwanowitsch, ich beschwöre Sie."

Bleich und mit verweinten Augen ging die unglückliche Lubinka am Arme des Doctors. Sie war in fieberhaftem Zustand, ihre Augen hatten einen schrecklichen Ausdruck. Sie wußte wohin sie ging, und wußte, wozu. Sie kamen an jene Bank und setzten sich. Lubinka hielt einen Brief in Händen; sie weinte still. Auch Trupow, der nicht einmal lehrreiche Bemerkungen zu machen im Stande war, trocknete Thräne auf Thräne.

Jetzt näherte sich Beltow. Alles Heitere in seinem Gesichte war verschwunden; in jedem Zuge zeigte sich ein gewaltiges Leiden. Todtenblaß ergriff er ihre Hand.

„Leben Sie wohl", sagte er zu ihr mit kaum vernehmlicher Stimme. „Ich muß wieder wandern, aber unsre Begegnung, aber Ihr Bild bleibt in mir... es wird mich trösten im letzten Augenblicke meines Lebens."

— „Sehen wir uns nie wieder?“ fragte sie.

Er schwieg.

— „Mein Gott!“ rief sie, und verstummte. „Leben Sie wohl, Woldemar!“ setzte sie flüsternd hinzu, und plötzlich, als hätte ihre Kraft sich verzehnfacht, stand sie auf, drückte ihm die Hand und sagte laut und deutlich: „Woldemar, denken Sie daran, daß Sie grenzenlos geliebt sind ... geliebt ohne Grenzen, Woldemar!“

Sie ging, er hielt sie nicht zurück. Sie hatte noch Muth genug, mit festerm Schritte zu gehen, als sie gekommen war.

Er blickte ihnen nach; seine Augen begleiteten sie weit sie konnten, das Schimmern des weißen Burnous zwischen den Birken. Sie hatte die Kraft nicht, sich umzuwenden. Woldemar blieb zurück. Muß ich sie denn wirklich verlassen, dachte er, auf ewig verlassen! Er lehnte den Kopf auf die Hand, schloß die Augen und saß eine halbe Stunde vernichtet, erdrückt von seinem Weh, als er sich plötzlich beim Namen rufen hörte. Er hob den Kopf in die Höhe und erkannte mit Mühe das allgemeine Rathsgesicht des uns wohlbekannten Rathes. Beltow grüßte ihn trocken.

„Wladimir Petrowitsch, Sie kommen wie es scheint hierher, Ihren Gedanken und Betrachtungen nachzuhängen?“

— „Jawol, und darum bin ich gern allein.“

„Da haben Sie ganz recht; ich meine auch, es kann für einen gebildeten Mann nichts Angenehmeres geben als Einsamkeit“, bemerkte der Rath, sich auf die Bank niederlassend: — „indessen gibt es bisweilen auch Gesellschaft, die nicht übel ist. Eben begegnete mir Dr. Crupow, der hat 'mal ein Dämchen erwischt. ...“ Beltow, der im selben Augenblick aufgestanden, als der Rath sich gesetzt, war im Begriff zu gehen: aber die letzteren Worte hielten ihn zurück. Die spöttische Miene des Rathes zeigte nur zu deutlich, in welcher Absicht er das

gesagt. Höchst wahrscheinlich hatte er sich auch nur zufolge eines geheimen Auftrags irgend einer Maria Stepanowna im Garten eingefunden.

— „Ich kenne die Dame, welche Dr. Grupow begleitete", sagte Beltow athemlos vor Wuth.

„Ei, wie sollten Sie nicht?" bemerkte der gesprächige Rath. „Ha, ha, ha! Ihr jungen Herren kennt alle hübsch Frauenzimmer."

— „Sie sind entweder verrückt oder ein Narr! In beiden Fällen Adieu!" sagte Beltow, und ging die Allee hinab.

„Wie erfrechen Sie sich, mich so zu nennen!" rief der Rath von der Bank aufspringend und wurde krebsroth.

Beltow blieb stehen. — „Was wollen Sie von mir?" fragte er den Rath: „daß ich mich mit Ihnen schieße? Gut, das will ich, so widerwärtig es ist. Wo nicht — entschuldigen Sie, ich habe die häßliche Gewohnheit, diejenigen, die mich im Spazierengehen stören, mit dem Stocke fortzujagen."

„Wie meinen Sie das?" fragte der Rath: „wer sind Sie, daß Sie mit dem Stocke zu drohen wagen?"

Zu jeder andern Zeit würde Beltow über den lieben Herrn Rath herzlich gelacht haben: in diesem Augenblicke aber, da er ohnehin so heftig gereizt war und sich kaum recht besann, was er that, zeigte er dem Rathe, wie er's meinte. Der Herr Rath stutzte; Beltow ging.

Am andern Morgen hatte Gregor mit dem Einpacken alle Hände voll zu thun. Beltow schritt im Zimmer auf und ab: ihn überkam ein Gefühl von Geistes- und Herzensleere, als fehlte ihm die Hälfte seines Daseins — eine schreckliche Beklommenheit, ein gewisses Beben, und plötzlich drangen ihm Thränen in die Augen. Zehnmal wandte sich Gregor an ihn mit einer Frage, und er antwortete: „gleichviel". In der That war es ihm in diesem Augenblick nicht allein gleichviel, welchen Paletot

er auf der Reise anziehe, sondern auch, wohin er reise, nach Paris oder nach Tobolsk.

Doctor Crupow trat ein, ganz anders als gestern: in seinen Augen waren Spuren von Thränen sichtbar, er kam langsam gegangen, strich den Hut mit dem Aermel, stand eine Weile am Fenster, dann bemerkte er dem Gregor, daß Etwas am Wagen nicht genug befestigt sei. Ueberhaupt war er ganz ungewöhnlich gestimmt.

„Sind Sie mit mir zufrieden, guter Doctor?" sagte Beltow halb lachend, halb weinend.

— „Ich habe Sie gestern beleidigt, verzeihen Sie mir.... Wenn Sie abreisen sollten...."

Die Stimme des Greises stockte.

„Lassen Sie das gut sein, Semen Iwanowitsch, wie können Sie nur..."

Beltow streckte ihm beide Hände entgegen.

— „Sie sollen noch ein Andenken von mir haben: ich habe Sie wahrhaft lieb, und will Ihnen..." hier reichte er ihm Etwas in einem ziemlich großem Saffianfutteral... „will Ihnen einen mir kostbaren, sehr kostbaren Gegenstand geben."

Beltow öffnete das Futteral, warf einen Blick auf den Greis und fiel ihm um den Hals. Der Greis schluchzte und sprach: „Muß mich doch über mich selbst schämen! Bin wahrlich ganz närrisch... werde auf meine alten Tage ein Greiner!"

Beltow warf sich auf einen Stuhl und hielt das Futteral vor sich: es umfaßte ein Aquarellportrait von Lubinka.

Crupow stand vor ihm, und um schließlich Beltow zu versichern, daß er gar nichts empfinde, machte er folgenden Commentar, heimlich seine Thränen trocknend:

„Vor zwei Jahren kam ein guter Maler hier durch, ein Engländer: er malte große Portraits in Oel. So ist z. B. das Portrait der Frau des Gouverneurs, das in dessen Kabinet hängt, von ihm. Ich beredete Lubinka, nur ein paar mal zu sitzen... hätte sie wol gedacht?..."

Beltow hörte ihn nicht, und so war es denn nicht sonderlich schade, daß Crupow's Rede durch den Gastwirth unterbrochen ward, welcher athemlos das Erscheinen des Herrn Polizeimeisters meldete.

„Was will er?“ fragte Beltow.

— „Hat mit Ew. Gnaden zu sprechen“, entwortete der Gastwirth.

„Sagen Sie, daß ich zu Hause bin.“

Der Polizeimeister trat ein, laut mit dem Säbel klirrend; von weitem zeigte sich durch die geöffnete Thüre ein hagerer Polizeicommissair, und der Kellner, der in Angst den Mantel des Polizeimeisters auf dem Arm hielt.

Beltow erhob sich, und seine ganze Gestalt drückte eine Frage aus, sodaß es keiner Worte bedurfte. Die Frage war natürlich die: „Was wollen Sie hier?“

— „Es thut mir recht leid, Wladimir Petrowitsch, Sie einige Minuten aufhalten zu müssen. Sie scheinen im Begriffe zu sein, unsre Stadt zu verlassen?“

„Ja wol.“

— „Se. Excellenz bittet Sie, sich zu ihm zu bemühen. Der Herr Rath Jelkanewitsch hat in einem Schreiben an Se. Excellenz eine Klage wegen Ehrverletzung gegen Sie erhoben. Es thut mir recht leid, aber ich muß meine Dienstpflicht erfüllen. Sie werden selbst zugeben, ich kann nichts als streng Folge leisten.“

„Das kommt mir sehr zur Unzeit! Erlauben Sie mir die Frage: kann mich das lange aufhalten?“

— „Das wird von Ihnen abhängen. Herr Jelkanewitsch ist ein nobler Mann: er wird die Sache gewiß nicht in die Länge ziehen, wenn Sie eine Erklärung geben....“

„Welche Erklärung denn?“

„Ach Wladimir Petrowitsch, was ist mit Ihnen anzufangen? Sie verstehen doch gar nichts“, bemerkte Crupow: — „na, wollen Sie, so werde ich mit dem Herrn Polizeimeister die Sache vermitteln und in einer Viertelstunde abmachen.“

„Sie würden mich ungemein verbinden.“

— „Bitte sehr“, bemerkte der Polizeimeister, „das ist ja unsre heilige Pflicht, und nichts ist uns angenehmer, als wenn wir so etwas friedlich und zu allgemeiner Zufriedenheit schlichten.“

Das geschah denn auch.

Schluss.

Zwei Wochen später kam über den Mühlendamm, auf jenem Wege, der von Bälo-Pole nach der Landstraße führte, eine Reiseequipage heran. Gregor saß auf dem Bock, seine Pfeife rauchend, der Postillon redete den Pferden zu, besser Schritt zu halten und um sich ihnen verständlicher zu machen, sprach er lauter Vokale: o... o... o... u... u... u... a... a... a... u. s. w. Diesseit des Flusses stand eine bejahrte Frau in weißem Kleid und weißer Haube, auf den Arm ihres Dienstmädchens gestützt, und winkte mit thränenschwerem Tuche einem Manne zu, der sich aus dem Wagen herausbog und auch mit dem Tuche winkte. Der Weg ging ein wenig rechts ab; als der Wagen hier umlenkte, sah man ihn nur noch zum Theil; bald verdeckte ihn eine Staubwolke, der Staub zerstreute sich, und auf der Straße war nichts mehr zu sehen. Die Alte aber stand noch immer da, und spähte in die Ferne.

Traurig und öde wurde es der guten Alten in Bälo-Pole. Sonst pflegte doch Woldemar ein paar Mal in der Woche zu kommen; sie war so gewohnt, schon von weitem auf dem Berge das Schellengeläut zu hören, und auf den Balkon hinauszutreten, auf welchem sie ihn einst als sonnverbrannten Jungen mit offner Stirn erwartete. Nun zog es sie nach N. hin. Dort lebte das Weib das

ihr Sohn liebte und die das unglückliche Opfer ihrer Liebe zu ihm ward. Wirklich übersiedelte die Alte auf den Winter nach N. Sie fand Lubinka im Erlöschen, hoffnungslos daniederliegend. Doctor Crupow, der noch einmal so finster geworden, schüttelte den Kopf, wenn man ihn nach ihr fragte, Cruciferski verging vor Harm und — trank. Frau von Beltow erbat sich die Erlaubniß, die Kranke zu pflegen, und ganze Tage brachte sie an ihrem Bette zu. Etwas Hochpoetisches lag in dieser Gruppe: die sterbende Schönheit und das schöne Alter — dies hinwelkende Weib mit den eingefallenen Wangen, mit den großen glänzenden Augen und dem nachlässig auf die Schultern fallenden Haar, wie sie, das Haupt auf die abgemagerte Hand gestützt mit halbgeöffneten Munde und einer Thräne im Auge den endlosen Erzählungen der Mutter von ihrem Sohne zuhörte, von ihrem Woldemar, der jetzt so fern von ihnen weilte!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.